This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

G. BILLETER

DIE ANSCHAUUNGEN VOM WESEN DES GRIECHENTUMS

Digitized by Google

LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
LET THERE BE LIGHT
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
ORGANIZED 1868
JANE K. SATHER
LIBRARY FUND.
CLASS

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

DIE ANSCHAUUNGEN VOM WESEN DES GRIECHENTUMS

VON

GUSTAV BILLETER

1911
LEIPZIG UND BERLIN
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER

Digitized by Google

COPYRIGHT 1911 BY B G. TEUBNER IN LEIPZIG.

ALLE RECHTE, EINSCHLIESSLICH DES ÜBERSETZUNGSRECHTS, VORBEHALTEN

Digitized by Google

Vorwort.

In vorliegender Arbeit habe ich versucht, die Anschauungen vom Wesen des antiken Griechentums als einer Gesamterscheinung nach ihren Hauptzügen darzustellen.

In der Geschichte dieser Anschauungen nimmt das 18. und das 19. Jahrhundert weitaus den ersten Platz ein. Zwar gehen die im dritten Abschnitt des „Allgemeinen Teils" behandelten Vorstellungen, die Werturteile über das Griechentum, in verhältnismäßig reicher Entfaltung, sehr viel weiter zurück; auch die Entwicklung der übrigen Anschauungen vom Wesen des Griechentums, der Erkenntnisurteile, beginnt auf vielen Punkten ebenfalls schon im Altertum selbst; aber in voller Breite und Stärke setzt sie erst in den letzten beiden Jahrhunderten ein. So ruht das Schwergewicht des Gegenstandes wie unserer Arbeit in diesen Zeiten; auch die Bewertung des Griechentums wurde hauptsächlich für diese Periode verfolgt. Doch wurden stets auch die früheren Stufen beider Reihen von Anschauungen in Betracht gezogen, nur in beschränkterem Maße, und, namentlich im „Besonderen Teil" des Buches, überwiegend summarisch, oft auch unter Hinweis auf andere Behandlungen des Gegenstandes.

Innerhalb dieses Rahmens nun wurde eine systematische Darstellung gewählt. Dazu führte vor allem die Beobachtung, die bei der Sammlung und Verarbeitung des Stoffes sich immer deutlicher herausstellte, daß die Geschichte der Anschauungen vom Wesen des Griechentums innerhalb des hauptsächlich ins Auge gefaßten Zeitraumes in erster Linie durch eine Erscheinung charakterisiert ist: durch das Fortbestehen einer großen Reihe, ja vielleicht der Mehrzahl dieser Theorien über weite Strecken jenes Zeitraumes, ja vielfach über seine ganze Ausdehnung hin. Auch konnte auf diesem Wege ein weiterer Zweck der Arbeit, der neben der geschichtlichen Darstellung stets vorschwebte, eher erreicht werden: die Klarlegung und mittelbare Förderung dieser Probleme an sich. Doch auch die Entwicklungen und Wandlungen wurden in ein deutliches Licht gesetzt; vor allem

229126

Digitized by Google

ist im Allgemeinen Teil immer wieder auf zahlreiche große Gegensätze hingewiesen, durch die die ganze ältere Betrachtungsweise von jener geschieden ist, die sich heute mehr und mehr durchsetzt; auch jene, ebenfalls meist in die zweite Hälfte oder gegen den Ausgang des 19. Jahrhunderts fallenden Wandlungen sind stets berücksichtigt, namentlich im Besonderen Teil, in denen ein Widerspruch gegen zahlreiche einzelne Theorien meist älteren Ursprungs sich kundgibt.

Es fragte sich, wie weit in der Darlegung der allgemeinen, besonders geschichtstheoretischen Vorbedingungen der Auffassungen des Griechentums zu gehen sei. Je mehr sich zeigte, wie wichtig diese Einflüsse seien, um so weniger konnte von ihrer ausreichenden Berücksichtigung abgesehen werden. Dagegen war bei den Belegen zu solchen allgemeineren ideengeschichtlichen Richtungen selbstverständlich in dieser Spezialarbeit das äußerste Maß geboten.

Die übrigen Belege, zu den eigentlichen Anschauungen über das Griechentum selbst, sollen und können selbstverständlich nur eine Auswahl sein, eine Auswahl nicht bloß aus der unübersehbaren Masse des vorhandenen Stoffes, sondern auch aus dem mir bekannten, und weiterhin aus dem von mir ursprünglich gesammelten Material; mehr eine Art Sammlung kennzeichnender Beispiele. Dabei wurden die führenden Persönlichkeiten natürlich stärker berücksichtigt; aber auch die Verbreitung der einzelnen Auffassungen mußte wenigstens einigermaßen anschaulich gemacht werden. Noch etwas anderes ist hier zu beachten. In einer Geschichte der speziellen Erforschung des Griechentums kämen sozusagen allein die selbständigen, wissenschaftlichen Arbeiten auf diesem Gebiete in Betracht; hier jedoch, wo es sich um die Darstellung gewisser allgemeiner Betrachtungsweisen handelt, muß der Kreis weiter gezogen werden; dies gilt selbstverständlich besonders für die Geschichte des Werturteils, wo übrigens, bei der Überfülle des Stoffes, und weil z. T. andere Sammlungen vorhanden sind, in den Belegen sehr zurückgehalten wurde.

Endlich wurde auch das weitere Ziel ins Auge gefaßt, das ja gerade bei einem solchen Gegenstand allgemeinerer Natur ebenfalls in Betracht fällt, bis zu einem gewissen Grade wenigstens auch eine kritische Beurteilung der dargestellten Anschauungen zu geben. Ohne daß auf das einzelne eingetreten werden konnte, wurde vielfach versucht, die Lage der allgemeinen Probleme und die heutigen Anforderungen an ihre Lösung zu beschreiben, oft auch einige mutmaßliche Richtungslinien dieser Lösung zu entwerfen.

Digitized by Google

Dadurch, sowie durch jene beständige Gegenüberstellung der neueren und der älteren Anschauungen, wie überhaupt auch durch die gesamte Sammlung und Disponierung der Stoffmasse sollte zugleich der weitere Zweck gefördert werden, der neben der rein geschichtlichen Darstellung mir von Anfang an vorschwebte, mittelbar zur Aufhellung dieser Probleme beizutragen. Wenn außerdem auch gewisse allgemeine geschichtstheoretische Fragen als solche durch diese ihre Prüfung am Griechentum da oder dort klarer oder einer Beantwortung näher gerückt würden, so wäre ein weiterer Wunsch des Verfassers erfüllt.

Was die äußere Durchführung der Aufgabe anlangt, so erschien es mir am passendsten, daß Ganze in zwei auch äußerlich getrennte Teile zu zerlegen, einen mehr allgemeinen, darstellenden und einen zweiten, besonderen, in dem die Belege, ferner Bemerkungen zu vielen von diesen, außerdem zahlreiche Ergänzungen und Ausführungen zum Allgemeinen Teil gegeben werden. Durch diese Trennung sollte namentlich die Darstellung der Grundideen von allem Beiwerk entlastet und dadurch um so übersichtlicher gestaltet werden. Beide, selbstverständlich durch entsprechende Verweisungen zueinander in Beziehung gesetzte Teile sind bis zu einem gewissen Grade voneinander unabhängig; namentlich ist der zweite Teil so eingerichtet, daß er auch für sich verständlich und lesbar ist, indem er seine eigene Einteilung hat und durchweg die nötigen Überschriften, meist auch einleitende Bemerkungen beigegeben sind; letzteres mußte begreiflicherweise nicht selten Parallelen zum ersten Teil mit sich bringen.

Der zweite, besondere Teil hätte leicht sehr viel knapper gehalten werden können, wenn darauf verzichtet worden wäre, in den meisten Fällen den, wenn auch möglichst kurzen Wortlaut der Belege zu geben. Gerade dies aber hielt ich für unumgänglich. Wie wenig besagt doch bloß Autorname, Buchtitel und Seitenzahl, wie ganz anders wirkt ein möglichst charakteristisch ausgewähltes Wort des Autors selbst. Zudem hätte ich auf diese Weise dem Leser nur die Mühe der Auswahl, aber nicht des Nachschlagens erspart, und auch wer sich dieser Arbeit unterzöge, hätte nicht den gleichen Eindruck wie der, dem ein größeres Material bereits ausgeschrieben vorliegt. Zudem konnte so der Besondere Teil außer seiner eigentlichen Aufgabe, dem Allgemeinen Teil als Unterlage und Ausführung zu dienen, noch den weiteren Zweck erfüllen, dem Benutzer Stoff zu selbständiger Behandlung des Gegenstandes zu bieten. Gern hätte ich den Belegen noch zahlreichere Bemerkungen beigegeben, unterließ es aber mit Rücksicht auf den Umfang des Ganzen. Ich hoffe

Digitized by Google

also immerhin, man werde mir in Erwägung der genannten Gründe den zweiten Teil des Satzes vom μέγα βιβλίον erlassen.

Das Manuskript wurde im April d. J. endgültig abgeschlossen.

Der Verlagsbuchhandlung danke ich für ihr bereitwilliges Entgegenkommen; meinem Freunde Dr. E. Howald für seine Mithilfe bei der Korrektur und die Herstellung des Autorenregisters.

Zürich, im Dezember 1910.

Dr. phil. **Gustav Billeter,**
Professor am Gymnasium und Privatdozent an der Universität.

Digitized by Google

Inhaltsübersicht.

Allgemeiner Teil.

Seite

Einleitung. Der Begriff „Griechentum" und seine zeitliche Abgrenzung 1—5

Erster Abschnitt.

Die Anschauungen von der Einheit und Mannigfaltigkeit innerhalb des Griechentums.

1. Kapitel. Die einheitliche Auffassung des Griechentums.

1. Die Vorbedingungen der einheitlichen Auffassung des Griechentums . 6—8
2. Die Wirkungen der einheitlichen Auffassung des Griechentums . 8—13
3. Die einheitliche Auffassung des Griechentums und der Begriff des Volkscharakters . . . . . 13—18

2. Kapitel. Die Anschauungen von der Differenzierung des Griechentums 19—24

3. Kapitel. Der Begriff des Zeitalters und seine Anwendung auf das Griechentum . . . . . 24—26

Zweiter Abschnitt.

Die vergleichende Betrachtung des Griechentums.

1. Kapitel. Über die Voraussetzungen der vergleichenden Betrachtung des Griechentums . . . . . 27—30

2. Kapitel. Über die allgemeinen Ergebnisse der vergleichenden Betrachtung des Griechentums I.

Die vergleichende Betrachtung des griechischen Volkscharakters. Einleitung 31/32

1. Die Anschauungen von der Eigenart des einheitlichen griechischen Volkscharakters . . . . . 32—39
2. Die Anschauungen von der Eigenart des differenzierten griechischen Volkscharakters. 39/40
3. Die Auffassungen des einheitlichen griechischen Volkscharakters als Typus . . . . . 40—42
4. Die Anschauungen von der typischen Differenzierung des griechischen Volkscharakters 42

3. Kapitel. Über die allgemeinen Ergebnisse der vergleichenden Betrachtung des Griechentums II.

Die vergleichende Betrachtung der griechischen Kultur. Einleitung 42/43

1. Die Anschauungen von der Eigenart gemeinsamer Züge der griechischen Kultur . . . . . 43—48
2. Die Anschauungen von der eigenartigen Differenzierung der griechischen Kultur 48/49
3. Die Anschauungen von dem typischen Charakter gemeinsamer Züge der griechischen Kultur . . . . . 49—51
4. Die Anschauungen von der typischen Differenzierung der griechischen Kultur . . . . . 51—55

Digitized by Google

Seite

Dritter Abschnitt.
Die Bewertung des Griechentums.

Vorbemerkung 55/56
1. Kapitel. Das Werturteil über geschichtliche Erscheinungen.
1. Werturteil und Erkenntnis 56/57
2. Werturteil und Geschichtswissenschaft 57/58
3. Die Schwankungen des Maßes wertender Anteilnahme an geschichtlichen Erscheinungen . . . . . 58—60
4. Neuere Wandlungen in der Bewertung geschichtlicher Erscheinungen 60/61
2. Kapitel. Die Bewertung des Griechentums I.
Vorbemerkung 62
1. Die Bewertung des Griechentums und dessen wissenschaftliche Erkenntnis 62
2. Andere Veränderungen des Maßes wertender Anteilnahme am Griechentum 63/64
3. Neuere allgemeine Veränderungen in der Bewertung des Griechentums 64/65
3. Kapitel. Die Bewertung des Griechentums II.
1. Die Bewertung des Griechentums in seinem zeitlichen Verlaufe. . 65—67
2. Die allgemeine positive Bewertung des Griechentums . . . . . 67—73
3. Die allgemeine negative Bewertung des Griechentums 73/74

Vierter Abschnitt.
Die Anschauungen von den allgemeinen Bedingungen des Griechentums.

Einleitung. Über neuere Wandlungen der Auffassung geschichtlicher Kausalzusammenhänge im allgemeinen und beim Griechentum . 75/76
1. Kapitel. Die Anschauungen von den allgemeinen Bedingungen der älteren und mittleren Zeitalter des Griechentums (seiner Entstehung und „Blüte").
Vorbemerkung 77
1. Die Erklärung aus der zeitlichen Stellung des Griechentums . . . 77/78
2. Die geographischen Theorien 78/79
3. Die Annahme ethnischer Voraussetzungen 79/80
4. Die orientalistische Theorie 80/81
5. Innere Zusammenhänge der griechischen Kultur als Voraussetzungen ihrer Entfaltung 81
2. Kapitel. Die Anschauungen von den allgemeinen Bedingungen der späteren Epochen des Griechentums (seines „Verfalls") . . . . . 82—86
Schluß. Die Anschauungen vom Wesen des Griechentums und die Frage nach seiner geschichtlichen Wirkung 86/87

Besonderer Teil.

1. Kapitel. Die Anschauungen über die Abtrennung des „antiken" Griechentums von der Folgezeit.
1. Die Betonung der Abtrennung 88/89
2. Die Hervorhebung der verbindenden Züge 89
2. Kapitel. Die Annahme der Einheitlichkeit des Griechentums.
1. Im allgemeinen . . . . . 90—93
2. Die bewußte Ersetzung des Griechentums durch Teilerscheinungen 93/94
3. Weiteres zur Bildung der Vorstellungen vom Griechentum aus Teilerscheinungen 94

Digitized by Google

Seite

3. Kapitel. **Die Betonung der Differenzierung des Griechentums.**
1. Im allgemeinen.
A. Bei Neueren 94/95
B. Bei Früheren 96
2. Die Forderung der Einbeziehung aller Kulturgebiete in das Bild des Griechentums 96/97
3. Die Hervorhebung der Differenzierung des Griechentums auf einzelnen Kulturgebieten (Literatur, bildende Kunst, Religion) . . 97/98

4. Kapitel. **Der Begriff des Zeitalters und das Griechentum.**
1. Allgemeine Anschauungen vom Begriff des Zeitalters 98
2. Zur Geschichte der Anwendung des Epochenbegriffs auf das Griechentum 99/100

5. Kapitel. **Aus der Geschichte der Lehre vom Volkscharakter.**
1. Zur Literatur über die Geschichte des Begriffes und seiner Anwendung auf das Griechentum 100/101
2. Die Annahme eines Volkscharakters . . . . . 101—103
3. Die Vorstellungen von den Wandlungen des Volkscharakters . 103
4. Die Betonung der Schwierigkeit einer Erkenntnis des Volkscharakters 103/104
5. Theorien über die Verteilung der Eigenschaften innerhalb eines Volkscharakters 105

6. Kapitel. **Die Anschauungen von der Eigenart des griechischen Volkscharakters I.**
1. Die einzigartige Begabung der Griechen 105/106
2. Die hervorragende Begabung der Griechen . . . . . 106—108
3. Die allseitige Begabung der Griechen 108/109

7. Kapitel. **Die Anschauungen von der Eigenart des griechischen Volkscharakters II.**
1. Die seelische Gesundheit der Griechen; krankhafte Züge . . . 109
2. A. Die griechische Energie und Regsamkeit 109/110
B. Die schöpferische Kraft 110
C. Der Wille zur Macht 111/112
D. Der Freiheitstrieb 112
E. Der Geselligkeitstrieb 112

8. Kapitel. **Die Anschauungen von der Eigenart des griechischen Volkscharakters III.**
1. Die seelische Harmonie des griechischen Wesens . . . . . 112—117
2. Die Unausgeglichenheit der Gegensätze im griechischen Volkscharakter 117

9. Kapitel. **Die Anschauungen von der Eigenart des griechischen Volkscharakters IV.**
1. Maß und Ruhe als griechische Charakterzüge (die Sophrosyne)
A. Im allgemeinen . . . . . 117—121
B. Im künstlerischen Schaffen . . . . . 121—124
C. Einschränkungen und Bestreitungen der unter A genannten Anschauungen 124/125
2. Die griechische Eindrucksfähigkeit, Reizbarkeit und Leidenschaftlichkeit . . . . . 125—128

10. Kapitel. **Die Anschauungen von der Eigenart des griechischen Volkscharakters V.**
1. Die griechische Sinnlichkeit . . . . . 128—131
2. Die Richtung des griechischen Geistes auf das Diesseits und das Endliche; entgegengesetzte Anschauungen; Einschränkungen 131—133

Digitized by Google

Seite

11. Kapitel. Die Anschauungen von der Eigenart des griechischen Volkscharakters VI.

1. Die griechische Heiterkeit.
   - A. Im allgemeinen . . . . . 133—136
   - B. Der heitere Charakter der griechischen Religion. 136
   - C. Der Widerspruch gegen diese Anschauungen 137
2. Der griechische Pessimismus.
   - A. Stimmen aus dem 18. Jahrhundert 137/138
   - B. Aus dem 19. Jahrhundert
     - a) Mit Betonung des Gegensatzes zum Christentum 138/139
     - b) Weitere Vertreter der Lehre vom griechischen Pessimismus 139—141
     - c) Vermittelnde Ansichten 142/143
     - d) Die Annahme eines griechischen Pessimismus für bestimmte Epochen 143/144
     - e) Die Kritik der Vorstellungen vom griechischen Pessimismus 144/145

12. Kapitel. Die Anschauungen von der Eigenart des griechischen Volkscharakters VII.

1. Die Fähigkeit der Beobachtung und Anschauung 145
2. Die Klarheit der Vorstellungen 146
3. Die Phantasie 146/147

13. Kapitel. Die Anschauungen von der Eigenart des griechischen Volkscharakters VIII.

1. Die intellektuelle Begabung der Griechen 147/148
2. Die Richtung auf den Rationalismus 149
3. Die logisch-dialektische Befähigung; die Richtung auf die Deduktion u. ä. 149/150
4. Der eristisch-„sophistische" Zug und Verwandtes 151
5. Der Wissenstrieb 151/152

14. Kapitel. Die Anschauungen von der Eigenart des griechischen Volkscharakters IX. Die künstlerische Begabung der Griechen.

1. Allgemeines . . . . . 152—156
   Anhang zu 1. Die griechische Kunst und die Darstellung des „Schönen" 156/157
2. Der griechische Sinn für „Form" und „Stil" . . . . . 157—159
3. Weitere besondere Richtungen der künstlerischen Begabung. . 159/160
4. Der plastische Sinn 161

15. Kapitel. Die Anschauungen von der Eigenart des griechischen Volkscharakters X. Ungünstig bewertete sittliche Eigenschaften der Griechen (Charakterfehler).

1. Die Anschauungen der Römer 161/162
2. Die Anschauungen der Neuzeit
   - A. Zusammenfassungen. . . . . 162—164
     Entgegengesetzte Anschauungen 164
   - B. Einzelne Eigenschaften
     - a) Habsucht 164
     - b) Hinterlist, Untreue u. ä. 165
       Einschränkungen und entgegengesetzte Anschauungen . . 165/166
     - c) Unstätigkeit, Leichtfertigkeit, Leichtgläubigkeit 166
     - d) Neid, Eitelkeit, schauspielerisches Wesen 166/167
     - e) Grausamkeit u. ä. 167

Digitized by Google

Seite

16. Kapitel. **Zur Geschichte der Lehre von den griechischen Stammescharakteren.**
1. Die Auffassungen des Verhältnisses zwischen Stammescharakteren und Volkscharakter 167/168
2. Die Lehre vom Dorier- und Ioniertum
A. Dorier- und Ioniertum als die bedeutungsvollsten Stammescharaktere 168/169
B. Die Bestreitung dieser Vorstellungen 169/170
C. Modifikationen der Lehre vom Dorier- und Ioniertum . . . 170
3. Weitere Annahmen bedeutungsvoller Teilcharaktere des griechischen Volkes 170/171
4. Die Auffassungen des attischen Stammescharakters als Inbegriff des griechischen Volkscharakters 171/172
5. Weitere Nachweise zu den Anschauungen von den griechischen Stammescharakteren
A. Zur Literatur. 172
B. Dorier; Ionier; Äolier; Athener . . . . . 172—174

17. Kapitel. **Die Auffassungen des griechischen Volkscharakters als Typus I.**
1. Allgemeines. Einschränkungen der Vorstellungen von der Eigenart des griechischen Volkscharakters 174/175
2. Der griechische Volkscharakter als allgemeiner menschlicher Typus 175/176
3. Der griechische Volkscharakter als besonders typisches Beispiel allgemein menschlichen Wesens 176/177
4. Die Griechen als Vertreter eines enger begrenzten seelischen Typus
A. eines unbenannten Typus 177/178
B. die Griechen als aktives Volk 178
C. als Indogermanen 178/179
D. als Europäer 179
E. als Mittelmeervolk 179/180
F. als Südländer. 180/181
5. Die Annahme einer typischen Differenzierung des griechischen Volkscharakters 181

18. Kapitel. **Die Auffassungen des griechischen Volkscharakters als Typus II.** Die Griechen als körperlich-seelischer Typus.
1. Die Griechen als Angehörige der „weißen Rasse“. 182
2. Die Griechen als Vertreter der „nordeuropäischen“ Rasse; der arischen, indogermanischen „Rasse“ . . . . . 182—184
3. Aus der Literatur über die Rassenfrage im allgemeinen und die Rasse der Völker indogermanischer Sprache 184/185

19. Kapitel. **Die Anschauungen von der Eigenart der griechischen Kultur I.**
1. Die Unvergleichlichkeit der griechischen Kultur 185
2. Die Gesundheit der griechischen Kultur 185/186
3. Die Allseitigkeit der griechischen Kultur . . . . . 186—189

20. Kapitel. **Die Anschauungen von der Eigenart der griechischen Kultur II.** Die Harmonie der griechischen Kultur.
1. Im allgemeinen . . . . . 189—201
2. Die Harmonie der griechischen Kunst.
A. Im allgemeinen 201/202

Digitized by Google

Seite

B. In der bildenden Kunst . . . . . 202—204
C. In der Literatur . . . . . 204—206
D. Die Harmonie zwischen Volk und Künstler 206/207
3. Die Harmonie in andern Kulturgebieten (Religion, Philosophie, Staatsleben) 207
4. Entgegengesetzte Anschauungen
A. Die ausdrückliche Bestreitung der Lehre von der Harmonie der griechischen Kultur . . . . . 207—210
B. Weitere Anschauungen über Gegensätze und Kämpfe innerhalb der griechischen Kultur.
a) Im Geistesleben 210
b) Im Staatsleben 210/211
c) Auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiet 211/212
d) Anderweitiges 212

21. Kapitel. Die Anschauungen von der Eigenart der griechischen Kultur III. Der Wettkampf (Agon) als Mittelpunkt des griechischen Lebens . . . . . 212—215

22. Kapitel. Die Anschauungen von der Eigenart der griechischen Kultur IV. Das Griechentum als Frühzeit und Verwandtes.
1. Das Griechentum als Natur (215—217); seine Naivität (217—219); die Herrschaft des Instinktes (219/220); Anhang zu 1: Die „Objektivität" der griechischen Kunst (220) . . . . . 215—220
2. Das Griechentum als Jugend der Menschheit u. ä. . . . . 220—224
3. Weitere Auffassungen des Griechentums als Frühkultur.
A. Allgemeines 224
B. Das Zurückbleiben in der materiellen Kultur 224/225
C. Der primitive Charakter des griechischen Denkens 225/226
D. Die Stärke der Phantasie als Zeichen der Ursprünglichkeit . 226/227
4. Die Einfachheit der griechischen Kultur (227—231); die Bestreitungen dieser Vorstellungen (231) . . . . . 227—231
5. Das Griechentum als vorchristliche Welt (232/233); die Betonung der Griechentum und Christentum verbindenden Züge (233/234) 232—234

23. Kapitel. Die Anschauungen von der Eigenart der griechischen Kultur V.
1. Das Griechentum als vorgeschrittene Welt 234/235
2. Die griechische Humanität
A. Allgemeines (235—238); die Kritik dieser Vorstellungen (238/239) . . . . . 235—239
B. Auf einzelnen Kulturgebieten (Religion, Literatur, Kunst). . 239/240

24. Kapitel. Die Anschauungen von der Eigenart der griechischen Kultur VI.
1. Die Originalität und Priorität der griechischen Kultur.
A. Im allgemeinen . . . . . 240—243
B. Einzelne Kulturgebiete (Literatur, Kunst, Philosophie) . . . 243/244
2. Die selbständige Verarbeitung fremder Kulturelemente 245/246

25. Kapitel. Die Anschauungen von der Eigenart der griechischen Kultur VII. Der künstlerische Charakter der griechischen Kultur.
1. Die Bedeutung der Kunst im allgemeinen für die griechische Kultur.
A. Für die griechische Kultur im ganzen . . . . . 246—253
B. Der künstlerische Charakter der griechischen Religion . . . 253
C. Der künstlerische Charakter der griechischen Wissenschaft . 254

Digitized by Google

Seite

2. Die Bedeutung einzelner Zweige der Kunst für die griechische Kultur.
   A. Der Dichtung 254/255
   B. Der Musik 255/256
   C. Der Spiele 256
3. Die Bedeutung der „Form" für die griechische Kultur 256
4. Der plastische Charakter der griechischen Kultur.
   A. Im allgemeinen . . . . . 256—257
   B. Der plastische Charakter der griechischen Kunst 258
   C. Anderweitiges 259
5. Einschränkungen und Bestreitungen der Vorstellungen von dem künstlerischen Charakter der griechischen Kultur . . . . . 259—263
6. Ansichten über den Ursprung dieser Vorstellungen; Literatur zur Geschichte des ästhetischen Interesses bei den Griechen. . 263/264

26. Kapitel. Die Anschauungen von der Eigenart der griechischen Kultur VIII.
Die Körperkultur als wesentliches Element des Griechentums . . 264

27. Kapitel. Die Anschauungen von der Eigenart der griechischen Kultur IX. Der freiheitliche Charakter des Griechentums.
1. Allgemeines.
   A. Nachweise bis 1890 . . . . . 265—269
   B. Nachweise seit 1890, nach den Namen der Autoren angeordnet 269—274
2. Die religiöse Freiheit. Einschränkungen . . . . . 274—276
3. Die Freiheit der griechischen Kunst 277

28. Kapitel. Die Anschauungen von der Eigenart der griechischen Kultur X. Der griechische Individualismus.
1. Im allgemeinen . . . . . 277—282
2. Einzelnes (bildende Kunst [282]; einzelne Epochen [282]) . . . 282
3. Einschränkungen und entgegengesetzte Anschauungen. . . . . 282—284

29. Kapitel. Die Anschauungen von der Eigenart der griechischen Kultur XI. Der intellektualistische Charakter der griechischen Kultur.
1. Allgemeines . . . . . 284—287
2. Der intellektualistische Charakter einzelner Kulturgebiete und Epochen 287
3. Die Wissenschaft als griechische Schöpfung; die wissenschaftliche Bedeutung des Hellenismus; der wissenschaftliche Charakter der griechischen Philosophie . . . . . 287—292
4. Die Betonung entgegengesetzter Erscheinungen des griechischen Lebens.
   A. Die Bedeutung religiöser Elemente (die Religion im allgemeinen, 292/293; religiöse Strömungen der Spätzeit, 293/294; Mythos und Mystik, 294/295) . . . . . 292—295
   B. Das Instinktive 295/296
   C. Grenzen der Durchdringung der griechischen Kultur durch die Wissenschaft 296

30. Kapitel. Die Anschauungen von der Eigenart der griechischen Kultur XII. Die eigenartige Differenzierung des Griechentums.
1. Die Stärke der vorzugsweise gleichzeitigen Differenzierung . . 296—298
2. Die Stärke der Veränderungen in der Zeit . . . . . 298—299
3. Die Differenzierung auf einzelnen Kulturgebieten (Staatsleben, Literatur, bildende Kunst, Philosophie, Religion) . . . . . 299—302

Digitized by Google

Seite

4. Die Raschheit der Entwicklung 302
5. Die Stetigkeit der Entwicklung.
   A. Im allgemeinen. Entgegengesetzte Anschauungen . . . . . 302—304
   B. Auf einzelnen Kulturgebieten (Kunst und Literatur u. a.). . 304—306

31. Kapitel. **Die Auffassungen der griechischen Kultur als Typus I.**
Einleitendes . . . . . 306—309

32. Kapitel. **Die Auffassungen der griechischen Kultur als Typus II.**
1. Die griechische Kultur als allgemein menschlicher Typus . . . 309/310
2. Die griechische Kultur als besonders einfaches Beispiel des allgemein menschlichen Typus.
   A. Die griechische Kultur im ganzen . . . . . 310—312
   B. Einzelne Kulturgebiete 312/313

33. Kapitel. **Die Auffassungen der griechischen Kultur als Typus III.**
1. Das Griechentum als typische Welt eines Naturvolkes 313/314
2. Das Griechentum als typische antike Kultur 314
3. Das Griechentum als typische vorchristliche Kultur . . . . . 314—316

34. Kapitel. **Die Auffassungen der griechischen Kultur als Typus IV.**
1. Die Parallele zwischen Griechentum und „Gegenwart" oder „moderner" Zeit.
   A. Im allgemeinen 316/317
   B. Auf einzelnen Kulturgebieten 317
   C. Einwände und Bestreitungen 317/318
2. Die Annahme romantischer Elemente im Griechentum. . . . . 318—320

35. Kapitel. **Die Auffassungen der griechischen Kultur als Typus V.**
1. Das Griechentum als europäischer Typus.
   A. Als Beispiel dieses Typus . . . . . 320—322
   B. Als Voraussetzung und Beispiel dieses Typus . . . . . 322—325
2. Das Griechentum als Mittelmeerkultur 325

36. Kapitel. **Die Auffassungen der griechischen Kultur als Typus VI.**
Das Griechentum als Folge von typischen Entwicklungsstufen I. Allgemein menschlicher Typus.
1. Die organische Theorie (325—329); entgegengesetze Anschauungen (329) . . . . . 325—329
2. A. Weitere Theorien allgemein menschlicher Entwicklung . . . 329/330
   B. Mit der Annahme periodischer Entwicklung 330/331

37. Kapitel. **Die Auffassungen der griechischen Kultur als Typus VII.**
Das Griechentum als Folge von typischen Entwicklungsstufen II. Der Typus der Entwicklung einer höheren Kultur . . . . . 332—335

38. Kapitel. **Die Auffassungen der griechischen Kultur als Typus VIII.**
Das Griechentum als Folge von typischen Entwicklungsstufen III. Die Parallele zwischen der griechischen (antiken) und der germanisch-romanischen Entwicklung.
1. Im allgemeinen . . . . . 335—339
2. Die Parallele zwischen griechischer und germanisch-romanischer „Neuzeit" (340—342); die griechische und die germanisch-romanische Neuzeit als „Vollkultur" (343/344) . . . . . 340—344
3. Einschränkungen und Bestreitungen der Parallele zwischen der griechischen (antiken) und der germanisch-romanischen Entwicklung 344/345

Digitized by Google

Seite

39. Kapitel. **Die Auffassungen der griechischen Kultur als Typus IX.** Das Griechentum als Folge von typischen Entwicklungsstufen IV.
1. Die griechische Kultur als einziges Beispiel völlig durchlaufener Entwicklung 346/347
2. Die griechische Entwicklung als Typus der Gesamtentwicklung der Menschheit 348
3. Die griechische Entwicklung als Typus einer Teilentwicklung . 348

40. Kapitel. **Die Auffassungen der griechischen Kultur als Typus X.** Die griechische Kultur als Beispiel typischer gleichzeitiger Differenzierung 349

41. Kapitel. **Aus den Anschauungen über das Werturteil und seine Anwendung auf geschichtliche Erscheinungen.**
1. Das Werturteil im allgemeinen 350/351
2. Die Beziehungen zwischen Werturteil und Geschichtswissenschaft. . . . . 351—353
3. Der Verzicht auf das Werturteil über geschichtliche Erscheinungen 353/354

42. Kapitel. **Die Bewertung des Griechentums I.**
Vorbemerkung 354/355
Die positive Bewertung des Griechentums I.
1. Aus den Anschauungen über die Voraussetzungen des Klassizismus
A. Der Begriff der guten alten Zeit. B. Die negative Bewertung der Gegenwart. C. Der Zug nach dem Süden. D. Allgemeines 355/356
2. Zum Gefühlston des Klassizismus 356/357

43. Kapitel. **Die Bewertung des Griechentums II.** Die positive Bewertung des Griechentums II.
1. Im Altertum.
A. Bei den Griechen 357/358
B. Bei den Römern 358
2. In der Neuzeit I. Allgemeines und bis zum 18. Jahrhundert . 359/360

44. Kapitel. **Die Bewertung des Griechentums III.** Die positive Bewertung des Griechentums III.
In der Neuzeit II. Im 18. und 19. Jahrhundert.
1. Das Griechentum im allgemeinen . . . . . 360—365
2. A. Die griechische Kunst im allgemeinen 365/366
B. Literatur; Dichtung . . . . . 366—370
C. Die bildende Kunst 370/371
3. Die einzelnen Epochen des Griechentums.
A. Die vorhellenistische Zeit . . . . . 371—374
B. Die hellenistische und spätere Zeiten . . . . . 374—377

45. Kapitel. **Die Bewertung des Griechentums IV.** Die Bestreitung der streng klassizistischen Wertung.
1. Einleitendes 378
2. Allgemeines . . . . . 378—380
3. Einzelne Kulturgebiete.
A. Die Literatur. 380/381
B. Die bildende Kunst 381/382

Digitized by Google

Seite

46. Kapitel. **Die Bewertung des Griechentums V.** Die negative Bewertung des Griechentums I. Das Griechentum im allgemeinen.
1. Römische Auffassungen 383
2. Urteile vom christlichen Standpunkt aus 383/384
3. Urteile von neueren Standpunkten aus
A. Zur „Querelle des anciens et des modernes“ 384/385
B. Weitere Urteile (18. und 19. Jahrhundert) . . . . . 385—387

47. Kapitel. **Die Bewertung des Griechentums VI.** Die negative Bewertung des Griechentums II. Einzelne Kulturgebiete.
1. Das Staatsleben (387—390); die Bestreitung von dessen negativer Wertung (390—392). . . . . 387—392
2. Die sittlichen und sozialen Zustände 392/393
3. Die Religion. Vermittelnde Anschauungen. 393/394

48. Kapitel. **Die Bewertung des Griechentums VII.** Die negative Bewertung einzelner Epochen . . . . . 394—398

49. Kapitel. **Die Anschauungen von den allgemeinen Bedingungen des Griechentums I.** Die Bedingungen der älteren und mittleren Zeitalter des Griechentums (seiner Entstehung und „Blüte“) I.
1. Die Natur im weitern Sinne (398/399); andersartige Anschauungen (399/400) . . . . . 398—400
2. Die Natur des Landes.
A. Allgemeines 400/401
B. Der Schutz nach außen 401
C. Die Verkehrslage . . . . . 401—403
D. Das Fehlen der Extreme und der harmonische Charakter der Landesnatur . . . . . 403—405
E. Die Vielgestaltigkeit der geographischen Verhältnisse . . 405—410
a) Allgemeine Einwirkungen. . . . . 405—409
b) Politische Folgen 409/410
F. Ästhetische Wirkungen der Natur des Landes . . . . . 410—412
G. Energiefördernde Wirkungen der Natur des Landes; geographische Voraussetzungen des griechischen Freiheitstriebes . 412—414
3. Entgegengesetzte Anschauungen. . . . . 414—416

50. Kapitel. **Die Anschauungen von den allgemeinen Bedingungen des Griechentums II.** Die Bedingungen der älteren und mittleren Zeitalter des Griechentums (seiner Entstehung und „Blüte“) II.
1. Völkermischung als Voraussetzung der griechischen Eigenart . 416—418
2. Die Bestreitung der Bedeutung des griechischen Volkscharakters für die griechische Kultur 418/419

51. Kapitel. **Die Anschauungen von den allgemeinen Bedingungen des Griechentums III.** Die Bedingungen der älteren und mittleren Zeitalter des Griechentums (seiner Entstehung und „Blüte“) III. Die Berührung mit dem Orient als die wesentliche Voraussetzung der griechischen Kultur (419/420); entgegengesetzte Anschauungen (421); zur Literatur (421) . . . . . 419—421

52. Kapitel. **Die Anschauungen von den allgemeinen Bedingungen des Griechentums IV.** Die Bedingungen der älteren und mittleren Zeitalter des Griechentums (seiner Entstehung und „Blüte“) IV.
1. Wirtschaftliche Voraussetzungen der griechischen Kultur . . . 421/422

Digitized by Google

Seite

2. Politische Voraussetzungen der griechischen Kultur
A. Die staatliche Zersplitterung des Volkes (422—425); entgegengesetzte Anschauungen (425/426) . . . . . 422—426
B. Die griechische „Freiheit" als Voraussetzung der griechischen Kultur (426—428); die Bestreitung dieser Anschauungen (428) . . . . . 426—428
3. Die Stadt oder der Stadtstaat als Voraussetzung der griechischen Kultur 429/430

53. Kapitel. **Die Anschauungen von den allgemeinen Bedingungen des Griechentums V.** Die Bedingungen der späteren Epochen des Griechentums (seines „Verfalls") I.
1. Aus den Vorstellungen vom Wesen der späteren Wandlungen des Griechentums 431/432
2. Die allgemeine Veränderlichkeit der Dinge als Voraussetzung der späteren griechischen Wandlungen 432
3. Die Erklärung auf Grund der organischen Theorie . . . . . 432—435
4. Die Ableitung aus der Unbeständigkeit jedes Wertmaximums und Verwandtes 435/436
5. Die Ableitung aus der Erschlaffung nach einer ungewöhnlichen Kraftanspannung 436/437

54. Kapitel. **Die Anschauungen von den allgemeinen Bedingungen des Griechentums VI.** Die Bedingungen der späteren Epochen des Griechentums (seines „Verfalls") II.
1. Die Veränderung der Volksart durch das Klima 437/438
2. Die Veränderung der Volksart durch ethnische Mischung . . . 438/439
3. Der Kultureinfluß des Orients . . . . . 439—441

55. Kapitel. **Die Anschauungen von den allgemeinen Bedingungen des Griechentums VII.** Die Bedingungen der späteren Epochen des Griechentums (seines „Verfalls") III.
1. Der sittliche Verfall als Voraussetzung des allgemeinen Niedergangs; der sittliche Verfall als Folge des ästhetischen Charakters des Griechentums 441/442
2. Die Wirkungen des Individualismus und Subjektivismus 442/443
3. Religiöse Voraussetzungen des Verfalls.
A. Das Wesen der griechischen Religion 443/444
B. Der Niedergang der griechischen Religion 444/445
C. Die neue Wendung zur Religion im späteren Griechentum; das Christentum 445/446
4. Intellektuelle Voraussetzungen des Verfalls.
A. Der Verfall der Wissenschaft; Ursachen desselben . . . . . 446—448
B. Die fehlende Volkstümlichkeit der griechischen Wissenschaft 448
C. Rationalistische Grundanschauungen 448

56. Kapitel. **Die Anschauungen von den allgemeinen Bedingungen des Griechentums VIII.** Die Bedingungen der späteren Epochen des Griechentums (seines „Verfalls") IV.
1. Die Wirkungen des Staatslebens.
A. Auf die geistige Kultur und die Volksart . . . . . 449—451
B. Materielle und sittliche Folgen 451/452
C. Die Ohnmacht nach außen als Folge der staatlichen Zersplitterung 452/453

Digitized by Google

Seite

D. Die Bedeutung des Verlustes der nationalen Unabhängigkeit
a) Allgemein . . . . . 453—455
b) Die Wirkung der Römerherrschaft . . . . . 455—458
2. Wirtschaftliche Voraussetzungen des Verfalls.
A. Die geringe wirtschaftliche Entwicklung 458/459
B. Der wirtschaftliche Niedergang infolge der Veränderungen der Verkehrslage und Verwandtes 459/460
C. Die Wirkungen der Sklaverei 460/461
D. Die Folgen der sozialen Kämpfe 461

57. Kapitel. **Nachweise zu den neueren Anschauungen von den allgemeinen geschichtlichen Wirkungen des Griechentums.**
1. Des Griechentums im allgemeinen 462/463
2. Des Hellenismus 463

Autorenregister . . . . . 464—472
Sachregister A . . . . . 473—477
Sachregister B 477

Digitized by Google

Allgemeiner Teil.

Einleitung.

Der Begriff „Griechentum" und seine zeitliche Abgrenzung.

1.

Wer die Anschauungen vom Wesen des „Griechentums" untersucht, trifft oft auf eine störende Unbestimmtheit der zeitlichen Abgrenzung, die man dem Begriff „Griechentum" gibt. Gleichgültig ob man ausdrücklich von „antikem" Griechentum redet oder — nach einem verbreiteten Sprachgebrauch — unter dem schlechtweg so genannten Griechentum dennoch das antike versteht: in zahlreichen Fällen entbehrt diese beigefügte oder vorausgesetzte Bezeichnung „antik" gerade dessen, wodurch sie dem Begriff „Griechentum" sein besonderes Gepräge geben soll, der chronologischen Bestimmtheit. Vor allem läßt man oft darüber Zweifel, welche untere Grenze anzunehmen ist; ob also z. B. das vorhellenistische, oder das der römischen Herrschaft noch nicht unterworfene, oder endlich das noch nicht christlich gewordene Griechentum gemeint sei. Auch nach oben besteht nicht selten Unklarheit darüber, ob die ältere und älteste Zeit, also z. B. die „homerische" Epoche oder das 7. und 6. Jahrhundert einbezogen sei oder nicht. Ganz ähnlich liegen die Verhältnisse, wenn die Begriffe „klassisches" Griechentum, „Blütezeit" u. ä., oder umgekehrt die Epoche des „Verfalls" chronologisch unbestimmt erscheint.

Diese etwas undeutliche Art vom „Griechentum" zu reden, war lange sehr verbreitet; sie ist noch heute nicht verschwunden, aber doch seltener geworden, auch dies ein Zeichen jener so stark vermehrten Schärfe und Genauigkeit in der Betrachtung des Griechentums.

Erschwert diese terminologische Unklarheit die Erforschung und Vergleichung der Anschauungen vom Wesen dieses „Griechentums", so vermindert sich doch diese Schwierigkeit dadurch wieder, daß gerade bei den älteren Vertretern solcher Anschauungen die scheinbare Mannigfaltigkeit der chronologischen Abgrenzung sich im Grunde auf einige — wenn auch nicht allzu scharf bestimmte — Haupt-

Digitized by Google

typen zurückführen läßt, einen weiteren Begriff des Griechentums, der auch die hellenistische Epoche bis in die Kaiserzeit hinein mit umspannt, wenn auch das Schwergewicht auf der älteren Zeit liegt, und einen engeren, der die jüngeren Zeitalter, also die hellenistische Zeit, oft schon das 4. Jahrhundert ausschließt; bei noch stärkerer Begrenzung kommen auch die Anfänge nicht mehr in Betracht, sondern nur noch die mittleren Zeiten, besonders das 5. Jahrhundert.

Eine weitere Schwierigkeit, auf die man bei der Zusammenstellung mannigfaltiger Anschauungen vom Wesen des Griechentums auch dann noch oft stößt, wenn über den zeitlichen Umfang dieses Begriffes durchaus Klarheit herrscht, ist die — aus dem Gesagten bereits deutlich gewordene — Verschiedenheit der zeitlichen Abgrenzung, eine Verschiedenheit, die streng genommen eine Vergleichung solcher Anschauungen unmöglich machen müßte. Freilich wird auch diese Schwierigkeit dadurch wesentlich abgeschwächt, daß im ganzen doch ziemlich übereinstimmend vor allem die vorchristlichen Jahrhunderte ins Auge gefaßt sind. Allgemein sei bemerkt, daß es weder notwendig noch auch möglich ist, in jedem Falle zu untersuchen und anzugeben, welche Umgrenzung der betreffende Autor seinem Begriffe des Griechentums gab oder doch geben wollte.

2.[1])

Das Bestreben, dieses so oder anders abgegrenzte „antike" Griechentum als ein Ganzes ins Auge zu fassen, ist heute zurückgetreten. Die Gründe hiefür sind unschwer zu erkennen. Zunächst war wohl die Erkenntnis wirksam — mag sie auch noch nicht überall durchgedrungen sein —, daß jeder zeitliche Ausschnitt aus der Geschichte eines Volkstums etwas verhältnismäßig Willkürliches, nur begrenzt Gültiges ist, begrenzt eben nach jenen beiden Richtungen, nach denen überhaupt der Begriff des „Zeitalters" sich im wesentlichen bestimmt: der Verschiedenheit von anderen Zeitabschnitten derselben Entwicklungsreihe und der Einheitlichkeit innerhalb des Zeitalters selbst.

So wurde man sich allmählich bewußt, daß z. B. gerade jene chronologische Scheidung zwischen „antik" und „mittelalterlich" überhaupt, besonders aber in ihrer Anwendung auf Griechenland nur relative Geltung beanspruchen könne. Mochte sie für den Westen des römischen Reiches, den man dabei ursprünglich im Auge hatte,

1) Dazu Besond. Teil, Kap. 1.

Digitized by Google

passen — obschon auch hier über den trennenden Linien die verbindenden lange übersehen wurden —: im Osten war der schroffe politische Bruch, das eigentliche Kennzeichen, nach dem man diese historische Zäsur ansetzte, nicht erfolgt. Und so sehr anderseits die Durchdringung des Griechentums durch das Christentum ein weithin sichtbares Wegzeichen bedeutet, vor allem weil hier eine doch wesentlich fremder Wurzel entsprossene Kulturmacht sich des nationalgriechischen Lebens bemächtigt, so muß doch daran erinnert werden, daß z. B. weder die Geschichte der germanischen Völker dort abgebrochen wird, wo sie „christlich" geworden ist, noch die Geschichte Japans, seit der Buddhismus in weitem Umfang Geltung gewann; wie auch nicht zu vergessen ist, daß noch innerhalb des christlich gewordenen Griechentums nicht nur auf andern Lebensgebieten, sondern gerade auch in der Religion selbst die Kontinuität in weitem Maße gewahrt blieb. Ja das Christentum selbst war ja in seiner allmählich vollzogenen Ausgestaltung geradezu eine Schöpfung der Spätantike, auch und vor allem der hellenischen. Und wie weit reichen nicht die Anfänge all jener Wandlungen zurück, die nach ihrer Vollendung den Byzantinismus gegenüber dem älteren Griechentum so fremdartig erscheinen lassen.

Wenn so jenes „antike" Griechentum im weitern Sinne sich von der Folgezeit in geringerem Maße unterschieden zeigte, als dies in jenem Begriff ursprünglich vorausgesetzt war, so ging es ähnlich auch mit jenem zeitlich enger begrenzten älteren Griechentum, mochte es auf Grund eines Werturteils durch das Trennungsmerkmal „klassisch", oder — nach wesentlich politischen Gesichtspunkten — als vorhellenistisch oder vorrömisch, oder wie immer sonst abgegrenzt werden. Die einheitliche Wertung, die für die ältere Epoche im ganzen nur bejahend, für die spätere Zeit nur verneinend lautete, wurde durch neue Richtungen des Werturteils abgelöst, und damit war das eine entscheidende Merkmal eines vollständigen Gegensatzes zwischen dem „eigentlichen" „klassischen" Griechentum und den unmittelbar darauf folgenden Zeiten beseitigt. Diesem Merkmal gegenüber kamen aber von vornherein die anderen, z. B. die eben genannten politischen weit weniger in Betracht; auch bei diesen aber ließ der Gedanke der Entwicklung über dem Trennenden nunmehr auch die Kontinuität nicht mehr übersehen.

Auch die andere Seite des Epochenbegriffes, die Annahme einer gewissen Einheitlichkeit, wurde für das „antike" Griechentum, in den verschiedenen Ausprägungen des Begriffes, stark erschüttert. Für das

Digitized by Google

„klassische" Griechentum im engern Sinne vor allem dadurch, daß — wie eben betont wurde — seine einheitliche positive Bewertung im Sinne des Klassizismus allmählich ins Wanken geriet, sodann aber — und es gilt dies natürlich ebenso und noch in höherem Maße für alle weiter gefaßten Begriffe eines „antiken" Griechentums — war es die Einsicht in die Mannigfaltigkeit der geschichtlichen Erscheinungen dieser Epochen, vor allem nach der Richtung der zeitlichen Wandlungen, durch die die Annahme der Einheitlichkeit dieser Zeitalter stark eingeschränkt wurde.

So wurde der Begriff des „antiken" Griechentums von zwei Seiten gelockert.

Immerhin hat er, wie der weitere Begriff der „Antike" noch in ziemlichem Maße Geltung behalten. Gibt es ja doch tatsächlich zahlreiche Erscheinungen, die auch im Osten, nicht nur im Westen der antiken Welt ein antikes Griechentum gegenüber dem mittelalterlichen in manchem Sinne als verhältnismäßige Einheit zu erfassen erlauben, ja vielfach nötigen. Dazu kommt, daß die immer noch so stark wirksame, wenn auch oft unbewußt bleibende organische Analogie auch diesen Begriff einer „abgeschlossenen" Volks- und Kulturentwicklung stützt. Und endlich beruhen eine Reihe neuerer Theorien über typische Völkerentwicklung — die übrigens auch ihrerseits von organischen Anklängen sehr oft nicht frei sind — eben auf dem Begriff der „Antike", der dann wieder aus ebendiesen Theorien neue Festigkeit zu ziehen scheint.

Trotzdem bleibt die Grundlinie der Entwicklung zweifellos die geschilderte. Nicht nur wird man, wie wir sahen, soweit man den Begriff der Antike und im besonderen den des antiken Griechentums noch verwendet, schärfer zum Ausdruck bringen, welche zeitliche Begrenzung man im Auge hat, sondern auch der Relativität dieser Vorstellungen sich mehr und mehr bewußt werden.

Noch eine weitere Entwicklung ist hier zu beobachten. Die Lockerung des Begriffes des „antiken" Griechentums ermöglicht die Bildung einer Reihe neuer Epochenbegriffe. War die Vorstellung vom „antiken" Griechentum schon in älterer Zeit elastisch und umspannte sie verschieden lange Strecken, so erscheint nunmehr, durch keinerlei Voraussetzungen, wie „klassisch" oder auch „antik" selbst eingeengt, die Möglichkeit, eine größere Anzahl von Zeitaltern von den mannigfaltigsten Gesichtspunkten aus anzusetzen, soweit freilich überhaupt ein Bedürfnis nach derartigen Begriffsbildungen noch vorhanden ist.

Und in der Tat wird es ja wohl immer nützlich sein, längere

Digitized by Google

Entwicklungsstrecken, auch wenn sie weder in sich durchaus einheitlich noch von der Folgezeit schroff geschieden sind, als ein ganzes zusammenfassend zu betrachten. Nur werden solche Begriffe — also vor allem auch der des „antiken“ Griechentums und ebenso seine Unterabteilungen — von der Stellung einer alles andere bestimmenden zentralen Vorstellung zu einem bloßen Hilfsbegriff heruntersteigen.

Die Schicksale des Begriffes des „antiken“ Griechentums stimmen in einem wesentlichen Punkte mit den meisten der im folgenden geschilderten Anschauungen vom Wesen dieses Griechentums überein: sie bedürfen der Einschränkung, um den richtigen Kern, den sie enthalten, erkennen zu lassen.

Digitized by Google

Erster Abschnitt.

Die Anschauungen von der Einheit und Mannigfaltigkeit innerhalb des Griechentums.

Erstes Kapitel.

Die einheitliche Auffassung des Griechentums.[1])

1. Die Vorbedingungen der einheitlichen Auffassung des Griechentums.

Seit man, im 18. Jahrhundert zum erstenmal in größerem Maßstabe, die als „Griechentum" bezeichnete, so oder anders begrenzte geschichtliche Erscheinung als Ganzes ins Auge zu fassen und zu charakterisieren begonnen hat, ist vor allem eine wichtige Veränderung in den Zielen und Ergebnissen dieser Betrachtungsweise zu erkennen, eine Wandlung, die sich in der Hauptsache in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts vollzogen hat. Der Grundzug der älteren Anschauung ist die Vorstellung von einer ausgeprägten Einheitlichkeit des Griechentums, während bei den neueren Auffassungen seine Differenzierung durchaus im Vordergrund steht. Und nicht bloß die Ergebnisse, sondern schon die Ziele der Betrachtung sind entsprechend verschiedene; einst erwartete man ein einheitliches Griechentum zu finden und suchte von vornherein nach einem solchen; heute geht man von der entgegengesetzten Voraussetzung aus und strebt zunächst vor allem die Mannigfaltigkeit seiner Erscheinungen zu erfassen. Doch muß schon hier daran erinnert werden, daß eine Nebenströmung in umgekehrter Richtung weder hier noch dort fehlt.

Die Ursachen dieser Erscheinungen lassen sich unschwer erkennen. Jene ältere, der Einheitlichkeit des Griechentums zugewandte Anschauungsweise geht im Grunde vor allem von dem Begriffe des Griechentums als eines zeitlich bestimmten Ganzen aus. Sobald man

---

1) Dazu Besond. Teil, Kap. 2.

Digitized by Google

einen wie immer auch umgrenzten Ausschnitt aus der Gesamtgeschichte des griechischen Volkstums herausgriff, mußte das eine der beiden charakteristischen Merkmale des Epochenbegriffs sich wirksam zeigen, die verhältnismäßige Einheitlichkeit. So zog die Vorstellung von einem „antiken" Griechentum — mochte es nun als Teil einer griechisch-römischen „Antike" oder als selbständige Erscheinung aufgefaßt werden — die weitere Vorstellung eines einheitlichen Griechentums nach sich.

Wichtiger noch vielleicht war ein anderer umfassender Begriff, den ebenfalls das geschichtsphilosophische 18. Jahrhundert zuerst in weiterem Umfang in die Geschichtsbetrachtung einführte: der des Volkes, des Volkstums als des Trägers seiner Geschichte und Kultur. An und für sich schon, namentlich aber sobald der so schwer zurückzudrängende Personifikationstrieb sich des Begriffes bemächtigte, das Volk als Individuum aufgefaßt wurde und so die organische (besser, aber unschön „organizistische") Geschichtstheorie entstanden war, mußte die Anschauung fast unvermeidlich sich einstellen, als seien die Äußerungen eines solchen Volkstums gleich ihm selbst etwas Einheitliches.

Dazu kam noch eine dritte, wiederum allgemein geschichtstheoretische Vorstellung, die sich mit dem Begriff der „Zeit" wie mit dem des „Volkes" oft kreuzte und verband. Es ist die Idee des gemeinsamen „Geistes", der, als „Zeitgeist" oder „Volksseele", gleichsam als wirksamstes Mittelglied die angenommene einheitliche Erscheinungsform der „Zeit" oder des „Volkes" begreiflich machen sollte und sich namentlich mit der organischen Auffassung des „Volkes" (später der „Gesellschaft") vortrefflich vereinigen ließ, ja im Grunde wahrscheinlich einfach ein Teil dieser Theorie selbst war.

So war die Auffassung des Griechentums lange aufs stärkste beeinflußt durch diese geschichtsphilosophischen Theorien, ja das Griechentum war oft geradezu ein Musterbeispiel für ihre Anwendung. Die Wirksamkeit dieser Theorien, deren jedenfalls nur sehr beschränkte Haltbarkeit hier nicht näher untersucht werden soll, ist noch nicht an ihrem Ende angelangt, gerade auch in ihrer Anwendung auf das Griechentum. Einst ein gewaltiger Fortschritt gegenüber jenen früheren Auffassungen, die entweder nur äußere Fügung oder baren Zufall in der Geschichte wirksam sahen, blieben sie stets eine Quelle vieler Anregungen zu tieferer Geschichtsbetrachtung, wurden aber doch allmählich, als die meisten theoretischen Möglichkeiten ihrer Anwendung erschöpft waren, eher unfruchtbar, ja zum Teil schädlich.

Fanden wir bis dahin die ältere Auffassung des Griechentums

Digitized by Google

durch diesem an sich fremde, von außen herankommende Gedankengänge zur Betonung seiner Einheitlichkeit geführt, so ging dagegen ein weiterer Anstoß, der in derselben Richtung wirkte, vom Griechentum selbst aus. Es ist dies eine bestimmte Überzeugung von dem Wesen des Griechentums im Vergleich zu anderen Kulturen und Völkern. Ursprünglich tritt sie fast ausschließlich in der Form eines Werturteils auf und behauptet den überragenden Wert des Griechentums; eine jüngere Abzweigung dieser Lehre, deren Entstehung bereits durch die Erschütterung jenes „klassizistischen" Werturteils bedingt ist, enthält nur noch die Vorstellung von der ausgeprägten Eigenart, der durchgehenden Andersartigkeit des Griechentums, ohne daß dies deutlich oder ausdrücklich als Vorzug bewertet wird.

Solche Vorstellungen mußten entscheidend auf die an sich schon bestehende Neigung einwirken, das Griechentum als einheitliche Erscheinung aufzufassen, weil sie ja nur dann sich als richtig erweisen konnten, wenn die einzelnen Teilerscheinungen den beim Ganzen vorausgesetzten Charakter des besonderen Wertes oder der besonderen Eigenart trugen, d. h. also gerade in dieser für entscheidend angesehenen Richtung sich als einander gleichartig erwiesen.

Bemerkenswert und von großer Bedeutung ist in diesem Zusammenhang noch, daß die organische Geschichtstheorie in der besonderen Ausprägung als Lehre von der „Blüte" und dem „Verfall" gerade mit der klassizistischen Bewertung des Griechentums trefflich im Einklang stand; beide schienen sich gegenseitig zu stützen.

2. Die Wirkungen der einheitlichen Auffassung des Griechentums.

Die Folge dieses so mannigfach bedingten Bestrebens, das Griechentum als einheitliche Erscheinung aufzufassen, kann auf der einen Seite als eine Art Auslese bezeichnet werden, also eine Einengung oder Beschränkung, vermöge deren nur das in das Bild des Griechentums aufgenommen wird, was in sich übereinstimmt und den Charakter der vorausgesetzten Einheitlichkeit aufzeigt; auf der anderen Seite haben wir es mit einer gewissen Verallgemeinerung zu tun, insofern die bei jener Selektion bevorzugten Teilerscheinungen dennoch als getreues Abbild des Ganzen gelten sollen, eine Übertragung, die zwar allgemein geschichtsmethodischer Natur ist, deren Berechtigung aber ganz von der Art dieser Selektion abhängt. Statt daß man also ebensogut auf das innerhalb des Griechentums „Singuläre" wie auf das „Typische" achtete, genauer gesagt auf all jene Abstufungen vom

Digitized by Google

Vereinzeltsten bis zum Verbreitetsten, vor allem aber auch auf die Gegensätze innerhalb des Griechentums, die Nebenströmungen, die Wandlungen, übersah man gern, was nicht allgemein Griechisch war oder als solches erschien, und stellte das andere ausschließlich als „das" Griechische dar.

Es fragt sich, auf welchem Wege denn dieses typische und einheitliche Griechische herausgeholt wurde. Zunächst scheint es klar, daß man einfach die mehr oder weniger übereinstimmenden Züge zu einem Gesamtbild zu vereinigen suchte. Wichtiger aber ist ein Zweites. Ob in voller Absicht oder mehr unbewußt, am häufigsten werden jene beiden Sätze vom klassischen Wert des Griechentums und seiner besonderen Eigenart, einzeln oder vereinigt, als Voraussetzung jener Auslese verwendet. Sie sind hauptsächlich die Werkzeuge, durch die jene, schon von andern Gesichtspunkten aus geforderte Einheitlichkeit des Griechentums gleichsam erst verwirklicht wird. Sie vor allem liefern den Stoff, aus dem dieses einheitliche Griechentum aufgebaut wird. Auch geben sie das Mittel an die Hand, dieses, nach bestimmten Voraussetzungen ausgewählte Bild zu „dem" Bild des Griechentums zu stempeln. Zwar hätte von vornherein die Wahrscheinlichkeit eher dagegen sprechen müssen, jedenfalls konnte es höchstens als möglich erscheinen, daß das Bild einer Kultur, das durch Auslese der besonders wertvollen Züge, oder ein anderes, das durch Beschränkung auf die universal-geschichtlich eigenartigen Erscheinungen entstanden war, damit nun gerade auch die durchschnittlichen, gemeinsamen, also in diesem Sinne typischen Züge dieser Kultur aufweise. Auf jeden Fall mußte die ganze Stufenleiter der Möglichkeiten erwogen werden, die in jedem einzelnen Falle eine andere Lösung bringen konnte: von dem einen Extrem (besonderer Wert und besondere Eigenart verbunden mit allgemeinstem Vorkommen innerhalb der zu erforschenden Kultur) bis zu dem andern Ende, wo der Wert oder die Seltenheit in universal-geschichtlichem Sinne mit ebensolcher Seltenheit in national-geschichtlicher Richtung parallel geht. Unter diesen Möglichkeiten hatte man für das Griechentum schon gewählt, und dies zugunsten des eher unwahrscheinlichen, an erster Stelle genannten Grenzfalles.

Wohl war man durchaus berechtigt, ja es wird beim Griechentum wie bei jeder Kultur stets eine unumgängliche Aufgabe bleiben, die als besonders wertvoll erscheinenden Tatbestände sich von Zeit zu Zeit zusammenfassend zu vergegenwärtigen, sowie anderseits — was ja durchaus nicht von vornherein dasselbe ist — die in völker-

Digitized by Google

vergleichender Betrachtung sich als besonders eigenartig erweisenden Erscheinungen zusammenzustellen; aber die Bilder des Griechentums, die durch das eine oder andere Verfahren sich ergaben, mußten dann auch unzweideutig nach ihrer Entstehungsweise gekennzeichnet werden. Jene Verwandlung aber des besonders Wertvollen oder Eigenartigen in das vorherrschend oder allgemein Griechische und die dadurch ermöglichte Zeichnung eines einheitlichen Griechentums entbehrte der inneren Berechtigung.

In diesem Zusammenhang sind auch die vielfältig schillernden Begriffe „echt griechisch", „ungriechisch" u. ä. zu nennen, deren Anwendung heute noch nicht ganz verschwunden ist, obwohl sie teils sehr leicht zu Mißverständnissen Anlaß geben, teils auf solchen beruhen. „Echt griechisch" nennt man, soweit überhaupt der Begriff deutlich wird, allgemein griechische Erscheinungen, die zugleich das Merkmal der universal-geschichtlichen Eigenart an sich tragen oder auch als besonders wertvoll eingeschätzt werden, „ungriechisch", was im griechischen Leben selten auftritt, zugleich aber auch, was dem Bilde zu widersprechen scheint, das man sich von griechischer Eigenart oder griechischer Vorzüglichkeit gemacht hat. Beidemal ist es jene Verknüpfung der Begriffe des Allgemein-Griechischen mit dem des Eigenartigen oder Wertvollen, die hier eine Rolle spielt.

Das Streben, das Griechentum einheitlich zu erfassen, und die besonderen Umstände, unter denen sich dieses Streben verwirklichte, hemmten also die wahre Einsicht vor allem in zwei wichtigen Punkten. Einmal ließ es das „Singuläre", Gegensätze, Nebenströmungen u. ä. leicht übersehen; sodann lag die Gefahr nahe, daß Erscheinungen zu allgemein-griechischen gestempelt wurden, die das nicht waren. Endlich aber — es gehört dies indessen in einen späteren Teil unserer Arbeit — mußte die Vergleichung von „typisch-griechisch" mit „eigenartig" oder „wertvoll" häufig manches, tatsächlich oder vermeintlich Allgemein-Griechische als universal-geschichtlich eigenartig erscheinen lassen, ohne daß es dies tatsächlich war, oder anderseits das Werturteil von vornherein beeinflussen.

Wie nun im einzelnen diese Vorstellungen von einem einheitlichen Griechentum zustande kamen, darüber möge im folgenden das Wichtigste hervorgehoben sein.

Zunächst beobachten wir sehr häufig, daß innerhalb des als „Griechentum" zusammengefaßten Zeitraumes ohne besondere neue Voraussetzungen irgendwelcher Art aus den verschiedensten Zeiten, Orten oder Kulturgebieten bestimmte als wertvoll oder eigenartig be-

Digitized by Google

trachtete Erscheinungen ausgewählt und als „griechisch“ bezeichnet werden, meist ohne daß die Art dieser Auswahl klar bewußt oder deutlich ausgesprochen würde. Dahin gehören z. B. jene im nächsten Abschnitt angeführten Anschauungen von griechischer Eigenart in all den Fällen, wo eine nur relativ häufige Erscheinung als typisch griechische hingestellt wird.

Häufig treten nun aber besondere Voraussetzungen jener Auslese in Tätigkeit. So besonders eine Selektion zeitlicher Art, von der wir in anderer Hinsicht bereits geredet haben. Man beschränkt die Betrachtung von vornherein auf eine einheitlich und positiv bewertete, oder doch als besonders eigenartig geltende Zeitspanne, die man schlechtweg als Griechentum oder dann als klassisches Griechentum bezeichnet, wobei die Entwicklungszeiten eingerechnet oder, bei der ausschließlichen Beachtung der mittleren, der „Blüte“-Zeit, ausgeschlossen sein können. In all diesen Fällen ist — wie wir bereits gesehen haben — die Einheitlichkeit dieses Griechentums durch die vorausgesetzte einheitliche Bewertung oder durch die Annahme der Eigenart gegeben. Aber auch dann, wenn die „Verfallszeit“ noch als Teil des als „Griechentum“ bezeichneten Ganzen gilt, stehen jene „klassischen“ Zeiten im Mittelpunkt der Betrachtung, so daß die innere Differenzierung in Zeiten der Blüte und des Verfalls nicht voll zum Bewußtsein kommt; zudem wird, was noch wichtiger ist, vielfach auch die Verfallszeit noch als ein, wenn auch entartetes Glied eines einheitlichen Körpers betrachtet; ist doch sehr häufig die organische Geschichtsauffassung mit der klassizistischen Bewertung eng verbunden.

Einen andern Weg, zur Einheitlichkeit des Griechentums zu gelangen, fand man durch die Beschränkung auf bestimmte örtliche Teilgebiete, vor allem auf Athen, das dann als die wertvollste oder eigenartigste Erscheinung Griechenlands und somit als Vertreter des Ganzen galt.

Wichtig ist sodann besonders noch eine Selektion, die nicht bloß von der Vorstellung des klassischen Wertes und der Eigenart des Griechentums ausgeht, sondern von einer weiteren Voraussetzung über das Wesen dieser Eigenschaften. „Schönheit“, „Heiterkeit“, „Glück“, dieser Dreiklang mag die Stimmung vielleicht am besten wiedergeben, in der diese Anschauungen im Grunde ihren Ursprung haben. Auf Grund solcher Vorstellungen engte man in einer merkwürdigen umgekehrten Klimax den Begriff „griechisch“ immer mehr ein, ohne sich bewußt zu werden, daß man von ganz bestimmten Voraussetzungen ausging.

So wurden die materiellen Grundlagen des griechischen Lebens:

Digitized by Google

Technik und Volkswirtschaft, wozu auch in gewissem Sinne das Recht gezählt werden kann, zwar in den sogenannten „Altertümern" früh berücksichtigt, aber schon in die Darstellungen der griechischen „Geschichte" fanden sie erst allmählich wirklich Eingang; vollends von dem rasch im Blickpunkt des Bewußtseins auftauchenden Bilde des Griechentums, jener Gesamtanschauung, die man von einer Kultur in sich trägt, blieben sie lange sozusagen ausgeschlossen. Erst die neuesten großen Werke über „griechische Geschichte", von Beloch und Ed. Meyer, werden hier mit der Zeit Wandel schaffen, indem sie jenes gleichsam latente Bild des Griechentums in weiten Kreisen verändern.

Wenn damit die geistige Kultur im engern Sinne durchaus im Vordergrund der Gesamtanschauungen vom Griechentum stand, so fand doch auch hier eine wiederholte Ausscheidung statt: Kunst (die Literatur eingerechnet) und Religion, dazu noch, aber erst in zweiter Linie, die Philosophie, besaßen den Vorrang der Beachtung vor den Wissenschaften, und unter diesen wurden wieder die exakten und allgemein die Naturwissenschaften am wenigsten berücksichtigt.

Aber auch innerhalb jener vorzugsweise beachteten Gebiete geistigen Schaffens trennte man aufs neue; spätere Erscheinungen wie z. B. die „alexandrinische" Literatur — entsprechend der Lehre vom Verfall des Spätgriechentums — sodann alles, was den Vorstellungen von griechischer „Schönheit" zu widersprechen schien oder wirklich im Wege stand, z. B. Realismus und Barock in Kunst und Literatur, wurde als „ungriechisch" dem Bilde des Griechentums ferngehalten, und wie hier nur das „Schöne", nicht aber das „Häßliche", so sollte in Religion und Weltanschauung das Heitere, Olympische, doch nicht das Schmerzliche und Asketische, das Klare und Helle, nicht das Mystische und Dunkle an Wesen und Begriff des Griechentums teilhaben.

Dabei beobachten wir noch ein Weiteres. Durch die geschilderte Einengung der Betrachtung innerhalb der genannten Kulturgebiete werden auch diese selbst einheitlich, und damit geschieht dem Streben nach einheitlicher Erfassung des Griechentums auch in kleineren Kreisen Genüge. Ist es doch begreiflich, daß bei dieser ganzen Richtung sich die Neigung zeigt, nicht nur das Ganze, sondern auch weiterhin sekundäre Erscheinungsgruppen als einheitlich aufzufassen. So kann es nicht verwundern, wenn man früher vielfach versucht hat auch abgesehen von der Anwendung allgemein griechischer Formeln auf die Teilgebiete griechischer Kultur, diese, wie z. B. den Staat, die

Digitized by Google

bildende Kunst, die Religion zunächst in sich als einheitlich nachzuweisen und durch eigene Formeln zu charakterisieren. Man versteht auch leicht, warum gerade in jenen Gebieten, denen man sich erst in neuerer Zeit zugewendet hat, wie der Technik, den exakten Wissenschaften, dem Recht, von vornherein Entwicklung und Wandlung, und die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen im Vordergrunde der Betrachtung standen. Bei anderen, bereits früher beachteten Kulturgebieten, wie der Philosophie z. B. oder der Musik, blieben solche Versuche einheitlicher Auffassung seltener, weil doch die Aufmerksamkeit nicht in erster Linie diesen Gebieten zugewendet war; bei der Literatur endlich begnügte man sich sehr oft mit der klassizistischen Wertformel, ohne die Einheitlichkeit dieses Teilgebietes griechischer Kultur noch weiter nachweisen zu wollen; offenbar sprang gerade hier die tatsächliche Differenzierung allzu deutlich ins Auge, als daß der Gedanke der Einheitlichkeit hätte vollständig durchdringen können. Interessant ist, wie auf dem Gebiete der griechischen Volkswirtschaft die ältere, nach Einheitlichkeit suchende und die neuere Auffassung in den bekannten, mit so großer Heftigkeit geführten Kampf geraten sind; denn, wenn auch der Streit zwischen Bücher und Ed. Meyer zunächst um andere Dinge geführt wurde (Primitivität oder Modernität der antiken Volkswirtschaft), so ist doch seine erste Ursache in dem, hier zunächst auf Rodbertus zurückgehenden Streben zu suchen, auf einem Teilgebiete antiker oder griechischer Kultur dessen Einheitlichkeit nachzuweisen und durch eine bestimmte Formel auszudrücken.

3. Die einheitliche Auffassung des Griechentums und der Begriff des Volkscharakters.[1])

Ehe wir der Darstellung der neueren Richtung uns zuwenden, die — im Gegensatze zu der bis dahin geschilderten — nicht die Einheitlichkeit, sondern vor allem die Mannigfaltigkeit, die Differenzierung innerhalb des Griechentums zu erfassen sucht, ist noch ein äußerst wichtiger Begriff zu besprechen, der, obwohl ein Erbstück der älteren geschichtsphilosophischen Epoche und Hauptbestandteil eben jener Lehre von der Einheitlichkeit großer geschichtlicher Erscheinungsgruppen wie des Griechentums, doch immer noch im allgemeinen wie in der Anwendung auf das Griechentum, eine bedeutsame Rolle spielt. Es ist der Begriff des „Volkscharakters“ (Volks-

1) Zur Geschichte der Lehre vom Volkscharakter vgl. den Besond. Teil, 5. Kap. Vgl. auch daselbst 18. Kap., 2 u. 3.

Digitized by Google

seele o. ä.; „Stammescharakter" usf.), der uns bereits an anderem Orte beschäftigt hat. Freilich ist dieser Begriff gerade in der wissenschaftlichen Arbeit stark zurückgetreten, während er in der Literatur aus zweiter und dritter Hand und in den Vorstellungen weiter Kreise seine alte Stellung behauptet. Die Lehre vom „Volkscharakter", die gerade auch in ihrer Anwendung auf das Griechentum eine so bedeutsame Rolle spielte und z. T. noch heute spielt, geht ursprünglich von volkstümlichen Vorstellungen und Wertungen über den Charakter der eigenen und fremder größerer Gemeinschaften aus und dringt allmählich, vor allem in jener geschichtsphilosophischen Epoche, dem 18. Jahrhundert, in die Geschichtsbetrachtung ein. Für ihr Wesen macht es keinen Unterschied, ob in Anlehnung an den volkstümlichen Sprachgebrauch von „Volkscharakter" die Rede ist oder vom „Volksgeist", oder wie immer die gleiche Sache umschrieben wird; stets handelt es sich im Grunde um eine Anwendung der „organischen" Theorie auf den Begriff des Volkes, der Nation, des Stammes oder wie die Gruppe auch abgegrenzt sein mag. Damit ist nicht gesagt, daß diese Begriffe nicht auch von den Merkmalen dieser ihrer Herkunft gereinigt auftreten können; da indessen in ihnen ein bestimmtes starkes Maß gemeinsamer psychischer Erscheinungen bereits vorausgesetzt ist, hält es äußerst schwer, wenn man von ihnen ausgeht, vorurteilsfrei den tatsächlichen Umfang solcher Erscheinungen zu prüfen und festzustellen, so daß allermeist die organische Grundauffassung doch wieder durchschlägt.

Die Merkmale des dabei vorausgesetzten Begriffs der gesellschaftlichen Gruppe sind nicht überall die gleichen. Meist ist es eine Sprachgemeinschaft, die man als psychische Einheit erfaßt; weiter kommen in Betracht die staatlichen Verbände sowie noch die Gemeinsamkeit gewisser leiblicher Eigenschaften; außerdem können diese Merkmale untereinander verbunden werden.

Bei dem Begriff des griechischen Volkscharakters im besonderen handelt es sich um eine Sprachgemeinschaft als Trägerin seelischer Übereinstimmung, und ebenso meist auch bei der Annahme griechischer Stammescharaktere. Hier, wie in allen Fällen, wo der Begriff eines Gruppencharakters durch das Merkmal der sprachlichen Einheit bestimmt wird, leitet man im Grunde die psychische Einheit aus der sprachlichen ab, meist freilich ohne daß dies bewußt wird. Den gleichen Vorgang haben wir vor uns, wenn nach einem bekannten, wissenschaftlich freilich stark anfechtbaren Sprachgebrauch zu einem sprachlichen Begriff der Terminus „Rasse" hinzugefügt und von grie-

Digitized by Google

chischer „Rasse“ (wie z. B. von deutscher, englischer, slawischer, indogermanischer Rasse) gesprochen wird. Es soll hiermit eine zugleich somatische wie psychische Einheit bezeichnet werden; die somatische Eigenart denkt man sich dabei mehr äußerlich, oder auch, in merkwürdiger Erneuerung uralter Vorstellungen, als Gemeinschaft des „Blutes“; den psychischen Charakter hält man meist für abhängig von dem somatischen, namentlich in dessen zweitgenannter Form, oder man betrachtet die äußere Gestalt wenigstens als Anzeichen für das Vorhandensein des psychischen Charakters. In Wirklichkeit wird auch hier aus der sprachlichen Gemeinschaft die psychische abgeleitet; dazu ergänzt man sich eine physische Grundlage, deren Merkmale, auch wenn es äußere sein sollen, zumeist unerwiesen angenommen werden, wenn es aber innerliche sind (das „Blut“), jeder Beweisführung sich entziehen und daher um so leichter behauptet werden können. Daß hier nicht das „Blut“, sondern das Zentralnervensystem in Frage käme, bedarf kaum der Erwähnung.

Gemeinsam ist all diesen Lehren die Anschauung von der verhältnismäßig langen Dauer des vorausgesetzten psychischen Charakters. Freilich hat man schon früh von den Wandlungen des „Volkscharakters“ gesprochen, besonders gern in der Form der organischen Theorie und mit Anwendung eines Werturteils von seiner „guten“ Zeit und seinem Verfall; es gilt dies besonders auch vom griechischen Volkscharakter. Auch setzt ja die häufig sich findende Annahme der Entstehung der griechischen Volksart durch äußere Einflüsse die Möglichkeit ihrer Wandlung voraus. Zudem mag in der neueren Zeit besonders der allgemeine Entwicklungsgedanke hier mitgewirkt haben. Aber im großen und ganzen spielt diese Seite der Lehre vom Volkscharakter keine bedeutende Rolle; der Kern dieser Anschauung ist vielmehr die Unveränderlichkeit des Volkscharakters während des „Lebens“ des Volkes, also durch lange Zeiträume; es entspricht dies ja auch der im innersten Grunde hier wirksamen Analogie zum Einzelindividuum; auch wird ja, sobald man annimmt, der „Volkscharakter“ wandle sich öfter, z. B. an den sonstigen Wendepunkten des nationalen Daseins, dieser Begriff damit tatsächlich dem des „Zeitalters“ untergeordnet; er verliert damit seine selbständige, überragende kausale Bedeutung für das ganze Volkstum und damit seine ursprüngliche Daseinsberechtigung. Denn eben aus dieser kausalen Bedeutung ist nicht nur der Ursprung, sondern vor allem auch seine weite Verbreitung zu erklären; man glaubte, als man zu einer kausalen Geschichtsbetrachtung wissenschaftlicher Art überging, hier einen Hebel ent-

Digitized by Google

deckt zu haben, durch den man das ganze geschichtliche Getriebe wieder in Bewegung setzen könne.

Die Gründe, warum diese Lehre vom Volkscharakter in der wissenschaftlichen Betrachtung des Griechentums in den Hintergrund getreten, wenn auch nicht verschwunden ist, liegen teils in der veränderten Auffassung des Griechentums, teils — und zwar dies überwiegend — in allgemeinen geschichtstheoretischen Wandlungen.

Zu den besonderen Gründen dieser Erscheinung gehört vor allem die Zerstörung des Glaubens an die Einheit des Griechentums, die allerdings auch durch mancherlei allgemeine geschichtstheoretische Einflüsse bedingt war, wie z. B. gerade auch durch die sonstige Erschütterung des Begriffs des Volkscharakters. Wichtiger freilich war der positive Nachweis oder vielfach auch die bloße Anerkennung der tatsächlichen Mannigfaltigkeit. Dabei kommt aber weniger jene ältere Lehre von den Stammescharakteren innerhalb des griechischen Volkes in Betracht, die, wie wir sehen werden, den Begriff eines griechischen Volkscharakters ebenso gut aufheben als sich mit ihm vertragen kann, als vielmehr die sich stets erweiternde und vertiefende Anschauung der Fülle gleichzeitigen vielfältigsten griechischen Lebens. Wenn derselbe Volkscharakter innerhalb der gleichen Zeiträume so verschiedenartige Lebensäußerungen zeigte, so mußte der Glaube an sein Dasein oder wenigstens an seine angenommene entscheidende Wichtigkeit als Mittelpunkt des Volkstums ins Wanken geraten. Und Ähnliches mußte bei allen jenen Kulturen geschehen, bei denen man zu vertiefter Erkenntnis vielfach differenzierten Lebens gelangte.

Bedeutsamer noch, weil mehr in die Augen fallend, war die Einsicht in die Wandlungen des Griechentums in der Zeit. Entweder mußte man die Überzeugung von der Dauer des ursprünglichen Volkscharakters aufgeben und ihn sich wandeln lassen; oder auf den Glauben an die kausale Bedeutung des als konstant gedachten Volkscharakters verzichten, was im Grunde — wie wir sahen — auch im ersteren Falle notwendig wurde. Dasselbe geschah selbstverständlich überall, wo man die Wandlungen und Entwicklungen einer Kultur schärfer erkennen lernte.

Von großer Wichtigkeit war es sodann, daß die organischen Gesellschafts- und Geschichtstheorien trotz aller Erneuerungen im ganzen doch an Wertschätzung und Verbreitung mehr und mehr verloren; gerade auf solchen aber ruhte, wie wir sahen, der Begriff des Volkscharakters ganz wesentlich.

In derselben Richtung wirkten die Bestrebungen, das Griechen-

Digitized by Google

tum, wie alle einzelnen Kulturen, auf ihre gemeinsamen Elemente völkervergleichend zu untersuchen. Auch ohne daß man, wie es vielfach geschah, eine im wesentlichen gleichartige, typische Völkerentwicklung annahm, auch wo man vorsichtig das Singuläre und das Typische (im universalgeschichtlichen Sinn) zu scheiden suchte, mußte doch der Begriff des Volkscharakters zurückstehen. Denn während bei der Annahme streng typischer Entwicklung das Dasein oder doch die Bedeutung der individuellen Volkscharaktere sehr zweifelhaft wurde, konnte man auch bei mehr vermittelnden Anschauungen aus ihnen nur noch die Besonderheiten der nationalen Entwicklungen, nicht mehr die ganze Breite des Daseins erklären. Und selbst wo die typische Entwicklung ganz geleugnet oder doch sehr in den Hintergrund verwiesen wird, bleibt im Grunde doch eine gewisse Erschütterung des Begriffes zurück.

Ähnlich steht es mit jenen Geschichtstheorien, die — bei vielfachen Abweichungen untereinander — im allgemeinen doch alle aus der äußeren, gesellschaftlichen Lage der Individuen und deren Gruppen das geistige Sein und das praktische Handeln erklären. Nicht nur verlor hier das psychische Element seine einstige kausale Bedeutung erster Ordnung und sank zu einem bloßen Durchgangspunkt herunter; auch die psychische Einheit eines Volkstums wurde hier unwahrscheinlich, wo es sich vor allem um soziale und seelische Differenzierung handelte. Auch hier beobachten wir, daß selbst bei denen, die solche Theorien in ihrer ausgebildeten Form bekämpfen, doch ein gutes Stück der bestrittenen Lehren unangefochten bleibt und daher in dem genannten Sinne wirkt.

Einen ähnlichen Einfluß auf die Lehre vom Volkscharakter mußten jene Untersuchungen über das Wesen der Kultur ausüben, bei denen — z. T. wohl in Anknüpfung an die eben erwähnten Anschauungen — gerade in der seelischen Differenzierung ein Hauptmerkmal der Kulturentwicklung gefunden wurde.

Endlich aber wurde überhaupt die gesamte neuere Richtung der Geschichtsforschung und Geschichtsbetrachtung insofern der Theorie vom Volkscharakter ungünstig, als die empirische Prüfung all jener von der Blütezeit der Geschichtsphilosophie her überlieferten Sätze und ihrer Ausläufer, ebenso aber auch neu auftauchender Geschichtstheorien eine stets eindringlichere wurde. Nicht als ob man heute in geschichtlichen Dingen auf die Gewinnung umfassender Gesamtvorstellungen und großer Zusammenhänge verzichtete, aber man geht weit mehr als früher von unten nach oben. So wird man denn auch wissenschaftlich

Digitized by Google

nur insoweit psychische Einheitlichkeit innerhalb eines größeren Ganzen annehmen dürfen, als sie sich einigermaßen beweisen läßt, nicht aber sie von vornherein behaupten. Liegen doch hier höchstens Möglichkeiten vor, wo man so lange sichere Tatsachen zu sehen glaubte. Schon die Annahme gleichzeitiger psychischer Gemeinsamkeiten bedarf stets des Beweises, mag sie nun einer Sprachgemeinschaft, einem politischen Verbande, oder gar einer bloß durch gewisse körperliche Übereinstimmungen charakterisierten Gruppe zugeschrieben werden.

Noch größere Schwierigkeiten ergeben sich bei der Annahme, daß diese psychischen Einheiten auf lange Zeiträume hinaus mehr oder weniger unverändert sich erhalten. Freilich tritt hier der Begriff der Vererbung ein; aber damit ist ja doch nur eine Möglichkeit, nicht ein Beweis im einzelnen Falle gegeben.

Eine weitere Schwierigkeit ist dort vorhanden, wo der psychische Gruppencharakter an äußere somatische Merkmale gebunden erscheint (vgl. oben S. 14/15, unten S. 41/42). Nicht nur setzen auch diese Theorien psychische Übereinstimmung innerhalb großer Gruppen und deren lange Dauer voraus, sondern sie behaupten ferner ein gleichmäßiges Fortbestehen äußerer somatischer Merkmale und innerer psychischer Eigenschaften, während doch eine gewisse Konstanz der ersteren bei psychischen Wandlungen und entsprechenden Veränderungen im Zentralnervensystem an sich viel wahrscheinlicher ist.

Endlich muß noch eine gleichsam geschichtserkenntnistheoretische Schwierigkeit berührt werden. Man hat mit Recht darauf hingewiesen[1]), daß man sich bei der Annahme bestimmter Charakterzüge eines Individuums leicht in einem Kreislauf der Begriffe bewege; zuerst erschließt man aus den allein der Beobachtung zugänglichen Äußerungen und Handlungen den Charakter und leitet nachher jene scheinbar zwingend aus ihm wieder ab. Dasselbe gilt natürlich auch für den Volkscharakter. Ist auch diese Schwierigkeit nicht ein unbedingtes Hindernis — handelt es sich doch gerade in der kausalen Geschichtsbetrachtung meist nur um Annäherungswerte —, so gehört sie immerhin auch zu jenen Gründen, die, wo sie bewußt werden, das Zurücktreten der ganzen Theorie des Volkscharakters begreiflich erscheinen lassen.

---

1) Vgl. den Besond. Teil, 5. Kap., 4.

Digitized by Google

Zweites Kapitel.

Die Anschauungen von der Differenzierung des Griechentums.[1])

Das im vorhergehenden dargestellte Streben, das Griechentum als einheitlich zu betrachten, darf, wie alle geschichtlichen Dinge, wie namentlich alle geistigen Bewegungen, nicht als starre Regel, sondern nur als Zielrichtung verstanden werden. Niemals war es alleinherrschend. Schon die Einzelforschung auf dem Gebiete des Griechentums war nie eigentlich in ihrem Banne, sondern suchte stets in getreuer Kleinarbeit die Dinge in ihrer individuellen Besonderheit zu erkennen. Aber auch innerhalb der mehr theoretischen Gesamtbetrachtung des Griechentums, deren Hauptrichtung ja allerdings die geschilderte war, fehlte es nicht an Gegenströmungen, die freilich — wie wir sehen werden — in ihrer Wirkung nicht überschätzt werden dürfen, da sie in letzter Linie doch auch wieder dem Gedanken der Einheitlichkeit sich unterordnen.

Zu den Vorstellungen, die ein in sich differenziertes Griechentum voraussetzen, gehört namentlich die — bereits öfters erwähnte — zeitliche Gliederung auf Grund eines Werturteils („Blüte", „Verfall") wenigstens dort, wo die Verfallsperiode nicht aus dem „Griechentum", dessen Wesen man feststellen will, ausgeschlossen erscheint, was allerdings nicht selten geschah. In jenem Falle gliedert sich mithin das Griechentum in zwei wesentlich verschiedene Epochen; wurde die Entwicklungszeit nicht zum „klassischen" Zeitalter gerechnet, sondern als andersartige, die „Blütezeit" nur vorbereitende Epoche behandelt, in drei. Freilich ließ die hier meist vorschwebende organische Auffassung doch den Begriff der Einheitlichkeit wieder überwiegen (vgl. S. 11); indem man jene Veränderungen gleichsam an einem Körper oder einem Individuum vor sich gehen ließ, mußten sie im Grunde als ein Werden und Vergehen derselben Kräfte und Anlagen, daher als ein einheitlicher Vorgang erscheinen; „auch untergehend", könnte man im Sinne dieser Anschauungen sagen, „ist's doch immer dieselbe Sonne."

Wie hier eine zeitliche Spaltung, so erfolgte, in der Trennung nach Volksstämmen, eine örtliche.[2]) Neben der an Wirksamkeit doch weit überwiegenden Annahme eines einheitlichen griechischen Volkscharakters ging eine andere Lehre einher, nach der das griechische

1) Dazu Besond. Teil, Kap. 3. 2) Dazu a. a. O., Kap. 16.

Digitized by Google

Volk in eine Anzahl Glieder zerfiel, die, in sich einheitlich veranlagt, voneinander sich wesentlich unterscheiden sollten. Von besonderer Bedeutung für die Gesamtbetrachtung des Griechentums war namentlich lange die Vorstellung, daß Dorier und Ionier die beiden Haupttypen der Stammescharaktere und gleichsam die tragenden Pfeiler des Griechentums gewesen seien; neben diesen traten die weiteren auf Grund sprachlicher Merkmale unterschiedenen Stammescharaktere doch stark in den Hintergrund.

Mit solchen Anschauungen über die Differenzierung des griechischen Volkscharakters verband sich nun aber oft die Annahme seiner Einheitlichkeit, sei es, daß ohne besondere theoretische Betrachtungen rein tatsächlich Volkscharakter und Stammescharakter nebeneinander geschildert werden, sei es, daß ausdrücklich die Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit eines solchen Verhältnisses erörtert wird. In diesem Zusammenhang ist auch die Vorstellung zu nennen, daß der Charakter der Athener (oder Attiker), denen man zugleich die führende Stellung im griechischen Kulturleben zuwies, eine Art Quintessenz oder Durchschnitt der verschiedenen Stammescharaktere sei, so daß auch hier wieder die Differenzierung in einer höheren Einheit aufgehoben wurde.

In neuerer Zeit ist, wie die ganze Lehre vom Volkscharakter überhaupt und vom griechischen im besonderen, auch die von den griechischen Stammescharakteren zurückgetreten, vor allem aus den (oben S. 16f.) genannten allgemein geschichtstheoretischen Gründen; dazu kommt, daß gegen die Annahme vor allem eines „dorischen", in zweiter Linie auch eines „ionischen" Stammescharakters schwerwiegende Einwendungen erhoben worden sind. Zum Teil in bewußtem, zum Teil auch bloß in tatsächlichem Widerspruch zu jenen Vorstellungen, daß diese vorzugsweise nach sprachlichen Merkmalen unterschiedenen Stammescharaktere von wesentlicher geschichtlicher Bedeutung gewesen seien, stehen auch solche Anschauungen, nach denen vielmehr vor allem anthropogeographische, weiterhin überhaupt wirtschaftliche Bedingungen zur Bildung bedeutungsvoller Sondercharaktere innerhalb des Griechentums geführt hätten.

Mehr aber als die eben dargestellten Anschauungen — die zeitliche Differenzierung auf Grund eines umfassenden Werturteils und die Scheidung des Volkscharakters in Stammescharaktere, Anschauungen, die ja doch gegenüber dem Gedanken der Einheit nicht durchgreifend wirksam wurden — trug zur Erschütterung der Vorstellungen von einem einheitlichen Griechentum die Schwächung ihrer

Digitized by Google

Grundlagen bei, einmal der Lehren von der Einheit des Volkstums und der „Zeit“ (s. das nächste Kapitel), sodann der Überzeugung von dem durchgängigen klassischen Wert des Griechentums, endlich des Glaubens an seine unbedingte Eigenart, eines Ausläufers des Klassizismus. Alle diese Lehren gerieten, wenn auch in verschiedenem Grade, im Laufe des 19. Jahrhunderts, zumal in seiner zweiten Hälfte, ins Schwanken, oder sie wurden aufgegeben. Dies wurde nicht bloß deshalb wichtig, weil so dem Glauben an die Einheitlichkeit des Griechentums eine Hauptstütze entzogen wurde, sondern auch, weil damit auch das bedeutsamste Mittel jener (oben S. 8f. geschilderten) Einengung, jener Selektion in der Betrachtung des Griechentums dahinfiel; seit man das Griechentum nicht mehr als unbedingt wertvoll oder als durchweg eigenartig betrachtete, mußte es immer deutlicher werden, daß jene Auslese ein durchaus einseitiges Bild des Griechentums ergab.

Sind dies mehr bloß verneinende Gründe, so war dagegen in positivem Sinne von hoher Bedeutung der Gedanke der Entwicklung, der zwar schon seit dem 18. Jahrhundert, vor allem seit Herder, dann namentlich auch durch Hegel, ein bedeutsamer Bestandteil der allgemeinen Geschichtsauffassung geworden war — freilich sehr oft noch in der Verkleidung als organische Theorie —, der dann aber einen ganz neuen Aufschwung nahm und erst weiteste Verbreitung und Anwendung fand, als er von der neuen, darwinschen Form der Deszendenztheorie aus immer neue Gebiete erfaßte. Wenn nun auch die Lehre von der Entwicklung in jener älteren wie in der neuen Fassung den Gedanken der allmählichen Entwicklung mit einschloß — nicht durchaus notwendigerweise zwar, wie die Mutationstheorie beweist —, wenn sie daher in ihrer Anwendung auf die Geschichtstheorie gerade auch die Kontinuität, also das in gewissem Sinne Bleibende schärfer zu erkennen ermöglichte, so ist doch ihr zweiter, wohl weit wichtigerer Hauptsatz der der Wandlung, des Anderswerdens. Diese Seite der Enwicklungslehre mußte bei ihrer Übertragung auf geschichtliche Erscheinungen, wie z. B. das Griechentum, an Stelle der Einheitlichkeit oder der Gliederung nach dem Schema „Blüte“ und „Verfall“ auf Grund eines Werturteils, vielmehr in weitester Ausdehnung nach Veränderungen suchen und sie erkennen lassen. Ob nicht aus diesen allgemeinen Voraussetzungen heraus nun vielleicht Wandlungen und Neubildungen allzu häufig angenommen werden, mag hier dahingestellt bleiben.

Von Bedeutung war endlich auch die im Laufe des 19. Jahr-

Digitized by Google

hunderts so gewaltig erweiterte und vertiefte Einsicht in die verschiedensten Seiten und Ausdrucksformen menschlichen Lebens und Schaffens, das Ergebnis jener stets zahlreicher gewordenen Forschungsgebiete, in denen der Mensch und seine Kultur teils universalgeschichtlich vergleichend, teils theoretisch — beides immer mehr in engem Zusammenhang untereinander — in der ganzen Fülle der Erscheinungen untersucht wurde. Und diese neu gewonnene allgemeine Erkenntnis menschlichen Daseins mußte vor allem als heuristisches Mittel auch die Erkenntnis bestimmter einzelner Kulturen, wie z. B. des Griechentums, auf das stärkste befruchten.

An letzter, aber nicht etwa unwichtigster Stelle ist die Einzelforschung innerhalb des Griechentums selbst zu nennen; sie ist es, die, zum Teil gefördert durch die genannten neuen geschichtstheoretischen Voraussetzungen, zum andern diese selbst wieder in hohem Maße unterstützend, die Einsicht in die Mannigfaltigkeit griechischen Daseins erst recht ermöglicht und begründet hat. So wurden z. B. um nur einiges Wichtige zu nennen, ganze Epochen — wie die „mykenische“ und die hellenistische — neu entdeckt oder neu erforscht, die Untersuchung vernachlässigter Kulturgebiete, wie z. B. des Wirtschaftslebens, des Rechts, der exakten und allgemein der Naturwissenschaften, nicht bloß kräftiger als früher betrieben, sondern auch deren Ergebnisse in das Gesamtbild des Griechentums tatsächlich aufgenommen. Und so machte sich ferner die Richtung auf die Erkenntnis der Differenzierung namentlich auch bei den einzelnen Zweigen griechischer Kultur geltend; überall zeigte sich nicht bloß ein Nacheinander, sondern meist auch ein Nebeneinander verschiedenartiger Erscheinungen. Dabei handelt es sich oft nicht um wirkliche Neuentdeckung, sondern einfach um ein Sehen-Wollen und Sehen-Können des bereits Bekannten, um ein Anerkennen, daß das „Andere“ auch „griechisch“ sei.

So erscheint jetzt z. B. die griechische Religion nicht mehr bloß als „Mythologie“, ihre Götter sind uns nicht mehr nur die „olympischen“ Götter oder „die Götter Homers“. Wir erblicken daneben eine lange Reihe der im Kultus tatsächlich verehrten göttlichen oder götterähnlichen Wesen, vom Geist und Dämon bis zum „Gott“; wir sehen über den Gebilden urweltlichen Seelen- und Zauberglaubens Neuschöpfungen mystisch-orphischer Art entstehen, die wieder in philosophisch-spekulativen Phantasien ihre Fortsetzung finden; wir nehmen vielfache ethische Vertiefung überlieferten religiösen Stoffes wahr, und endlich treffen wir auf die mannigfaltigsten Ergebnisse des mehr methodischen Nachdenkens über religiöse Dinge, vom

Digitized by Google

Pantheismus und Monotheismus bis zur Bestreitung der Götter überhaupt.

So ist z. B. auch das Bild der griechischen Kunst ein reicheres geworden, vor allem freilich durch die Funde aus hellenistischer, archaischer und kretischer Zeit, aber auch durch den Willen, die Mannigfaltigkeit, so z. B. auch den Realismus, das Barock u. ä. wirklich zu sehen und nicht als Störung der Einheit, als „ungriechisch" zu übersehen.

Dies einige Hauptzüge des weitreichenden Vorgangs. Ihn weiter zu verfolgen, hieße eine Geschichte der Erforschung des Griechentums geben, was nicht in unserer Absicht liegt. Durch diese ganze Richtung, die Mannigfaltigkeit innerhalb des Griechentums zu sehen, gewannen die Vorstellungen vom Wesen des Griechentums an innerem Leben überaus. Eines der wichtigsten Ergebnisse war die Einsicht, daß das Griechentum starke Gegensätze in sich schloß, nicht bloß solche zeitlicher oder örtlicher Art, sondern auch weiterhin; daß neben der einen Strömung die andere fließt; daß, die Richtungslinien sich oft schwer entwirrbar kreuzen; kurz, daß wo man einst eine wenig belebte Fläche vor sich sah, lebhafte Bewegung herrscht. Dadurch hat das Bild des Griechentums jene Starrheit und Blässe, die es früher so oft an sich trug, mehr und mehr verloren.

Wie einst das Streben, das Griechentum als Einheit zu erfassen, eine Gegenströmung nicht ausschloß, so ist heute durch ebendiese, nunmehr siegreiche Richtung, jene ältere Tendenz, vor allem das allgemein Griechische zu sehen, nicht vollständig verdrängt worden. Freilich hat auch sie, soweit es sich nicht einfach um bloße Wiederholungen oder Fortsetzungen der früheren Anschauungen handelt, im großen und ganzen neue Formen angenommen. Zunächst handelt es sich heute nicht darum, aus dem Allgemeinen das Einzelne gleichsam abzuleiten, sondern vom Einzelnen und Einzelnsten ausgehend Gemeinsames festzustellen. Daraus ergibt sich weiter, daß es nicht mehr gelten kann, sogleich „das" einheitliche Griechische zu finden, sondern zunächst bloß größere übereinstimmende Erscheinungen engerer Ordnung und verschiedenster, auch gegensätzlicher Art. Ob und welches Typische höherer oder gar oberster Ordnung sich weiter daraus ergebe, dieses Problem, das einst — zum voraus in bestimmter Weise bejahend beantwortet — im Vordergrund stand, ist jetzt durchaus zurückgetreten. (Doch vgl. über den Begriff des Volkscharakters oben S. 14 f.; über den des „Zeitalters" gleich unten.)

Zum Schlusse noch eine Bemerkung. Auch bei diesem Gegen-

Digitized by Google

stande — dem Griechentum — beobachten wir, daß die theoretische Frage, ob — zunächst innerhalb der Einzelkultur — das „Singuläre" oder das „Typische" geschichtlichen Erkenntniswert besitze, sich in der praktischen historischen Arbeit insofern erledigt, als stetsfort beide Begriffe zur Verwendung kommen; sind ja doch „singulär" und „typisch" durchaus relative Erscheinungen, und nimmt streng genommen jedes Ding an beidem teil. Auch wer überzeugt ist, daß nur Typisches wissenswert sei, beschreibt doch auf Schritt und Tritt Singuläres, und wer umgekehrt glaubt, daß jede Unterordnung zweier Einzeldinge unter einen Oberbegriff namentlich im geschichtlichen Leben jene nicht besser erkennen helfe, sondern ihnen eher Gewalt antue, wird doch diese logische Operation immer wieder vornehmen müssen.

Drittes Kapitel.

Der Begriff des Zeitalters und seine Anwendung auf das Griechentum.[1])

Ein Begriff endlich muß in diesem Zusammenhang noch erwähnt werden, der zwar in gewissem Sinne dem Bestreben dient, die Differenzierung einer Kultur zu erfassen, aber auf der anderen Seite auch, ja vorzugsweise, eine umfassende Einheitlichkeit voraussetzt, wie er denn auch — gleich der Lehre vom Volkscharakter (oben S. 13f.) — der älteren geschichtsphilosophischen Epoche entstammt, der Begriff des Zeitalters.

Hier beobachten wir, im allgemeinen wie bei der Anwendung des Begriffes auf das Griechentum, zwei einander entgegengesetzte Strömungen, die zum Teil schon bis ins 18. Jahrhundert zurückgehen. Auf der einen Seite sehen wir, daß der Begriff des Zeitalters vor allem in Geschichtstheorien allgemeiner Art, die auch auf das Griechentum angewendet werden, stetsfort eine sehr bedeutsame Rolle spielt. Auf der anderen Seite zeigt die Einzelerforschung des Griechentums und weiter seine auf dieser aufgebaute zusammenfassende Darstellung, wie sie ja vor allem unter der Bezeichnung „griechische Geschichte" erscheint, zwar auf Schritt und Tritt die Anwendung des Epochenbegriffes, aber meist nur in einer recht zwanglosen Art. So findet oft ein Wechsel des gemeinsamen Hauptmerkmales statt, indem man z. B. bald nach Jahrhunderten einteilt und vom 5. oder 4. Jahrhundert spricht, und später dann den Begriff einer hellenistischen Epoche

1) Vgl. dazu den Besond. Teil, 4. Kap.; auch manches aus Kap. 36—39.

Digitized by Google

zunächst nach politischen Ereignissen bildet, was an sich unlogisch ist, tatsächlich aber eine Befreiung von dem starren Epochenbegriff bedeutet; man geht eben den von der Einzelbetrachtung her sich ergebenden Einheiten nach, unbekümmert darum, ob sie sich auch miteinander zu einem Ganzen zusammenfügen.

Bei weiterer Befolgung solcher Grundsätze löst sich überhaupt das Ganze zuletzt in eine Reihe kleinerer und größerer Erscheinungsgruppen auf, in denen die Hauptmerkmale, z. B. solche zeitlicher, örtlicher oder kultureller Art in buntem Wechsel und in vielfacher Verbindung auftreten, alles Versuche, die vielgestaltige Wirklichkeit aus ihren Elementen nachzubilden. Oft dient auch der absichtlich weit und eher unbestimmt gehaltene Rahmen mehr dem Zwecke übersichtlicher Gliederung als grundsätzlicher und straffer Periodisierung.

Doch auch mehr theoretisch mußte allmählich bis zu einem gewissen Grade eine Art Zersetzung des Epochenbegriffes, allgemein wie in Beziehung auf das Griechentum, eintreten, ein Vorgang, der ja nur ein Glied bildet in einer Kette ähnlicher Erscheinungen, der in neuerer Zeit einsetzenden Prüfung, Einschränkung und oft auch Beseitigung gewisser umfassender geschichtstheoretischer Annahmen der älteren Epoche, die große einheitliche Erscheinungsgruppen voraussetzen. Ebendiese neuere Richtung der Geschichtsbetrachtung, wie sie vor allem auch in der Auffassung des Griechentums sichtbar ist (vgl. S. 19 f.), die in erster Linie in die lebendige Fülle der Erscheinungen eindringen will, statt der Einheitlichkeit zunächst die Mannigfaltigkeit sucht, mußte den Begriff des Zeitalters, nach seinen beiden Hauptmerkmalen (vgl. oben S. 2), der relativen Einheitlichkeit in sich und der Scheidung nach oben und unten, vielfach erschüttern durch den Nachweis der Differenzierung auf der einen, der Kontinuität auf der anderen Seite, d. h. eben tatsächlicher Erscheinungen, die den theoretischen Voraussetzungen widersprachen. Gerade beim Griechentum übrigens war die örtliche Differenzierung, durch die ja auch die Einheit eines Zeitalters durchkreuzt wird, schon früh, zumal im Zusammenhang mit der Lehre vom „Stammescharakter", beachtet worden.

Auch weiterhin fiel manche Stütze, so die einheitliche Bewertung ganzer Epochen des Griechentums, wie denn außerdem sich die Erkenntnis Bahn zu brechen beginnt, daß Werturteile nicht brauchbare Merkmale der Periodenbildung sein können; mehr und mehr erschüttert wurde ferner die — mit jener einheitlichen Bewertung sehr oft verbundene — organische Geschichtsauffassung, bei der ja auch die

Digitized by Google

einzelnen Teile des vorausgesetzten organischen Ganzen als einheitlich charakterisierte Zeitalter erschienen („Jugend", „Blütezeit" usf.).

Die andere Hauptstütze der Lehre von den Zeitaltern, der geschichtliche „Zeit"-Begriff als solcher, die Überzeugung, daß die Übereinstimmung der einer bestimmten „Zeit" angehörenden geschichtlichen Erscheinungen eines Kulturkreises, eines Volkstums usf. in ebendiesem Punkte, der zeitlichen Zusammengehörigkeit, auch eine mehr oder weniger große Übereinstimmung in anderen Punkten bedinge oder doch sehr wahrscheinlich mache, diese Stütze ist stehengeblieben. Scheint doch dieser Satz in dem Leben jeder „Gegenwart" neue Bestätigung zu finden, und ist doch der eben aus dieser „Gegenwart" abgezogene Begriff „unserer Zeit" längst ein Bestandteil des allgemeinen Sprachgebrauches. Dies mag — neben anderem — vor allem auch der Grund sein, warum vielfach übersehen oder zu wenig beachtet wird, daß der zweifellos ja vorhandenen Zielrichtung der geschichtlichen Erscheinungen, innerhalb bestimmter zeitlicher Grenzen sich auszugleichen, eine gewisse Einheit zu bilden, auch Grenzen und Hemmnisse, ja vielfache Gegenströmungen entgegenarbeiten; wie z. B. eine Bewegung selten alle Seiten des nationalen Daseins, alle Kulturgebiete zugleich ergreift, sondern sehr oft mehr in der Form einer Wellenbewegung, so daß manche Gebiete von der ursprünglichen Veränderung erst ergriffen werden, wenn sie bei anderen schon überwunden ist. Es bedingt dies, wie man sieht, nicht bloß einen gewissen Mangel an Einheitlichkeit innerhalb desselben Zeitalters, sondern macht auch seine scharfe Abgrenzung nach unten und oben in dieser Hinsicht unmöglich.

Auf jeden Fall liegt auch hier im Zuge der Entwicklung die Forderung, von unten nach oben, aus den Elementen das Maß der Einheitlichkeit eines Zeitalters wie seiner Ausscheidung aus dem Flusse des Ganzen erst festzustellen, nicht vorauszusetzen.

Digitized by Google

Zweiter Abschnitt.

Die vergleichende Betrachtung des Griechentums.

Erstes Kapitel.

Über die Voraussetzungen der vergleichenden Betrachtung des Griechentums.

Jede objektive historische Vergleichung kann von einem Werturteil begleitet sein; wie umgekehrt zahlreiche Werturteile, namentlich solche über geschichtliche Dinge, von einer Vergleichung ausgehen und daher zunächst vielfach auf objektiv feststellbaren Vergleichsmerkmalen beruhen. Wie überhaupt im wissenschaftlichen Denken und bei dessen Wiedergabe, so scheidet sich auch in der geschichtlichen Vergleichung die objektive Betrachtung immer mehr von der wertenden Beurteilung; hier soll nur von der ersteren die Rede sein; indessen werden gerade deswegen oft Angaben über die Werturteile, die über die objektiven Merkmale der Vergleichung gefällt werden, notwendig sein, da vielfach erst dann diese Merkmale selbst deutlich hervortreten.

So sehr dem kritischen Denken mancherlei Hindernisse deutlich werden, die sich jeder Vergleichung vor allem innerhalb der so überaus verwickelten Verhältnisse der menschlichen Gesellschaft und der höheren psychischen Erscheinungen entgegenstellen, so sehr wir logisch überzeugt sein mögen, daß jeder Vergleich hier nur Näherungswerte liefert, so hat doch seit jeher eine Art psychologischer Notwendigkeit dazu gedrängt, den historischen Stoff, soweit man ihn überblickte, vergleichend ins Auge zu fassen.

Dabei beobachten wir zwei Hauptrichtungen. Die eine geht von dem Standpunkt eines bestimmten Volkes, einer gegebenen Kultur aus. Diese Art der Vergleichung wurzelt ursprünglich wohl in der volkstümlichen Vergleichung, die jede Nation, jeder „Stamm“ usw., kurz jede von ihren Nachbarn durch hinreichend starke Schranken oder Verschiedenheiten getrennte Gruppe zwischen jenen und sich vornimmt; eine Vergleichung, die im Grunde auf eine — wie leicht verständlich auf seiten dieser Nation positive — Bewertung abzielt. Dies zeigt sich noch lange darin, daß auch die rein theoretische und objektive Vergleichung, soweit sie von einem bestimmten Volke und seiner Kultur ausgeht, vor allem dessen Eigenart sucht und betont, wobei ähnliche Werturteile wie die genannten sich leicht einstellen.

Digitized by Google

Gerade beim Griechentum, das vielleicht am längsten und am meisten völkervergleichend betrachtet worden ist, zeigt sich das Gesagte besonders deutlich. Der besondere Wert des Griechentums oder, wo die Bewertung, wie es oft geschieht, ausscheidet oder doch weniger im Vordergrund steht, die Eigenart, die freilich auch, wenn schon meist unbewußt, positiv bewertet wird: das sind lange die Zielpunkte solcher Vergleichung gewesen.

Neben jene von einem Volke oder einer Kultur aus orientierte Vergleichung trat aber früh eine allgemeiner gerichtete vergleichende Betrachtungsweise, die von vornherein ganze Reihen von Völkern und Kulturen, ja die ganze Breite menschlicher Geschichte erfassen will. Es ist leicht begreiflich, daß hier die Aufmerksamkeit zunächst, aber auch weiterhin überwiegend dem Gemeinsamen, dem Übereinstimmenden, in diesem Sinne Typischen zugewendet ist.[1])

Diese zweite allgemein vergleichende Richtung ist immer stärker geworden; eine Folge namentlich des gewaltigen Zuwachses an zeitlich und örtlich sich immer breiter ausdehnendem Stoff und der Bestrebungen, all dieses Neuen Herr zu werden; Bestrebungen, die mächtig gefördert und erleichtert wurden durch die innere und äußere Entwicklung der modernen Kultur, die, vermöge ihrer eigenen psychischen Differenzierung, infolge der wirtschaftlichen und politischen Expansion und des neuen Weltverkehrs und endlich durch die ungemein gesteigerte Möglichkeit geistiger Anteilnahme an dem Dasein fernster und fremdester Kulturerscheinungen, das Interesse an vergleichender Betrachtung und den Blick dafür in wachsendem Grade schärfte.

Von verschiedenen Seiten aus suchte man den riesigen Stoff zu bewältigen. Die Wissenschaften, die — mit verhältnismäßig kleinem Tatsachenmaterial — schon früh das Wesen bestimmter Gebiete menschlichen Daseins zu ergründen gesucht, wie z. B. die Rechtswissenschaft und die Wirtschaftslehre, erweiterten und vertieften sich durch Heranziehung neuen Stoffes; es entstanden so die allgemeine Rechtsgeschichte und vergleichende Rechtswissenschaft usf. So wurden auch die anderen Kulturgebiete auf breitester geschichtlicher Grundlage der Forschung und eben darum auch in systematischer Hinsicht weit gründlicher untersucht oder doch solche Untersuchungen begonnen. Und über all dem erhoben sich von den verschiedensten Seiten her angestellte Versuche, das Wesen und die Entwicklung der menschlichen Gesellschaft und Kultur als eines Ganzen zu begreifen und zu umspannen.

---

1) Vgl. dazu auch den Besond. Teil, Kap. 31.

Digitized by Google

Auch die Geschichtsforschung im engern Sinne, die der Erforschung bestimmter Völker und einzelner Kulturkreise zugewendet ist, blieb von diesen Einflüssen nicht unberührt. Schon daß man immer umfassender und gleichmäßiger die verschiedensten Seiten der Kultur innerhalb jener engeren Kreise zu berücksichtigen suchte, ist wesentlich eine Folge davon, daß entsprechende systematisch-vergleichende Wissenschaften entstanden waren. Vor allem aber erweiterte sich der universal-historische Blick auch des Erforschers beschränkterer historischer Gruppen; dabei bleibt durchaus entscheidend, ob er diese Schulung des Auges besitzt, nebensächlich, ob er im einzelnen diese oder jene Vergleichung anstellt und durchführt.

Andererseits hat gerade auch die stets vertiefte Erforschung der einzelnen Kulturen mehr und mehr der allgemein vergleichenden Richtung wachsende Berücksichtigung und Anerkennung der einzelgeschichtlichen Entwicklungen und ihrer Besonderheiten abgerungen.

So drängte die Entwicklung auf einen Ausgleich. Wohl werden die Ziele zunächst jeweils verschieden sein, wie die Tatsachen selbst es sind: hier das Verständnis der einzelnen Kultur, dort der Überblick über die gesamte Entwicklung, und dementsprechend wird hier das Besondere, dort das Allgemeine zunächst im Vordergrund stehen; aber heute ist es bereits deutlich, wie bei der Betrachtung der einzelnen Kultur mehr und mehr auch das universalgeschichtlich Typische nicht übersehen wird, und wie man umgekehrt über der Vergleichung und Zusammenstellung des Übereinstimmenden das Eigenartige nicht mehr verkennt. So paßt sich auch hier, wie in aller Wissenschaft, das geschichtliche Bild der so überaus verwickelten Wirklichkeit immer stärker an. Damit werden auch die Begriffe „singulär“ und „typisch“ oder unter welchem Namen auch immer das Gleiche gemeint ist, verfeinert. Nicht nur läßt schärfere Beobachtung erkennen, daß Vorstellungen wie „gleich“ und „ungleich“ bei so vielfältig zusammengesetzten Erscheinungen wie die höheren Lebewesen, im besonderen aber soziale Gruppen von Menschen namentlich bei steigender psychischer Entwicklung es sind, infolge der Fülle und Verwickeltheit all ihrer Lebensäußerungen nur sehr relativ richtig sind und besser durch „ähnlich“ oder „unähnlich“ ersetzt würden, und daß eben deswegen sehr verschiedene Grade solcher Beziehungen denkbar sind. Auch abgesehen von diesen mehr theoretischen Erwägungen mußte die fortschreitende Vertiefung und Erweiterung der vergleichenden Geschichtsbetrachtung zeigen, daß zwischen universalgeschichtlich „singulär“ und „typisch“ im absoluten Sinne noch eine große Zahl tatsächlicher

Digitized by Google

Zwischenstufen besteht, Kreise von Erscheinungen, in denen gewisse Einzelentwicklungen übereinstimmen, während sie eben dadurch von andern sich unterscheiden. Nicht daß dies früher ganz unbekannt gewesen wäre; aber mit zunehmender Schärfe der Beobachtung und Befreiung von manchen vorgefaßten Anschauungen mußte auch hier tiefere Einsicht gewonnen werden.

Dazu haben auch eine Reihe anderer Wandlungen beigetragen, durch die überhaupt jede geschichtliche Vergleichung auf eine andere Grundlage gestellt wurde. Zunächst ist der Stoff der Vergleichung gewaltig angewachsen. Die Entdeckung der Urzeit und der indogermanischen Frühkultur, die Erforschung noch bestehender primitiver Kulturen, der Einblick in alte und neuere asiatische Zivilisationen, die mächtige Entwicklung der modernen Welt in die Breite und Tiefe: all das erweiterte den historischer Vergleichung verfügbaren Stoff nach Masse und Art in ausgedehntester Weise. Dazu wies die fortschreitende Forschung wie beim Griechentum so auch bei anderen reich entwickelten Kulturen, aber sogar bei einfacheren Lebensformen in steigendem Maße innere Gliederung und Differenzierung nach, wo man früher, teils aus Unkenntnis, teils in vorgefaßter Meinung, mehr nur Einheitlichkeit und Gleichförmigkeit gesehen hatte. So ging es immer weniger an, einfach in Bausch und Bogen zu vergleichen; auch das Einzelne und Einzelnste mußte, nicht minder als größere einheitliche Erscheinungen, berücksichtigt werden. Eine wichtige weitere Folge dieser Entwicklung war diese, daß nunmehr größere Schärfe in der Fragestellung notwendig wurde; mehr und mehr mußte es sich als unumgänglich erweisen, statt unbestimmter Allgemeinheiten genauer anzugeben, was auf der einen Seite und was auf der andern Seite in Vergleich gezogen werde. Freilich, gerade bei der Vergleichung des Griechentums — wie übrigens auch anderer Einzelkulturen — blieb es vielfach bei der älteren, oft nicht deutlichen Art.

Ein wichtiges Mittel, um in der Überfülle des geschichtlichen Stoffes eine Vergleichung möglich zu machen, die das „Singuläre“ wie das „Typische“ oder, richtiger gesagt, all die hinter diesen allzu groben Bezeichnungen verborgenen feineren Verhältnisse gleichmäßig erkennen und einordnen läßt, ist die Bildung ganzer Reihen von kulturellen Begriffen vielfältigster Art, die, aus vergleichender Forschung gewonnen und an Hand der Einzelforschung geprüft, beiden Richtungen ebenso nützlich sind.

Digitized by Google

Zweites Kapitel.

Über die allgemeinen Ergebnisse der vergleichenden Betrachtung des Griechentums I.

Die vergleichende Betrachtung des griechischen Volkscharakters.

Einleitung.

Entsprechend dem Plane dieser Arbeit kann es sich selbstverständlich nur darum handeln, die Geschichte und die Ergebnisse der vergleichenden Betrachtung des Griechentums als eines Ganzen ins Auge zu fassen. Dabei sind vor allem die Anschauungen über den griechischen Volkscharakter und über die griechische Kultur gesondert zu betrachten, weil sie nicht durchaus dieselben Züge aufweisen. Gemeinsam ist ihnen indessen namentlich eine sehr wichtige Wandlung, die freilich bei der Betrachtung der griechischen Kultur — als eines Ganzen wie ihrer einzelnen Erscheinungen — stärker hervortritt als bei den Vorstellungen vom griechischen Volkscharakter: während man früher in erster Linie nach der griechischen Eigenart suchte und sie zu finden erwartete, wurde allmählich in steigendem Maße auch nach dem Typischen gefragt, nach Erscheinungen, die über das Griechentum hinaus mehr oder weniger verbreitet sind; begreiflicherweise mußte Derartiges um so häufiger sich feststellen lassen, je mehr man darauf aufmerksam wurde. Dieser Vorgang ist nach dem bereits Ausgeführten leicht verständlich; die Entwicklung einer vergleichenden Geschichtsforschung, in der man darauf ausging, Typisches zu suchen, und ihre Anwendung auf das Griechentum, sodann die starke Vermehrung des zur Vergleichung verfügbaren Stoffes, weiterhin die Erschütterung des klassizistischen Werturteils und das früher geschilderte Zurücktreten der einheitlichen Auffassung des Griechentums, all das trug zu jener Wendung bei.

Daß die Versuche, die griechische Volksart, den griechischen Volkscharakter zu erfassen, an Zahl und Bedeutung zurückgetreten sind, wurde früher (S. 13f.) dargelegt; hier handelt es sich um die Frage, welches diese Versuche sind.

Die vergleichende Betrachtung der griechischen Psyche ist entweder auf die Feststellung ihrer Eigenart oder des Gegenteils gerichtet, und ebenso unterscheiden sich die Ergebnisse. Allerdings überwiegen an Häufigkeit weitaus die Versuche, die Eigenart nachzuweisen, diesen Begriff in absolutem, oft aber auch nur in relativem

Digitized by Google

Sinn genommen; doch fehlen freilich sehr oft, ja wohl meist genauere Angaben darüber, an welchen Gegenbildern die griechische Eigenart gemessen wird. Oft ist es der „Orient" — sei es der „alte" oder allgemein — dann wieder sind es die „Römer" oder der „mittelalterliche" oder der „moderne" Mensch, der als Gegensatz in Betracht kommt; auch Verbindungen zwischen den genannten oder noch andern Elementen finden statt; oft ist es überhaupt ein, freilich meist nicht allzu deutlich vorschwebendes Bild menschlichen Wesens, dem die griechische Art entgegengesetzt wird. Wichtig ist dabei die Beobachtung, daß sehr häufig einfach Eigenschaften, die man an dem in Vergleich gezogenen psychischen Charakter vermißt, auf Grund der klassizistischen Voraussetzung des besonderen Wertes des Griechentums diesem zugeschrieben werden. — Oft ist es nicht ausdrücklich gesagt, sondern nur aus dem Zusammenhang und der ganzen Richtung der Gedanken mehr oder weniger sicher zu erschließen, daß mit der Schilderung des griechischen Charakters dessen Eigenart dargestellt sein soll

1. Die Anschauungen von der Eigenart des einheitlichen griechischen Volkscharakters.

Die Eigenart der griechischen Psyche findet man entweder in gewissen einheitlichen, übereinstimmenden Zügen oder umgekehrt in in ihrer Differenzierung. Freilich sind Anschauungen letzterer Art verhältnismäßig seltener gegenüber den erstgenannten, deren Hauptrichtungen im folgenden in knapper Form dargestellt werden sollen. Zu beachten ist dabei, daß oft, namentlich bei neueren Vertretern solcher Anschauungen, trotz der allgemeinen und unbedingten Ausdrucksweise, dieser oder jener Charakterzug sei „griechisch", doch mehr an weitverbreitete Übereinstimmung als an durchgängige Einheitlichkeit gedacht ist; dies gilt auch schon bei den älteren Theorien vom griechischen Volkscharakter dann, wenn sie mit der Lehre von den Stammescharakteren verknüpft sind. — Daß die zeitliche Umgrenzung dieses „griechischen Volkscharakters" eine verschiedene ist oder sein kann, ergibt sich aus dem früher (S. 1f.) Gesagten; immerhin ist aus den dort genannten Gründen die Vergleichbarkeit solcher Anschauungen doch nicht ausgeschlossen. — Wenn wir bedenken, welche Rolle der nationalen Psyche zumal in den älteren Lehren vom Volkscharakter oder neueren „Rasse"-Theorien zukommt, als dem Ausdruck der Einheit des Volkstums und zugleich einer zentralen Macht von größter Bedeutung, so begreifen wir leicht, daß die Versuche, diesen Charakter durch vergleichende Betrachtung zu kennzeichnen, sehr häufig sein

Digitized by Google

mußten. Das Zurücktreten dieser Begriffe in den genannten Richtungen (vgl. oben S. 13f.) mußte auch die Versuche, die Stellung der Psyche eines Volkes innerhalb der Menschheit genauer zu umschreiben, seltener werden lassen; immerhin sind sie nicht verschwunden.

Auf eine Kritik dieser Anschauungen im einzelnen muß selbstverständlich hier verzichtet werden, da dies nur im Rahmen einer positiven Darstellung des Gegenstandes geschehen könnte; im allgemeinen sei auf das oben S. 13f. Gesagte verwiesen; daß ferner die früher (S. 9) genannten Vorstellungen über das Verhältnis von typisch griechischen Erscheinungen und griechischer Eigenart oft dazu verleiten mußten, einerseits manches Griechische voreingenommen für eigenartig zu halten, anderseits eigenartig erscheinende, aber nicht allgemein griechische Tatbestände dennoch zu solchen zu stempeln, wurde am gleichen Orte ausgeführt. Immerhin gilt, was überhaupt bei diesem Gegenstande: Anregungen wird der selbständig Prüfende aus den meisten dieser Anschauungsweisen ziehen; und in gehöriger Beschränkung und genauerer Fassung wird zweifellos vieles selbst weniger Gelungene auch späterhin noch Beachtung finden können. — Im allgemeinen zeigt sich aber gerade hier deutlich die vielfach noch unentwickelte, man möchte sagen vorwissenschaftliche Art, in der diese doch sehr schwierigen und heiklen Probleme verfrühten Lösungen unterworfen wurden. Noch eines ist zu beachten; wie an der Lehre vom Volkscharakter überhaupt, so sehen wir auch hier, daß vielfach unklar bleibt, ob ein als solches genanntes Element des Volkscharakters wirklich als Eigenschaft des griechischen Menschen oder als Kulturelement, d. h. als Lebensäußerung gelten soll; in manchen Beziehungen ergänzen sich also die folgenden Abschnitte und diejenigen des nächsten Kapitels.

Wegen ihrer begrifflichen Allgemeinheit ist unter den mannigfaltigen Eigenschaften, die man den Griechen in besonderem Maße zuschreibt, die „Begabung" zu nennen.[1]) Das Problem der Verteilung der „Begabung" innerhalb einer größeren Gemeinschaft wird dabei meist unbeachtet gelassen oder eben von vornherein im Sinne einer verhältnismäßig gleichartigen höheren Begabung des griechischen Volkes entschieden; auch der sehr verwickelte Tatbestand der „Begabung" selbst erscheint hier einfach als gegeben. Häufig treffen wir dabei die besondere Annahme, die griechische Begabung sei eine einzigartige; sehr oft freilich ist auch ohne eine derartige Beschränkung

1) Dazu Besond. Teil, 6. Kap., 1 u. 2.

Digitized by Google

nur von der hohen Begabung der Griechen die Rede. Unter den zahlreichen Formeln, mit denen man diese Tatbestände zu umschreiben sucht, möge hier der Begriff des Genies genannt sein; bemerkenswert ist dann, wie man etwa eine Reihe von Wesenszügen, die man in die Definition des Wortes aufgenommen, einfach auf die Griechen überträgt. Erwähnung verdient auch die Vorstellung von einer „wunderbaren" Begabung der Griechen; zum Teil geht sie wohl auf jenen ursprünglich dem jüdischen Volk geltenden, von ihm selbst geprägten Begriff eines gottbegnadeten Volkes zurück und ist dann gleichsam dessen verweltlichte Fassung; übrigens findet sich auch dieser Ausdruck selbst in Beziehung auf die Griechen gebraucht.

In besonderer Weise wird die einzigartige oder doch seltene Begabung der Griechen charakterisiert, wenn sie als eine allseitige oder wenigstens ungewöhnlich umfassende dargestellt wird.[1]) Insofern zugleich ein harmonisches Verhältnis der verschiedenen Seiten dieser Begabung angenommen wird, spielt auch hier die gleich zu nennende Vorstellung von der Harmonie der griechischen Seele hinein.

Eine Reihe weiterer den Griechen zugeschriebener seelischer Eigenschaften zeigt die Eigentümlichkeit, daß sie einander geradezu entgegengesetzt sind; es rührt dies zum Teil davon her, daß mit Bewußtsein der Formel die Gegenformel, der These die Antithese gegenübergestellt wurde, was unter anderem dadurch bedingt war, daß die auf eine einheitliche Erfassung des Griechentums gerichtete Betrachtungsweise vielfach als einseitig erkannt werden mußte.

Ein solches Paar von Gegensätzen bildet z. B. die „Gesundheit" und dem gegenüber „krankhafte" Züge des griechischen Geistes und seiner Schöpfungen[2]); jenes im letzten Grunde wohl nur eine andere Form des klassizistischen Werturteils, wie auch die entgegengesetzte Anschauung als Reaktion dagegen und daher ebenfalls zunächst als bloße Wertung sich erklärt. Beiden Vorstellungen fehlt durchaus eine objektive psychologisch-psychiatrische Begründung.

Vielfach wird mit Nachdruck eine, von dem Begriff der „Gesundheit" vielleicht nicht weit entfernte Eigenschaft als charakteristisch griechische genannt, die Energie, die Tatkraft und Schaffenslust, der aktive Grundzug ihres Wesens.[3])

In diesem Zusammenhang nennen wir auch die Vorstellungen vom griechischen „Willen zur Macht" und vom griechischen Frei-

1) Dazu Besond. Teil, 6. Kap., 3.
2) a. a. O., 7. Kap., 1.
3) a. a. O., 7. Kap., 2, A und B.

Digitized by Google

heitstrieb, bei denen der Gedanke der Kraftentfaltung auch vorschwebt.[1])

Sehr häufig finden wir die Annahme einer Harmonie[2]) der seelischen Kräfte des Griechen; oft wird sie vor allem als eine harmonische Vereinigung von Gegensätzen dargestellt, als ein Innehalten der Mitte, namentlich der richtigen Mitte, zwischen diesen. Diese Vorstellungen hängen zweifellos zu einem guten Teil mit klassizistischen Werturteilen zusammen; mußte doch der Begriff des besonders Wertvollen, ja Vollkommenen sehr leicht in die Vorstellung des Harmonischen übergehn. Besondere Veranlassung zu solchen Anschauungen gab außerdem wohl namentlich die bildende Kunst der Griechen, genauer gesagt eine bestimmte sehr stark hervortretende Richtung in ihr, aus der man den Eindruck ruhiger, harmonischer Geschlossenheit auf die Psyche des Volkes, das sie geschaffen, und auf dessen ganzes Dasein übertrug.

Im engsten Zusammenhang mit den eben dargestellten Anschauungen, zum Teil nur als ein anderer Ausdruck für sie, ist die Lehre von dem „Maße", der „Sophrosyne" der Griechen zu nennen.[3]) Man schreibt diese Eigenschaft dem griechischen Volkscharakter zu und findet sie auch in der Kultur der Griechen, zumal in ihrer Kunst und Literatur. Andere wieder lassen sie nur für die eben genannten Gebiete gelten, und zweifellos ist gerade die bildende Kunst der Griechen eine Hauptquelle für diese ganze Vorstellung gewesen. Unter den Einwendungen, die man gegen sie erhoben hat, ist namentlich der Hinweis darauf bemerkenswert, daß es sich um eine Kontrastwirkung zu den tatsächlichen Zuständen handle, wenn die Griechen die Sophrosyne preisen.

Meist nicht in ausgesprochenem, aber in tatsächlichem Gegensatz zu der Annahme einer griechischen Sophrosyne oder auch einer seelischen Harmonie stehen die Vorstellungen, nach denen Reizbarkeit und Leidenschaftlichkeit für die Griechen kennzeichnend sind.[4]) Eine andere Seite der gleichen Anlage hat man im Auge, wenn man von ihrer Eindrucksfähigkeit und Sensibilität spricht.[5])

Sehr häufig ist von der griechischen Sinnlichkeit[6]) die Rede, in doppeltem Sinne, wobei außerdem in beiden Fällen eine positive und eine negative Bewertung hinzutreten kann. Man versteht unter griechischer Sinnlichkeit bald die geschlechtliche Sinnlichkeit, die

1) Dazu Besond. Teil, 7. Kap., 2, C und D.
2) a. a. O., 8. Kap., 1; vgl. aber auch 2.
3) a. a. O., 9. Kap., 1.
4) a. a. O., 9. Kap, 2.
5) a. a. O., 9. Kap., 2.
6) a. a. O., 10. Kap., 1.

Digitized by Google

entweder — bei günstiger Beurteilung — als ein natürliches Verhalten diesen Instinkten gegenüber gilt, bald als Neigung zu sexuellen Ausschweifungen erscheint. Andere dachten, wenn sie von dem „sinnlichen" Griechen sprachen, mehr nach dem älteren und zugleich philosophischen Sprachgebrauch an die Sinne im Gegensatz zum Geiste; der Grieche wurde damit als ein Mensch bezeichnet, der mit den Sinnen an der Oberfläche der Dinge bleibt, nicht aber denkend in sie eindringt; auch dies kam dem einen als Vorzug, dem andern als Mangel vor. Entstanden ist diese ganze Lehre von der griechischen Sinnlichkeit in beiden Auffassungen entschieden wesentlich auf der Folie des Christentums als asketisch und spiritualistisch aufgefaßter Religion.

Nur um eine andere Formulierung der gleichen Auffassung — in der zweiten Bedeutung — handelt es sich, wenn man die Richtung des griechischen Geistes auf das Diesseits und das Endliche betont.[1])

In einem gewissen Zusammenhang mit den eben genannten Anschauungen steht wohl vielfach die Vorstellung von der griechischen „Heiterkeit"[2]), der ebenfalls ein Gegenstück, die Lehre vom griechischen Pessimismus, gegenübersteht. Bewertet wird diese viel genannte griechische „Heiterkeit" meist im günstigen Sinne, selten umgekehrt. Eine besondere Rolle spielt auch hier der angenommene Gegensatz zum Christentum, sei es in objektiver Vergleichung, oder viel häufiger auf Grund eines Werturteils, nach dem das Griechentum als das verwirklichte Ideal der Menschheit gerade jene Vorzüge aufweisen sollte, die der eigenen Welt des Betrachters fehlten. So setzte man der „Düsterheit" des Christentums die griechische, auch allgemein „heidnische" Heiterkeit entgegen. Unterstützend traten noch andere Anschauungen hinzu; die Vorstellung von dem „sinnlichen" Griechen und von der Harmonie und ungebrochenen Natürlichkeit seines Wesens. Bedeutungsvoll waren auch die Bilder, die sich die nördlichen Völker von der Herrlichkeit des Südens, besonders vom griechischen Land und griechischen Himmel machten, wo man unglückliche Menschen sich nicht zu denken vermochte; dazu kamen jene künstlerischen Schöpfungen, die, wie Homer z. B. und die Plastik, immer wieder beglückende Gefühle auslösten und ähnliche Stimmungen im griechischen Volke überhaupt voraussetzen ließen; und endlich wirkten im selben Sinne auch die Vorstellungen von der griechischen Religion, der Blick auf die leichtlebenden Götter und das ihnen ähnlich ge-

1) Dazu Besond. Teil, 10. Kap., 2. 2) a. a. O., 11. Kap., 1.

Digitized by Google

glaubte Geschlecht der Menschen. Bezeichnenderweise wurde denn auch gerade der heitere Charakter der griechischen Religion seit langem gerne betont.

An unmittelbarem Widerspruch gegen diese Vorstellungen von griechischer Heiterkeit fehlt es nicht; oft ist indessen die Kritik auch hier eine mehr bloß tatsächliche, indem vielfach eine pessimistische Grundstimmung des griechischen Menschen angenommen wird, ohne daß dabei zunächst eine Bestreitung jener entgegengesetzten Theorie beabsichtigt wäre. Häufig freilich ist die Lehre vom griechischen Pessimismus[1]) in bewußtem Gegensatz zu jenen andern Vorstellungen verkündet worden. Diese Lehre nun geht zu einem guten Teil nicht einfach von der Prüfung des Tatbestandes aus, sondern ist oft durch Gegensätze im Werturteil bedingt. Ist jene Theorie wesentlich klassizistisch, so ist die andere häufig antiklassizistisch. Dahin gehören namentlich jene Stimmen von christlicher Seite, die den griechischen Pessimismus verkünden; dahin aber auch wenigstens bis zu einem gewissen Grade ähnliche Gedankengänge z. B. bei Jakob Burckhardt. Freilich sind im Grunde schon bei diesem, weit stärker aber, ja vielleicht ausschließlich, bei Nietzsche wieder klassizistische Vorstellungen wirksam; nur ist das eigene Ideal jetzt ein anderes geworden; im Zeitalter Schopenhauers lag es nahe, die neue Lehre vom Pessimismus als der wahren Weltanschauung auch den Griechen zuzuschreiben, bei denen man ja so vielfach, was man wünschte, verwirklicht glaubte; worin freilich der Verkünder dieser Lehre selbst nur ganz gelegentlich vorangegangen war und nicht ohne an anderer Stelle das Gegenteil zu betonen. Auch hier fehlt es nicht an Widerspruch wie an Einschränkungen des Grundgedankens; auch vermittelnde Anschauungen sind häufig.

Als weitere Wesenszüge des griechischen Geistes nennt man oft die besondere Fähigkeit der Beobachtung und Anschauung sowie die Stärke der Phantasie[2]), Eigenschaften, die zum Teil in Beziehung stehen zu der intellektuellen und künstlerischen Begabung, die man vielleicht am häufigsten anführt, wenn man die Eigenart der Griechen bezeichnen will.

Nach der Seite des Intellektes[3]) finden wir zunächst die Annahme einer allgemeinen Begabung der Griechen in dieser Richtung; sodann die Vorstellung, daß diese intellektualistisch-rationalistische Seite im griechischen Charakter vorwiege; weiterhin die Voraussetzung

1) Dazu Besond. Teil, 11. Kap., 2. 2) a. a. O., 12. Kap. 3) a. a. O., 13. Kap.

Digitized by Google

einer eigenartig starken logisch-dialektischen Befähigung, die sich, namentlich in der Wissenschaft, auch als eine, bald günstig, bald anders bewertete Neigung zur Deduktion und zur Systembildung äußern soll. In diesem Zusammenhang muß auch die Anschauung genannt werden, der griechische Charakter neige zur Spitzfindigkeit, er zeige einen eristisch-„sophistischen" Zug; denn zweifellos hängt diese Annahme zu einem guten Teil mit den genannten Vorstellungen von der besonderen intellektuellen Veranlagung der Griechen zusammen.

Am verbreitetsten ist wohl die Überzeugung, die griechische Begabung und Neigung für künstlerisches Schaffen und Empfinden[1]) bilde einen, ja den charakteristischen Grundzug der griechischen Volksart. Neben dieser allgemeinen Anschauung, die übrigens in recht verschiedener Weise zum Ausdruck gebracht wird, finden wir ähnliche Vorstellungen besonderer Art, so die Annahme einer eigenartig starken Richtung des griechischen Geistes auf Formgebung und Stilisierung sowie auf das Schematische und Typische, zumal innerhalb der Kunst selbst; weiterhin hebt man etwa die Begabung für die redenden Künste hervor; besonders aber betont man gerne den „plastischen" Sinn des Volkes, worunter nicht nur die eigenartige Befähigung für die Skulptur, sondern meist ein darüber hinaus wirksamer Formsinn allgemeinerer Art verstanden wird.

Eine ganze weitere Gruppe von Auffassungen des griechischen Volkscharakters läßt sich unter einem Gesichtspunkt vereinigen; es handelt sich um sittliche Eigenschaften, im besonderen jedoch um solche, die allgemein ungünstig bewertet werden, um Charakterfehler also.[2]) Schon bei den Römern und dann wieder, wohl nicht ohne Zusammenhang mit ihren Urteilen, in der Neuzeit begegnen uns zahlreiche Äußerungen über diese Seiten des griechischen Charakters; nur selten wird ein Widerspruch erhoben. So schreibt man den Griechen, um nur einiges zu nennen, Habsucht in einem den menschlichen Durchschnitt überschreitenden Maße zu, Hinterlist und Untreue, Leichtfertigkeit, Neid und Eitelkeit, Grausamkeit. Es ist wohl sehr häufig das eigene Volkstum des Urteilenden, das als Gegensatz empfunden wird; so entschieden bei den Römern; aber auch späterhin sind es namentlich Vorstellungen von germanischen Vorzügen, die den Kontrast bilden.

Im vorhergehenden wurden die wichtigsten Einzelzüge zusammengestellt, die man im griechischen Volkscharakter gefunden hat.

1) Dazu Besond. Teil, 14. Kap. 2) a. a. O., 15. Kap.

Digitized by Google

Während nun manche sich begnügen, bei Gelegenheit auf einzelne derartige Eigenschaften hinzuweisen, versuchten andere den griechischen Volkscharakter als ein Ganzes zu kennzeichnen, indem sie die ihnen wichtig erscheinenden Merkmale zu einem Gesamtbild vereinigten. Eine systematische Zusammenstellung solcher Versuche ist bei der übergroßen Zahl der Varianten nicht angängig, aber auch nicht notwendig, da ihre wesentlichen Bestandteile in der vorangehenden Übersicht enthalten sind.

2. Die Anschauungen von der Eigenart des differenzierten griechischen Volkscharakters.

Neben den bis dahin dargestellten und am meisten verbreiteten Anschauungen, nach denen die griechische Psyche eine verhältnismäßig einheitliche und als solche eigenartige ist, gibt es andere Auffassungen, bei denen die Eigenart des griechischen Volkscharakters sich mit seiner Differenzierung verbindet Es ist dies in doppeltem Sinne denkbar. Entweder sind die Charaktere der Sondergruppen — es handelt sich im allgemeinen um die Stammescharaktere (vgl. oben S. 19/20) — an und für sich schon eigenartig und daher auch das Volk als Ganzes; oder jene Teilgruppen weisen zwar typische Züge auf, aber das Nebeneinander gerade dieser Teile ist das Eigenartige. Meist wird wohl das Erstere angenommen; es fehlt indessen an genaueren Angaben; zudem kann sich ja, wie wir sahen, die Lehre vom einheitlichen Volkscharakter mit der Theorie der Stammescharaktere verbinden.

Auch andere Wege sind denkbar, auf denen die Annahme einer eigenartigen seelischen Differenzierung des griechischen Volkes möglich wäre. Indessen beobachten wir gerade bei den neueren Lehren von der psychischen Differenzierung durch Klassenbildung oder durch den Fortgang der Kulturentwicklung von vornherein mehr die Neigung, typische Übereinstimmung im Völkerleben zu erfassen; sind ja doch diese Anschauungen geradezu als allgemeine Geschichtstheorien entstanden. Immerhin werden auch ihre Vertreter nicht in Abrede stellen, daß die Formen, in denen diese Erscheinungen auftreten, bei den einzelnen Völkern verschieden sind oder doch sein können. Freilich ist diese Eigenart dann etwas wesentlich anderes als die von der älteren Auffassung bei den Griechen vorausgesetzte; denn wenn jedes Volk sie aufweist, so hat dieses Merkmal der Eigenart selbst wieder etwas Typisches an sich. Auch tritt damit diese Frage aus dem Felde theoretischer Annahmen in das der Einzeluntersuchung.

Digitized by Google

Endlich kann auch in der zeitlichen Veränderung des griechischen Volkscharakters die Eigenart gefunden werden, ob nun in den einzelnen Epochen schon als solchen oder bloß in der Art ihrer Aufeinanderfolge. Doch wiegt gerade bei diesen Theorien das Suchen nach dem Typischen weit vor. Zudem sollen diese Anschauungen im nächsten Kapitel besprochen werden, da sie ebensosehr für die griechische Kultur wie für den griechischen Volkscharakter gelten.

3. Die Auffassungen des einheitlichen griechischen Volkscharakters als Typus.

Im ganzen weit weniger zahlreich als die Bestrebungen, die Eigenart der griechischen Psyche nachzuweisen, sind die Versuche, typische Züge im griechischen Volkscharakter zu finden. Auch hier scheiden sich jene beiden Richtungen; bei der einen wird eine im wesentlichen einheitliche Psyche als typisch betrachtet, bei der anderen versucht man dasselbe von dem differenzierten Volkscharakter zu erweisen.[1])

Bei der allgemeinsten Annahme, die hier möglich ist und nicht selten vertreten wird, erscheint der griechische Mensch nur als Beispiel menschlicher Art überhaupt.[2]) Häufiger indessen wird die griechische Volksart in engere Kreise eingeschlossen. Merkwürdig ist hier jene zur Zeit der Romantik gelegentlich ausgesprochene Annahme, „Gräzität" bedeute einen über das griechische Volk hinausgreifenden Typus, der dann aber nicht näher bestimmt wird[3]); offenbar schwebt dabei irgendein nicht bezeichneter Charakterzug der Griechen als das typische Merkmal vor. In den übrigen Theorien dagegen wird ausdrücklich gesagt, wodurch der Typus bestimmt sei, dem die Griechen beigesellt werden.

So wenn sie unter die ausnahmsweise begabten (s. oben S. 33/34) oder unter die „aktiven" Völker gerechnet werden. Früher namentlich und heute noch oft werden sie mit den Römern, einst häufig auch mit den antiken Völkern des vorderen Orients, zu dem Begriff eines „antiken" Volkes zusammengefaßt; freilich handelt es sich hier meist weniger um die Gemeinsamkeit der Beanlagung als der Kultur; oft herrscht in dieser Hinsicht auch keine Klarheit.

Auch auf Grund geographischer Merkmale werden Typen geistiger Eigenart aufgestellt, in die man die Griechen einbezieht. So werden sie als Europäer bezeichnet, als Südländer, als Mittelmeervolk. Un-

1) Dazu Besond. Teil, 17. Kap., 1; vgl. auch z. T. Kap. 31.
2) a. a. O., 17. Kap., 2 und 3. 3) a. a. O., 17. Kap., 4 A.

Digitized by Google

deutlich bleibt dabei meist, ob ein Kausalzusammenhang zwischen dem geographischen Raum und dem geistigen Charakter angenommen wird; weniger wahrscheinlich ist ein solcher dort, wo man, bei der Einreihung der Griechen in einen europäischen Typus, sie als dessen Schöpfer betrachtet.[1])

Zu einem sprachlich bestimmten Typus, dem aber auch gemeinsame geistige Eigenschaften zugeschrieben werden, rechnet man die Griechen, wenn man sie als Beispiel für die indogermanische Volksart faßt[2]), wie dies seit der Entdeckung des indogermanischen Sprachstammes landläufig geworden ist. Weniger bewiesen als vorausgesetzt ist dabei, eben auf Grund der sprachlichen Übereinstimmung, daß dieser eine weitere Übereinstimmung, in der geistigen Art, zur Seite stehe. Im besonderen können die Griechen mit einzelnen indogermanischen Völkern zu einem engeren Typus zusammengestellt, oder es kann ihre Sonderstellung innerhalb des indogermanischen Typus betont werden.

Vielfach wird der Kreis, in den die Griechen hineingestellt werden, zunächst nach körperlichen Merkmalen bestimmt[3]); indessen handelt es sich dabei in letzter Linie auch hier wieder um die geistige Übereinstimmung, und nur diese kommt ja für uns hier in Betracht. Die Kausalbeziehung zwischen diesen beiden Tatbeständen wird entweder unbestimmt gelassen, oder es erscheint die somatische Eigenart des Typus entweder als Bedingung der geistigen, oder endlich ist sie ein bloßes Anzeichen für deren Vorhandensein. Selten finden wir hier die Griechen ganz allgemein als Vertreter der „weißen Rasse" genannt; eine größere Rolle spielt die Annahme, sie seien, in ihrem Kerne wenigstens, Angehörige eines nordeuropäischen Typus, der durch hohen Wuchs, helle Komplexion und Dolichokephalie, geistig durch eine hohe und eigenartige Begabung charakterisiert sei (vgl. auch oben S. 18; auch S. 14/15).

Verbreitet ist, namentlich in der für weite Kreise bestimmten Literatur über „Rassen"fragen, die Einreihung der Griechen in die indogermanische oder arische „Rasse" im Sinne eines körperlich-geistigen Typus. Soweit dabei überhaupt somatische Merkmale genannt werden, erscheinen sie meist als die jenes nordeuropäischen Typus. Das Primäre bei diesen Theorien ist meist die Tatsache der

1) Zu diesem Absatz vgl. a. a. O., 17. Kap., 4, D—F; zu D (Europäer) vgl. das 35. Kap.

2) a. a. O., 17. Kap., 4, C; 18. Kap., 2 und 3.

3) Hiezu bis zum Schluß vgl. a. a. O., 18. Kap.

Digitized by Google

sprachlichen Gemeinschaft; an sie schließt sich, wie bei den eben genannten Anschauungen, die Annahme, deren hypothetischer Charakter freilich fast stets von den Vertretern dieser Anschauungen übersehen wird, daß auch eine gemeinsame geistige Anlage vorhanden sei; und endlich — das ist hier das Neue gegenüber den gewöhnlichen Anschauungen vom indogermanischen Wesen — wird, meist ohne nähere Begründung, noch eine körperliche Übereinstimmung vorausgesetzt (vgl. oben S. 18).

4. Die Anschauungen von der typischen Differenzierung des griechischen Volkscharakters.

Ganz selten finden wir eine Differenzierung innerhalb derselben Zeit angenommen[1]); über die Vorstellung von einer speziellen Entwicklung des griechischen Volkscharakters auf Grund organischer Analogien vgl. das nächste Kapitel, 4.

Drittes Kapitel.

Über die allgemeinen Ergebnisse der vergleichenden Betrachtung des Griechentums II.

Die vergleichende Betrachtung der griechischen Kultur.

Einleitung.

Die vergleichende Betrachtung der griechischen Kultur läßt, wie bereits bemerkt wurde (S. 31), vor allem die wachsende Bedeutung der Frage nach dem Typischen erkennen. Außerdem wird, entsprechend der früher dargestellten Wandlung, nicht mehr in erster Linie „das“ Griechentum, d. h. gewisse ihm zugeschriebene gemeinsame Eigenschaften mit eben solchen anderer Kulturen verglichen, sondern die Vergleichung erstreckt sich mehr als früher in erster Linie auf Teilerscheinungen mannigfaltigster Ausdehnung und Häufigkeit. Im folgenden sollen indessen, nach dem Plane dieser Arbeit, nur jene Anschauungen zusammengestellt werden, bei denen man gewisse allgemein oder doch vorherrschend griechische Tatbestände mit solchen anderer Kulturen vergleicht.

Daß in der Geschichte dieser Anschauungen oft nicht klar wird, ob mehr von der griechischen Kultur oder vom griechischen Menschen

1) Dazu Besond. Teil, 17. Kap., 5.

Digitized by Google

oder endlich von beidem zugleich die Rede ist, wurde bereits bemerkt (S. 33); von großer Bedeutung ist es für unsere Zwecke nicht. — Über die zeitliche Umgrenzung des „Griechentums" sei nochmals auf das Frühere verwiesen (S. 1 f., 32). — Zu beachten ist für die richtige Vergleichung älterer und neuerer Anschauungen, daß — entsprechend dem oben S. 32 Gesagten — früher, wenn von einer Eigenschaft der griechischen Kultur als „griechisch" die Rede war, in der Hauptsache an eine allgemein griechische Erscheinung gedacht wurde, während heute darunter sehr oft nur stark hervortretende Züge verstanden sind, ohne daß Gegenströmungen ausgeschlossen wären. — Zur Kritik der im folgenden dargestellten Anschauungen vgl. auch oben S. 8 f.

1. Die Anschauungen von der Eigenart gemeinsamer Züge der griechischen Kultur.

Zunächst handelt es sich um die Frage nach der Eigenart der griechischen Kultur. Daß neben ihr die Frage nach dem Typischen eine stets wachsende Bedeutung gewonnen hat, wurde eben bemerkt; ebenso darauf hingewiesen, daß man beide Probleme nicht mehr in erster Linie am Griechentum als einer Gesamterscheinung, sondern am einzelnen zu lösen versucht, daß dagegen hier nur jene Gesamtauffassungen behandelt werden sollen.

Die Eigenart der griechischen Kultur als eines Ganzen erblickt man entweder in gewissen übereinstimmenden, einheitlichen Zügen, oder umgekehrt in ihrer Differenzierung. Die Anschauungen der ersteren Art sind im ganzen durchaus die häufiger vertretenen. Vor allem gilt es also, die Versuche darzustellen, gewisse einheitliche Züge der griechischen Kultur als eigenartig zu erweisen.

Über die eigentümliche Wechselbeziehung der Begriffe „einheitlich griechisch" und „griechische Eigenart" wurde oben (S. 8 f.) gesprochen. Wenn wir dort sahen, wie der vorausgesetzte Begriff der griechischen Eigenart dazu half, die Vorstellung von der Einheitlichkeit des Griechentums zu bilden, so ist hier darauf hinzuweisen, wie umgekehrt die Überzeugung von dieser Einheitlichkeit den Glauben an die griechische Eigenart unterstützte, indem infolgedessen nicht selten eigenartig erscheinende Tatbestände von verhältnismäßig beschränkterer Verbreitung zu allgemein griechischen gestempelt wurden.

In erster Linie ist die Vorstellung von der „Unvergleichlichkeit"[1]) des Griechentums zu nennen, insofern damit nicht eine jeder Kultur

1) Dazu Besond. Teil, 19. Kap., 1.

Digitized by Google

zukommende Eigenschaft gemeint ist. Meist handelt es sich im Grunde nur um eine andere Formulierung eines klassizistischen Werturteils; allerdings kann auch tatsächlich objektive Unvergleichbarkeit gemeint sein.

Wie bei den Ansichten über den griechischen Volkscharakter, so finden wir auch hier, unter den Vorstellungen von der Eigenart der griechischen Kultur, die Annahme einer besonderen „Gesundheit“ [1]) wieder, sei es allgemein, sei es im Hinblick auf die griechische Literatur und Kunst. Auch hier handelt es sich (vgl. oben S. 34) in erster Linie um ein Werturteil; immerhin schweben wohl auch gewisse objektive Tatbestände vor, ohne indessen klar bewußt zu werden.

Weiterhin ist, wiederum als Parallele zu bestimmten Vorstellungen vom griechischen Menschen, seiner ungewöhnlich vielseitigen, ja allseitigen Begabung (oben S. 34), jene Anschauung zu nennen, nach der auch die griechische Kultur durch die ungewöhnliche, ja erschöpfende Fülle ihrer Äußerungen und Richtungen gekennzeichnet sei.[2])

Von einem Werturteil beeinflußt sind wiederum jene, einst und zum Teil noch heute so weit verbreiteten Anschauungen, die „Harmonie“ sei eine wesentliche Besonderheit der griechischen Kultur[3]), wie ja das gleiche vom griechischen Menschen angenommen wird (oben S. 35); um dasselbe handelt es sich, wenn man von der Vermeidung der Extreme, von der richtigen „Mitte“ spricht. Es sind wohl besonders die klassizistischen Vorstellungen von einer gewissen Vollkommenheit des Griechentums, die hier wirksam werden (darüber auch a. a. O.). Vor allem findet man eine solche harmonische Gestaltung in der griechischen Kunst, im weitesten Sinne des Wortes; vielleicht ist es auch hier wieder gerade die bildende Kunst, die die Entstehung dieser Vorstellungen von der Harmonie des Griechentums wesentlich gefördert hat. Gegen diese ganze Betrachtungsweise, nach der die griechische Kultur allgemein durch eine besondere Harmonie gekennzeichnet sein soll, hat man nicht selten ausdrücklich Einsprache erhoben; häufiger noch hat man ohne Beziehung auf jene Anschauungen, aber in tatsächlichem Gegensatz zu ihnen, auf die mannigfachen und tiefgreifenden Disharmonien hingewiesen, die das Griechentum auf geistigem, politischem und sozialem Gebiete zeigt.

Auch die Auffassung, das griechische Leben sei durch den „Agon“[4]), das Wettstreben in jeder Form, bedingt und gekennzeichnet, ist im Grunde ein Gegenstück zu der Lehre von der griechischen „Harmonie“,

1) Dazu Besond. Teil, 19. Kap., 2.
2) a. a. O., 19. Kap., 3.
3) a. a. O., 20. Kap.
4) a. a. O., 21. Kap.

Digitized by Google

auch wenn sie nicht als solches empfunden wurde, ja sogar sich mit dieser vereinigen konnte.

Bei einer größeren Anzahl der Ansichten über die Eigenart der griechischen Kultur wird aus der zeitlichen Stellung des Griechentums in der Geschichte dessen Eigentümlichkeit abgeleitet, und zwar aus der Tatsache, daß es — allgemein gesprochen — im Verhältnis zu andern Kulturen eine frühere Erscheinung ist.

So wird das Griechentum als „Natur", als „naive" oder „instinktive" Welt der ganzen späteren Entwicklung gegenübergestellt.[1]) Sehr häufig benutzt man biologische Analogien, wie „Jugend" oder „Kindheit" der Menschheit u. a., um das Griechentum in ähnlicher Weise zu charakterisieren.[2]) Oder man betont, ohne jenen Terminus „natürlich" noch die organische Parallele zu benutzen, in anderer Form das Frühe, Ursprüngliche, Primitive der griechischen Kultur. In diesen Zusammenhang gehört zu einem guten Teil auch die Vorstellung, die „Einfachheit" sei ein kennzeichnender Zug der griechischen Kultur.[3])

Eine besondere Form nimmt die Gegenüberstellung des Griechentums als einer vergleichsweise frühen Erscheinung dort an, wo es als vorchristliche Welt charakterisiert wird[4]); wie leicht verständlich, können sich die Vorstellungen des Natürlichen und des Vorchristlichen miteinander verbinden. Übrigens ist man mehr und mehr auch auf jene Züge des Griechentums aufmerksam geworden, die seinen Gegensatz zum Christentum schwächer erscheinen lassen, ja in mancher Beziehung zu diesem hinüberleiten.

Soweit bei diesen Vorstellungen der Gedanke vorschwebt, das Griechentum sei nicht bloß eine relativ junge Erscheinung, sondern in absolutem Sinne ein Anfang, handelt es sich um jene Verkürzung der historischen Perspektive, wie sie vor der Entstehung der neuen anthropologischen Entwicklungslehre und dem Ausbau der Urgeschichte der Menschheit bestand. Besonders wirksam war dabei ein Vorgang der oben (S. 8 f.) geschilderten Art, eine jener Verallgemeinerungen, durch die Teile des Griechentums diesem gleichgesetzt werden; man identifizierte oft das Griechentum mit der homerischen Welt, die man für etwas Urtümliches hielt.

Die Bewertung dieser als eigenartig betrachteten Züge des Griechentums, die sehr oft schon bei der Auswahl bestimmend ist, zeigt keine Einheitlichkeit. Namentlich bei den Gegensätzen: Griechentum und Christentum, Griechentum und moderne Welt halten sich

---

1) Dazu besond. Teil, 22. Kap., 1. 2) a. a. O. 2. 3) a. a. O 4. 4) a. a. O. 5.

Digitized by Google

positive und negative Werturteile wohl etwa die Wage, während bei der Begriffsreihe „Natur", „Jugend" usf. die positive Bewertung überwiegt; sind doch Begriffe wie Natur, Jugend, Kindheit u. a. zumeist sehr ausgeprochen lustbetonter Art und mit Vorstellungen wie Glück, Kraft, Vollkommenheit eng verbunden. Nicht selten freilich werden solche „jugendlichen" Züge auch als Mängel empfunden; noch mehr ist dies dort der Fall, wo ohne derartige Begriffe in anderer Form das Frühe der griechischen Kultur hervorgehoben wird.

In starkem Gegensatz zu dieser ganzen Lehre vom Griechentum als einer verhältnismäßig frühen und demgemäß gearteten Erscheinung steht die besonders in neuerer Zeit mehr und mehr wirksam gewordene Anschauung, nach der umgekehrt das Griechentum als eine relativ entwickelte und in dieser Beziehung „neue" geschichtliche Erscheinung primitiveren Zuständen entgegengesetzt wird. Charakteristisch ist in dieser Beziehung schon die Anwendung des „Kultur"begriffes auf das Griechentum. Wenn auch dieser Begriff allmählich auf alle menschliche Tätigkeit, auch der „Naturvölker" und der Urzeit übertragen und gleichzeitig der Wertbeziehungen mehr und mehr entkleidet wurde, so stand er doch ursprünglich und auf lange hinaus im Gegensatz zum Begriff der „Natur", auch wo dieser auf die Menschheit angewendet wurde. Wenn also immer häufiger von griechischer „Kultur" gesprochen wurde, so lag darin ein stillschweigender Widerspruch gegen die ganze Lehre von dem „natürlichen" Charakter des Griechentums. Diese Vorstellungen sind aber schon älter. Wenn man schon im 18. Jahrhundert von „politesse" u a. als einer charakteristischen Eigenschaft der Griechen gegenüber andern antiken Völkern sprach — andere wieder vermißten sie bei ihnen —, so ist das nur eine andere Formulierung desselben Gedankens, der nachher in dem Worte „Kultur" seinen Ausdruck fand. Hierher gehört im Grunde auch die einst so weitverbreitete, meist so unbestimmt schillernde Vorstellung, die „Humanität" sei eine besondere griechische Eigentümlichkeit, mag nun die eine oder die andre Bedeutung im Vordergrund stehen, Humanität als „Menschenfreundlichkeit" oder als soziale Gesinnung — als Zivilisation — oder als Maximum möglicher Kultur, als „reinste Menschheit".[1])

In diesem Zusammenhang ist auch die Lehre von der Originalität oder Priorität der griechischen Kultur zu nennen. Hier verbinden sich die dargestellten Vorstellungen, das Griechentum sei eine primitive

1) Zu diesem Absatz vgl. den Besond. Teil, 23. Kap.

Digitized by Google

Erscheinung, und die andere, es sei durch seine Kultur charakterisiert. Denn auch wo es nicht deutlich gesagt ist, versteht man unter „Originalität“ oder wie immer man diesen Begriff umschreibt, eine Priorität hinsichtlich bestimmter Kulturschöpfungen, also hinsichtlich relativ „neuer“, „moderner“ Gebilde im Leben der Menschheit, die übrigens sozusagen ausnahmslos auch positiv bewertet werden. So erscheint hier das Griechentum nicht als „primitiv“ wegen seiner entsprechenden zeitlichen Stellung in der Geschichte, sondern als „modern“ trotz ihr.[1])

In einem gewissen Gegensatz zu diesen Vorstellungen steht die sehr häufig begegnende Anschauung, daß die Griechen besonders durch die Selbständigkeit in der Verarbeitung fremder Kulturelemente charakterisiert seien. Immerhin handelt es sich auch hier um griechische Originalität, freilich nur um eine solche gleichsam zweiter Ordnung.[2])

Endlich ist eine Reihe von Vorstellungen über das Wesen des Griechentums zu nennen, in denen eine einzelne wichtige Seite des Kulturlebens als eigenartig erscheint. Es handelt sich um Erscheinungen, die meist, da man sie für besonders wertvoll hielt, die Aufmerksamkeit auf sich zogen. Gemeinsam ist ihnen auch, daß hier — entsprechend dem oben S. 8 dargestellten Vorgang — Tatbestände, die als wertvoll und eigenartig erscheinen, als allgemein griechisch betrachtet wurden, auch wenn sie dies nicht in dem vorausgesetzten Maße waren.

In erster Linie steht hier die seit langem weitverbreitete Anschauung, nach der die griechische Kultur eine ästhetische, das griechische Leben und Schaffen von der Kunst, dem Verlangen nach Schönheit, vom Kultus der Form beherrscht erscheint[3]), wie ja auch die Griechen als das in besonderem Maße kunstbegabte Volk betrachtet werden (vgl. oben S. 38). Gerade hier zeigt sich das eben Gesagte besonders deutlich: weil man die griechische Kunst — im weitesten Sinne — für die wertvollste Äußerung des griechischen Daseins ansieht, setzt man die gleiche Anteilnahme auch bei den Griechen voraus. Demgegenüber lernte man u. a. die Bedeutung des Staatslebens, das hohe Maß der intellektuellen Arbeit, die tiefeingreifende Wirkung der sozialen Bewegungen und wirtschaftlichen Zustände innerhalb des Griechentums mehr und mehr erkennen, so daß jene Vorstellungen von einem wesentlich ästhetisch gefärbten Griechentum immer stärker eingeengt wurden; vor dem Realismus jener andern Mächte wich der Schein eines in Kunst und Schönheit traumhaft dahinlebenden Ge-

1) Dazu Besond. Teil, 24. Kap., 1. 2) a. a. O., 24. Kap., 2.
3) a. a. O., 25. Kap.

Digitized by Google

schlechtes zurück. Im gleichen Maße mußte die Bedeutung dieser ganzen Gedankenreihe für die Kennzeichnung der Eigenart des Griechentums abnehmen.

In gewissem Zusammenhang damit — weiterhin aber auch mit der Lehre von der „Harmonie" des griechischen Daseins verwandt — ist die Vorstellung zu nennen, nach der die bewußte systematische Pflege und Ausbildung des Körpers, nach der Seite der Gesundheit, der Kraft und der Schönheit, als ein besonders charakteristisches und wesentliches Element griechischen Lebens gilt.[1]) Auch hier wurde vielfach allzusehr verallgemeinert und als Durchschnitt dargestellt, was doch nur bei einer Minderheit zu voller Geltung kam.

Eine weitere Gruppe[2]) bedeutsamer Vorstellungen ist durch den gemeinsamen Grundgedanken der „Befreiung" verbunden; sei es, daß unmittelbar der Begriff der „Freiheit" als eigentümlicher Grundzug hellenischen Wesens erscheint, der Freiheit nach den wichtigsten Seiten des menschlichen Daseins, wie Staat, Gesellschaft und Geistesleben; oder daß die Entfesselung der Individualität, die Entfaltung und Herrschaft der Persönlichkeit als Hauptelement griechischen Lebens gilt; oder endlich Intellektualismus und Rationalismus, Herrschaft der Vernunft und Aufklärung, Forschung und Wissenschaft als die charakteristischen Züge der griechischen Kultur genannt werden. Dabei ist zu beachten, daß namentlich früher die Ausdehnung und Geltung dieser Erscheinungen innerhalb des Griechentums mehr allgemein und unbedingt hingestellt wurde, während man anderseits, meist freilich erst im Laufe der Zeit, ihre Begrenztheit und Bedingtheit erkennen lernte. So sah man neben der „Freiheit" und dem Freiheitsstreben auch Unfreiheit und Hemmnisse verschiedenster Art, neben den individualistischen die entgegengesetzten Strömungen; neben, ja vor und über der Forschung und Wissenschaft auch Tradition und Religion, neben der Aufklärung die Mystik, neben der Herrschaft der Vernunft, dem Intellektualismus und Rationalismus die Herrschaft der Instinkte und des Unbewußten.

2. Die Anschauungen von der eigenartigen Differenzierung der griechischen Kultur.

Weniger zahlreich sind bis jetzt die Versuche, die Eigenart der griechischen Kultur als einer differenzierten Gesamterscheinung festzustellen. Begreiflich, denn sobald überhaupt die Absicht vorhanden

1) Dazu Besond. Teil, 26. Kap. 2) a. a. O. 27.—29. Kap.

Digitized by Google

war, einen irgendwie bestimmten Ausschnitt aus der Entwicklung des Griechentums als antikes Griechentum zusammenfassend zu betrachten, stellte sich auch das Bestreben ein, einheitliche Züge dieses Zeitabschnittes zu finden; ist doch dies gerade mit dem Begriff des Zeitalters eng verknüpft. Und anderseits mußte, dem entsprechend, die fortschreitende Aufdeckung der Differenzierung dieses Griechentums dessen Gesamtbetrachtung mehr und mehr zurücktreten lassen.

Immerhin fehlen solche Versuche nicht. Ehe wir sie besprechen, ist indessen noch darauf hinzuweisen, daß gerade heute, auch wenn dies nicht ausdrücklich ausgesprochen wird, die herrschende wissenschaftliche Überzeugung doch wohl etwa diese ist, jede Kultur von längerer zeitlicher Dauer und größerer räumlicher Ausdehnung sei — bis zu einem gewissen Grade — als eigenartig differenzierte Erscheinung aufzufassen; da indessen jeder derart bestimmten Kultur diese Eigenschaft zugeschrieben wird, so bekommt dieses Merkmal doch wieder den Charakter des Typischen.

Bei der besonderen Differenzierung[1]), die man dem Griechentum zuschreibt, handelt es sich zunächst um den Reichtum verschiedenartiger Kulturformen, die man — im Gegensatz besonders zur Welt des Orients — hier findet, sei es, daß man, wie dies oft geschieht, ihr gleichzeitiges Bestehen im Auge hat, sei es, daß dazu noch oder vorzugsweise das Nacheinander ihres Auftretens gemeint ist.

Nur um die Entwicklung in der Zeit und deren eigenartige Stärke handelt es sich, wenn man — meist auch wieder im Gegensatz zum alten Orient — die griechische Kultur als eine wandlungsfähige, mit einem Werturteil als eine fortschrittliche bezeichnet.

Die besondere Art wieder, in der diese Entwicklung sich vollzieht, wird charakterisiert, indem man auf ihre ungewöhnliche Raschheit, oder in gewissem Sinne umgekehrt, auf ihre Stetigkeit hinweist; gerade die letztere Anschauung ist freilich auch nachdrücklich bestritten worden.

3. Die Anschauungen von dem typischen Charakter gemeinsamer Züge der griechischen Kultur.

Weiterhin sind die Anschauungen von den typischen Zügen der griechischen Kultur, ihrer Übereinstimmung also mit andern Kulturen zu besprechen.[2]) Auch hier gilt in gewisser Beziehung das früher Gesagte (S. 42); die Vergleichung erstreckt sich mehr und mehr vor-

1) Von hier bis zum Schluß vgl. den Besond. Teil, Kap. 30.
2) Vgl. dazu auch den Besond. Teil, Kap. 31.

Digitized by Google

wiegend auf Einzelerscheinungen mannigfachster Art und Häufigkeit. Daneben fehlt es freilich gerade auch neuerdings keineswegs an Versuchen, gewisse allgemeine typische Seiten aufzuzeigen. Hier kann es sich, nach der Absicht dieser Untersuchung, nur um die Auffassungen der letzteren Art handeln; nachzuweisen, wo im einzelnen und einzelnsten Parallelen gezogen werden zwischen griechischer und fremder Kultur, ist nicht unsere Aufgabe.

Zunächst sind auch hier wieder jene Anschauungen zu besprechen, bei denen die griechische Kultur als einheitliche und zugleich typische Erscheinung betrachtet wird.

Wie der griechische Mensch als menschlicher Durchschnittstypus, so kann auch die griechische Kultur als Abbild allgemein menschlicher Lebensformen erscheinen. Häufiger indessen noch fügt man diesem Merkmal des Typischen wieder ein Kennzeichen der Eigenart bei; dann betrachtet man die griechische Kultur als ein besonders einfaches und daher deutliches Beispiel menschlichen Daseins; als Gegensatz schwebt namentlich die „moderne" Welt vor.[1])

Weiterhin ist zu beachten, daß bei den oben S. 43f. dargestellten Anschauungen von der Eigenart der griechischen Kultur nur dann, wenn die unbedingte Eigenart behauptet wird, die Möglichkeit ausgeschlossen ist, solche Züge auch als typische aufzufassen; geschieht das letztere, so verbindet sich dann eben, was im Gegensatz zu der einen geschichtlichen Erscheinung als griechische Eigenart erschien, mit verwandten Zügen anderer Kulturen zu einem Typus. So kann die griechische Kultur, auch wo sie als „natürlich", „jugendlich", „einfach" der Folgezeit gegenübergestellt wird, doch anderseits mit ähnlichen Erscheinungen einem Typus eingeordnet werden. Daß die griechische Kultur mit der römischen, weiterhin auch den altorientalischen Kulturen oft zu einem Typus der „Antike" zusammengefaßt wurde, bedarf kaum der Erwähnung; ebenso daß man den vorchristlichen Charakter des Griechentums oft auch als typischen betrachtet.[2])

Wenn bei sehr vielen der oben S. 43f. dargestellten Anschauungen von der Eigenart der griechischen Kultur, aber auch bei den eben genannten Ansichten über ihren typischen Charakter — mit Ausnahme der an erster Stelle erwähnten — der Gegensatz zur Folgezeit, im besonderen oft zur Neuzeit oder zur „Gegenwart" eine bedeutsame Rolle spielt, so finden wir umgekehrt häufig auch das Bestreben, die Seiten am Griechentum zu sehen, die es mit der Neuzeit oder der

1) Zu diesem Absatz vgl. den Besond. Teil, Kap. 32.
2) a. a. O., Kap. 33.

Digitized by Google

Gegenwart gemeinsam hat, und die griechische Kultur von hier aus zu charakterisieren. Das eine wie das andere ist übrigens sehr oft durch ein positives Werturteil über das Griechentum mitbedingt, während dann die Wertung der „Neuzeit" im ersten Fall oft negativ, im zweiten vorwiegend positiv ist.[1])

Endlich finden wir, wie den griechischen Geist, so auch die griechische Kultur als Beispiel, oft zugleich als Voraussetzung europäischer Kultur genannt[2]); ebenso steht der Anschauung, die griechische Volksart sei eine solche der Mittelmeervölker, eine ähnliche Ansicht über die griechische Kultur zur Seite.[3])

4. Die Anschauungen von der typischen Differenzierung der griechischen Kultur.

Die Anschauungen, nach denen die griechische Kultur eine typische Differenzierung aufweist, gelten allermeist der Differenzierung in der Zeit, den Entwicklungsstufen der griechischen Kultur. Dabei unterscheiden sich die einzelnen Theorien vor allem durch die Weite des Kreises, dem das Griechentum eingeordnet wird; die größten dieser Kreise umfassen alle Völker, der engste im Grunde nur das Griechentum allein oder dazu etwa die römische Antike, so daß hier die Lehre von der typischen Entwicklung des Griechentums wieder zur Annahme eines singulären Vorgangs führt. Nicht selten, namentlich bei der organischen Theorie, gelten diese Theorien zunächst mehr der psychischen Seite; aber da auch die Äußerungen der seelischen Kräfte, die Kultur mit einbezogen ist, ja in letzter Linie doch als das Wesentliche erscheint, behandeln wir diese Auffassungen sämtlich hier.

Unter jenen Vorstellungen, wonach die griechische Entwicklung eine im weitesten Sinne typische ist, war lange am meisten verbreitet und ist es zu einem guten Teile noch die organische Theorie[4]), welche den Lebenslauf organischer Individuen — Menschen z. B. oder Pflanzen — auf die Völker überträgt; dabei geht der Kurve, durch die das Wachstum, der Höhepunkt und die Abnahme eines solchen individuellen Lebens ausgedrückt wird, eine entsprechende Wertung parallel. Oft wird ausdrücklich gesagt, daß diese beim Griechentum vorausgesetzten Vorgänge als allgemein typische zu denken seien; aber auch wo dies nicht der Fall ist, liegt es im Wesen dieser Anschauungen, solche Wandlungen für alle Völker anzunehmen, gerade wie sie sich notwendig ausnahmslos an jenen organischen Individuen voll-

1) Dazu Besond. Teil, a. a. O., 34. Kap., 1.
2) a. a. O., 35. Kap., 1.
3) a. a. O., 35. Kap., 2.
4) a. a. O., 36. Kap., 1.

Digitized by Google

ziehen, von denen die Vergleichung geholt ist. Es kommt freilich auch vor, daß man vorzugsweise oder ausschließlich dem Griechentum eine derartige Entwicklung zuschreibt; darüber wird unten zu sprechen sein (S. 53).

Die im folgenden zu nennenden Theorien sind entweder ganz frei von Beziehungen zur organischen Auffassung, oder, wenn sie auch mit ihr verwandt sind, ja sich ganz nahe berühren oder doch aus ihr zum Teil ableiten, werden sie nicht als solche empfunden und ausgesprochen; sie müssen daher hier getrennt behandelt werden.

Wenn wir hier zunächst den Kreis der Völker und Kulturen betrachten, in den die griechische Entwicklung als gleichartige hineingestellt wird, so treffen wir nicht selten auf Aussagen über die griechische Entwicklung als eine allgemein typische.[1]) Tatsächlich freilich ist doch wohl meist nur die Entwicklung der Kulturvölker im engeren Sinne gemeint. Über die Art der Stufen finden wir nur wenig Bestimmteres angegeben. Nicht selten wird im weiteren diese allgemein typische Entwicklung, zu der man auch die griechische rechnet, als eine periodische bezeichnet[2]); diese Theorie ist von organischen Anklängen nicht ganz frei; wichtiger aber sind hier andere, ebenfalls gleichnisartige Vorstellungen, so namentlich das Bild vom Kreislauf; dagegen ist die Wertkurve meist die der organischen Auffassung.

Viel häufiger wird die volle griechische Entwicklung ausdrücklich nicht in einen alle Völker und Kulturen, sondern nur die „Kultur"völker in begrenzterem Sinn umspannenden Kreis eingeschlossen[3]), und zwar meist so, daß die „Natur"völker, oder wie immer jene anderen Gruppen bezeichnet werden, zwar die unteren oder auch noch die mittleren, aber nicht die oberen Stufen mit jenen — und also auch mit den Griechen — gemeinsam haben. Der Kreis dieser Völker und Kulturen und die Art dieser Entwicklung wird auf verschiedene Weise näher bestimmt. Besonders erwähnt sei hier jene Formel für die Stufenfolge, bei der die Begriffe „Altertum", „Mittelalter", „Neuzeit" verwendet werden. Scheinbar handelt es sich dabei um einen reinen Zeitbegriff; tatsächlich aber schwebt doch nicht bloß ein Früher oder Später, sondern eine sachliche Wandlung vor. Wo diese als solche ins Auge gefaßt wird, tritt dann an Stelle jenes äußeren zeitlichen Schemas oder neben dieses ein anderes Merkmal, z. B. die seelische Entfaltung, wie bei Lamprecht.

1) Dazu Besond. Teil, 36. Kap., 2 A. 2) a. a. O. 2 B.
3) a. a. O., 37. Kap.

Digitized by Google

Noch enger begrenzt ist die Zahl der zu einem Typus vereinigten Stufenfolgen, wenn man nur die griechisch-römische und die germanisch-romanische Entwicklung in Parallele setzt[1]); dabei gilt die griechische Kultur, soweit dies überhaupt deutlich ist, allermeist nicht als Vorstufe, sondern sie nimmt neben der römischen eine selbständige Stellung ein. Die gemeinsamen Grundlinien der beiden Entwicklungen werden vorwiegend durch die Formel „Altertum", „Mittelalter", „Neuzeit" bezeichnet, die wir bei umfassenderen Theorien bereits getroffen haben; zu beachten ist in dieser Beziehung, daß die Übertragung des „universalgeschichtlichen" Schemas „Altertum", „Mittelalter", „Neuzeit" zuerst in diesem engeren Kreise erfolgt und dann erst auf andere Entwicklungen als die griechisch-römische und die germanisch-romanische ausgedehnt worden ist.

Bei einer letzten Theorie endlich, die hier noch zu nennen ist, sind, wie bereits angedeutet, typische und singuläre Merkmale in eigenartiger Weise vereinigt. Zwar wird hier, wie bei den oben genannten Anschauungen, die griechische Entwicklung als ein Beispiel allgemein menschlicher Entwicklung gefaßt, aber zugleich wird das Griechentum als das einzige Beispiel bezeichnet[2]), an dem sich jene, an sich typische Entwicklung vollendet zeigt. Oft handelt es sich übrigens auch hier wieder um organische Auffassungen.

Im Gegensatz zu allen bisher genannten Theorien typischer Entwicklung des Griechentums erscheint die griechische Kultur gelegentlich als Typus einer unvollständigen, einer Teilentwicklung, nach rückwärts wie nach vorwärts. Es wird die Gesamtentwicklung der Menschheit ins Auge gefaßt, die aber nicht als eine gleichzeitige betrachtet wird. An einer bestimmten Stelle setzt die griechische Entwicklung ein, wie die mancher anderer Völker und Kulturen; auf einer oberen Stufe, aber nicht der höchsten bisher erreichten, hört das antike Griechentum auf.[3])

Wir schließen mit einigen allgemeinen Bemerkungen zu den dargestellten Theorien typischer Entwicklung. Zunächst zu der bei verschiedenen Theorien sich wiederholenden Formel: „Altertum", „Mittelalter", „Neuzeit". Trotzdem hier die organische Analogie äußerlich beseitigt erscheint, sind diese Vorstellungen von Beimischungen solcher Art nicht frei. Jene Formel kann ihren Ursprung von dem Bilde eines einmaligen geschichtlichen Verlaufes, eben der Entwicklung vom Altertum bis zur Neuzeit, beide in absolutem Sinne genommen, nicht

1) Dazu Besond. Teil, 38. Kap. 2) a. a. O., 39. Kap., 1.
3) a. a. O., 39. Kap., 3.

Digitized by Google

verleugnen. In einem wichtigen Punkte unterscheiden sie sich indessen von den eigentlichen organischen Theorien; dort geschieht die Wertung nach der Analogie des Werdens, Blühens und Vergehens; hier wird, soweit überhaupt eine Wertung stattfindet, vielmehr wohl meist ein stetiges Steigen angenommen. Es ist dies eine Übertragung des Fortschrittsgedankens, nach dem die „Weltgeschichte", wie sie sich eben in den, absolut genommenen, Zeitaltern „Altertum", „Mittelalter" und „Neuzeit" darstellt, eine Wertsteigerung bedeutet; diese Wertung wird auch auf jene relativ gebrauchten Epochenbegriffe angewendet. Aber auch nach der objektiven Seite läßt sich ein Unterschied zur organischen Theorie feststellen. Nach dieser treten an bestimmten Punkten anders gerichtete, rückläufige Vorgänge ein, die zur Auflösung führen; bei den hier in Frage stehenden Theorien ist die Bewegung eine im wesentlichen eindeutig gerichtete und in diesem Sinne sich stetig verstärkende.

Zu den gesamten im vorhergehenden aufgeführten Theorien typischer Entwicklung ist zu sagen, daß sie, mit Ausnahme der organischen Auffassung und deren Nachwirkungen, in manchen Beziehungen fruchtbar sind, namentlich als heuristisches Werkzeug. Aber auch die Schwierigkeiten und Beschränkungen dürfen nicht übersehen werden. So ist eine gleichmäßige Bestimmung der als selbständige Einheiten untereinander verglichenen Gruppen (Volk, Kultur usf.) durchaus nicht leicht, in mancher Hinsicht unmöglich. Ungünstiger noch steht es um die zeitliche Abgrenzung; denn welches sind die entscheidenden Merkmale, um aus einer Gesamtentwicklung, wie der des griechischen Volkes, einen Ausschnitt als „abgeschlossenes" Ganzes herauszunehmen? Eine besondere Form nimmt diese Schwierigkeit dort an, wo das Entwicklungsschema „Altertum", „Mittelalter", „Neuzeit" auf eine solche Teilentwicklung angewendet wird; denn während diese als abgeschlossen erscheint, läuft die Entwicklung der germanisch-romanischen Neuzeit weiter. Endlich hat diese ganze Lehre von einer typischen Entwicklung der Völker und Kulturen zwei bedeutsame Gegeninstanzen wider sich: die gegenseitige Kulturbeeinflussung und die eigenartige Einzelentwicklung. So handelt es sich um drei Grundströmungen, die erst vereint die volle geschichtliche Wirklichkeit ergeben. Wie sich ihre Kräfteverhältnisse im einzelnen gestalten, kann schwerlich theoretisch von vornherein bestimmt werden. Immerhin gewähren auch hier einseitige Theorien den Nutzen, daß ihre Durchführung die Grenzen ihrer Geltung schärfer erkennen läßt.

Weit seltener als diese Theorien, nach denen das Griechentum

Digitized by Google

hinsichtlich seiner Differenzierung in der Zeit, seiner Entwicklung typischen Charakter trägt, sind die Annahmen einer gleichzeitigen typischen Differenzierung der griechischen Kultur. Es handelt sich dabei meist um den Begriff eines Kulturvolkes, auf dessen späteren Entwicklungsstufen neben den Kulturformen auch Niederschläge älterer Epochen erscheinen.[1])

Dritter Abschnitt.

Die Bewertung des Griechentums.

Vorbemerkung.

Wie alle Werturteile, so gehören auch jene über das Griechentum nicht dem Bereich der Erkenntnis und der Wissenschaft an, sind also nicht in eine Reihe mit den übrigen in dieser Arbeit besprochenen Anschauungen zu stellen, die als Erfahrungsurteile auch dort „objektiver" Natur sind, wo sie tatsächlich als irrtümlich gelten müssen. Trotzdem darf selbstverständlich in einer Untersuchung über die Anschauungen vom Wesen des Griechentums auch eine Übersicht der verschiedenen Richtungen seiner Bewertung nicht fehlen; denn wenn auch ein Gegenstand durch ein Werturteil in anderer Art charakterisiert wird als durch den Nachweis bestimmter objektiver Merkmale, so gehört doch das Werturteil selbst auch zu den Anschauungen, die man von dem „Wesen" dieses Gegenstandes hat.

Zur Vermeidung von Mißverständnissen sei ausdrücklich betont, daß wir unter Werturteil, Wertung u. ä. stets das absolute Werturteil verstehen, nicht das sogenannte „relative", das etwas von jenem sehr Verschiedenes ist, aber nicht selten damit verwechselt wird; besser wäre es wohl, eine schärfer trennende Bezeichnung zu wählen. Unter relativem Werturteil, das ja gerade in der Geschichtsbetrachtung eine äußerst wichtige Rolle spielt, verstehen wir die Anwendung des Werturteils anderer, das man selbst weder verwirft noch billigt, also in dieser Hinsicht das gerade Gegenteil eines eigentlichen Werturteils. Diese Anlegung eines fremden Maßstabes ist eine durchaus objektive und daher wissenschaftliche, wenn auch schwierige und in ihren Ergebnissen mehr, als man landläufig wohl meint, unsichere Methode, im Grunde eine Art der objektiven Vergleichung. Zu beachten ist noch, daß viele scheinbar absolute Werturteile im Grunde als relative

1) Dazu Besond. Teil, Kap. 40.

Digitized by Google

gemeint sind und nur infolge ungenauer Ausdrucksweise anders erscheinen. Die bloße Feststellung des Erfolges einer geschichtlichen Handlung auch als Werturteil zu bezeichnen, scheint uns irreführend und daher zu verwerfen; für uns kommt übrigens dies auch nicht in Frage.

Erstes Kapitel.[1])

Das Werturteil über geschichtliche Erscheinungen.

1. Werturteil und Erkenntnis.

Die Entwicklung des Verhältnisses des Werturteils zur objektiven Erkenntnis und deren systematischer Zusammenfassung, der Wissenschaft, kann kurz dahin gekennzeichnet werden, daß die Trennung im Laufe der Zeit stets deutlicher und ausgesprochener geworden ist. Dieser Vorgang ist begreiflich; denn er ist nichts anderes als das Bewußtwerden ihrer fundamentalen Verschiedenheit. Zwar stimmen Erkenntnisurteil und Werturteil in gewissem Sinne überein. Auch ganz absehen von jener Auffassung, die das Wahrheitsurteil als eine Wertung eigener Art betrachtet: beide wurzeln tief in biologischen Bedingungen und Notwendigkeiten, ist doch auch das Werturteil — ursprünglich und im Grunde immer ein Wählen, ein Annehmen oder Verwerfen — keimartig bereits auf den untersten Stufen des Lebens vorhanden. Beide entwickeln und verfeinern sich im Laufe der Geschichte der Lebewesen im allgemeinen und der Menschheit im besonderen und gewinnen auf den höheren Stufen der Kultur wachsende Bedeutung. Auch darin gleichen sie sich, daß beidemale aus bestimmten Vorgängen der eigenen Psyche Schlüsse auf die Ursache, auf das „Wesen" der sie bewirkenden „Dinge" gezogen werden. Aber während für das Erkenntnisurteil nur die Vorstellungen maßgebend sein dürfen, geht das Werturteil aus Gefühl und Willen hervor und ist im Grunde der Ausdruck eines Affektes. So stellt jenes das fest, was ist oder sein wird; das Werturteil ein Gewolltes oder — was hier dasselbe ist — ein Seinsollendes. Die Erkenntnis, besonders die systematische, wissenschaftliche, strebt danach, die durch die Besonderheit des erkennenden Individuums, ja des Menschen selbst bedingten Hemmnisse und Verzerrungen zu durchschauen und auszuschalten, und gerade dieses Streben nach Objektivierung der Erkenntnis ist ein sehr wichtiges Merkmal ihrer allgemeinen und besonders modernen

1) Zu diesem Kapitel vgl. im Besond. Teil, Kap. 41.

Digitized by Google

Entwicklung; es kommt zum Ausdruck z. B. in den so vielfältigen Hilfsmitteln, durch die in den Naturwissenschaften versucht wird, die Forschung gleichsam unpersönlich zu machen, ebensosehr aber auch z. B. in der Erkenntnistheorie. In schroffem Gegensatz dazu ist das Werturteil seinem Wesen nach Ausdruck der Individualität, gleichgültig ob der Kreis der so oder anders Wertenden ein beliebig großer ist oder ob es sich um die Wertung eines einzelnen handelt. Dem entspricht es, daß das Erkenntnisurteil beweisbar ist, das Werturteil in letzter Linie nicht, wenn es auch mittelbar sehr stark durch bestimmte Vorstellungen über bestimmte Tatbestände, also durch Erfahrungsurteile, beeinflußt werden kann. So strebt denn die Erkenntnis nach Ergebnissen, die ihrem Wesen nach allgemeine, ausnahmslose Geltung beanspruchen müssen, während das Werturteil darauf verzichten muß, wie sehr auch eine Art natürlichen Zwanges uns immer wieder nötigt, das eigene Wertgefühl für das „normale" zu halten.

2. Werturteil und Geschichtswissenschaft.

So ist es denn begreiflich, daß — wovon wir ausgingen — die geistige Entwicklung auch hier ein stets helleres Bewußtwerden der tatsächlichen Verhältnisse bedeutet, und daß vor allem der Fortgang der Wissenschaft eine immer schärfere Ausscheidung jedes Werturteils aus ihr mit sich bringt. Freilich erfolgt dieser Vorgang nicht in allen Wissenschaften in gleichem Maße; er vollzieht sich weit langsamer überall dort, wo der Mensch als Objekt der Erkenntnis in Frage kommt, so namentlich auch in der Geschichtswissenschaft. Aber auch hier fehlt er nicht. Auch hier beobachten wir, daß die Erforschung der so überaus mannigfaltigen geschichtlichen Wirklichkeit und ihrer verwickelten Zusammenhänge, das Bestreben, in die Fülle der historischen Erscheinungen und ihrer Verhältnisse zueinander Einsicht zu gewinnen, mehr und mehr unabhängig wird von Werturteilen, daß der zunehmende Wirklichkeitssinn in steigendem Maße verhindert, daß Werturteile, auch wenn sie innerhalb der historischen Darstellung ausgesprochen werden, das Bild der Dinge entstellen. Dieses ganze, aus der Logik der Sache selbst hervorgehende Streben ist so mächtig, daß weder theoretische Unklarheiten oder Irrtümer, noch — was weit wichtiger ist — die tatsächlich vorhandenen Schwierigkeiten auf die Dauer ein Hemmnis der Durchführung bleiben.

Zweifellos sind nämlich solche Schwierigkeiten hier vorhanden. Naturgemäß arbeitet der geistige Mechanismus der Werturteilsbildung gerade bei der Beschäftigung mit menschlichen Dingen am stärksten.

Digitized by Google

Und wenn auch die Fähigkeit historischen Erfassens mit einer mehr relativistisch kühlen, verhältnismäßig schwach mit Werturteilen auf Eindrücke antwortenden Eigenart sich sehr wohl vertragen kann, so wird doch auf der anderen Seite gerade auch eine äußerst lebhafte, fein und stark reagierende Natur mindestens ebensosehr ein für historische Arbeit vorgebildeter Typus menschlicher Anlage genannt werden müssen, wie denn auch umgekehrt beide Typen gewisse Schwächen in dieser Richtung aufweisen. Auch als Antrieb zu geschichtlicher Erkenntnis mag ebenso Sympathie oder Antipathie wie das leidenschaftslose Interesse des reinen Schauens wirksam sein. Ja gerade jene wohl wichtigste Seite historischen Denkens, die Einfühlung in fremde psychische Zustände scheint eine Vereinigung beider Temperamente vorauszusetzen. Erfordert der stete, rasche Wechsel des Standpunktes eine Entäußerung des eigenen Werturteils, so verlangt anderseits das jeweilige Miterleben eine volle Ausbildung des eigenen Wertens.

Gerade solche Antinomien waren es vor allem, die den hier geschilderten Vorgang der Loslösung des Werturteils von der wissenschaftlichen Arbeit auf dem Gebiete der Wissenschaften vom Menschen, besonders in der Geschichtswissenschaft, verlangsamten. Dennoch setzt er sich allmählich durch, und zweifellos wird in Zukunft mehr noch, als es schon heute der Fall ist, die Arbeit des Historikers gekennzeichnet sein durch theoretische Klarheit über das Verhältnis der Wissenschaft zum Werturteil, durch die Einsicht, daß der Historiker, auch wenn er wertet, damit nicht wissenschaftlich urteilt, durch klareres Bewußtwerden und deutlichere Bezeichnung angewendeter Wertmaßstäbe und endlich äußerlich durch schärfere Nebeneinanderstellung von Werturteil und objektiver Erkenntnis statt ihrer Vermischung. Dagegen wird es wohl stets eine Sache des Temperaments und persönlicher Neigung bleiben, welchen Anteil der historische Forscher — sei es innerhalb der wissenschaftlichen Darstellung oder außerhalb dieser — an der stets aufs neue notwendig werdenden Aufgabe, die Vergangenheit zu werten, nehmen wird.

3. Die Schwankungen des Maßes wertender Anteilnahme an geschichtlichen Erscheinungen.

Neben der im vorhergehenden geschilderten Loslösung des Werturteils im allgemeinen und der Wertung geschichtlicher Erscheinungen im besonderen von ihrer wissenschaftlichen Erforschung und Darstellung beobachten wir ein Zurücktreten des Werturteils gegenüber geschicht-

Digitized by Google

lichen Dingen überhaupt. In doppeltem Sinne. Einmal hat gerade die neuere Entfaltung der Geschichtswissenschaft durch die immer mehr sich erweiternde und vertiefende Einsicht in die Mannigfaltigkeit der Typen menschlichen Daseins, Schaffens und Wertens auf das eigene Werturteil vor allem über geschichtliche, aber auch weiterhin über gegenwärtige Erscheinungen sehr stark eingewirkt im Sinne der Duldung gegenüber andersartigem Empfinden, ja einer Erschütterung der Sicherheit vorhandener Werturteile und der Bildung eines Gefühles der Relativität, d. h. also der Enthaltung des eigenen Werturteils, so daß es geradezu ein Problem werden mußte, die Einsicht in die Buntheit menschlicher Wertungen mit der Behauptung eines eigenen Standpunktes zu vereinigen; denn eigene Wertung bleibt letzthin eine Lebensnotwendigkeit, eine Bedingung geistiger und materieller Erhaltung des einzelnen wie der Gesellschaft, und dies um so mehr, je verwirrender die Fülle der herandrängenden fremden Willensrichtungen ist, die in den Wertungen ihren Ausdruck findet.

Sehr oft nimmt die beschriebene Zurückhaltung des eigenen Werturteils gerade gegenüber geschichtlichen Erscheinungen zunächst eine besondere Form an, indem an die Stelle der absoluten Wertung eine relative tritt (über diese oben S. 55), und zwar namentlich jene relative Wertung, die man gern im engeren Sinne als „geschichtliche" bezeichnet, und bei der die Wertmaßstäbe der in Betracht kommenden Zeit verwendet werden, was meist als leicht gilt, tatsächlich aber vielfach recht schwierig ist. Ja nicht selten wird eine solche relative Wertung als die geschichtlichen Erscheinungen gegenüber allein berechtigte dargestellt; es ist dies im Grunde nur ein anderer Ausdruck für die geschilderte Abschwächung absoluter Wertung.

Neben dieser allgemeinen Bewegung, der freilich die mächtigere und ursprünglichere Anlage, mit Wertgefühlen zu reagieren, stets und erfolgreich entgegenwirkt, geht ein anderer sich immer wiederholender Vorgang einher, der nicht die Welt der geschichtlichen Erscheinungen überhaupt betrifft, sondern nur eine beständige Verschiebung der Richtung der Wertung bedeutet von solchen Dingen, die das „Interesse" der Lebenden verlieren, zu solchen, die diese Anteilnahme mehr und mehr gewinnen, ein Vorgang, der nicht bloß mit der zeitlichen Entfernung, ja oft nicht einmal mit dieser, sondern meist mit einer ganzen Reihe von Ursachen zusammenhängt, die sich indes im Grunde sämtlich auf die Motive des Gegensatzes oder der Annäherung an die jeweilige Gegenwart zurückführen lassen.

Trotz der hier und im vorhergehenden geschilderten Einengung

Digitized by Google

oder Verschiebung des Werturteils über geschichtliche Erscheinungen bleibt dieses — gleich der Wertung überhaupt — eine unentbehrliche Tat der Selbstbehauptung, wie wir eben betonten, und nimmt denn auch in nur wenig verminderter Stärke seinen Platz weiterhin ein.

4. Neuere Wandlungen in der Bewertung geschichtlicher Erscheinungen.

Ungeachtet des persönlichen Charakters der Wertung an sich unterliegt auch sie — mag sie nun historische oder andere Dinge betreffen — gewissen Voraussetzungen mannigfacher Art, vermöge deren statt einer Zersplitterung in zahllose Einzelurteile gewisse Strömungen und längere Entwicklungsreihen der Werturteile entstehen.

So können wir z. B. in den Werturteilen über historische, wie überhaupt kulturelle Erscheinungen heute gegen früher einige große allgemeine Wandlungen beobachten.

Soweit diese Wertung eine Vergleichung darstellt, hängt sie wesentlich auch ab von dem Umfang des zur Beobachtung gelangenden geschichtlichen Stoffes. Wie gewaltig aber dieser gerade im Laufe des 19. Jahrhunderts gewachsen ist, weiß jeder. Immer tiefer und auf immer weiterem Gebiete dringt die Forschung in die Vergangenheit ein, und gleichzeitig tritt in stets breiterem Rahmen das in bunter Fülle sich entfaltende Leben der Gegenwart vor unser Auge. Überall aber — gelte es der Vergangenheit oder der heutigen Welt — strebt die Betrachtung der Mannigfaltigkeit der Dinge zu, wenn sie auch die größeren Erscheinungsgruppen nicht übersieht.

Wie jedes Werturteil, so ist aber auch jenes über geschichtliche Dinge zumeist an gewissen allgemeinen Maßstäben, mit anderen Worten an bestimmten Idealen orientiert. Auch hierin sind große Veränderungen eingetreten kollektiver wie individueller Art. Neue, in weiten Kreisen siegreiche Richtungen sind z. B. in Kunst und Literatur aufgekommen; mit noch weit größerer Kraft sind neue soziale Ziele verkündet worden und haben ihnen geltende Bestrebungen eingesetzt.

Gleichzeitig beginnt mehr als früher das Werturteil sich zu individualisieren, persönlich zu werden, eine Folge jener verwirrenden Mannigfaltigkeit des eindringenden Stoffes, der neuen Standpunkte und Ideale, deren Hinzutreten zu den älteren keineswegs überall verlassenen Richtungen eine Steigerung jener Verwirrung bedeutet — vor allem aber auch eine späte Wirkung und Fortsetzung jener Befreiung des Individuums, jener veränderten Stellung des Menschen zur Autorität jeder Art, als deren große Etappen Griechentum, Renaissance und

Digitized by Google

Reformation, Aufklärung und Revolution gelten dürfen. Wie die wissenschaftliche Erkenntnis die Fesseln des Staates und der Kirche, so wirft das Individuum in seinen Wertungen — wenn auch nicht im selben Maße — fort, was Vergangenheit oder Gesellschaft ihm überliefern.

Ferner zeigt sich — als Gegenstück und in gewissem Sinne als Wirkung der geschilderten Veränderungen des Werturteils, jedenfalls durch gleiche Ursachen bedingt wie sie — eine stärkere Betonung des Subjektiv-Persönlichen jeder Wertung auch im Sinne der Vorsicht in ihrer Behauptung und einer wachsenden Duldung gegenüber fremdem Werturteil.

Freilich sind das alles, wie bereits angedeutet, nur allgemeine Linien der Entwicklung, neben denen auch Altes und Ältestes — im Inhalt wie nach den übrigen Seiten der Wertung — fortdauert.

In diesem Zusammenhange ist noch eine neue Richtung des Werturteils über geschichtliche Erscheinungen zu nennen, die in gewissem Sinne überleitet zu der früher (S. 59) geschilderten Abschwächung der absoluten Wertung geschichtlicher Dinge, ja zum Verzicht auf sie. Es ist die Anwendung jener Wertung, bei der aus dem Nachweis der unvermeidlichen Entwicklung und überhaupt der geschichtlichen Notwendigkeit eines historischen Tatbestandes seine „geschichtliche Berechtigung“ und damit eben ein bestimmter Wert dieser Erscheinung abgeleitet wird. Vorgebildet in der älteren, namentlich Hegelschen Fassung des Entwicklungsgedankens, der sich hier mit der Lehre von der Vernünftigkeit des Wirklichen verband, ist diese Richtung mit dem Fortschreiten der evolutionistisch-kausalen Betrachtungsweise stets stärker geworden. Indem sie, wie eben bemerkt, dem Verzicht auf die eigene Wertung nahe steht, berührt sie sich eng mit dem relativen Werturteil, mit dem sie auch darin übereinstimmt, daß derartige Wertungen ebenfalls gern „geschichtliche“ genannt und für vorzugsweise oder sogar ausschließlich berechtigt erklärt werden, während man absolute Wertungen auf Grund anderer Maßstäbe als der genannte der geschichtlichen Notwendigkeit dann gern als „unhistorisch“ verurteilt, gerade wie das gleiche Urteil oft auch auf Wertungen angewendet wird, bei denen nicht zeitgenössisch-geschichtliche Maßstäbe zur Anwendung gelangen (oben S. 59).

Digitized by Google

Zweites Kapitel.

Die Bewertung des Griechentums I.

Vorbemerkung

Das meiste von dem, was im vorhergehenden über das geschichtliche Werturteil, seine Stellung und Bedeutung, Art und Entwicklung gesagt wurde, trifft auch auf die Werturteile über das Griechentum zu. Daneben kommen selbstverständlich auch eine Reihe besonderer Bedingungen seiner Bewertung in Betracht.[1])

1. Die Bewertung des Griechentums und dessen wissenschaftliche Erkenntnis.

Die Geschichte der Werturteile über das Griechentum zeigt zunächst, besonders in neuerer Zeit, beträchtliche Wandlungen in der Stellung des Werturteils zur objektiven Betrachtung. Auch hier beobachten wir eine allmähliche Loslösung, eine schärfere Scheidung, vor allem aber ein Erstarken der objektiven Richtung; wir sehen, wie das reine Erkennen, das bloße Sehenwollen der Tatsachen, unabhängig von jeder Wertung, in der Neuzeit, besonders im 18. und 19. Jahrhundert und zumal dessen zweiter Hälfte, steigende Bedeutung gewinnt. Und gerade auf dem Gebiete des Griechentums, jener Kultur, bei deren Betrachtung vielleicht mehr als bei irgendeiner andern die Wertung seit jeher eine geradezu allmächtige Rolle gespielt hat, ist es um so interessanter, zu beobachten, wie der Wille, die Griechen zunächst ohne das Medium der Wertung zu sehen, sich stets bewußter geregt hat. Besonders merkwürdig gestaltet sich dieser Vorgang bei Männern, die nach ihrer ganzen Art ungemein lebhafte und starke Wertgefühle zeigen, die dem Griechentum im besonderen die tiefste Verehrung entgegenbringen und dann doch immer wieder ihre Wertungen zunächst zurückzudrängen bemüht sind. Wir denken z. B. an Taine, Jakob Burckhardt, Wilamowitz, in gewissem Sinne auch an Nietzsche; denn wenn dieser bei den Griechen auch vor allem Lebenswerte sucht, so bricht doch daneben wieder und wieder das Streben durch, seine Griechen auch objektiv in ihrem Wesen zu erkennen und zu begreifen.

---

1) Zu diesem Kapitel ist vielfach noch das 41. Kap. des Besond. Teils zu vergleichen.

Digitized by Google

2. Andere Veränderungen des Maßes wertender Anteilnahme am Griechentum.

Ein weiterer Grund für das Zurücktreten des Werturteils über das Griechentum liegt in der oben S. 59 geschilderten Verschiebung des Interesses der Gegenwart an geschichtlichen Erscheinungen, ein Vorgang, der auch das Griechentum als Ganzes trifft. Der wachsende zeitliche Abstand und die in ihm erfolgenden Veränderungen bewirken, daß, alles in allem gerechnet, die Auseinandersetzung mit dem Griechentum schwächer wird nach der Seite des Ja wie des Nein. Ein besonders bezeichnendes Einzelbeispiel dafür bietet die griechische Religion. Freilich ist dies nur die eine Seite des Prozesses; ihr wirkt ein anderer Vorgang entgegen, die „Renaissance" im weitesten und typisch-universalgeschichtlichem Sinne des Wortes, ein Begriff, der gerade in der Geschichte des Nachlebens des Griechentums eine so große Rolle spielt; hat doch das spätere Altertum, dann die Epoche, von der jener Begriff genommen ist, und dann vor allem wieder das 18. Jahrhundert eine „Renaissance" des Griechentums erlebt, wenn auch in verschiedener Art und ungleichem Maße.

Zu dem Vorhergesagten kommt noch, daß gerade beim Griechentum die Betonung der geschichtlichen Nachwirkung neuerdings vielfach an die Stelle der unmittelbaren Wertung getreten ist (vgl. den Schluß des Allgemeinen Teiles); indessen handelt es sich dabei doch mehr bloß um eine andere Form und einen andern Maßstab der Wertung (vgl. das.).

Endlich wirkt auch hier, bei der Stellung zum Griechentum, die oben S. 59 dargestellte Schwächung, ja Lähmung der Werturteilsbildung unter dem Einfluß der Geschichtswissenschaft, vielleicht stärker noch als anderswo. Dahin gehört es, wenn z. B. die Überzeugung ausgesprochen wird, die Wissenschaft habe den Klassizismus überwunden und es sei nun eine „rein geschichtliche" Auffassung an Stelle der dogmatisch-klassizistischen getreten. Solchen Äußerungen liegt zwar die richtige Vorstellung zugrunde, daß Werturteil und Wissenschaft durchaus verschiedene Dinge sind, aber sie gehen zugleich auch von der irrigen Voraussetzung aus, als sei nun wissenschaftliche Erkenntnis an die Stelle von Werturteilen getreten. Und wenn so der Eindruck erweckt wird, als seien Werturteile über diese geschichtliche Erscheinung hinfort weder möglich noch notwendig, so haben wir hier ein sehr deutliches Beispiel der genannten Lahmlegung der Bewertung durch die historische Betrachtungsweise.

Digitized by Google

Auch hier beobachten wir das oben S. 59 geschilderte Vordringen der relativen Bewertung, vor allem in der Form der Anwendung zeitgenössisch-geschichtlicher Maßstäbe; und ebenso bezeichnet man gern derartige Wertungen als „geschichtliche" und erklärt sie nicht selten als allein berechtigt.

3. Neuere allgemeine Veränderungen in der Bewertung des Griechentums.

Die Frage, wie sich die Bewertung des Griechentums nun tatsächlich gestaltet hat, kann hier selbstverständlich nur in ihren großen Zügen dargestellt werden. Wie das einzelne und einzelnste im Laufe der Zeit bewertet wurde, dies zu schildern wäre die Aufgabe besonderer Untersuchungen, während wir, entsprechend dem dieser Arbeit gesteckten Ziele, nur die Werturteile über das Griechentum als Ganzes berücksichtigen.

Auch hier beobachten wir zunächst, daß sehr viele der oben (S. 60/61) geschilderten Vorgänge auf dem Gebiete der Wertung geschichtlicher Erscheinungen auch in diesem besonderen Falle wieder zutage treten.

In erster Linie muß wiederum darauf hingewiesen werden, wie der Stoff jeder geschichtlichen Vergleichung ungemein gewachsen ist; für das Griechentum und dessen klassizistische Bewertung könnte man auch sagen, der Wettbewerb sei sehr verschärft, der Nebenbuhler immer mehr geworden; nacheinander traten dem Griechentum gegenüber, Interesse und Schätzung fordernd und auch empfangend, das Mittelalter, die alte indische und vorderasiatische Kultur, die ostasiatischen Zivilisationen und endlich die moderne europäisch-amerikanische Welt, die einen immer schärfer und eindringlicher erforscht und erkannt, die andern stets neue Kräfte und Seiten zeigend.

Hierin liegt wohl einer der wichtigsten Unterschiede, die sich in den Vorbedingungen der Bewertung des Griechentums allmählich herausbildeten; dessen, was nach allgemeinem Urteil wertvoll, ja groß und unvergleichlich ist, hat man immer Neues entdeckt oder geschaffen, so daß auch die höchsten Leistungen der Griechen nur noch als jenem ebenbürtig erscheinen konnten.

Was sodann früher über die Mannigfaltigkeit der heutigen Standpunkte und Ideale gesagt wurde, gilt auch für die Bewertung des Griechentums; nicht minder auch jenes Vorwiegen persönlicher Auffassungen, jene größere Vorsicht in der Behauptung der eigenen Wertung und jene gesteigerte Duldung gegenüber dem Urteil anderer.

Digitized by Google

Sehr wichtig wurde dann auch die Differenzierung des Werturteils infolge der schärferen Einsicht in die innere Mannigfaltigkeit des Griechentums, wie ja auch der mit diesem verglichenen Kulturen. Gerade dies ist es vor allem, was generelle Werturteile über das Griechentum als ein Ganzes sozusagen unmöglich gemacht, jedenfalls sehr erschwert hat und weit seltener werden läßt. Um so verbreiteter waren solche generelle Bewertungen des Griechentums früher, und gerade darin haben wir einen wichtigen Unterschied älterer und heutiger Betrachtungsweise zu sehen.

Endlich hat auch bei der Bewertung des Griechentums jene Anschauung Verbreitung gewonnen, nach der an den Nachweis der geschichtlichen Notwendigkeit sich leicht eine Art positiver Bewertung anschließt. Auch hier wird dafür gern der Ausdruck „geschichtliche Beurteilung" gebraucht (vgl. oben S. 61).

Drittes Kapitel.

Die Bewertung des Griechentums II.

1. Die Bewertung des Griechentums in seinem zeitlichen Verlaufe.[1])

Die beiden Richtungen des Werturteils können selbstverständlich auch gegenüber dem Griechentum wie jeder anderen geschichtlichen Erscheinung jede Kombination eingehen und tun dies auch tatsächlich wohl meistens. Es empfiehlt sich aber, beide Richtungen getrennt und in ihren ausgeprägten Formen zu behandeln. Nur ihre Verteilung auf die verschiedenen Zeitalter wird hier als Ganzes betrachtet, weil sich hier beide Wertungen bedingen und eng verbinden.

Wenn wir prüfen, wie sich die positive und die negative Wertung auf die einzelnen Zeitalter verteilt, die man innerhalb des Griechentums unterschieden hat, mit andern Worten, wenn wir die Wertungskurven, wie sie sich zeitlich verändern, darzustellen versuchen, so ergeben sich — neben vielen Varianten und Besonderheiten, die wir nur zum Teil berücksichtigen können — drei hauptsächliche Formeln.

Die älteste dieser Wertformeln ist die zeitgenössische griechische. Sie ist nur ein besonderer Anwendungsfall jener so weit verbreiteten und uralten Vorstellung von der „guten alten Zeit", die mit einer Art Zwangläufigkeit sich einzustellen pflegt. Hier wird, allgemein gefaßt, die Vergangenheit, wenigstens von einem bestimmten Zeitpunkt

1) Dazu Besond. Teil, 44. Kap., 3., und 48. Kap.

Digitized by Google

ab, positiv, die Gegenwart negativ bewertet, wodurch im Laufe der Zeit eine beständige Verschiebung erfolgt. Es läßt sich das von Homer an bis in die Kaiserzeit verfolgen.

Die beiden andern Wertformeln sind neueren Ursprungs. Die erste ist nichts anderes als eine Anwendung, richtiger gesagt der Kern und Ausgangspunkt der organischen Geschichtstheorie; es werden die Stufen des Wachsens, Blühens und Verwelkens — oder wie immer das Gleichnis lautet — angesetzt und in bekannter Weise bewertet.

Wie hier, so erscheint auch bei der zweiten dieser neueren Auffassungen die Wertkurve des Griechentums als typisch; es ist jene an anderer Stelle (S. 51f.) dargestellte Lehre von der Entwicklung des Griechentums — wie anderer Völker und Kulturen — im Sinne eines beständigen und gleichmäßigen Fortschreitens durch ein „Altertum", ein „Mittelalter", und eine „Neuzeit" (über die Wertung vgl. S. 52, 54).

Wie man sieht, ist dort — in der organischen Auffassung — der „Verfall" ein unvermeidlicher Bestandteil der Entwicklung selbst; hier hingegen ist an und für sich ein solcher nicht zu erwarten. Tatsächlich aber wird fast allgemein auch bei den Neueren ein späterer Verfall des Griechentums angenommen (s. gleich unten), unabhängig zunächst von solchen allgemeinen Formeln; vereinigt sich dann diese Auffassung mit der an letzter Stelle genannten Entwicklungstheorie („Altertum" usf.), wie es oft geschieht, so muß dieser Verfall als ein unerwarteter Bruch mit der Vergangenheit erscheinen.

Ein weiterer Unterschied besteht auch darin, daß bei der organischen Auffassung die Wertkurve einen Höhepunkt zeigt, von dem aus nach vorwärts und rückwärts ein Abfall stattfindet, während in der zweiten Formel ein gleichmäßiges Steigen eintritt; an dieses schließt sich dann jener unerwartete rasche Absturz.

Eine Variante der organischen Bewertung schließt die ältere Zeit des Werdens in die „klassische" Zeit ein; in diesem Falle beginnt die Wertkurve bereits in der Höhe, wie sonst die mittlere Epoche.

Wie man sieht, beruhen alle diese Wertungen auf dem Begriff des einheitlichen Zeitalters. Welche Bedenken diesem entgegenstehen und also auch der gleichmäßigen Bewertung ganzer Epochen, wurde früher ausgeführt (S. 24f.).

Dies die allgemeinen Formeln. Hinsichtlich der absoluten Chronologie der in ihnen angenommenen Zeitalter, weiterhin auch ohne Beziehung auf diese Theorien bietet sich uns etwa folgendes Bild.

Die Vorstellungen von der Frühzeit, die, wie wir sahen, als die Zeit des Werdens oder bereits als klassisch gilt, sind vor allem an

Digitized by Google

den Namen Homers geknüpft. Sodann kommen besonders die einzelnen „Jahrhunderte" in Betracht, wobei dieser Begriff als bequemes Hilfsmittel, nicht in scharfer Abgrenzung, erscheint. Während gelegentlich das 6. Jahrhundert als Höhepunkt betrachtet wird, auch etwa mit dem 5. zusammen, nahm dieses allein lange jene Stelle ein, sehr häufig als „perikleische" Zeit bezeichnet und auf Athen beschränkt. Bereits das 4. Jahrhundert, namentlich aber die hellenistische Epoche, und erst recht die Kaiserzeit oder gar die byzantinische Welt galten meist als Zeiten des Verfalls, den man sich zunehmend stärker dachte.

Dem gegenüber wurde die positive Wertung in spätere Zeiten forterstreckt. So fand das 4. Jahrhundert seine Verteidiger, und namentlich der hellenistischen Zeit, zumal dem 3. Jahrhundert, wurde, wie zunehmende Beachtung und Erforschung, so auch — und zum Teil eben deswegen — höhere Wertung zuteil; ja es begann sogar, als griechische „Neuzeit", die Stelle einzunehmen, die einst das 5. Jahrhundert innegehabt; daneben freilich wurden auch die zweite Hälfte des 5., das 4. und das 3. Jahrhundert gemeinsam als diese „Neuzeit" zusammengefaßt und entsprechend bewertet.

Mit dem 2. Jahrhundert dagegen wird immer noch meist der Verfall angesetzt. Auf Neubewertungen der späteren Kaiserzeit und des Byzantinismus kann hier nicht eingegangen werden, da dies außer den Bereich unserer Untersuchung fällt.

2. Die allgemeine positive Bewertung des Griechentums.[1])

Nach der Darstellung der Werturteile über die einzelnen Zeitalter des Griechentums wenden wir uns zurück zur getrennten Untersuchung der positiven und der negativen Richtung der Bewertung des Griechentums. Dabei handelt es sich für uns, wie bereits gesagt, entsprechend dem Plane der Arbeit vor allem um die generelle positive und negative Bewertung. Die getrennte Behandlung der beiden Richtungen läßt ihren Charakter deutlicher hervortreten; daß in Wirklichkeit Verbindungen mannigfachster Art häufig sind, daran sei auch hier wieder erinnert. Noch auf eines ist hier hinzuweisen. Die Entstehung genereller Bewertungen des Griechentums hängt aufs engste mit der oben S. 6f. dargestellten Richtung zusammen, welche das Griechentum einheitlich zu erfassen sucht. Danach begreift man leicht, wie auch solche allgemeine Werturteile im Grunde sehr oft von der

1) Dazu besond. Teil, 42.—45. Kapitel.

Digitized by Google

Wertung bestimmter Teilerscheinungen ausgehen, die man nachträglich verallgemeinert (vgl. oben S. 8f.).

Während es für die zweitgenannte Art der Bewertung an einer allgemeingebräuchlichen Bezeichnung fehlt, hat sich neuerdings für die positive allgemeine Bewertung des Griechentums, namentlich für ihre ausgesprochenen Formen, der Name „Klassizismus" eingebürgert. Er ist, wie alle derartigen Schlagworte, bequem und nützlich; freilich beobachten wir auch hier, daß so eine gewisse Mannigfaltigkeit der Tatsachen verdeckt wird. Gibt es doch recht verschiedenartige „klassizistische" Bewertungen des Griechentums. Nicht nur der Umfang der so bewerteten Erscheinungen, auch der Grad und der Gefühlston der Bewertung kann starke Schwankungen aufweisen.

So steht neben dem umfassenden Klassizismus, dessen Grundton der Wille ist, das ganze — so oder anders abgegrenzte — Griechentum als wertvoll zu empfinden, die wohl noch häufigere Beschränkung auf bestimmte Zeiten dieses Griechentums; übrigens berühren sich ja beide Richtungen zum Teil eng, da man meist auch auf jenes weiter gefaßte Griechentum eine Zeit des „Verfalls" folgen läßt. Und während bei manchen eher eine durchschnittliche gleichmäßige Bewertung der überhaupt berücksichtigten griechischen Kulturerscheinungen vorherrscht, stehen für andere bestimmte Teilgebiete griechischen Lebens im Vordergrund, so namentlich die bildende Kunst, die überhaupt bei der Entstehung und Ausbreitung des Klassizismus vielleicht die wichtigste Rolle spielt; dann auch die Literatur, wenn auch nicht so unbestritten; erst in zweiter Linie und nie ohne Widerspruch, die Religion, die Philosophie, der Staat u. a.

Viele wieder beschränken den Begriff des „Klassischen" auch räumlich, so namentlich auf Athen, während andere von solchen Einengungen des Begriffes absehen. Überhaupt kann, entsprechend dem subjektiven Charakter des Werturteils, die Auswahl des „Klassischen" eine außerordentlich verschiedene sein.

So schwanken auch, wie bereits angedeutet, Grad und Stärke dieser Bewertung in bedeutendem Maße, von der Vorstellung einer „Vollkommenheit" des Griechentums bis herunter zu der Annahme eines bloßen besonderen Wertes; auch dies macht einen Unterschied, ob diese wertvolle Eigenart nur den Griechen oder zugleich auch gewissen anderen Völkern zugeschrieben wurde, so namentlich den Römern, denen von der Renaissance bis ins 18. Jahrhundert hinein, aber auch später noch vielfach, die Qualität des „Klassischen" ebenfalls und ursprünglich sogar an erster Stelle zuerteilt wurde; so tritt neuer-

Digitized by Google

dings oft die „moderne" Kultur als gleichbewertet neben die griechische. Auch dies bedeutet eine wesentliche Verschiedenheit, ob mit solchen Bewertungen die Vorstellung der Vorbildlichkeit des Griechentums sich verknüpft oder nicht. Endlich ist auch der die klassizistischen Anschauungen begleitende Gefühlston nicht überall derselbe; er kann enthusiastisch-schwärmerisch oder elegisch-sentimental oder auch so schwach sein, daß der Klassizismus mehr rationalistisch-logisch gefärbt erscheint.

Die Entwicklung der klassizistischen Wertung setzt im Griechentum selbst ein, vor allem in seinen späteren Epochen, im Hellenismus und in der frühen Kaiserzeit. Weit schwächer tritt sie bei den Römern auf; im Christentum vollends erscheinen die positiven Werturteile als Ganzes so eingeengt und beschränkt gegenüber der Abkehr vom Griechentum, daß von einer eigentlich klassizistischen Richtung nicht die Rede sein kann. In der Neuzeit schwillt die klassizistische Strömung in der Renaissance wieder mächtig an, aber sie berührt doch weit mehr als die griechische Antike die römische, die man eigentlich fast ausschließlich kennt. Auch ist schon hier, wie dann für die Folgezeit, nicht zu übersehen, daß die gegnerische Richtung nicht fehlt; ist ja doch gerade die Renaissance auch ein Zeitalter der Loslösung von antiker Autorität. Weiterhin folgt die klassizistische Bewertung im großen und ganzen der Entfaltung der Wissenschaft vom Griechentum; Frankreich und England gehen in beidem voraus, während Deutschland erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts recht in beide Bewegungen eintritt. Doch auch in jenen Ländern setzt sich, trotz der stets fortschreitenden Loslösung vom Klassizismus und neben dieser, die klassizistische Wertung fort; namentlich ist — nach einer stärkeren Ebbe, vor allem in Frankreich — das 18. Jahrhundert auch hier eine Zeit ausgeprägterer klassizistischer Denkweise. Und so tritt sie in den europäischen Kulturländern ins 19. Jahrhundert über; erst in dessen zweiter Hälfte scheint nun, namentlich in Deutschland, der Höhepunkt überschritten zu sein. Nicht zu vergessen ist, daß die Wertungskurven für einzelne Gebiete griechischer Kultur oft ziemlich verschieden verlaufen würden, und daß auch in der Wertung des Griechentums die Neuzeit eine zunehmende Differenzierung und eine schwer erfaßbare Fülle individuellen Empfindens zeigt.

Die Wurzeln der klassizistischen Bewertung des Griechentums lassen sich wenigstens zum Teil bloßlegen. Freilich über ihre erste und innerste Ursache kann wohl nichts Entscheidendes ausgesagt werden, wie denn überhaupt gerade die Welt der Wertung, das Kampf-

Digitized by Google

feld der Triebe und Gefühle, kausaler Erklärung nur schwer zugänglich ist.

Am wichtigsten dürfte wohl die Beobachtung sein, daß überhaupt ältere Kulturen gegenüber solchen Völkern, welche die gleichen Entwicklungsstufen noch nicht durchlaufen haben, vielfach als beherrschende, ja überwältigende Macht auftreten. Doch bedarf es zur Auslösung einer solchen Wirkung auch einer gewissen Wahlverwandtschaft, die uns wieder in jenes rätselhafte Gebiet des Seelischen zurückführt.

Deutlicher sind eine Reihe fördernder Nebenursachen dieser Entwicklung. So jenes bis tief in die Neuzeit hinein weithin herrschende, im Grunde uralt menschliche, vor allem in Religion und Theologie zum Ausdruck gelangende und durch sie wieder verstärkte Verlangen nach absoluten Autoritäten — überirdischen und irdischen — und der Glaube an die Möglichkeit ihres Daseins und ihrer Erkenntnis.

Daß man gerade in einem bestimmten Volke eine solche Möglichkeit verwirklicht glaubte, hängt wohl auch zusammen mit gewissen Vorstellungen über „wunderbare" Erscheinungen überhaupt, insbesondere über „gottbegnadete" Völker; letzteres ursprünglich eine jüdische Überzeugung von der eignen Mission. In derselben Richtung wirkte die Abwesenheit der erst allmählich so einflußreich gewordenen Anschauungen von der natürlichen Entwicklung der Menschheit; ebenso das Fehlen der in dieser Richtung so bedeutsamen Vorstellungen vom Volkstum und seiner selbständigen Kraft. Und nur eine andere Seite derselben Tatsache ist es, wenn man der „Nachahmung" lange eine äußerst wichtige Stellung zuwies, die sie erst allmählich verlieren sollte. Wenn dabei besonders auf dem Gebiete der Kunst dieser Begriff eine besondere Rolle spielte, so liegt dem der Glaube an ein absolutes Schöne zugrunde, das irgendwo verwirklicht sein könne und vorbildlich werden müsse, auch dies zum Teil ein Ausfluß des genannten Autoritätsglaubens.

Bedeutungsvoll war auch, um schon bei den späteren Griechen ihre alte Zeit, nachher die „alten" Griechen überhaupt im Lichte der Verklärung erscheinen zu lassen, der so gern sich einstellende Gedanke einer bessern Vorzeit, sei es in der mehr schlicht volkstümlichen Form des Glaubens an die „gute alte Zeit", sei es in der bereits mehr geschichtsphilosophischen Lehre von der „Jugend" der Menschheit, ihrem Naturzeitalter, oder endlich auch in der spezifisch jüdischen und dann religiös wirksamen Ausprägung als Paradies.

Bei den nördlichen Völkern wird wohl auch jenes uralte, sehn-

Digitized by Google

suchterfüllte Bild des Südens, als einer Welt sonnigen Glückes und freudiger Helle, vieles dazu beigetragen haben, das Griechentum in idealem Schimmer zu sehen.

Und wenn endlich bei den späteren Griechen und oft auch in der Neuzeit, z. B. im Deutschland des 18. Jahrhunderts, die Verherrlichung des „klassischen" Griechentums über die trübe Gegenwart hinwegtäuschen sollte, so war wiederum der kühn aufstrebenden modernen Welt seit der Renaissance das Griechentum vielfach nur der Spiegel, in den man die Strahlen der eigenen Ideale, der Schönheit und Freiheit, der Natürlichkeit und Menschlichkeit hineinwarf, glücklich in dem Gedanken, sie bereits einmal verwirklicht und erreichbar zu schauen.

Wie die Entstehung und Entfaltung, so ist auch der Niedergang der klassizistischen Bewertung des Griechentums ein breit und tief wurzelnder Vorgang, der indessen auch nicht restlos erklärt zu werden vermag.

Nur zum kleineren Teile, und auch da nicht unmittelbar, sind es, wie man öfter aussprechen hört, die Ergebnisse der Forschung, welche diesen Niedergang bewirkten, wie denn überhaupt Werturteile durch Erfahrungsurteile an sich nicht umgestoßen werden können; auch der gegnerischen, ungünstigen Bewertung des Griechentums ist nur ein sehr geringer Anteil an jenem Vorgang beizumessen; kann man doch das eine Werturteil nicht durch das andere „widerlegen". Es sind vielmehr vor allem große Wandlungen in den Voraussetzungen des klassizistischen Werturteils selbst, die allmählich eine Veränderung herbeiführten.

Vor allem wurde das Gefühl der Überlegenheit des Griechentums ins Wanken gebracht durch das zunehmende Selbstbewußtsein der modernen Welt, wie es sich zunächst in den Nationalstaaten entfaltete; bezeichnend ist dafür, daß gewisse Höhepunkte des nationalen Daseins der führenden neuen Völker — das elisabethanische Zeitalter in England, die Epoche Ludwigs XIV. in Frankreich, die Begründung des neuen Deutschen Reiches — auch für den Klassizismus eine Krise bedeuteten oder vorbereiteten. Noch bedeutsamer vielleicht wurde der Stolz auf die eignen Leistungen der neuen Kultur, der geistigen wie der materiellen.

Eine durch die Heftigkeit und Ausdehnung des Kampfes bemerkenswerte Epoche in diesem Vorgang des Bewußtwerdens neuer Kräfte und ihrer Loslösung von der Antike bezeichnet die „Querelle des anciens et des modernes".

Digitized by Google

Äußerst wichtig war sodann die entschiedene Richtung der Neuzeit auf die Loslösung von überlieferten Autoritäten, ein Vorgang, dessen positive Seite in der Aufstellung anderer, außergeschichtlicher Autoritäten besteht, in jenem Zurückgehen auf die „Natur", die „Vernunft", die „Erfahrung" als einzige Quellen der Erkenntnis und Maßstäbe des Handelns, wie wir es in jener selben Renaissance sehen, die anderseits auch wieder die Antike als eine in gewissem Sinne neue Autorität anerkennt (so zeigt ja auch die Reformation dasselbe Doppelantlitz: Befreiung von der einen Autorität und Bindung an eine andere) und wie sich dies dann bis zur Aufklärung und in ihr fortsetzt und trotz aller Schwankungen ein Grundzug der neuen Zeit bleibt.

In gleicher Richtung wirkten jene früher (S. 60/61, 64/65) dargestellten neuen Strömungen auf dem Gebiete der Wertung überhaupt, die zum Teil nur eine Folge der eben genannten Wandlungen des Autoritätsglaubens sind: negativ die Neigung, der absoluten Wertung auszuweichen, positiv die Individualisierung des Werturteils, wie sie auch hier in der Aufstellung zahlreicher neuer Ideale und der persönlichen Färbung der Wertung zum Ausdruck kommt.

Aus der Geschichtsauffassung wird der Wunderbegriff ausgeschaltet, und entwicklungsgeschichtliche Vorstellungen treten an seine Stelle, die ein „natürliches" Werden voraussetzen. Und weil die Linie der Entwicklung sehr leicht sich dem Betrachter in eine entsprechende Wertkurve verwandelt, gewinnt der Wertbegriff des „Fortschrittes" gewaltige Verbreitung und Bedeutung; dadurch wurde nicht bloß der Glaube an eine bessere Vorzeit, an ein Paradies der Menschheit erschüttert, sondern auch gerade umgekehrt die Neigung genährt, das Neue als das Wertvollere anzusehen.

Auch auf den Zusammenhang zwischen Volkstum und Kultur lernte man mehr und mehr achten. Damit begann zugleich eine Richtung des Werturteils sich geltend zu machen, der jede in einem solchen individuellen Volkstum verkörperte Kultur als Eigenwert erschien. So mußte die „Nachahmung", die Aufnahme grundlegender fremder Lebenswerte als unmöglich oder als verderblich angesehen werden. Freilich ist hier wie überall zu beachten, daß die älteren Anschauungen nicht sofort verschwinden, sondern oft noch ein sehr langes und zähes Leben führen, ja vorübergehend wieder erstarken können.

Und endlich konnte auch der Süden nicht mehr durchaus die gleiche Gefühlswirkung ausüben, je mehr man ihn tatsächlich in seiner Eigenart kennen lernte.

Digitized by Google

Daß die wachsende Einsicht in die ungemeine Differenzierung des Griechentums, wie generellen Werturteilen überhaupt, so auch der klassizistischen Auffassung starken Abbruch tun, ja sie sozusagen unmöglich machen mußte, begreift sich leicht.

Der Klassizismus hat sicher, um noch ein Wort von seiner Wirkung zu sagen, der Erkenntnis des Griechentums vielfach im Wege gestanden; aber er hat auch durch die Fülle der Kräfte, die er diesem Gebiete der Geschichte zuführte, wiederum seine Erforschung mächtig gefördert. Wie sein Einfluß auf die Kultur und das Leben der Nachwelt zu bewerten, ob er mehr fruchtbar oder hemmend zu nennen sei, diese Frage liegt außer dem Bereich unserer Arbeit.

3. Die allgemeine negative Bewertung des Griechentums.[1])

Die negative Bewertung des Griechentums, seine „Kritik" war im großen und ganzen weit weniger ausgesprochen und wirksam als die positive, „klassizistische". Immerhin ist sie nicht zu übersehen. Vor allem ist auch hier daran zu erinnern, daß gerade bei den Vertretern des Klassizismus fast stets auch ein Gegenstück der klassizistischen Bewertung sich findet, die Lehre vom „Verfall" des späteren Griechentums.

Daneben gab es seit jeher eine ganze Reihe von Angriffspunkten der Kritik; besonders die Religion, der Staat und die sozialen Zustände waren solche Einbruchstellen. Außerdem aber, wenn auch seltener als beim Klassizismus, setzte sich die Kritik auch weitere Ziele und faßte das ganze Griechentum ins Auge. Ein merkwürdiges Zusammentreffen ist es, daß die Hauptstellungen des Klassizismus, die bildende Kunst und auch noch die Literatur, von den Angriffen weitaus am wenigsten berührt wurden.

Die großen Perioden dieser ganzen Gedankenrichtung und ihre jeweiligen Ausgangspunkte lassen sich in kurzen Zügen etwa so charakterisieren. Im Christentum, wo die negative Bewertung des Griechentums wohl ihren Höhepunkt erreicht, sind naturgemäß religiöse Überzeugungen die Grundlage der Kritik; oft indessen geht sie weiter und nimmt den Standpunkt eines bestimmten Kulturideals ein, von dem aus die griechische Kultur beurteilt wird. Diese christliche Verurteilung des Griechentums hat, wie leicht begreiflich, eine lange Geschichte; gerade auch in Zeiten klassizistischer Renaissance gibt sie den Unterton an, der nicht überhört werden kann. Daneben darf

1) Dazu Besond. Teil, 46.—48. Kap.

Digitized by Google

nicht vergessen werden, daß Christentum und positive, ja klassizistische Bewertung vieler Seiten des Griechentums, ja sogar des Griechentums überhaupt, bei vielen sich nicht ausgeschlossen haben; vor allem die ästhetische und humanistische Wertung war hier besonders wirksam, die im Griechentum das „Schöne", das „rein Menschliche", oder auch den Höhepunkt des „natürlichen" Menschen sehen ließ; auch wandte man gern seine Blicke jenen Elementen zu, die als dem Christentum verwandt erschienen.

Die moderne Kritik des Griechentums endlich geht vorzugsweise von bestimmten Kulturidealen aus und mißt es an den Zielen, Werten und Schöpfungen der eigenen neuen Welt. Sie setzt ein bei jenen Männern, die alle überlieferten Autoritäten stürzten; eine neue Flutwelle bedeutet die „Querelle des anciens et des modernes", in der die damalige französische, zum Teil auch die englische Kultur, und damit jene moderne Zeit überhaupt sich mit dem Griechentum zu messen und ihren Eigenwert zu behaupten sucht und daher zunächst angriffsweise vorgeht.

In der Romantik tritt die nordisch-germanische und die mittelalterliche Welt auf den Plan; zu einem guten Teil freilich stützt sie sich in ihrer Stellung zum Griechentum auf die alten Bollwerke der christlichen Kritik.

Daneben wiederholt sich immer wieder besonders die moralische und politische Kritik. Mit dem Erstarken des Deutschen Reiches trat vielfach eine vom deutschnationalen Standpunkt aus urteilende Gegnerschaft des Griechentums hervor, die sich oft zu einer „germanischen" oder auch „arischen" Richtung überhaupt erweitert und häufig mit jener Kritik sich verbindet, die besonders gegen die Rolle des Griechentums in der Erziehung streitet.

Im allgemeinen trägt der Klassizismus wie die Kritik des Griechentums im 19. Jahrhundert doch eher den Charakter des Epigonenhaften. Begreiflich, handelte es sich doch nicht mehr um große Entscheidungen, um Sieg oder Niederlage. Die moderne Welt, an deren Bildung die Antike einen schwer abzuschätzenden, aber jedenfalls bedeutsamen Anteil genommen, war immer selbständiger geworden und konnte dem Mittelalter wie dem Altertum, die sie in sich aufgenommen, frei gegenübertreten.

Digitized by Google

Vierter Abschnitt.

Die Anschauungen von den allgemeinen Bedingungen des Griechentums.

Einleitung.

Über neuere Wandlungen der Auffassung geschichtlicher Kausalzusammenhänge im allgemeinen und beim Griechentum.

In engem Zusammenhange mit den im vorhergehenden dargestellten Anschauungen vom Wesen des Griechentums steht die Frage nach seinen allgemeinen geschichtlichen Bedingungen, die kausale Betrachtung des Griechentums als eines Ganzen.

Hier beobachten wir zunächst gewisse bedeutsame Wandlungen der Betrachtungsweise, die — wie wir Ähnliches bereits an so manchen Punkten unserer Untersuchung wahrnehmen konnten — ebensosehr auf dem ganzen Gebiete der Geschichtsauffassung wie in dem engeren Bezirke der Anschauungen vom Griechentum bemerkbar sind.

Jene schon öfter berührte Wendung der Geschichtsbetrachtung, die vom 18. Jahrhundert bis in die zweite Hälfte des 19. ihre höchste Wirkung ausübte, bedeutete ganz wesentlich auch eine sehr starke Vertiefung der kausalen Erfassung geschichtlicher Erscheinungen. Entsprechend aber dem Gesamtcharakter dieser Betrachtungsweise zeigte auch ihre der Ursachendeutung zugewendete Seite vorwiegend die Richtung auf das Allgemeine. Wie man überhaupt das Einheitliche und das Bleibende großer geschichtlicher Kreise, der Nationen vor allem und der Zeitalter, zu erkennen suchte, so bemühte man sich in erster Linie, die großen, umfassenden und dauernden Kausalzusammenhänge festzustellen, die das Wesen jener einheitlichen Gebilde erklären sollten. Wie nun gegenüber jener älteren Richtung auf einheitliche Erfassung großer geschichtlicher Gruppen von Erscheinungen — so sehr sie ursprünglich einen gewaltigen Fortschritt bedeutete — das stets erneute Erforschen und Durchdenken des geschichtlichen Stoffes überhaupt und namentlich beim Griechentum dazu geführt hat, die geschichtliche Mannigfaltigkeit in Zeit und Raum weit schärfer ins Auge zu fassen, so mußte man bei der kausalen Betrachtung nun ebenfalls in weit höherem Grade auch die Fülle und Verwicklung der

Digitized by Google

geschichtlichen Bedingungen zu begreifen suchen, die — gleich den durch sie beeinflußten äußeren Erscheinungen — in fast endloser Wandelbarkeit sich darstellen. Freilich, wie in der Darstellung der äußeren Tatbestände, so wird auch bei der Prüfung der geschichtlichen Kausalzusammenhänge — allgemein wie beim Griechentum — gerade aus der Voraussetzungslosigkeit, wie sie auch gegenüber geschichtstheoretischen Hypothesen mehr und mehr als notwendig anerkannt wird, die Forderung abzuleiten sein, daß von vornherein die Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit großer einheitlicher Reihen weder behauptet noch geleugnet, sondern ebenso unbefangen geprüft werde, wie die Differenzierung der Tatbestände und die Auflösung der Kausalzusammenhänge in eine große Zahl kleiner und kleinster Ursachen und Wirkungen. Im großen und ganzen indessen sind doch alle diese Fragen nach den umfassenden obersten Kausalzusammenhängen — in gewissem Sinne ja doch Grenzfragen historischer Erkenntnis — mehr in den Hintergrund getreten, überhaupt, und so auch bei der Betrachtung des Griechentums; ebenso beobachten wir hier wie dort, daß gegenüber der Kühnheit und auch der vielfachen Erfolglosigkeit der geschichtsphilosophischen Epoche eine gewisse Ernüchterung gegenüber den „Allgemeinheiten", sicher eine größere Vorsicht, ja Skepsis sich eingestellt hat. Gerade auch wer in einem konkreten Falle eine Anzahl solcher allgemeiner kausaler Theorien durchgangen hat, dem wird eher eine gewisse Zurückhaltung sich aufdrängen; er wird zwar anerkennen, daß hier Aufgaben vorliegen, denen eine denkende Geschichtsbetrachtung sich nicht wohl entziehen kann, aber für ihre Lösung nicht mehr als eine gewisse Wahrscheinlichkeit erwarten.

Entsprechend dem Plane unserer Untersuchung, und wie es in ihren früheren Teilen bei den entsprechenden Fragen gehalten wurde, können wir auch hier nur darauf hinweisen — wie es eben geschehen, — daß die neuere Betrachtungsweise auch beim Griechentum weit mehr als früher neben und an die Stelle der großen, allgemeinen Kausalzusammenhänge lange Reihen kürzerer Einzelverkettungen der geschichtlichen Tatbestände gesetzt hat; die so entstehenden Vorstellungsbilder vom Griechentum selbst können wir nicht wiedergeben, was übrigens nur in größter Ausführlichkeit möglich wäre; wir beschränken uns daher auch hier darauf, die Hauptklassen allgemeinerer Erklärungsversuche zu durchmustern.

Digitized by Google

Erstes Kapitel.

Die Anschauungen von den allgemeinen Bedingungen der älteren und mittleren Zeitalter des Griechentums (seiner Entstehung und „Blüte").

Durchgehen wir die allgemeinen Kausaltheorien, die man über das Griechentum aufgestellt hat, so drängt sich uns wohl am stärksten die Wahrnehmung auf, daß sie insofern in zwei Hauptgruppen zerfallen, als die einen zur Erklärung der „Blüte" des Griechentums dienen sollen, die andern zur Deutung seines „Verfalls", um zunächst die hier meist vorhandenen Wertbegriffe anzuwenden; objektiv ausgedrückt: die einen beziehen sich mehr auf die älteren Epochen des Griechentums, mit denen ja vorzugsweise die Vorstellung positiv bewerteter Leistungen verknüpft ist, die andern gelten vor allem jenen jüngeren Perioden, die überwiegend als Verfallzeiten bewertet wurden. Für alles Folgende möge hier ein für allemal darauf hingewiesen sein, daß selbstverständlich „Blüte" und „Verfall" als solche nicht von der Seite des historischen Objektes aus erklärt werden können; dies ist nur bei den objektiv feststellbaren Tatbeständen und deren Wandlungen möglich, während die Gründe ihrer Wertung bloß auf der Seite der wertenden Individuums zu suchen sind. Zu beachten ist weiter, daß viele Vertreter der an erster Stelle genannten Theorien, indem sie jene älteren Zeiten der „Blüte" erklären, damit — entsprechend ihrer Abgrenzung des Begriffes „Griechentum" — dieses Griechentum als ein Ganzes kausal deuten wollen, wenigstens in seinen, als mehr oder weniger unveränderlich gedachten Grunderscheinungen, so daß in diesem Falle eine generelle, nicht bloß eine Teilerklärung vorliegt.

Selbstverständlich ist endlich, daß die meisten der im folgenden getrennt behandelten Erklärungsversuche zu zusammenhängenden Kausalreihen verbunden erscheinen können. Alle die verschiedenen Kombinationen, deren Zahl ja an sich sehr groß sein kann, aufzuzählen, würde zu weit führen und ist auch von geringerem Interesse.

1. Die Erklärung aus der zeitlichen Stellung des Griechentums.

Scheiden wir nunmehr die einzelnen Theorien, welche die älteren Zeitalter des Griechentums, vor allem auch dessen Werden begreiflich zu machen bestimmt sind, so ist an erster Stelle auch hier auf

Digitized by Google

jene Lehren hinzuweisen, nach denen das „antike" Griechentum — sei es als singuläres oder als typisches Gebilde — eben aus dieser seiner zeitlichen Stellung in der Geschichte der Menschheit zu verstehen ist. Wir verweisen auf unsere früheren Ausführungen (oben S. 45/46, vgl. auch 50).

2. Die geographischen Theorien.

Zahlreich vertreten sind dann namentlich die geographischen Theorien.[1]) Viel häufiger als jene Anschauungen, nach denen das Griechentum ein geographisch bedingter Typus ist (vgl. oben S. 40/41, 51), sind die Versuche, es als eine singuläre Erscheinung aus seinen individuellen geographischen Bedingungen heraus zu begreifen. Freilich sind gerade die Auffassungen der letzteren Art recht häufig nichts anderes als Anwendungen gewisser allgemeiner Lehrsätze über die Beziehungen von Land und Klima zu Volk und Kultur. Vielfach sind auch klassizistische Wertgefühle mit jenen Anschauungen verbunden; eine enthusiastische Stimmung gegenüber der griechischen Natur hat neben sich ähnliche Empfindungen für die griechische Kultur; und wenn — logisch betrachtet — die Blüte der griechischen Kultur aus der Natur des Landes abgeleitet wird, so ist psychologisch der Vorgang wohl eher der umgekehrte; die hochgespannten Vorstellungen vom Wesen des Griechentums übertragen sich auf dessen Stätte. Allerdings mußte ja dem Nordländer auch tatsächlich hier fortwährend eine Fülle von Erscheinungen entgegentreten, die solche Stimmungen gegenüber der Umwelt des Griechentums zu erzeugen geeignet waren.

Am deutlichsten treten aus den nicht selten wenig faßbaren Erörterungen solcher Art etwa folgende Grundlinien hervor. Während manche darauf hinweisen, daß die geographischen Verhältnisse — Grenzgebirge wie auch das Meer — dem Griechentume lange eine ungestörte Entwicklung gestatteten, heben andere umgekehrt hervor, wie die Verkehrslage — vor allem gegenüber den alten Kulturen des Ostens — entscheidende Kultureinwirkungen von außen her ermöglicht habe; auch die wirtschaftliche Bedeutung dieser Lage und ihre kausale Beziehung zur griechischen Blütezeit wird nachdrücklich betont. Häufiger noch wird Gewicht gelegt auf eine Eigentümlichkeit, die man auch der Natur des Landes gern zuschreibt, wie dies gegenüber der griechischen Volksart und Kultur geschieht (oben S. 35, 44), das Harmonische, das Innehalten der richtigen Mitte, das Fehlen der

1) Dazu Besond. Teil, 49. Kap. 2 und 3.

Digitized by Google

Extreme; diese Beschaffenheit der Umwelt des Griechentums soll dann meist dessen ähnliche Eigenschaften erklären. Sehr beliebt ist auch der Hinweis auf die besonders starke Differenzierung des griechischen Landes, mit der man eine ähnliche Vielgestaltigkeit der griechischen Kultur in Verbindung bringt. Am bekanntesten sind wohl die Betrachtungen über den Zusammenhang zwischen gewissen Besonderheiten der griechischen Natur — wie namentlich dem griechischen „Himmel" und dem sinnen- und schönheitsfrohen Wesen des Volkes. Aber auch in der Weckung von Energie und Lebendigkeit, Kraft und Tüchtigkeit sucht man oft den Einfluß des Klimas und des Landes.

Eine Art Umkehrung der geographischen Theorie liegt vor, wenn die Größe der griechischen Leistungen im Verhältnis zur Kleinheit des Landes betont, also in gewissem Sinne eine Überwindung der äußeren Einwirkungen angenommen wird.

Auch an unmittelbarem Widerspruch gegen diese geographischen Erklärungsversuche hat es nicht gefehlt, sei es, daß diese Geschichtsauffassungen im allgemeinen oder ihre spezielle Anwendung auf das Griechentum bestritten wurde. Eine eingehende Kritik dieser Vorstellungen kann hier nicht unsere Sache sein. Nur darauf sei zu ihrer Entstehungsgeschichte hingewiesen, daß jener der Deszendenztheorie voraufgehende Glaube an die Jugend der Menschheit im allgemeinen, der Griechen im besonderen, jene Verkürzung der historischen Perspektive, jene Überzeugung, die Menschheit sei noch wie in jenen — für uns heute als spät geltenden — Zeiten der „Anfänge", der antiken Völker jugendlich bildsam, und gleichsam weiches Wachs in der Hand des „Schöpfers" oder der „Natur" gewesen, auf alle diese geographischen Theorien zweifellos sehr stark eingewirkt hat. Gerade in dieser Beziehung stehen diese Erklärungsversuche, bei denen das Werden des Griechentums innerhalb seiner geschichtlichen Wohnstätten und unter ihrem Einfluß erfolgt, in starkem Widerspruch zu jenen Theorien, nach denen die Griechen wesentlich einem auch außerhalb ihres Landes verbreiteten Typus angehören (S. 40f.).

3. Die Annahme ethnischer Voraussetzungen.

Die Lehre vom Volkscharakter als einer Grundlage der griechischen Kultur ist uns als Theorie wie in Einzelanwendungen vielfach begegnet (S. 13f., 31f.). In kausaler Hinsicht kommt es darauf an, ob der griechische Volkscharakter als eigenartig oder als typisch gilt; wird letzteres angenommen, so fällt die kausale Erklärung des

Digitized by Google

griechischen Volkscharakters mit der des ganzen Typus zusammen; es kann dann diese Deutung z. B. eine geographische sein. Wird dagegen die griechische Eigenart betont, auch wenn sie außerdem in ein größeres Ganzes, wie z. B. die Indogermanen, hineingestellt wird, so sucht man die Ursache dieser Eigenart naturgemäß in der besonderen Lage des griechischen Volkes und führt sie dann auf Vermischung mit anderen Gruppen zurück; neben älteren, heute unhaltbaren Vorstellungen von semitischem Einschlag ist allmählich namentlich die Annahme in den Vordergrund getreten, daß eine vorgriechische Bevölkerung auf die Bildung der griechischen Volksart wesentlichen Einfluß ausgeübt habe. Endlich wird die Entstehung der griechischen Eigenart sehr oft mit der Landesnatur in Zusammenhang gebracht; damit mündet dann die Lehre vom griechischen Volkscharakter als der Hauptbedingung des Griechentums wieder in die geographische Erklärungstheorie ein.[1])

4. Die orientalistische Theorie.

Während die beiden eben besprochenen allgemeinen kausalen Theorien, die für das Griechentum aufgestellt werden, voraussetzen, das Griechentum sei, wenn auch in seinen Kräften und Anlagen durch Umgebung oder Vererbung bedingt, doch ohne wesentliche Unterstützung durch andere Kulturen das geworden, was es war, so betrachtet dagegen die Entlehnungs- oder Beeinflussungstheorie, wie man sie nennen könnte, die unmittelbare Einwirkung fremder, älterer, orientalischer Kulturen als das entscheidende Element in dem Vorgang des Werdens des Griechentums. Diese Lehre ist sehr alt und hat eine lange Geschichte; sie findet sich in der Antike bei den Griechen selbst, bei den Juden namentlich und von da auch bei den Christen; sie wird in der Neuzeit, so z. B. im 18. Jahrhundert, immer erneuert und erlebt in der ersten und zweiten Hälfte des 19. wiederholte Neugestaltungen, daneben freilich auch energische Bekämpfung. In ihren älteren Formen hängen diese Theorien zum Teil eng zusammen mit jenen Vorstellungen von der Jugend der Menschheit und des Griechentums und mit dem Glauben, Asien sei die Völkerheimat und die Ursprungsstätte aller Kultur; daneben gibt ihnen aber auch der tatsächliche zeitliche Vorsprung der vorderasiatischen und ägyptischen Kultur und die unleugbaren Beziehungen der Griechen zu diesen stets neue Nahrung. Die Entdeckung der prähistorischen

1) Zu diesem Abschnitt vgl. auch den Besond. Teil, 50. Kap.

Digitized by Google

Zivilisation Europas und die Erschließung der urindogermanischen Kultur und deren — freilich nicht mehr ganz unbestrittene — Verlegung nach Europa schufen ein Gegengewicht; ein neues Gesicht bekam das ganze Problem, als die kretisch-ägäische („mykenische") Kultur bekannt wurde, die — gleich dem Griechentum — zwischen Asien und Europa gestellt, wie dieses einen stark autochthonen Charakter trägt, und, obgleich wahrscheinlich nicht griechischen Ursprungs, an der Schwelle des Griechentums für uns fast untrennbar mit diesem verschmolzen erscheint. Auf der andern Seite steigt — dank den neueren Forschungen — das Bild der ägyptisch-vorderasiatischen, namentlich der babylonischen Welt stets mächtiger am Horizont empor, so daß die Frage nach den Einwirkungen, denen das älteste Griechentum unterlag, sich wieder und wieder verwickelt. Dennoch sind diese Probleme wirklicher Beweisführung doch weit eher zugänglich, als die im vorhergehenden genannten Kausaltheorien.[1])

5. Innere Zusammenhänge der griechischen Kultur als Voraussetzungen ihrer Entfaltung.

Weiterhin kommen hier noch eine Anzahl Theorien[2]) in Betracht, nach denen die Entfaltung der griechischen Kultur, vor allem nach ihrer geistigen Seite, nicht auf außerhalb des Griechentums liegende Voraussetzungen, auch nicht auf die psychische Eigenart des Volkes, sondern auf bestimmte Erscheinungen innerhalb der griechischen Kultur selbst zurückgeführt wird. Neben gewissen wirtschaftlichen Bedingungen der griechischen Kultur — auf die Sklaverei wurde lange in diesem Sinne hingewiesen, dann auch etwa auf „Industrie" und „Handel" — sind es namentlich Erscheinungen des griechischen Staatslebens, die hier herangezogen werden. Vor allem hat man gern die politische Geteiltheit Griechenlands, das Dasein so zahlreicher in Krieg und Frieden miteinander ringender Kleinstaaten als eine Hauptursache der Höhe griechischer Geisteskultur bezeichnet. Freilich ist auch da der Widerspruch nicht ausgeblieben. Zum Teil dasselbe meinte man, wenn man der politischen „Freiheit" der Griechen ähnliche Wirkungen zuschrieb; doch denkt man dabei auch an freiheitliche Verfassungsformen wie endlich an die Unabhängigkeit des Landes. Politische und wirtschaftliche Gesichtspunkte zugleich kommen in Betracht, wenn der griechische Stadtstaat oder die griechische Stadt als der Grundpfeiler griechischer Kultur bezeichnet wird.

1) Zu diesem Abschnitt vgl. den Besond. Teil, 51. Kap.
2) Dazu a. a. O., 52. Kap.

Digitized by Google

Zweites Kapitel.

Die Anschauungen von den allgemeinen Bedingungen der späteren Epochen des Griechentums (seines „Verfalls").

Zahlreicher vielleicht noch als die geschilderten Versuche, das Werden des Griechentums und seine „Blüte" zu erklären, sind die kausalen Deutungen seiner späteren Entwicklung, die man überwiegend als Verfall bewertete.

Die Terminologie, die zur Charakterisierung der hier in Frage kommenden Vorgänge gebraucht wird, ist eine ziemlich mannigfaltige. Neben Wertformeln wie „Verfall", „Niedergang" sind auch Ausdrücke wie „Untergang", „zugrunde gehen", ja „Tod" und „Sterben" beliebt, Bezeichnungen, die — auf Grund organischer Analogien entstanden — im Sinne ihrer Urheber wohl vielfach objektive Merkmale darstellen sollen (meist war dabei ursprünglich das Aufhören der politischen Selbständigkeit Griechenlands ins Auge gefaßt) tatsächlich aber vor allem eine Wertung enthalten.

Zu den Versuchen, den „Verfall" des Griechentums zu erklären, sei hier ganz allgemein noch bemerkt, daß selbstverständlich nur objektiv feststellbare Vorgänge auf seiten des Griechentums aus diesem abgeleitet werden können, nicht aber deren Bewertung (vgl. auch S. 77). Wenn aber auch diese Erkenntnis früher meist, heute noch vielfach fehlt, so sind diese „Verfallstheorien" dennoch im allgemeinen hier zu verwenden; denn mag auch sehr oft bloß von „Verfall" die Rede sein, also nur von dem Werturteil, so sind doch fast stets auch objektive Tatbestände genannt oder angedeutet, um deren kausale Deutung es sich dann eigentlich allein handelt.

In der Tat sind ja in den späteren Zeitaltern des Griechentums gewaltige Wandlungen zu beobachten, deren kausale Deutung unumgänglich ist[1]): so z. B. auf politischem Gebiet der Verlust der Autonomie, der in einer Reihe von Etappen sich vollzieht; das stete Überhandnehmen monarchischer Lebensformen bis zur Bildung des „Byzantinismus", beides etwa zusammenzufassen als das Schwinden altgriechischer „Freiheit"; in materieller Richtung die Verarmung und Entvölkerung des Mutterlandes; in geistiger Beziehung das Aufhören neuer wissenschaftlicher Entdeckungen und der Rückgang des bisherigen Wissensstandes — und anderseits — dieses und jenes

1) Vgl. dazu auch den Besond. Teil, 53. Kap., 1.

Digitized by Google

wohl gegenseitig sich bedingend — das Erstarken erst ethischer, dann auch gewisser religiöser Strömungen, bis die Griechen zuletzt Christen geworden sind — das Verschwinden der bisherigen Kunstrichtungen und die Umwandlung der griechischen Kunst zur byzantinischen.

In diesen und andern Veränderungen haben wir zweifellos eines der wichtigsten und interessantesten Probleme der Geschichte des Altertums, ja darüber hinaus, vor uns; auf seinen Zusammenhang mit dem allgemeinen Problem der Spätantike sei nur hingewiesen. Beidemale ist für die Bearbeitung dieser Fragen künftig zweifellos von größter Bedeutung zunächst die Ausschaltung des Werturteils aus der kausalen Betrachtung, und sodann auch weiterhin volle Voraussetzungslosigkeit gegenüber der Frage, ob hier tatsächlich eine einheitliche Gesamtbewegung vorliege — wie dies die Verfallstheorie beweislos, bloß auf Grund eines allgemeinen Werturteils voraussetzt — oder ob wir eine Reihe verschieden laufender Fäden der Entwicklung annehmen müssen; Unvoreingenommenheit endlich auch hinsichtlich der Zahl und Art der als wirksam zu denkenden Bedingungen, statt daß von vornherein nach einer einzigen oder einigen wenigen Grundursachen gesucht wird.

Im folgenden sollen die wichtigsten der hier in Frage kommenden typischen Versuche, jene, meist als „Verfall" bezeichnete und als einheitlich aufgefaßte große Wandlung des Griechentums in späterer Zeit zu erklären, aufgeführt werden. Selbstverständlich können auch hier eine Anzahl derartiger Theorien untereinander zu kombinierten Deutungsversuchen verbunden werden.

Am wenigsten fand eine ältere Theorie Anklang, nach der die allgemeine Veränderlichkeit der Dinge auch den Niedergang des Griechentums erklären soll. Offenbar war es das Mißverhältnis zwischen der Allgemeinheit des Erklärungsgrundes und der Besonderheit des zu deutenden Tatbestandes, der hier auffiel.[1])

Weit beliebter, obschon aus andern Gründen noch weniger brauchbar, ist die, wie schon oft, so auch hier zu nennende organische Auffassung; hier wird versucht, die Vergänglichkeit der griechischen „Blütezeit" oder anderseits die Notwendigkeit des Verfalls durch gleichnisartige, aus dem Leben organischer Individuen genommene Begriffe verständlich zu machen.[2])

Verwandt damit ist die Anschauung, daß einem Wertmaximum

1) Dazu Besond. Teil, 53. Kap., 2.

2) a. a. O., 53. Kap., 3.

Digitized by Google

in menschlichen Dingen stets eine Wertverminderung folgen müsse, und die Anwendung dieser Vorstellung auf das Griechentum.[1])

Mit diesen beiden zuletzt genannten Auffassungen berührt sich zum Teil auch die folgende, die aber doch vorwiegend selbständig und fast frei von organischen Anklängen ist: die griechische wie jede andere Blütezeit setze eine Kraftanspannung des Volkes voraus, der notwendig eine Erschlaffung folge.[2])

Von äußeren Ursachen finden wir gelegentlich das südliche Klima als Verfallsursache genannt.

Häufiger wird eine Vermischung mit fremden Gruppen, namentlich mit nichtarischen „Rassen", zumeist orientalischen, in Betracht gezogen.[3])

Auch der kulturelle Einfluß des Orients erscheint oft als wesentliche Voraussetzung für die Wandlungen des Griechentums in späterer Zeit; gerade hier fehlt übrigens nicht selten die Wertung, oder sie wird geradezu durch eine positive ersetzt.

Vielfach sind es sodann innere Vorgänge im Griechentum, die als Bedingungen für andere, umfassendere Verfallserscheinungen betrachtet werden.[4])

So macht man den „sittlichen" Verfall für den weiteren Niedergang verantwortlich; dabei wird etwa die Kunst als besondere Ursache genannt, und ebenso individualistischen und subjektivistischen Strömungen im griechischen Geistesleben eine ähnliche Wirkung zugeschrieben.[5])

Auch religiöse Voraussetzungen des Verfalls werden herangezogen. So erschien gläubigen Christen leicht die falsche Religion als der Grund des Verderbnisses des ganzen Griechentums; umgekehrt hat man auch wieder den Verfall der griechischen Volksreligion als die Ursache des allgemeineren Niedergangs betrachtet. Endlich wird auch die stetige Zunahme der religiösen Strömungen der späteren Antike, im besonderen der Sieg des Christentums und namentlich gewisser Richtungen in ihm, als wesentliches Glied in der Kette der griechischen Verfallserscheinungen angesehen.[6])

Verwandt mit der zuletzt genannten Betrachtungsweise ist die Vorstellung, daß die Schwächung der intellektualistischen Richtung, vor allem der Niedergang der Wissenschaft, den Mittelpunkt jener Wandlungen des späteren Griechentums bilde. Während aber dort

1) Dazu Besond. Teil, 53. Kap., 4.
2) a. a. O., 53. Kap., 5.
3) a. a. O., 54. Kap., 1 u. 2.
4) a. a. O., 54. Kap., 3.
5) a. a. O., 55. Kap., 1 u. 2.
6) a. a. O., 55. Kap., 3.

Digitized by Google

das Erstarken der religiösen Strömung als das Primäre gilt, ist es hier der Verfall der Wissenschaft, der wiederum auf andere Ursachen zurückgeführt wird; so hat man dafür den Kultus der Form, das Überwiegen des Rhetorischen verantwortlich gemacht; andere sprechen von der Verflachung der Wissenschaft durch ihre zunehmende Ausbreitung, während manche umgekehrt auf den aristokratischen Charakter des griechischen Denkens und Forschens seinen Niedergang zurückführen.[1])

Während die eigenartigen politischen Verhältnisse Griechenlands, namentlich das Dasein zahlreicher Kleinstaaten mit ihren Gegensätzen und Kämpfen, weiterhin auch die Ungebundenheit des politischen Lebens innerhalb der Staaten selbst vielfach als wesentliche Voraussetzung der Entfaltung der griechischen Kultur betrachtet wurde (oben S. 81), wies man anderseits auch auf die Kehrseiten dieser Erscheinungen nachdrücklich hin; oft geschieht dies bei den gleichen Autoren. So wurde von den herabdrückenden und hemmenden Wirkungen gesprochen, die das staatliche Leben, zum Teil durch psychische Beeinflussung, zum Teil durch unmittelbare Ausrottung, gerade auf die geistig höher stehenden Kreise ausgeübt habe; man leitete weiterhin den materiellen und sittlichen Verfall aus jenen Zuständen ab; am häufigsten wurde die spätere Ohnmacht des Landes nach außen, sein Unterliegen gegenüber fremden Mächten, als Folge der Zersplitterung in Kleinstaaten dargestellt.[2])

Gerade dieses Unterliegen nach außen aber, der Verlust der Unabhängigkeit, und, in diesem Sinne, der Freiheit, wurde dann seinerseits als sehr wichtige Verfallsursache betrachtet. Während man aber früher jenen Verlust und seine Folgen bereits mit der makedonischen Vorherrschaft eintreten ließ, hat man neuerdings vielfach, jedenfalls im Zusammenhang mit der veränderten Wertung des Hellenismus, erst der römischen Herrschaft solche Wirkungen zugeschrieben.[3])

Auch vorwiegend wirtschaftliche Verfallsbedingungen werden genannt. So wird zu der vorausgesetzten geringen technischen, allgemein wirtschaftlichen oder industriellen Entwicklung die kurze Dauer der griechischen Kulturblüte in Beziehung gesetzt, während andere umgekehrt den Verfall mit dem Niedergang der Industrie und des Handels in Zusammenhang bringen. Nach der Seite der sozialen

1) Dazu Besond. Teil, 55. Kap., 4.
2) Zu diesem Absatz vgl. den Besond. Teil, 56. Kap., 1, A—C.
3) a. a. O., 56. Kap., 1, D.

Digitized by Google

Zustände hat man lange die Sklaverei als wesentliche Verfallsursache betrachtet; neuerdings sind in dieser Richtung die Klassenkämpfe in den Vordergrund gerückt worden.[1])

Schluß.

Die Anschauungen vom Wesen des Griechentums und die Frage nach seiner geschichtlichen Wirkung.

Noch eine Frage, die in der Gesamtbetrachtung des Griechentums gerade neuerdings mehr und mehr in den Vordergrund getreten ist, möge mit einigen Worten berührt werden. Sie eingehender zu behandeln, fällt nicht in den Bereich unserer Aufgabe. Es ist die Frage, welche Bedeutung der geschichtlichen Wirkung des Griechentums für dessen Auffassung zukommt.[2])

Die Wirkung, welche eine Kultur ausübt, folgt einerseits aus dem Wesen dieser Kultur, hängt aber ebensosehr auch von dem Charakter des durch sie beeinflußten geschichtlichen Kreises ab; sie ist eine Komponente beider Kräfte und daher eine neue geschichtliche Erscheinung gleichsam höherer Ordnung. So sehr die Untersuchung solcher Fortwirkungen zu den Aufgaben gehört, welche die Erforschung der Gesamtentwicklung verlangt: zu der Frage nach dem eigenen Wesen jener beiden einzelnen Kulturen kann sie streng genommen nur ebendiese Tatsache der Wirkung, also im Grunde etwas anderweitig Bedingtes beitragen.

Nur über das Verhältnis der neueren Ansichten über die geschichtlichen Wirkungen des Griechentums zu den im vorstehenden dargestellten Anschauungen vom Wesen des Griechentums ist hier einiges zu sagen.

Zunächst ist im allgemeinen festzustellen, daß gerade heute diese Fortwirkung des Griechentums wohl stärker als je betont wird, namentlich sein Anteil an der Bildung der modernen Welt; dabei wird innerhalb des Griechentums besonders die Bedeutung, die der Hellenismus in diesen Beziehungen besitzt, stark hervorgehoben.

Diese Betrachtungsweise hat sogar bis zu einem gewissen Grade das unmittelbare Werturteil über das Griechentum verdrängt; das unmittelbare, sage ich; denn meist — wenn auch nicht notwendigerweise stets — enthält auch sie ein Werturteil, ja sie ist dann nur eine neue, mittelbare Art der Bewertung. Ist doch diese Feststellung,

1) Dazu Besond. Teil, 56. Kap., 2. 2) a. a. O., 57. Kap.

Digitized by Google

daß das Griechentum eine sehr bedeutsame Wirkung auf die Folgezeit, vor allem auf die Entstehung der modernen Kultur ausgeübt habe, von der Überzeugung begleitet, diese neue Kultur sei selbst etwas Wertvolles. Auf diesem Wege erscheint auch das Griechentum als wertvoll, weil Werte zeugend. So gelangt diese Betrachtungsweise zu einem ähnlich umfassenden und positiven Werturteil wie der Klassizismus. Nur erfolgt jetzt die Auswahl der als wertvoll geltenden Erscheinungen aus einem ganz anderen Gesichtspunkt als bei der unmittelbaren Bewertung. Tatsächlich freilich berühren sich beide Wege doch wieder; beidemal sind es die eigenen Ideale, nach denen man das Griechentum wertet und die man in ihm wiederfindet; nur sieht jene neuere Auffassung im Griechentum nicht diese Ideale selbst schon voll verwirklicht, sondern nur die Kräfte, die dazu helfen, ihnen in neuerer Zeit nahe zu kommen. Diese ganze, höchst bemerkenswerte psychologische Verschiebung ist nichts anderes als eine Art Fortsetzung des früher (S. 71/72) geschilderten Selbständigwerdens des Bewußtseins der neuen Welt, das zunächst den Niedergang des Klassizismus bewirkte. Es ist fast überraschend zu beobachten, wie nun diese gleiche Bewegung in ihrem Fortgang zu einer dem klassizistischen Werturteil in der genannten Richtung verwandten Auffassung geführt hat.

Digitized by Google

Besonderer Teil.

Dazu Allgemeiner Teil S. 2—5.

1. Kapitel.

Die Anschauungen über die Abtrennung des „antiken" Griechentums von der Folgezeit.

Wir geben hier einige ausgewählte Belege für die beiden Richtungen der Auffassung, die bei der Anwendung des Begriffes „antikes" Griechentum wie bei jedem Epochenbegriff zutage treten, die Betonung der die ausgeschiedene Epoche von der Folgezeit trennenden und der verbindenden Züge. Oft handelt es sich um den Begriff der „Antike" überhaupt, das Griechentum eingeschlossen; doch kommen auch solche Stellen für uns in Betracht.

1. Die Betonung der Abtrennung.

Am deutlichsten tritt dieser Gesichtspunkt dort hervor, wo die griechische, oder überhaupt die antike Entwicklung als „abgeschlossen" o. ä. bezeichnet wird. Unter den Voraussetzungen dieser Anschauungen ist wohl vielfach die organische Theorie an erster Stelle zu nennen (vgl. dazu das Sachverzeichnis u. d. W.), mit der sich ein entsprechendes Werturteil über „Blüte", „Verfall" meist verbindet; daneben aber kommen auch bestimmte Theorien über typische Völker- und Kulturentwicklung in Betracht, bei denen große, in gewissem Sinn „abgeschlossene" Entwicklungsreihen als das sich wiederholende Grundelement des geschichtlichen Verlaufes erscheinen. Auch der Umstand mag hier von Einfluß gewesen sein, daß auf einer Anzahl von Punkten die Spätantike ältere, ja primitive Kulturformen aus ihrer Vergangenheit aufs neue aufweist.

Böckh, Enzyklopädie 299: „als die antike Welt ihr eigentümliches Wesen vollendet hatte und sich selbst überbietend und überspringend die Keime neuer Bildungsformen hervortrieb"; S. 342 (= 348²): „Einen besonderen Wert verleiht der alten Geschichte [die politische ist gemeint] der Umstand, daß sie in sich abgeschlossen ist". — Herm. Ulrici, Charakteristik der antiken Historiographie (1833) S. 19: „Griechenland, einmal auf dem Wege des Verfalls begriffen, vollendete ... in sich selbst den Kreislauf der menschlichen Dinge". — Otto Ribbeck, Reden und Vorträge (1899) S. 81 (v. J. 1887): „Beide Völker haben in einem abgeschlossenen Entwicklungsgange die ihnen verliehene Kraft vollkommen ausgebildet". — Beloch, Griech. Gesch. I (1893) 33: „die ganze Entwickelung, in deren Mitte wir stehen ... liegt hier ... abgeschlossen vor unsern Augen; wir sehen die griechische Kultur entstehen, sich zur Blüte entfalten, und Frucht tragen, um endlich in der Nacht geistigen und politischen Despotismus' zu verlöschen". — Ed. Meyer, Die Sklaverei im

Digitized by Google

Altertum (1898) 5: „weil die antike Entwickelung zum Abschluß gebracht... war"; derselbe, Humanistische und geschichtliche Bildung (1907) 33/34: Die alte Geschichte sei „etwas Abgeschlossenes. Hier sind die Entwicklungsreihen bis zum letzten Ende abgelaufen, bis zum Untergange der antiken Kultur und des antiken Staates". — Breysig, Kulturgeschichte der Neuzeit II 1 (1901) 361: „Die hellenische Geschichte weist einen wunderbaren Kreislauf auf". — Ad. Harnack, Die Notwendigkeit der Erhaltung des alten Gymnasiums in der modernen Zeit (1905) 12 redet von dem „abgeschlossenen Kreis", den die alte Geschichte und Kultur darstellen; vgl. Dogmengeschichte I[3] (1894) 767: „die einzige Kulturepoche, die wir in ihren Anfängen, ihrem Verlaufe und ihrem Abschlusse zu überschauen vermögen". — G. Misch, Gesch. der Autobiographie I (1907) 42 läßt die griechisch-römische Welt „sich ausleben" und „ein Ende nehmen".

Ohne derartige Formeln mehr allgemeiner und theoretischer Art anzuwenden, hebt K. Krumbacher, Geschichte der byzantinischen Literatur (1891) 1 f. die Merkmale hervor, die die „byzantinische" Geschichte und Literatur von der früheren Zeit trennen; vgl. auch denselben, Die Kultur der Gegenwart I 8 (1905) S. 238: „eine neue Kultureinheit .. nicht ein Anhängsel oder eine Fortsetzung des Altertums, sondern ein eigenartiges selbständiges Gebilde". Immerhin schildert auch er S. 283 die Zeit von Konstantin bis Justinian als Übergangsperiode (weiteres unten, unter 2). — Wilamowitz, Aristoteles und Athen I (1893) 381: der künftige „Geschichtschreiber der Hellenen" werde „erst mit dem römischen Prinzipate aufhören"; Kultur der Gegenwart I 8 (1905) S. 4: „die drei hellenistischen Jahrhunderte" (abgegrenzt etwa durch die Jahre 222, 133, 30). — Walter Otto, Zeitschr. f. Sozialwiss. 1905, S. 700: „für den modernen griechischen Historiker, der die Geschichte der Griechen bis zu ihrem Aufgehen in Byzanz als eine Einheit betrachtet".

2. Die Hervorhebung der verbindenden Züge.

Bei ihrer Behandlung der Frage nach der Abgrenzung zwischen „Altertum" und „Mittelalter" im allgemeinen betonen C. Wachsmuth und E. Bernheim ausdrücklich das Relative aller solcher Trennungen; vgl. z. B. bei jenem den Satz: „Es versteht sich, daß, ohne gewisse Zusammenhänge zu zerreißen, einfach einschneiden sich in die fortlaufende geschichtliche Entwickelung überhaupt nicht läßt" (Einleitung in das Studium der alten Geschichte [1895] S. 315) und Bernheim, Lehrbuch der historischen Methode[3,4] (1903) S. 72: „Die lebhafte Erkenntnis von der relativen Bedeutung aller historischen Einteilungen wird uns am sichersten davor schützen, uns durch dieselben ... zu sachwidrigen, schematisch beschränkten Auffassungen verleiten zu lassen". — Auf die weitgehende Kontinuität zwischen alexandrinischer und byzantinischer Zeit weist K. Dieterich hin (Geschichte der byzantinischen und neugriechischen Literatur [1902] S. 5/6). Für die Einbeziehung der byzantinischen Welt in die „griechische Geschichte" Lenschau, bei Kroll, Die Altertumswissenschaft im letzten Vierteljahrhundert (1905) S. 162 („das byzantinische Reich ... beruht eben zuletzt auf hellenistischer Grundlage, und in ihm wird man doch den letzten Ausläufer des Griechentums erkennen müssen"; „das Griechentum" sei „erst mit dem Fall von Byzanz zu Ende gegangen").

Digitized by Google

Dazu Allgemeiner Teil S. 6—13.

Zweites Kapitel.

Die Annahme der Einheitlichkeit des Griechentums.

1. Im allgemeinen.

Wir beschränken uns hier auf eine Anzahl von Belegstellen, an denen solche Anschauungen allgemein und grundsätzlich ausgesprochen sind; für ihre tatsächliche Anwendung im einzelnen Falle vergleiche man die meisten späteren Kapitel.

Als von einer neuen Erkenntnis seiner Zeit redet von dieser einheitlichen Auffassung Fr. Creuzer, Aus dem Leben eines alten Professors S. 336 [aus dem Aufsatz „Das Studium der Alten als Vorbereitung zur Philosophie", 1805] (mir beides unzugänglich, zitiert nach K. B. Stark, Vorträge und Aufsätze aus dem Gebiete der Archäologie und Kunstgeschichte (1880) S. 398): „In unseren Tagen gelang es [Cr. hat dabei Schiller im Auge], das Antike als ein Ganzes in der Idee zu denken, sein inneres Wesen im Gegensatz gegen das Romantische zu erforschen". Ähnlich K. Fr. Hermann, Lehrbuch der griech. Staatsaltertümer (1831) S. 4/5: „Die Bemühungen unserer Tage, alle Einzelheiten des reichen hellenischen Lebens in geschichtlicher Auffassung unter dem Brennpunkte des Nationalgeistes und der Idee des Staats zu konzentrieren, werden stets als klassische Denkmale eines echt wissenschaftlichen Bestrebens betrachtet werden müssen" (er nennt Böckh, K. O. Müller, Wachsmuth, Heeren, Schlosser u. a.).

W. v. Humboldt an Schiller, 6. Nov. 1795: „In allen griechischen Gedichten, ohne Unterschied der Gattung und der Zeit, herrscht ein Geist." — Auch eine allgemein geschichtstheoretische Äußerung Fichtes darf hier erwähnt werden, Werke 7 (1846) (Die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters [1806], 1. Vorles.) S. 6 über den „Einheitsbegriff" eines Zeitalters; S. 5: „Der bloße Empiriker . . würde manche auffallende Phänomene desselben (des Zeitalters) . . . herzählen . . Der Philosoph . . . würde unabhängig von aller Erfahrung einen Begriff des Zeitalters . . . . aufsuchen . . Hat der Philosoph die in der Erfahrung möglichen Phänomene aus der Einheit seines vorausgesetzten Begriffs abzuleiten, so ist klar, daß er zu seinem Geschäft durchaus keiner Erfahrung bedürfe." — Wie in K. Fr. Hermanns Worten bereits angedeutet ist, vertritt auch Böckh eine einheitliche Auffassung der Antike, und hier wieder des Griechentums, freilich vorzugsweise da, wo er mehr theoretisch das Ganze ins Auge faßt. Über den Ursprung dieser Anschauung drückt er sich ähnlich aus wie Creuzer, Enzyklopädie 305: „Zugleich begann man zuerst in Deutschland seit Winckelmann, Lessing, Herder und den Schlegel das Leben des Altertums als Ganzes zu betrachten und den Geist desselben zu erforschen." Damit vergleiche man auch die Worte von E. Curtius, Altertum und Gegenwart II 268 (vom Jahre 1867) [Zum Gedächtnis an A. Böckh]: „das klassische Altertum wurde als ein Stück Menschheitsgeschichte erkannt, welches nur als ein lebendiges Ganze aufgefaßt werden konnte und nach seinen eigentümlichen Lebensbedingungen erforscht werden mußte." (Curtius meint die Zeit Fr. A. Wolfs und deren

Digitized by Google

große geschichtswissenschaftliche Bewegung.) So spricht denn Böckh den Satz aus (Enzyklopädie S. 308): „Die Charakteristik des Altertums, die Erfassung seines Geistes nach allen seinen Beziehungen, die Auflösung aller einzelnen Tatsachen in der Einheit des Charakters und die Anschauung des letztern in allen Einzelheiten ist der höchste Zielpunkt der Altertumswissenschaft." Und nachdem er zwar vorausgeschickt, wie schwierig die Erfassung einer solchen Einheit sei, drückt er sich doch ganz ähnlich aus wie Fichte, Enzyklopädie 263: Es sei „sehr schwer, den Gesamtcharakter eines Zeitalters oder einer Nation zu bestimmen" . . . man müsse die geschichtliche Spekulation streng auf Tatsachen gründen. „Nichts ist freilich wieder verkehrter, als wenn man den Charakter eines Volkes oder einer Zeit unmittelbar nach einzelnen Tatsachen bestimmen will; denn so wird man meist ein einseitiges und schiefes Urteil gewinnen, da das Leben sich frei bewegt und daher der Geist des Ganzen und Allgemeinen nicht in allen Einzelheiten gleichmäßig ausgeprägt ist. Wenn sich z. B. bei Sokrates und den Stoikern die Idee des Weltbürgertums findet, so ist dies nicht antik, sondern ein Übergriff in die moderne Weltanschauung." Wie er die Einheit der Antike mit der des Griechentums zu verbinden sucht, zeigt Enzyklopädie S. 264. Es könnte, heißt es zunächst, als unzulässig erscheinen, „so im allgemeinen . . . von einem Charakter des Antiken zu sprechen", da das Altertum doch Orient, Griechen und Römer umfasse; aber eine genauere Untersuchung zeige, „daß die gesamte antike Kultur ihren Höhepunkt im Hellenischen erreicht und hier wirklich zu einer klassischen Vollendung gelangt; der Charakter des Hellenischen ist das eigentlich Antike und findet sich in seinen Grundzügen, nur mit einer gewissen Einseitigkeit ausgeprägt, auch im Römischen wieder" (während [265] im Orient „der Charakter des Antiken . . noch gleichsam im Keime erscheint"). Doch ist dieses Hellenische erst allmählich geworden, S. 265: „Der griechische Geist hat sich, wie der Geist überhaupt, allmählich entwickelt." — So kann denn Böckh auch das Antike als Ganzes dem Modernen gegenüberstellen; Kl. Schr. 2, 72/73 (1852) redet er von dem „Gegensatz des gesamten antiken Lebens und des gesamten modernen als der zwei höchsten und allgemeinsten Bildungsformen des menschlichen Geschlechtes, welche bis jetzt abgewickelt sind." — Von Älteren führen wir noch Herm. Ulrici an (Charakteristik der antiken Historiographie [1833] S. 348) (die antike Welt habe ein Zentrum, die Sinnlichkeit; dazu unten 10. Kap., 1); G. Bernhardy, Grundriß der griech. Lit. I (1836) 1: die Periode vor Alexander sei „ein innig zusammenhängendes Ganzes und zugleich der reinste Ausdruck der hellenischen Nationalität . . . die Griechen vor Alexander verbindet . . . jener gemeinsame, wenngleich zuletzt immer mehr erlöschende Geist, welcher vorzugsweise der antike heißt." Sein Wesen bestehe (S. 2) darin, „daß er die sämtlichen Erscheinungen des griechischen Lebens . . . mit gleicher Kraft und Vollständigkeit durchdringt"; und endlich J. W. Löbell, Weltgeschichte I (1846) 414: „In Griechenland ist der im Menschengeschlecht lebende und sich durch eine Reihe von Völkern fortentwickelnde Geist in eine neue Periode seiner Gestaltung . . . getreten."

Von neueren Äußerungen ähnlicher Art — die im ganzen doch mehr nur als Ausläufer einer verschwindenden Anschauung zu bezeichnen sind — nennen wir u. a. diejenige Bergks, Griech. Literaturgesch. I (1872) 259:

Digitized by Google

„in der eigentlichen Blütezeit der griechischen Literatur" trage „jedes Werk . . mehr den allgemeinen Charakter der Zeit, als den des Individuums an sich." — L. v. Urlichs, Grundlegung und Geschichte der klass. Altertumswiss.[2] (1892; in Iw. Müllers Handb. d. klass. Altertumswiss.) S. 7: „das einheitliche Ganze der alten Kultur," S. 22: „der Geist des klassischen Altertums." — L. Friedländer, Erinnerungen, Reden und Studien I (1905) 249 (Über die antike Kunst im Gegensatz zur modernen. Preuß. Jahrb. 1866): für eine derartige Betrachtung dürfe „die antike Kunst [auch die Literatur ist inbegriffen] der modernen gegenüber als ein Ganzes gelten", und die römische Zeit, „in der ihr ursprüngliches Wesen getrübt oder gebrochen erscheint", könne unbeachtet bleiben. — E. Bernheim, Lehrb. der histor. Methode[3, 4] (1903) S. 79 [= [5, 6] 87/88]: „der eigentümliche einheitliche Charakter aller Betätigungen des griechisch-römischen Geistes."

Eine eigenartige Variante dieser alten Einheitstheorie finden wir bei Nietzsche, die Lehre von der „Einheit des Stils" des älteren und für ihn eigentlichen Griechentums. Im Grunde ist es auch hier nichts anderes als das eigene Ideal, das er bei den Griechen verwirklicht findet, wie dies in der Geschichte der Auffassungen des Griechentums sich so oft wiederholt; W. X (1903) S. 16 [1873]: „Einheit des Stils" (der griechischen Kultur; seit Plato verschwindet sie nach seiner Annahme). Über ihr Zustandekommen vgl. S. 124 [1872]: „In allen griechischen Trieben zeigt sich eine bändigende Einheit: nennen wir sie den hellenischen Willen . . . Die Kultur eines Volkes offenbart sich in der einheitlichen Bändigung der Triebe dieses Volkes: die Philosophie bändigt den Erkenntnistrieb, die Kunst den Formentrieb und die Ekstasis". Und gerade dies findet er bei den Griechen verwirklicht; vgl. auch unten 20. Kap., 1. — Dazu vergleiche man Jakob Burckhardt, Gr. Kulturgeschichte IV 597: „Die 'Einheit des Stiles', die früher alle Äußerungen der Bildung in Staat und Kunst als Ganzes umfangen, hatte sich für immer aufgelöst" [im Hellenismus]. Ob Burckhardt hier einer Anregung Nietzsches folgt, ja ihn geradezu zitiert, bleibe dahingestellt; ebenso wenn Rohde, Der griechische Roman ([1] 1876) S. 121 von der „Zeit der noch ungebrochenen Einheit griechischer Kultur" redet. — Dagegen ist durch Nietzsche sicher E. Horneffer beeinflußt. Wie dieser verlangt er — gleich seinem Bruder — ein einheitliches Kulturideal, das er bei den Griechen verwirklicht findet und für die Deutschen erhofft (E. und A. Horneffer, Das klassische Ideal [1906] Vorrede); dazu E. Horneffer S. 185: In der mittelalterlichen und der griechischen Bildung herrsche nicht „ein wilder Taumel der Gegensätze wie in der heutigen Kultur . . sondern hier fügt sich sicher Quader auf Quader zu einem . . . Bau, der aus einem Geiste geboren ist"; während aber (186) im Mittelalter große Einförmigkeit herrsche, treffen wir in Griechenland „jede nur denkbare Freiheit an." „Und doch, wie ist das Ganze bei aller reichen Mannigfaltigkeit von einem Geiste durchweht, von einem Grundton getragen! Ein einheitlicher Sinn belebt das Ganze . . . Die ganze Kultur hat Stil"; vgl. weiterhin: Das Geheimnis der Stärke der alten Bildung sei dieses, daß sie „auf einem starken und sicheren religiösen Untergrunde" ruhte. Dieses wird S. 190 ausgeführt: Die griechisch-römische Welt habe „eine lebendige und kräftige Religion, einen . . . unwandelbaren Glauben gehabt, der das Leben mit der ganzen Fülle seiner Äußerungen

Digitized by Google

und Wirkungsweisen durchdrang" usf.; S. 191: Nur der Religion verdanke die griechische Kultur „ihren einheitlichen Stil, ihre naive Sicherheit, ihre unwiderstehliche Kraft."

Bemerkenswert ist, wie gelegentlich das Bewußtsein eines Gegensatzes zwischen der Voraussetzung einer einheitlichen griechischen oder antiken Art und den Tatsachen auftritt; so z. B. wenn Burckhardt, bevor er die „Gesamtbilanz des griechischen Lebens" ziehen, d. h. bestimmte einheitliche griechische Anschauungen erfassen will, die Schwierigkeit betont (Griech. Kulturgeschichte II 341), „die wirklich herrschende, durchschnittliche Ansicht des Lebens" festzustellen; es sei „bei der Ausbreitung des griechischen Geistes nach allen Weiten, Höhen und Tiefen eine gewaltige Fülle von Sondermeinungen entstanden, welche wohl wesentlich griechisch und oft sehr hohe Zeugnisse vom geistigen Vermögen der Nation sind, aber keineswegs dem Ganzen derselben entsprechen und schon unter sich die stärksten Widersprüche bilden können." Ein verwandter, wenn auch etwas anderer Fall liegt vor bei H. Gomperz, Die Lebensauffassung der griech. Philosophen (1904) 247; er redet von Epikurs „unantikem Wesen", seiner „Sentimentalität", seinem „Schwulst", seiner „Selbstironie"; fügt aber bei, wie es bedenklich bleibe, „einem ganzen Zeitalter eine Gefühlsweise abzusprechen." Er fährt dann noch fort: „Denn meist finden wir, je mehr wir in den Geist einer Epoche eindringen, daß er sich um so weniger von dem unserer eigenen Zeit unterscheidet."

2. Die bewußte Ersetzung des Griechentums durch Teilerscheinungen.

Zu der im allgemeinen Teil S. 8f. geschilderten „Selektion", infolge deren man, um die Einheitlichkeit des Griechentums festzuhalten, nur bestimmte Erscheinungen in das Bild des Griechentums aufnahm, geben wir hier einige Beispiele, wo dieser Vorgang bewußt geworden ist. Im allgemeinen verweisen wir auf die meisten der folgenden Kapitel, wo man dem genannten Vorgang immer wieder begegnet.

So wird Athen für Griechenland gesetzt. Wenn er von den Griechen rede, sagt W. v. Humboldt, Über das Studium des Altertums (1793; Leitzmann I 265) so meine er „oft ausschließend die Athener". — Die Beschränkung auf Athen sucht W. A. Becker, Charikles I (1840) S. XIX damit zu begründen: Sparta „kann eher für eine Anomalie als für den Repräsentanten des griechischen Lebens überhaupt gelten". Noch enger zieht H. Ahrens den Kreis, wenn er, um die, als einheitlich vorausgesetzte „griechische Staatsidee" erfassen zu können, sie in der solonischen Verfassung ausgedrückt findet („weil sich hier ... die griechische Staatsidee aus dem innersten Wesen und Geiste ausgeprägt hat", Bluntschlis Staatswörterbuch 5 (1860) 107 [„Hellenische Staatsidee"].

Interessant ist, wie — auf einem andern Gebiete wieder — Rodbertus mit vollem Bewußtsein seine „Oikos"-Theorie verallgemeinert; Jahrbücher für Nationalök. 4 (1865) 345_6. Er habe „diesen Zustand in größerer Schärfe skizziert .., als ihn die Geschichte, auch wohl in seinem ersten Ursprunge, verwirklicht hat". Man müsse eben von der Idee aus, wie Aristoteles, die Wirklichkeit betrachten; vgl. auch Zur Betrachtung der sozialen Frage I^3 (1890) [= Dritter sozialer Brief an Kirchmann] S. 151 (= S. 80). Man

Digitized by Google

sieht, daß in der bekannten Streitfrage zwischen Bücher und Ed. Meyer mittelbar wenigstens auch alte geschichtstheoretische Grundvorstellungen über das Wesen der Antike und des Griechentums wirksam waren. (S. auch S. 33.)

3. Weiteres zur Bildung der Vorstellungen vom Griechentum aus Teilerscheinungen.

Für die Bildung der Vorstellungen vom Griechentum durch Beschränkung auf gewisse Züge findet man eine hübsche Übersicht französischer Auffassungen bei Louis Bertrand, La Grèce du soleil et des paysages (Paris 1908). Nur erkennt Bertrand nicht das Wesen dieser Anschauungen und den Grund ihrer — von ihm betonten — Unzulänglichkeit, eben den Glauben an ein einheitliches Griechentum; auch er sucht „das" wahre Griechenland. — Er führt das Griechentum Fénelons vor: „la Grèce pseudo-homérique ou pseudo-virgilienne" (S. XIV), mit seiner „charmante simplicité" (S. VIII), das Griechenland, wie es André Chénier sah (S. IX f.; S. XIV: „une Grèce d'anthologie. Le décor en était simple: des fontaines et des ombrages, des palais et des temples, des urnes et des tombeaux, des coupes d'onyx et des guirlandes de roses. Cette région idyllique est habitée par des nymphes .... par des bergers" ... usf.; S. XV: „Leconte de Lisle en inventa une autre .... une Grèce plastique, tout en marbre blanc, habitée uniquement par des statues, ou par des sculpteurs qui les cisèlent, des gymnastes qui en copient les attitudes, des philosophes qui en règlent l'esthétique et qui dissertent sur le Beau". Dann sei „une nouvelle littérature hellénisante" aufgekommen (S. XVI), in der die Statuetten von Tanagra, „les peintures des céramiques, les bibelots réalistes et les grotesques des coroplastes égyptiens, les élégies érotiques des Alexandrins" und Herondas sich widerspiegeln; jetzt sei Griechenland erschienen, „comme un lupanar vaguement sacré, un jardin mi-voluptueux, mi-dévot". Und dann habe man wieder nach den kretischen Funden sich ein Bild des Griechentums gemacht (S. XVII).

Dazu Allgemeiner Teil S. 19—24.

Drittes Kapitel.

Die Betonung der Differenzierung des Griechentums.

1. Im allgemeinen.

A. Bei Neueren.

Die Tatsache, daß die Vorstellungen von einem einheitlichen Griechentum immer mehr unmöglich geworden sind, hat namentlich Wilamowitz ausgesprochen und stark betont, so in den „Verhandlungen über Fragen des höheren Unterrichts" (1902) S. 206: „Die Antike als Einheit und als Ideal ist dahin; die Wissenschaft selbst hat diesen Glauben zerstört"; Reden und Vorträge S. 130 [1897]: „Solange man noch gar keine geschichtliche Perspektive kannte, mochten freilich Homer und Aristoteles und Horaz auf einer Fläche erscheinen: jetzt sind alle jene Theoreme, was 'die Alten' getan oder nicht getan haben sollen, ohne weiteres erledigt. Sie haben zähne-

Digitized by Google

fletschende Scheusale als Furien gebildet zu bestimmter Zeit, zu anderer nicht mehr; sie haben Totengerippe tanzen lassen und dann wieder den Tod als schönen Jüngling dargestellt; sie haben sich in Malerei und Dichtung an Lessings Grenzen so viel und so wenig gekehrt wie die Modernen. Schillers Unterscheidung von naiver und sentimentalischer Dichtung läßt sich nur mit der Modifikation halten, daß derselbe Gegensatz sich auch durch die griechische Poesie ziehe. Klassisch ist das Gesunde, romantisch das Kranke, sagt Goethe. Er wird Recht haben; nur hat dann auch das klassische Altertum überwiegend romantisch Krankes hervorgebracht." Dazu S. 113 [1892]: „Als ob das Altertum einen einzigen Geist gehabt hätte, die Schulschriftsteller alle denselben hätten (Homer etwa und Ovid, oder auch Platon und Demosthenes), und gar die nicht für die Knaben ausgewählten auch denselben; wo dann freilich der Materialismus Demokrits, die kritische Skepsis des Karneades und sämtliche exakte Wissenschaften als unantik erscheinen müssen"; S. 114: „so wenig Polygnot gemalt hat wie Flaxman oder die Gebrüder Riepenhausen, so wenig hat den Hellenen eben der Reichtum des Lebens gefehlt, den wir Modernen fordern". — Im gleichen Sinne auch Erich Bethe, Der Gang der antiken Kultur (Der Lotse 1901) 442: „Die Antike ist nicht eine Einheit" . . „Die Hellenen haben vor Idolen Menschen geschlachtet, sie haben vor den Statuen eines Phidias gebetet, sie haben Tieropfer verabscheut; Verächter der Barbaren . . . wurden sie zu Verkündern der Gleichheit und Gleichberechtigung aller Menschen; sie haben Königen gehorcht und das Vorbild aller Demokratieen geschaffen; dieselben Griechen dachten den Tod als mordendes Scheusal, als schönen Jüngling und als Gerippe; dieselben Griechen haben naiv und haben sentimental gedichtet". — Wie Wilamowitz auch Wendland, Die hellenist.-röm. Kultur (1907) 5: „Das klassizistische Dogma vom harmonischen Griechentum als Einheit und als Ideal ist . . durch die historische Forschung für immer vernichtet. Statt dessen erhebt sich die große Aufgabe, die kontinuierliche Entwickelung der griechisch-römischen Kultur mit den mannigfaltigen sich kreuzenden und ablösenden Strömungen zu zeichnen". — Endlich sei noch Th. Zielinski angeführt (Schaffen und Schauen II, 1909, S. 102), der sich gegen die „Täuschung" wendet, in der Antike „eine ruhende und einheitliche Größe" zu sehen „und in diesem Sinne die Gegensätze 'antik und christlich' oder auch 'antik und modern'", zu schmieden; „dem Forscher zerrinnt der Begriff der in sich vollendeten Antike . . . unter den Händen: er hat es . . . mit einem rastlosen Vorwärtsstürmen, mit einer nie stillstehenden Entwicklung zu tun".

Interessant ist, wie Eucken in der 7. Auflage seines Werkes über „Die Lebensanschauungen der großen Denker" (1907) dem Abschnitt über die gemeinsamen Züge des Griechentums nunmehr (S. 9 f.) auch eine Auseinandersetzung über die Schwierigkeit, solche Züge zu erfassen, vorausschickt. Freilich hat er selbst an anderer Stelle (Geschichte der philosophischen Terminologie (1879) S. 10) längst auch dies ausgesprochen: „Das griechische Leben enthält weit mehr Mannigfaltigkeit, aber damit auch weit mehr Widerspruch und Kampf, als es denen erscheint, welche . . . vom Teil aus [er meint den „Höhepunkt des Lebens und Schaffens"] das Ganze bemessen".

Digitized by Google

B. Bei Früheren.

Zwar wurde die Differenzierung des griechischen Volkstums wie der griechischen Kultur vielfach schon längst betont (vgl. Kap. 16 und 30); aber in dem von uns in diesem Kapitel verstandenen grundsätzlichen Sinne können wir nur die folgende Äußerung Herders anführen, Ideen zur Philos. d. Gesch. d. Menschheit, 13. Buch, 4. Kap. am Anfang (Cotta 1853/4. Bd. 29, S. 118) (wir haben, wie leicht erkenntlich, vor allem die offenbar kritisch-polemischen Worte im Auge: „daß mir die Kunst mangelt" usf.): „Die Sitten der Griechen waren so verschieden, als die Art ihrer Stämme, ihre Gegenden und Lebensweise nach den Graden ihrer Kultur und einer Reihe von Glücks- und Unglücksfällen war, in welche sie der Zufall setzte. Der Arkadier und Athener, der Jonier und Epirote, der Spartaner und Sybarit waren nach Zeiten, Lage und Lebensweisen einander so unähnlich, daß mir die Kunst mangelt, ein trügerisches Gemälde von ihnen allen im ganzen zu entwerfen".

Gegenüber der immer noch verbreiteten Anschauung, als habe Winckelmann nur eine einheitliche (antike oder griechische) Kunst gekannt, sei an dieser Stelle an seine entwicklungsgeschichtliche Annahme von vier Stilen erinnert (Geschichte der Kunst des Altert. I [1764] S. 214f.). Freilich nach dem Gesamteindruck der Winckelmannschen Lehre von antiker Kunst, namentlich seiner Wertung griechischer Kunst mußte doch die Vorstellung einer wesentlich einheitlichen Erscheinung sich ergeben.

2. Die Forderung der Einbeziehung aller Kulturgebiete in das Bild des Griechentums.

Über die Notwendigkeit, in das Vollbild des Griechentums alle Seiten seines Lebens und Schaffens aufzunehmen, äußern sich grundsätzlich z. B. Alex. Wernicke, Weltwirtschaft und Nationalerziehung (1900; aus den „Neuen Jahrbüchern für das klass. Altert." 1900) S. 26: man müsse das Altertum „in seiner ganzen Fülle" fassen (auch die Philosophie, Mathematik und Naturwissenschaft; die Kunst, nicht bloß die Dichtung; das Wirtschaftsleben) und G. Perrot (zitiert nach: La Suisse universitaire 1904, S. 196; die Originalstelle ist mir nicht bekannt): Man müsse Griechenland erfassen „dans l'unité de son merveilleux effort, dans toute la variété des créations par lesquelles s'est manifesté, pendant plus de mille ans, son souple et riche génie".

Über die verhältnismäßig späte grundsätzliche Einbeziehung des Wirtschaftslebens in das Gesamtbild des Griechentums vgl. Pöhlmann, Gr. Gesch. im neunzehnten Jahrhundert (1902; auch in der Beilage zur Allgem. Zeitung 1902) S. 23f.; Grundriß der griechischen Geschichte[3] (1906) S. 11. — Interessant sind die Bemerkungen von Du Mesnil — Marigny, der schon 1878 (Hist. de l'éc. polit. III[3], Paris), S. 133 sich äußerte, neben dem „éclat" der „beaux arts" habe man „l'aptitude des Grecs à l'industrie proprement dite, ainsi qu' aux sciences" nicht anerkannt; vgl. S. 149: Die Vergötterung (idolâtrie) ihrer bildenden Kunst „a donné à cette nation une renommée de frivolité qui a fait rejeter dans l'ombre ses industriels et ses savants"; s. S. 150: „elle („cette nation") était douée, au plus haut degré, de jugement, de sagacité, de persévérance, qualités qui lui permirent de se livrer avec

Digitized by Google

non moins de succès aux arts industriels et à leur accessoire obligé, les sciences exactes".

3. Die Hervorhebung der Differenzierung des Griechentums auf einzelnen Kulturgebieten.

Wie auf dem Gebiete der bildenden Kunst und der Literatur neuere Funde den Begriff des Antiken erweitert haben, hebt Ad. Bauer hervor, Die Forschungen zur griechischen Geschichte 1888—1898 (München 1899) S. 3: „So oft eine neue oder doch eine von den bisher bekannten verschiedene Dichtungsgattung oder Kunstrichtung durch Funde bekannt geworden ist, oder wenn Urkunden und Privatbriefe in ihrer Alltäglichkeit gewirkt haben, empfand man unter dem ersten Eindruck dieses Neue als etwas ganz Modernes oder doch als etwas, das man der Antike bisher nicht hätte zutrauen mögen" (er nennt die Terrakotten von Tanagra, den pergamenischen Altar, Herondas, Bakchylides); S. 4: „Und doch sind auch diese jüngst bekannt gewordenen Schöpfungen der Griechen keineswegs Erzeugnisse eines rücksichtlosen Realismus, sondern sie sind insgesamt stark stilisiert. Um so auffälliger ist die Tatsache, daß sie den Eindruck des Modernen haben erzeugen können. Derselbe entspringt also ganz ausschließlich der Verschiedenheit oder dem Gegensatz dieser bisher unbekannten Kunstgattungen und des konventionellen Bildes von der Antike".

Über die Schwierigkeit, in fremder Kunst wie Literatur das Individuelle (also die Differenzierung) wahrzunehmen, und das verhältnismäßig jeweilen späte Auftreten dieses Vermögens vgl. K. Krumbacher, Gesch. der byz. Lit. (1891) S. 19 nach A. Springer [„Bilder aus der neueren Kunstgesch. I² 82"]; für die griechische Literatur ähnlich Ed. Schwartz, Charakterköpfe aus der antiken Literatur (1903) 1.

Die Wandlungen in der Auffassung der griechischen Kunst nach derselben Richtung schildert Kekule von Stradonitz, Die Vorstellungen von griechischer Kunst und ihre Wandlung im 19. Jahrhundert (1901; Neudruck 1908) S. 29/30: „Wir stehen unter dem Eindruck der ... Verschiedenheit der griechischen Kunstepochen, der grenzenlosen Mannigfaltigkeit auch innerhalb der einzelnen Zeitabschnitte nach Kunstart, Absicht und Leistung"... „das volle, reiche, vielgestaltige, lebendige, wechselnde Bild der griechischen Kunstgeschichte". Seither sei Winckelmanns Formel nicht mehr anwendbar. Vgl. ferner S. 20: „Nicht nur bei den Künstlern bleibt [in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts] das Entscheidende die Vorstellung von der Vollkommenheit und Einheit der Antike", und dazu S. 31: „das eine in sich abgeschlossene Ideal der Antike als einer einheitlichen Erscheinung" sei „hinweggeräumt. Denn ein eklektisches Ideal ist aus den starken und sich ausschließenden Gegensätzen innerhalb der Antike ... nicht zu gewinnen". — O. Kern, „Goethe, Böcklin, Mommsen" (1906) 14: „Antik ist die Ungestalt auf dem Bild einer altattischen Vase, antik ist der Hermes des Praxiteles ... Antik sind die Meisterwerke der attischen Plastik ... antik aber auch der Realismus der pergamenischen Altarskulpturen". — P. Cauer, Palaestra vitae (1902) S. 99: „wir erblicken [im Gegensatz zu Winckelmann und Goethe] eine reiche Folge von Entwickelungsstufen" [der bildenden Kunst]. — M. Sauerlandt, Griechische Bildwerke (1907) XV: „Wir sind nicht mehr geneigt, die Mannigfaltigkeit

Digitized by Google

der Formen unter ein charakterisierendes Schlagwort zusammenzufassen." — Bemerkenswert ist, wie schon Aloys Hirt [über dessen Aufsatz in den Horen unten 14. Kap., 1, Anhang], indem er an Stelle der von ihm bekämpften Lessing-Winckelmannschen Lehre vom „Schönen" als dem Merkmal der griechischen Kunst die Theorie des „Charakteristischen" setzte, zu der Vorstellung einer wesentlichen Differenzierung der griechischen Kunst gelangte. So läßt ihn Goethe (Der Sammler und die Seinigen [1798/99] 5. Brief. Hempel 28, 129f., Heinemann 22, 150f.) als den „Gast" sagen, die Kunst der Alten erscheine unter allen möglichen Formen; „aber die Herren verweilen nur bei Jupiter und Juno, bei den Genien und Grazien" usf. — Über die „Versuchung, ein einheitliches Bild zu zeichnen" (von der griechischen Religion im allgemeinen wie den griechischen Göttern), und die Notwendigkeit, ihr zu widerstehen vgl. Chantepie de la Saussaye, Lehrbuch der Religionsgeschichte II (1889) S. 76. Über die Differenzierung der griechischen Religion vgl. weiter das. S. 84, 155, 165; II^3 (1905) S. 236, 237.

Dazu Allgemeiner Teil S. 24—26.

Viertes Kapitel.

Der Begriff des Zeitalters und das Griechentum.

1. Allgemeine Anschauungen vom Begriff des Zeitalters.

Da es sich um eine allgemeine geschichtstheoretische Frage handelt, geben wir nur ganz wenige Belege. — Zusammenfassend spricht R. M. Meyer (Euphorion 8 [1901] 1f.) von den „Prinzipien der wissenschaftlichen Periodenbildung". In bezug auf die beiden Hauptfragen betont er (S. 4), daß die Einheitlichkeit der Periode nur eine relative sei, und ebenso deren Abtrennung in der Zeit (S. 6, 16, 17/18, 40).

Zur Veranschaulichung eines typischen Epochenbegriffes vgl. u. a. Taine, Essais de critique et d'histoire[10] S. IV (v. J. 1858): (als Beispiel für die „force unique" in einem Jahrhundert) „c'est le même esprit et le même cœur qui a pensé, prié, imaginé et agi"; S. III wendet er den Satz, daß „toutes ses parties dépendent les unes des autres comme les organes d'une plante ou d'un animal" auch auf „un siecle" an, neben „un personnage, une littérature . . . une civilisation". — In neuerer Zeit hat namentlich Lamprecht den Begriff des Zeitalters theoretisch erörtert und auszubauen unternommen; aus zahlreichen Äußerungen sei hier nur eine zitiert: die „Reduktion aller dieser Ereignisse [eines Zeitalters] auf eine gemeinsame psychische Grundlage — wenn auch nicht gerade auf die mystische . . . 'Volksseele'", Zeitschrift für Sozialwissenschaft 1900, 717. Gegen ihn Ed. Spranger, Die Grundlagen der Geschichtswissenschaft (1905) S. 45.

Zu der Schwierigkeit, die einzelnen Kulturgebiete gleichsam aufeinander zu reduzieren, vgl. R. Hildebrand, Über das Problem einer allgemeinen Entwicklungsgeschichte des Rechts und der Sitte (1894) 13, der dies für unmöglich erklärt; darüber, daß die einzelnen Kulturgebiete sich nicht gleichmäßig verändern, s. K. Neumann, Hist. Zeitschrift Bd. 85 (1900) S. 394/5; vgl. K. Krumbacher, Gesch. d. byz. Literatur (1891) S. 12: „obschon sich der Übergang vom antiken zum byzantinischen Wesen in der Literatur und Kunst nicht zur gleichen Zeit vollzog wie auf anderen Gebieten".

Digitized by Google

2. Zur Geschichte der Anwendung des Epochenbegriffs auf das Griechentum.

Aus der Geschichte der Anwendung des Epochenbegriffs auf das Griechentum geben wir hier nur weniges, mehr Grundsätzlich-Allgemeines. Vgl. ferner Kap. 36—39.

Aus älterer Zeit ist charakteristisch eine Äußerung Niebuhrs, aus der ersichtlich ist, wie dieser Begriff ursprünglich vor allem auch den Dienst leistete, in einem großen Ganzen — wie eben dem „Griechentum" — dessen zeitliche Differenzierung, die noch nicht hinreichend bekannt und anerkannt war, deutlich hervortreten zu lassen: Kleine hist. und philol. Schriften II (1843) S. 109/110 (v. J. 1813), gegen Heeren; er hätte gewünscht, daß „der Unbestimmtheit und Verworrenheit der Vorstellungen, selbst der meisten philologischen Gelehrten, über die unter dem Namen Griechenland zusammengefaßte Welt ein Ende gemacht werden möchte; daß die Verschiedenheit der Nation und ihres Zustandes in verschiedenen Zeitpunkten, wie um den persischen Krieg, vor und nach dem peloponnesischen, und unter den Makedoniern so anschaulich gemacht werde, daß die Nennung der Zeit künftig hinreiche, damit jeder gute Leser sich vergegenwärtige, wie die Staaten und ihre Bürger in jeder charakteristisch verschieden waren".

Zur Frage der Kontinuität, des Hineinreichens gewisser Erscheinungen von einer Epoche in die andere vgl. Ritter und Marbach bei Ed. Zeller, Die Philosophie der Griechen I[3] (1856) S. 111/112. — An einem konkreten Beispiel Ed. Meyer, Gesch. des Altert. II (1893) 292: „Für Staat und Religion, Recht und Sitte, Kunst und Dichtung, für alles materielle und geistige Leben hat diese Zeit die Formen geschaffen, welche fortan bewußt und unbewußt alle Anschauungen der Griechenwelt beherrschen"; dazu S. 582: „Das Alte wird keineswegs vernichtet . . ., sondern nur umgestaltet"; von der Religion S. 423 (Alles vom griechischen Mittelalter und seiner Fortwirkung).

Zu der oben S. 25 genannten freieren Epochenbildung vergleiche man die Inhaltsübersichten der meisten griechischen Geschichten von Mitford bis Bury.

Besonders häufig hat man die Charakterisierung der „alexandrinischen", jetzt meist hellenistisch genannten Epoche versucht. (Von der organischen Auffassung und der bloßen Wertbeurteilung sehen wir dabei ab.) Auch hier treten natürlich jene beiden Hauptgesichtspunkte deutlich hervor, das Streben, die Einheit des Zeitalters und seine Verschiedenheit von anderen nachzuweisen. Über diese Einheit vgl. u. a. Kärst, Gesch. des hellenist. Zeitalters II 1 (1909) 289 (eine Einheit trotz den Gegensätzen und über ihnen); ähnlich Misch, Gesch. der Autobiographie I (1907) 99: „eine einheitliche, aber ungemein vielfältige bis zu Gegensätzen sich auseinanderbreitende geistige Bewegung". — Zur Frage der Einheitlichkeit des Hellenismus vgl. auch Ed. Schwartz, Charakterköpfe aus der antiken Literatur II (1910) Vorwort: „Jetzt, wo soviel von den allgemeinen Strömungen und Richtungen des Hellenismus die Rede" sei, möge es nicht unnütz sein, „einmal darzustellen, welche Gestalt die komplizierten geschichtlichen Bewegungen, die man mit jenem einheitlichen Namen zusammenfaßt, in einzelnen bedeutenden Individuen angenommen haben". — Über die „Einheitlichkeit" des Hellenis-

Digitized by Google

mus K. J. Neumann in Ullsteins Weltgeschichte I (1909) 418; vgl. auch S. 329. — Über die innere Verschiedenheit der hellenistischen Poesie E. Bethe, Einleitung in die Altertumswissenschaft v. Gercke und Norden I (1910) S. 311. — Zur Frage der Abtrennung von der vorhergehenden Zeit vgl. u. a. Jul. Lange, Die menschliche Gestalt in der Geschichte der Kunst (1903) S. 2/3, der den Gegensatz zwischen der Kunst des 5. und der des 4. Jahrhunderts größer findet, als zwischen diesem und der hellenistischen Zeit; die hellenistische Kunst sei nur die „extreme Entwicklung dessen, was schon im IV. Jahrhundert herrschend war". — Zur Vorbereitung des Hellenismus im 4. Jahrhundert vgl. noch E. Bethe, Einleitung in die Altertumswissenschaft von Gercke und Norden I (1910) S. 312; Ed. Schwartz a. a. O. S. 51, 59.

Im folgenden geben wir noch einige Nachweise von Charakteristiken des hellenistischen „Zeitalters"; gerade dieses wurde, namentlich neuerdings, vorzugsweise in Betracht gezogen und mag daher als Beispiel der Anwendung des Epochenbegriffes auf das Griechentum hier besonders hervorgehoben sein. Kärst, Gesch. des hellenist. Zeitalters I (1901), II 1 (1909); Beloch, Griech. Gesch. III 1 (1904), der zwar den Ausdruck „Hellenismus" nicht braucht; Wendland, Die hellenistisch-röm. Kultur (1907) (vgl. denselben, Universität und Schule [1907] S. 20/1); aus älterer Zeit ist aus Droysens großem Werk über die politische Geschichte des Hellenismus hier die zusammenfassende Betrachtung Geschichte des Hellenismus III 2^2 (1878) S. 171f. zu erwähnen. — Außerdem seien hier als Beispiele kürzerer Charakterisierungen des Hellenismus noch aufgeführt: Fr. Jacobs, Hellas (herausgegeben 1852) 357f.; Bergk, Kl. Schr. II 533f. (v. J. 1853); W. Windelband, Gesch. der alten Philosophie (1888, in Müllers Handbuch der klass. Altertumswiss.) S. 118, 286f.; R. C. Jebb, The growth and influence of classical greek poetry (Boston-New York 1894) S. 229f.; E. Bethe, Der Lotse 1901, S. 551f.; S. H. Butcher, Some aspects of the greek genius[8] (London 1904) S. 288f.; U. Wilcken, Neue Jahrbücher für das klass. Altert. 1906 I, S. 466f.; Eucken, Die Lebensanschauungen der großen Denker[7] (1907) S. 81f.; vgl. auch 6. Aufl. S. 80f.

Dazu Allgemeiner Teil S. 18—18.

Fünftes Kapitel.

Aus der Geschichte der Lehre vom Volkscharakter.

1. Zur Literatur über die Geschichte des Begriffes und seiner Anwendung auf das Griechentum.

Zur Geschichte der Lehre vom Volkscharakter in älterer Zeit vgl. u. a. J. Goldfriedrich, Die historische Ideenlehre in Deutschland (1902) 63; 211f. Über den Begriff der „Nation" bei W. v. Humboldt und der historischen Rechtsschule Below, Hist. Zeitschr. 1898, 215. Vgl. auch Wilhelm Scherer, Geschichte der deutschen Literatur[11] (1908) 631: Das 18. Jahrhundert sei darauf ausgegangen, „die eigentümlichen Anlagen, das 'Genie' der Nationen zu erforschen"; Ed. Meyer, Gesch. des Altertums II (1893) 27: „Die große, von Herder ausgehende, in der Romantik voll entwickelte literarische Bewegung drängte auf tieferes Verständnis des Volkstums durch Erforschung all seiner Manifestationen."

Digitized by Google

Über die Anwendung dieser Theorien auf das Griechentum s. K. Fr. Hermann, der wie man sieht, von der Richtigkeit dieser Anschauungen überzeugt ist, Lehrbuch der griechischen Staatsaltert. (1831) S. 4: man habe „dem griechischen Altertume .... die Ahnung eines eignen alles durchdringenden Volksgeistes" [in späteren Auflagen noch: „als des Trägers seiner nationalen Individualität"] abgewonnen; vgl. S. 2; S. 4/5: seit Fr. Aug. Wolf [in späteren Auflagen werden noch Heyne und Lessing genannt] habe das Bestreben geherrscht, „alle Einzelheiten des reichen hellenischen Lebens ... unter dem Brennpunkte des Nationalgeistes ... zu konzentrieren".

2. Die Annahme eines Volkscharakters.

Aus der Geschichte der Lehre vom Volkscharakter seien folgende Vertreter dieser Theorien genannt. Bodin, Methodus ad facilem historiarum cognitionem (Paris 1566) cap. 5 S. 91/92 (über die natura populorum, die er aus geographischen Verhältnissen ableitet). — Hume, Essays, moral and political (London 1748) S. 267 ff. (Of national characters); S. 267: trotzdem, daß „each men of sense" die vulgäre Ansicht der allgemeinen Übereinstimmung aller Individuen einer Nation bestreiten, „they allow, that each nation has a peculiar set of manners, and that some particular qualities are more frequently to be met with among one people than among their neighbours". — K. O. Müller, Die Dorier I (1824) S. VI: Man sehe ein, „daß Nationen nur größere Individuen sind"; S. VII: Er wolle „das eigentümliche Wesen dieses Stammes wie eines einzelnen Menschen .... ausmitteln"; vgl. II (1824) S. 401/2, wo er sich gegen die Auffassung wendet, nach der man „entweder ganz leugnet oder für geschichtlich unerkennbar hält, daß das Leben einer Nation überhaupt in sich eins, und die Eigentümlichkeit derselben eine einige sei". „Aber wir werden diese allerdings vorhandne Einheit ... immer nur annäherungsweise erkennen." — Heeren, Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt III 1^4 (1826) (Hist. Werke Bd. XV) S. 57: „Es gibt wenig Gegenstände in der Geschichte, die ... so wenig erläutert wären als die Charaktere der Völker und ihrer Abteilungen. Und doch sind sie es eben, welche gewissermaßen die Grundfäden des Gewebes der Völkergeschichte bilden." — K. Fr. Hermann, Lehrbuch der griech. Staatsaltertümer (1831) S. 9: „Kein Volk kann eher eine innere Geschichte als solches haben, als bis es sich in eigner selbsttätiger Entwickelung zu der Höhe nationeller Individualität heraufgebildet hat, auf welcher es sich durch das Gepräge eines eigentümlichen Charakters von allen andern Nationen unterscheidet." — J. John, The Hellenes I (London 1844) S. IX: Man müsse „through the husk and shell of customs, manners, laws, religions" durchdringen „to the kernel of its moral nature, to that inner organization, intellectual and physical, of which the external circumstances of its civil and political life are but so many fluctuating symbols". — Wilh. Oncken, Athen und Hellas I (1865) S. 4 will auf „die Nationalität", welche „die schaffende Gewalt" sei, „die den einigen Lebensgrund aller Entwicklungen einer bestimmten Menschheitsgruppe bildet", „alle Ausstrahlungen des Volkstums in Staat und Sitte, Glauben und Wissen, Haus und Gesellschaft, Leben und Kunst" zurückführen. — J. Burckhardt, Griech. Kultur-

Digitized by Google

geschichte I 3: Seine „kulturhistorische Betrachtung" soll „das Konstante" erfassen, wie die Menschheit „war, wollte, dachte, schaute und vermochte"; vgl. das.: „die Taten sind nur Einzeläußerungen des betreffenden innern Vermögens"; S. 4: „den ewigen Griechen". — A. H. Post, Bausteine für eine allgemeine Rechtswissenschaft I (1880) S. 37: „das Gesamtempfinden, -fühlen und -denken bestimmter ethnischer Kreise". — H. St. Chamberlain, Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts (1899) z. B. S. 292 (der „individuelle Charakter" des englischen, preußischen, spanischen Volkes); S. 343: „jene ... nationalen Individualitäten"; S. 344 u. 473 wird der Ausdruck „Volksseele" gebraucht; S. 374 Anm. 2: „Volkspersönlichkeiten"; S. 388: „der Charakter der Völker". — Alfr. Fouillée, Esquisse psychologique des peuples européens[2] (Paris 1903) S. IIIff. — Über Wundts Anschauung, daß die Volksseele von einem bestimmten Standpunkt aus betrachtet gerade so viel Realität habe wie die Einzelseele vgl. Goldfriedrich, Die historische Ideenlehre in Deutschland (1902) 343; Ed. Spranger, Die Grundlagen der Geschichtswissenschaft (1905) S. 50. — Breysig, Kulturgeschichte der Neuzeit II 1 (1901) 294 nennt die einzelnen Formen ideellen Schaffens Emanationen des „einen unteilbaren Geistes der Nation und des Zeitalters" [in Beziehung auf die griechische „Neuzeit"]. — Gegen die Skepsis hinsichtlich des Begriffes des Volkscharakters wendet sich Steinhausen, Gesch. der deutschen Kultur (1904) 11. — Endlich sei aus Lamprechts zahlreichen Äußerungen über die „soziale Seele" (o. ä.) zitiert: Moderne Geschichtswiss. (1905) S. 98: „wie die individuale Seele ihre spezifische Entwicklung in Kindes-, Jünglings-, Mannes- und Greisenzeit durchläuft, so muß auch für die soziale Seele ein Entwicklungskanon vorhanden sein, der sich in der unverbrüchlichen Reihenfolge einer bestimmten Anzahl von Kulturzeitaltern auswirkt." Vgl. überhaupt S. 95f., wo auch die gegnerische Ansicht erwähnt ist.

Auf die Annahme eines Volkscharakters gehen wohl auch Anschauungen wie die folgenden zurück: E. Bethe, Einleitung in die Altertumswiss. v. Gercke und Norden I (1910) S. 411: Für die griechische Literatur sei noch nicht geleistet, „was von einer Literaturgeschichte billig verlangt wird, die Darstellung der Entwickelung der Kultur des Volkes in dieser einen von den vielen untrennbaren Äußerungen seines Leben". Vgl. dazu Norden S. 559 (für die lateinische Literaturgeschichte): Bernhardy habe „das von W. v. Humboldt aufgestellte Postulat, eine Literatur aus der Totalität der Volkspsyche und im Zusammenhange mit der Kultur zu begreifen" zu erfüllen doch wenigstens versucht; s. auch S. 573.

Trotz Vorbehalten und Einschränkungen nach der einen oder anderen Richtung äußern sich doch im ganzen positiv u. a. W. Dilthey, Einleitung in die Geisteswissenschaften I (1883) 51: „diese individuelle Lebenseinheit in einem Volke, die sich in der Verwandtschaft aller seiner Lebensäußerungen ... kundgibt" [werde „mystisch" durch die „unbrauchbaren" Begriffe „Volksseele, Nation, Volksgeist, Organismus" ausgedrückt]. — Ed. Meyer, Gesch. des Altert. II (1893) 64: „Die Individualität eines Volkes ... läßt sich so wenig fassen und erklären, wie die eines Menschen. Sie ist eine, und schließlich doch immer die wichtigste Voraussetzung der geschichtlichen Entwickelung. Gerade wer dieser am sorgfältigsten nachgeht und die Ent-

Digitized by Google

wickelung eines Volkes mit der anderer im einzelnen vergleicht, wird am wenigsten geneigt sein, die Individualität auf eine einfache Formel zu bringen oder gar sie zu eliminieren; er wird sich begnügen, zu zeigen, wie sie sich entfaltet hat, welche Einflüsse fördernd, welche hemmend auf sie gewirkt haben"; Gesch. d. Altert. I 1^2 (1907) 76f.; S. 76: „Sonderart" (der Völker) ... „in Sprache, Sitte, Religion, Begabung und Charaktereigenschaften". Aber die Völker können im Laufe der Geschichte „alle diese Eigenschaften erwerben und wieder verlieren"; S. 81: „die Art, wie sich ein jeder, der größere oder kleinere Verband und das Volk so gut wie der einzelne Mensch, unter den gegebenen Umständen verhält, wie er ... seine Individualität offenbart, kurz das, was wir als Anlage und Charakter bezeichnen. Das ist etwas, was wir wissenschaftlich niemals weiter erklären können ... und doch ist dieses Individuelle, Singuläre eben dasjenige, was die Eigenart und das innerste Wesen jedes geschichtlichen Vorganges bestimmt." (Vgl. auch I 2^2 [1909] S. 784.)

3. Die Vorstellungen von den Wandlungen des Volkscharakters.

Über die Veränderung des Volkscharakters im allgemeinen vgl. u. a. Hume, Essays, moral and political (London 1748) S. 277 [Of national characters] (so sei die „ingenuity and industry of the ancient Greeks" zur „stupidity" und „indolence" geworden). — Etwas anders Ferguson, Essay on the history of civil society (1. Aufl. 1767; zit. nach der deutschen Ausgabe 1904; Teil III, Kap. 1, S. 152): „die gleichen Geisteskräfte können sich verschiedenartigen Zwecken zuwenden. Ein moderner Grieche ist vielleicht boshaft, knechtisch und listig infolge desselben Temperamentes, das seinen Vorfahren feurig, erfinderisch und kühn im Felde oder im Rate seiner Nation gemacht hat". — W. Dilthey, Einleitung in die Geisteswissenschaften I (1883) 51: die „geistige Physiognomie" verwandter Völker könne sich bei gleichbleibendem körperlichen Typus verändern. — Theod. Lindner, Geschichtsphilosophie[2] (1904) 85; vgl. S. 83, 95. — E. Müller, Preuß. Jahrbücher, Bd. 120 (1905) 225. — J. Finot, Le préjugé des races (Paris 1905) S. 347: „Le caractère d'un peuple n'est , . qu'un éternel devenir"; S. 349: „Dans l'éternel écoulement des choses et des idées, les âmes des peuples changent radicalement." — Rud. Stammler, Wirtschaft und Recht[2] (1906) S. 308, 309. — Ed. Meyer an dem oben [diese S.] angef. Orte.

Veränderungen innerhalb des griechischen Volkscharakters nahm man namentlich in Verbindung mit der organischen Auffassung und der Lehre vom Verfall an; so läßt z. B. John, The Hellenes I (Lond. 1844) 29f. den griechischen Charakter in drei Perioden sich entwickeln [heroic and poetical times, historical and flourishing ages, corrupt and degenerate state, dies unter makedonischer und römischer Herrschaft].

4. Die Betonung der Schwierigkeit einer Erkenntnis des Volkscharakters.

Die Schwierigkeit, Volkscharaktere zu erkennen, wird oft betont, ja auch dessen Unmöglichkeit angenommen. Niebuhr, Kleine hist. und philol. Schr. II (1843) S. 121 (v. J. 1813) (zu Heerens Schilderung der Jonier

Digitized by Google

und Dorier): „Wir besorgen, daß Schilderungen dieser Art meist willkürlich und schlecht ausfallen ... da schon Charakterschilderungen einzelner Männer nur äußerst wenigen Meistern gelungen sind ... Solche Charakterzeichnungen haben unter anderen auch die sehr schlimme Folge, daß sie verleiten, sich entgegengesetzte Extreme aufzustellen, wie sie nie wahr gewesen sind, und indem man im voraus zugibt, daß sich wohl Ausnahmen fänden, gibt es Ausflüchte ohne Ende." — L. Gumplowicz, Die soziologische Staatsidee[2] (1902) S. 170: Von „psychischer Beschaffenheit nach Abstammung und Rasse" können wir überhaupt nichts wissen. — S. R. Steinmetz, Vierteljahrsschr. für wissenschaftl. Philosophie und Soziologie 26 (1902) S. 111 (über die Schwierigkeit, solche psychische Charakterzüge festzuhalten). — Ed. Meyer, Zur Theorie und Methodik der Geschichte (1902) 44 zu den „Charakterschilderungen eines Einzelnen wie eines Volkes": „Das was wir in den Einzelvorgängen als Wirkung erfahren, projizieren wir als Ursache, als Charakteranlage in die Persönlichkeit oder in die Gesamtheit und leiten dann daraus die Betätigung im Einzelnen ab." Ferner Gesch. d. Altert. I 1[3] (1907) 202 (für einzelne wie für Gruppen): „Es kann daher [aus den Gründen, wie sie S. 201/2 genannt sind] die psychologische Analyse einzelner Persönlichkeiten (und Völker), die Schilderung ihres Charakters und ihrer Anlagen niemals die Hauptaufgabe der Geschichtswissenschaft sein ... Vielmehr bleibt sie nur ein mit Vorsicht zu behandelndes Hilfsmittel." Vgl. auch Gesch. d. Altertums II (1893) 51 („jede Charakteristik und nun gar die einer ganzen Völkerfamilie" sei „notwendig einseitig", weil die charakteristischen Züge dem Extrem näher stehen müssen). — E. Müller, Preuß. Jahrb. Bd. 120 (1905) S. 225 (über die Schwierigkeit, den Volkscharakter zu erfassen). — J. Finot, Le préjugé des races (Paris 1905) 294/5 sucht am Beispiel der Griechen zu beweisen, daß die „psychologie des peuples" bei lebenden Völkern unmöglich sei, wenn sie schon bei vergangenen und so eingehend untersuchten wie dem griechischen scheitere. Trotz aller Forschung seien wir nicht imstande, „une définition exacte de son âme" zu geben. „Pour Renan, les Grecs étaient le peuple le moins religieux de la terre; pour Fustel de Coulanges, la vie grecque incarne la vie religieuse par excellence." — Hier mag endlich auch H. Gomperz zitiert werden (Die Lebensauffassung der griech. Philosophen (1904) S. 28), der seine Schilderung der griechischen Eigenart nur „mit all den Vorbehalten, die bei der Behandlung einer so bedenklichen Materie unerläßlich sind" [er meint das Problem der „Volksart"] geben will.

Nicht ganz klar ist an der folgenden Stelle aus Herder, ob er die Schwierigkeit mehr in der Erkenntnis der in Frage kommenden Tatbestände sieht oder diese selbst bezweifelt; „Auch eine Philosophie der Geschichte" usf. (1774; Cotta 1853/4, Bd. 27, S. 187; Suphan 5, S. 501): „Niemand in der Welt fühlt die Schwäche des allgemeinen Charakterisierens mehr als ich. Man malet ein ganzes Volk, Zeitalter, Erdstrich. Wen hat man gemalt?" Vgl. aber auch etwas weiter unten die Worte „wer bemerkt hat" usf., wo betont wird, wie sehr der Charakter eines Individuums wie einer Nation unaussprechlich sei.

Digitized by Google

5. Theorien über die Verteilung der Eigenschaften innerhalb eines Volkscharakters.

Gelegentlich wird auch die Frage der Verteilung der angenommenen Eigenschaften eines Volkscharakters innerhalb dieses Volkes schärfer ins Auge gefaßt. So betont Th. Gomperz, Griechische Denker II (1902) S. 31 bei der Besprechung des athenischen Volkscharakters die Gefahr der Verallgemeinerung; S. R. Steinmetz an dem oben (S. 104) angef. O. S. 84/85 sucht gegenüber den herkömmlichen unbestimmten Anschauungen feinere Unterschiede festzustellen; er nennt elementare und distributive Gruppencharaktere innerhalb eines Volkstums, wobei jene das Vorhandensein oder Fehlen bestimmter Züge bei allen Mitgliedern, die distributiven eine verschiedene Proportion dieser Züge bedeuten.

Sechstes Kapitel.

Dazu Allgemeiner Teil S. 33/34.

Die Anschauungen von der Eigenart des griechischen Volkscharakters I.

1. Die eigenartige Begabung der Griechen.

John, The Hellenes (Lond. 1844) I S. XV: „the most highly gifted race known to history". — K. O. Müller, Gesch. d. gr. Litt. I (1841) 2: „jene von der Natur vor allen andern reich begabte Nation." — Grote, A History of Greece II (1846) 157: Homer beweise „in the primitive Greeks a mental organization unparalled in any other people and powers of invention and expression which prepared .. the future eminence of the nation." — Nietzsche, Die Geburt der Tragödie (Werke I [1903] S. 2; Vorrede von 1886): „die wohlgeratenste ... Art der bisherigen Menschen". — J. Burckhardt, Griech. Kulturgesch. I 8: „eines unvergleichlich begabten ... Volkstums"; II 31: „bei diesem ganz einzig begabten Griechenvolk"; III 437: „das begabte Volk κατ' ἐξοχήν". — L. Friedländer, Erinnerungen, Reden und Studien I (1895) S. 264 (v. J. 1866): durch „ihre hohe Begabung" sei die griechische Nation „einzig." — W. Windelband, Geschichte der Philosophie (1892) 18: „dieses begabtesten aller Völker". — Max G. Zimmermann, Kunstgeschichte des Altertums und Mittelalters (1896) S. 123: „dieses einzig begabte Volk". — Ed. Norden, Die antike Kunstprosa II (1898) 654: das „feinstorganisierte aller Völker". — E. Bethe, Der Lotse 1901, 444: „das begabteste aller Völker".

K. Federn, Essays zur vergleich. Literaturgeschichte (1904) 182/3: „Das Volk der Griechen ist das Wunderkind der Menschheit." — Rich. Fritzsche, Neue Jahrb. f. das klass. Altertum 1904 I, 545: „Die Hellenen sind das Wunderkind der Weltgeschichte; ein Edelvolk aus einer Edelrasse ... die feinste Blüte der Menschheit."

Als das geniale Volk bezeichnen Nietzsche und Jakob Burckhardt die Griechen, wobei eine Beeinflussung Nietzsches durch Burckhardt möglich ist; freilich ist die Anwendung des Begriffes auf die Griechen ja älter (s. gleich

Digitized by Google

unten), wenn auch nicht in dieser ausschließlichen Fassung. Burckhardt, Gr. Kulturgeschichte I 11: sie erscheinen ihm „mit ihrem Schaffen und Können wesentlich als das geniale Volk auf Erden, mit allen Fehlern und Leiden eines solchen." — Nietzsche, Wir Philologen (1875) (W. X [1903]) S. 386f.; S. 386: „Die Griechen das Genie unter den Völkern. Kindesnatur, leichtgläubig. Leidenschaftlich. Unbewußt leben sie der Erzeugung des Genius" usf.; S. 387: „Lügnerisch . . . . Neid, Eifersucht, wie bei genialen Leuten. Es fehlt den Griechen die Nüchternheit. Übergroße Sensibilität, abnorm erhöhtes Nerven- und Cerebralleben. Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit des Willens"; S. 388: „Die Eigenschaften des Genialen ohne Genialität treffen wir bei dem Durchschnittshellenen, im Grunde alle die gefährlichsten Eigenschaften des Gemüts und des Charakters"; S. 390: „Die Griechen als das einzig geniale Volk der Weltgeschichte." Manches wird unmittelbar aus Schopenhauers Definition des Genies auf die Griechen übertragen, z. B. S. 387: „Das 'weite Auseinandertreten des Willens und des Intellekts' bezeichnet die Genies und auch die Griechen" usf., vgl. auch S. 388. Später sind ihm dagegen die Griechen nur ein geniales Volk unter andern, neben Franzosen, Juden, Römern, Deutschen (Jenseits von Gut und Böse, W. VII [1903] S. 217). Über seine ursprüngliche Auffassung vom „Genie" heißt es gelegentlich: „So begabte Wesen, wie ich sie mir als Genies vorstellte, haben nie existiert" (W. XI [1901] 1875—79) S. 77. — Breysig, Kulturgeschichte der Neuzeit II 1 (1901) 327: „diesem Genie unter den Nationen" (aber S. 22 ist allgemein von den „begabtesten unter den Völkern", den „Genies unter den Nationen" die Rede).

Nicht ausdrücklich von der Begabung ist die Rede, aber doch wohl in erster Linie die geistigen Anlagen sind gemeint, wenn die Griechen „unvergleichlich" genannt werden, so bei Curt Wachsmuth, Über Ziele und Methoden der griech. Geschichtschreibung (1897) S. 10 („dem unvergleichlichen Volk"); H. St. Chamberlain, Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts (1899) S. 295 („ein unvergleichliches Volk").

2. Die hervorragende Begabung der Griechen.

Häufiger noch wird jedoch die Begabung der Griechen nicht als einzig in ihrer Art bezeichnet, sondern nur als Typus einer hohen Begabung betrachtet. Sehr oft freilich bleibt in dieser Hinsicht überhaupt undeutlich, was gemeint ist. Wir geben daher im folgenden überhaupt solche Anführungen, wo die Einzigartigkeit der griechischen Begabung nicht ausdrücklich behauptet ist, wohl aber ihre hohe Begabung.

In diesem Sinne wird wiederum der Begriff des Genies auf sie angewendet. — Hier darf wohl die folgende Stelle aus Diderot angeführt werden (Oeuvres éd. Naigeon; An VIII; Bd. V 397/8; aus den „Opinions des anciens philosophes"; = Encyclopédie, Nouv. éd., Genf 1777, Bd. 16, S. 586); er schildert das Leben und Treiben der verschiedenen Klassen und Kreise, besonders in Athen, und schließt mit den Worten: „De quelque côté qu'on jette les yeux dans la Grèce, on y rencontre l'empreinte du génie; le vice à côté de la vertu; la sagesse avec la folie; la mollesse avec le courage; les arts, les travaux, la volupté, la guerre et les plaisirs: mais n'y cherchez pas

Digitized by Google

l'innocence; elle n'y est pas." — Eine eigenartige Fassung bei Fr. Schlegel, Fragmente (Minor II S. 244): „Die einzelnen Großen stehen weniger isoliert unter den Griechen und Römern. Sie hatten weniger Genies, aber mehr Genialität. Alle Antike ist genialisch. Das ganze Altertum ist ein Genius, der einzige, den man ohne Übertreibung absolut groß, einzig und unerreichbar nennen darf." — W. v. Humboldt (Leitzmann VII 2 S. 610; v. J. 1807; Parallelentwurf zu III S. 171 f. [Gesch. des Verfalls und Unterganges der griech. Freistaaten]): „einen nur durch Genialität erklärbaren Charakter." — Böckh, Enzyklopädie S. 288: „dem genialen Volke" (habe der Ernst der römischen Manneszucht gefehlt). — Schopenhauer, Die Welt als Wille und Vorstellung (3. Buch § 45, Rekl. I 297): „der geniale Grieche". — H. St. Chamberlain, Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts (1899) 70: „Das Bleibende am Hellenentum . . . kann man in einem einzigen Wort zusammenfassen: es ist seine Genialität"; vgl. S. 83, 185; ferner auch S. 964: „weit verbreitete Genialität"; S. 761: „Das Schwergewicht ihrer Genialität lag in der Schöpferkraft." — Theod. Lindner, Geschichtsphilosophie[2] (1904) 111: „die genialen Schöpfungen der Griechen." — M. Neuburger, Geschichte der Medizin I (1906) 128_1: „Das hellenische Volk gleicht in seiner Stellung zu den übrigen Nationen des Altertums dem Genie, welches das Wissen und Können seiner Zeit durch ganz neue Assoziationen auf eine noch nie dagewesene Höhe erhebt." — Jul. Hart, Gesch. d. Weltliter. I (ohne Jahreszahl) S. 205: „die wunderbare Genialität des Griechenvolkes."

Auch der Begriff einer „wunderbaren" Begabung u. ä. wird gern angewendet. Rohde, Der griechische Roman (1876) S. 1: „des wunderbaren Volkes." — H. Berger, Gesch. der wissenschaftlichen Erdkunde der Griechen[2] (1903) S. III: „das wunderbar begabte Volk der Griechen." — Tiele, Kompendium der Religionsgeschichte (3. deutsche Ausgabe 1903, S. 336): „dieser wunderbaren Volksgruppe." — H. St. Chamberlain, Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts (1899) 705: „mit . . . seiner fabelhaften Begabung." — Schopenhauer, Parerga (II Rekl. 426, § 191, Einige archäologische Betrachtungen): „dieses kleine auserwählte Volk". — Fr. Scheichl, Das Griechentum und die Duldung (1903) S. 3: „dieses begnadete Volk". — Fr. v. Duhn, Pompeji (1906) 1: „das gottbegnadete Griechenvolk".

Am häufigsten vielleicht wird der Ausdruck „hochbegabt" auf die Griechen angewendet, den wohl Goethe zuerst so gebraucht hat (Philostrats Gemälde [1818]; Hempel 28, 275; Heinemann 23, 230): „jene hochbegabte Nation". So seither häufig, z. B. W. Oncken, Isokrates und Athen (1862) V: „eines geistig hochbegabten Volkes". — Fr. v. Hellwald, Kulturgeschichte I[2] (1876) 370: „das geistig hochbegabte hellenische Volk". — J. Burckhardt, Griech. Kulturgeschichte I 15: „das hochbegabte Volk". II 103. — K. B. Stark, Vorträge und Aufsätze aus dem Gebiete der Archäologie und Kunstgeschichte (1880) 232: „eines geistig hochbegabten Volkes". — Ferd. Bender, Gesch. der griech. Lit. (1886) S. 11: das „so hochbegabte und so fein organisierte Volk". — Holm, Gr. Gesch. I (1886) 206/7. — Ad. Stern, Geschichte der Weltliteratur (1888) 53. — Dümmler, Kl. Schr. II (1901) 189 (v. J. 1892). — Pöhlmann, Sokrates und sein Volk (1899) 14. — L. Felix, Entwicklungsgeschichte des Eigentums

Digitized by Google

IV 1 (1896) 219; 309. — Georg Adler, Handwörterbuch der Staatswissenschaft.[1] 2. Suppl. (1897) 714. — Hainisch, Der Kampf ums Dasein und die Sozialpolitik (1899) 30. — Christ. Muff, Humanistische und realistische Bildung (1901) 56: „das hochbegabte, mit allen Vorzügen des Geistes und des Leibes ausgestattete Volk". — Ad. Bauer, Lehrbuch der Geschichte des Altertums (1904) 42. — Scheichl, Das Griechentum und die Duldung (1903), 1.

Auch andere Wendungen finden sich, die ungefähr dasselbe bedeuten; so darf man Schillers Wort von dem „hochbegünstigten Geschlecht" („An die Freunde") entschieden auf die Griechen beziehen und, neben dem Gedanken einer Begünstigung durch die äußere Natur, auch in dem hier in Betracht kommenden Sinne auffassen. — Ch. Aug. Brandis, Handbuch der Geschichte der griechisch-römischen Philosophie I (1835) S. 21: „eines vorzugsweise begabten Volkes". — Bergk, Griechische Literaturgeschichte I (1872) 2 (vgl. 6): „jenes reichbegabten Volkes". — G. Fr. Kolb, Kulturgesch. der Menschheit I[3] (1885) 182: ein „ungemein kräftiges, begabtes, tüchtiges Volk"; S. 199: „rührig und tatkräftig". — W. Pater, Griech. Studien (Deutsche Ausgabe 1904) 163: „ein glänzend veranlagtes Volk". — W. J. Andersen u. R. Ph. Spiers, Die Architektur von Griechenland und Rom (1902; deutsche Ausgabe 1905) S. 3 sprechen von der „so ungewöhnlich begabten Rasse".

3. Die allseitige Begabung der Griechen.

Zuerst hat wohl Goethe den Griechen Vollständigkeit und Allseitigkeit der Begabung zugeschrieben. An einer bekannten Stelle [Winckelmann (1805) unter „Antikes"; Hempel 28, 198f.; Heinemann 22, 282f.] heißt es: „Das Einzige, ganz Unerwartete leistet er [der Mensch] nur, wenn sich die sämtlichen Eigenschaften gleichmäßig in ihm vereinigen. Das letzte war das glückliche Los der Alten, besonders der Griechen in ihrer besten Zeit." Und weiter: „Noch fand sich das Gefühl, die Betrachtung nicht zerstückelt, noch war jene kaum heilbare Trennung in der gesunden Menschenkraft nicht vorgegangen". (Vgl. auch unter „Freundschaft": Die Alten seien „wahrhaft ganze Menschen" gewesen.) — G. Bernhardy, Grundriß der gr. Lit. I (1836) 9: „Empfänglichkeit für den harmonischen Verein aller praktischen und wissenschaftlichen Tugenden" (er bringt dies mit der Natur des Landes in Zusammenhang). — H. St. Chamberlain, Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts (1899) 747 nennt als charakteristische Eigenschaft der Hellenen wie der Germanen das „allseitig Umfassende" der Anlagen; vorher: „einzig der Hellene besitzt diese Allseitigkeit, diese vollendete Plastizität, die in seinen Bildwerken künstlerischen Ausdruck fand". — Felix Weingartner, Karl Spitteler (1904) S. 8: „Besser, im heutigen moralischen Sinne, waren die Griechen gewiß nicht als wir, aber freier waren sie, schöner, stärker und aufrichtiger in allen Äußerungen ihres Wesens; sie waren Ganz-Naturen im Guten wie im Bösen."

Weniger weitgehend M. Croiset, Hist. de la litt. grecque I (1887) 3: „variété de ses aptitudes". — Alfr. Fouillée, Esquisse psychol. des peuples europ.[2] (Paris 1903) 17: „le génie hellène . . . le plus varié et le plus

Digitized by Google

riche de l'antiquité". — In diesem Zusammenhang mag auch ein Wort Grotes zitiert sein, A Hist. of Greece III (1847) 403: „the flexible, many-sided and self-organising Greek; not only capable of opening . . . the highest walks of intellect, and the full creative agency of art, but also gentler by far in his private sympathies and dealings than his contemporaries on the Euphrates, the Jordan or the Nile".

Siebentes Kapitel.

Dazu Allgemeiner Teil S. 34/35

Die Anschauungen von der Eigenart des griechischen Volkscharakters II.

1. Die seelische Gesundheit der Griechen; krankhafte Züge.

Von der seelischen Gesundheit der Griechen hat zuerst wohl Rückert gesprochen, Die Weisheit des Brahmanen (19. Buch, Nr. 11; Ausg. Beyer [Hesse] V 429):

„An Seel' und Leib gesund sind durchaus nur die Griechen.
Dagegen unsre Welt ein großes Haus der Siechen."

Ähnliche Gedanken hat sodann — für das ältere, vorsokratische und und vorplatonische Griechentum — namentlich Nietzsche vertreten; vgl. u. a. W. X (1903) S. 10 (1873): „die Griechen, als die wahrhaft gesunden"; „Der Wille zur Macht" (W. XV, 1901) S. 487/8: „Was wissen denn alle neueren Menschen, die Kinder einer brüchigen, vielfachen, kranken . . . Zeit, von dem Umfange des griechischen Glücks . . . Als der griechische Leib und die griechische Seele 'blühte' . . ., entstand jenes geheimnisvolle Symbol der höchsten bisher auf Erden erreichten Weltbejahung und Daseins-Verklärung"; S. 490: „den Dionysos der Griechen: die religiöse Bejahung des Lebens, des ganzen, nicht verleugneten und nicht halbierten Lebens". Vgl. auch „Morgenröte" (W. IV, 1899) S. 293 [Nr. 424]: „Als endlich die griechischen Menschen allesamt krank wurden." — Nach Nietzsche A. Horneffer, Das klassische Ideal (1906) 167 (die Gesundheit der Griechen vor Sokrates). — Theod. Vogel, Neue Jahrbücher für Philologie Bd. 118 (1878) II. Abt. S. 421: „In seiner in dem Gleichgewicht von Sinnlichkeit und Geistigkeit begründeten Gesundheit." — Adolf Müller, Ästhetischer Kommentar zu den Tragödien des Sophokles (1904) 11: „die unzerstörbare Gesundheit und Geschlossenheit des antiken Menschen".

In diesem Zusammenhang möchten wir auch d'Annunzios Worte erwähnen, Laudi I S. 43: „L'Ellade ... che fa visibili all' uomo le leggi della Forza perfetta" (damit überträgt auch er sein eigenes Ideal auf Griechenland; denn der Kultus des kraftvollen Lebens, der natürlichen Stärke spricht ja aus jeder Seite dieses, wohl des besten Werkes des Dichters).

2. A. Die griechische Energie und Regsamkeit.

Pauw, Recherches philosophiques sur les Grecs I (Berlin 1788) S. 90: „cet esprit actif qui fit d'eux le peuple le plus laborieux du monde". — W. Mitford, The History of Greece (1784—94; zit. nach der 3. post. ed. London

Digitized by Google

1838) I 248: „the disposition of the people was restless and warlike"; VIII 46: „the generally active and restless temper of the Grecian people". — W. Wachsmuth, Hellenische Altertumskunde I 1 (1826) 99: „dem elastisch kühnen hellenischen Sinne". — John, The Hellenes I (London 1844) S. 42: „all this amazing activity"; er führt sie auf die „physical organization" zurück (S. 42; vgl. S. 45: „this excess of vitality"). — Klemm, Allgemeine Kulturgesch. VIII (1850) 60: „Der Grundzug des griechischen Charakters ist eine Lebendigkeit und Regsamkeit, wie sie sich bei einer Fülle von Mitteln und unter günstigen äußeren Verhältnissen bei keinem anderen Volke der Geschichte wiederfindet". — Döllinger, Heidentum und Judentum (1857) 222: „Beweglichkeit und elastische Kraft des griechischen Geistes". — E. Curtius, Griech. Gesch. II (1861) 45: die „natürliche Energie ihres Wesens"; Altertum und Gegenwart II 106 (1873): „die rastlose Erfindsamkeit und Tatkraft der Hellenen". — K. Köstlin, Geschichte der Ethik I 1 (1887) 126: „des höchststrebenden, heroischsten, unternehmendsten aller Völker in der Geschichte". — Eucken, Die Lebensanschauungen der großen Denker[7] (1907) 11: „Nichts fällt bei den Griechen mehr ins Auge, als die Energie des Lebens, der Trieb zur Entfaltung aller Kräfte, die Lust am Wirken und Schaffen"; vgl. S. 129 (die Schätzung der Tätigkeit als der Seele des Lebens), s. auch S. 132; 130: „Aus solcher Lust am Leben und Wirken strömt eine unversiegliche Frische, sie ist die Quelle der staunenswerten Elastizität des Geistes". Es ist vielleicht nicht ganz zufällig, daß Eucken, der selbst den „Aktivismus" als Lebensforderung hinstellt [s. „Grundlinien einer neuen Lebensanschauung" 1907] gerade auch bei den Griechen diese Seite so stark betont; auch er findet ein eigenes Ideal bei den Griechen verwirklicht. — Ad. Furtwängler, Die Bedeutung der Gymnastik in der griechischen Kunst („Der Säemann" 1905) S. 9: „jener Geist männlicher Energie, der die ältere griechische Kultur beherrscht" (auch in der Kunst, S. 7, 8; gemeint ist die Zeit vor dem peloponnesischen Krieg.) — Hier darf wohl auch eine Äußerung Herm. Oldenbergs eingereiht werden, Die Literatur des alten Indien (1903) 15: „Wie wäre hier jene Spannung von Willen gegen Willen, von Kraft gegen Kraft denkbar, wie sie den Gemeinwesen der alten Welt ihre unvergleichlich lebensvolle Form gegeben hat"? — Pöhlmann, Aus Altertum und Gegenwart (1895) 196: „ein Volk von so eminenter geistiger Energie".

B. Die schöpferische Kraft.

Hier mögen auch solche Auffassungen angeführt werden, nach denen das „Schöpferische" ein wesentliches Element des griechischen Charakters ist. — John, The Hellenes I (London 1844) 241: „the genius of the nation, essentially creative"; vgl. auch S. 290: „that yearning after the ideal which constituted the most marked feature in the Hellenic mind". — H. St. Chamberlain, Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts (1899) S. 508 spricht von der „freischöpferischen Anlage", die unter den Ariern besonders die Griechen besitzen, und die sich in der Kunst, Philosophie, Politik und Wissenschaft der Griechen zeige; vgl. S. 76, wo Denken und Dichten der Hellenen aus derselben Geisteskraft abgeleitet werden, dem „Schöpferischen und — in einem weitesten Sinne des Wortes — . . . Künstlerischen".

Digitized by Google

C. Der Wille zur Macht.

In der Geschichte dieser Anschauung darf wohl die Stelle Platos, Politeia I c. 19 (p. 347 D) angeführt werden, wo geschildert ist, wie begehrt persönliche politische Macht sei; er hat dabei wohl zunächst und hauptsächlich die Griechen im Auge (περιμάχητον ... ὥσπερ νυνὶ τὸ ἄρχειν). — Goethe zu Riemer, 20. Nov. 1813 (Goethes Gespäche. Gesamtausgabe von Biedermann II² Nr. 1522): „Die Griechen waren Freunde der Freiheit, ja! aber ein jeder nur seiner eigenen; daher stak in jedem Griechen ein Tyrannos, dem es nur an Gelegenheit fehlte, sich zu entwickeln". — John, The Hellenes I (London 1844) S. 48: „to what extremes the Greek was sometimes hurried by passion and the thirst of power." Vgl. S. 36: Viele Männer habe es gegeben „endowed with the ability and passion for governing." Daraus leitet er die politische Zersplitterung Griechenlands ab, nicht aus geographischen Verhältnissen. So erklärt er (S. 37) die „centrifugal force" der Griechen, im Gegensatz zu den Italikern. Diese besaßen „little genius or imagination", aber viel „good sense"; „they experienced less keenly the misery of inferiority, the anguish of defeat, the tortures of submission"; S. 38: „But where a nation is everywhere pervaded and quickened by genius, where imagination is an universal attribute, ... where the principal enjoyment of life is the exercise of power ... no force can erect a central government". Aber nicht alle Griechen besaßen (S. 38) in gleichem Maße „the energy and intellect which belonged to their race". — Grote, A History of Greece XI (1853) 272: „power, the most ardent of all aspirations with a Greek politician"; vgl. S. 273; s. auch VIII (1850) 203; IV (1847) 501 („tendency of eminent Greeks to be corrupted by success"). — In gewissem Sinne sind auch die folgenden Äußerungen J. Burckhardts anzuführen, der vielleicht auch Nietzsche beeinflußt hat; Gr. Kulturgesch. I 63: die „Lebensvehemenz der Nation" (die zur Polis führe); „das mächtige Lebensgefühl der künftigen Poleis"; S. 66: „der fieberhafte Lebensdrang ... indem er die Polis schafft"; vgl. S. 80: „Einmal in der Weltgeschichte hat in voller Kraft und Einseitigkeit sich hier ein Wille verwirklicht, welcher wie mit Ungeduld scheint auf seinen Welttag gewartet zu haben"; S. 83: „Sie [die Polis] ist die Darstellung eines Gesamtwillens von höchster Tätigkeit und Tatfähigkeit"; vgl. noch S. 273, 281. — Der Hauptvertreter der Lehre vom griechischen Willen zur Macht ist Nietzsche. Auch hier liegt wieder ein überaus bemerkenswertes Beispiel vor, wie das eigene Ideal bei den Griechen verwirklicht gefunden wird (womit über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit dieser Auffassungen an sich freilich noch nichts entschieden ist). Die Hauptstelle ist „Götzendämmerung" (W. VIII, 1899) S. 169: „In den Griechen 'schöne Seelen', 'goldene Mitten' und andere Vollkommenheiten auszuwittern, etwa an ihnen die Ruhe in der Größe, die ideale Gesinnung, die hohe Einfalt bewundern — vor dieser 'hohen Einfalt', einer niaiserie allemande zuguterletzt, war ich durch den Psychologen behütet, den ich in mir trug. Ich sah ihren stärksten Instinkt, den Willen zur Macht ... ich sah alle ihre Institutionen wachsen aus Schutzmaßregeln, um sich vor einander gegen ihren inwendigen Explosivstoff sicher zu stellen. Die ungeheure Spannung im Innern entlud sich dann in furchtbarer ... Feindschaft nach außen [zwischen den griechischen Staaten, ist die Meinung]; S. 170: „Man

Digitized by Google

hatte es nötig, stark zu sein ... Die prachtvoll geschmeidige Leiblichkeit, der verwegene Realismus und Immoralismus, der dem Hellenen eignet, ist eine Not, nicht eine 'Natur' gewesen". Schon früher ähnlich: Menschliches, Allzumenschliches I (W. II, 1899), S. 243/4 (Nr. 261): Die griechischen Philosophen „waren Tyrannen, also das, was jeder Grieche sein wollte und was jeder war, wenn er es sein konnte". Und endlich allgemein: „Nicht die Notdurft, nicht die Begierde — nein, die Liebe zur Macht ist der Dämon der Menschen", Morgenröte (W. IV, 1899), S. 235 [Nr. 262]; so daß also auch hier die Griechen gleichsam das normale, typische Wesen des Menschen verkörpern. Über den Willen zur Macht bei den griechischen Aristokraten im besonderen vgl. Morgenröte S. 192/3 [Nr. 199]).

D. Der Freiheitstrieb.

Wir führen hier nur eine Anzahl solcher Stellen an, an denen von dem Freiheitssinn als griechischem Charakterzug die Rede ist; über das Streben zur Freiheit als Macht im griechischen Leben s. unten Kap. 27. — Grote, A History of Greece XII (1856) 287 A. 1. — Ed. Zeller, Die Philosophie der Gr. I^2 (1856) S. 54: „kräftiges Freiheitsgefühl". — Bergk, Gr. Literaturgeschichte I (1872) 27. — R. C. Jebb, The growth and influence of classical Greek poetry (Boston-New York 1894) S. 25: „love of freedom". — Bury, A History of Greece (London 1900) S. 147: („Greek love of freedom"). — Baumgartner, Geschichte d. Weltliteratur III (1900) 5. — S. H. Butcher, Some aspects of the Greek genius^3 (London 1904) S. 34: „the love of freedom"; vgl. S. 40: „To Greece ... we owe ... the love of Freedom"; vgl. noch S. 3 in etwas anderm Sinne: „a quickened .. sense of personality, and a free play of intellect and imagination". — Beloch, Griech. Gesch. III 1 (1904) 10; 51: „das freiheitsstolzeste aller Völker"; S. 552; vgl. Hist. Zeitschr. 1900, S. 22: (wie Gesch. S. 51); dann heißt es weiter: „Erst die römische Eroberung hat diesen Freiheitssinn zu brechen vermocht". — Otto Pfleiderer, Religion und Religionen (1906) S. 169: „seines [des griechischen Geistes] Dranges nach Freiheit".

E. Der Geselligkeitstrieb.

Limburg Brouwer, Hist. de la civilis. mor. et relig. des Grecs IV (1838) 253 (sociabilité). — Girard, L'éducation athénienne au Ve et IVe siècle (Paris 1889) 261/2 [zitiert bei P. Guiraud, Lectures historiques. La vie privée et la vie publique des Grecs (Paris 1890) 226]: „Le Grec est né sociable"; Wilczek bei Helmholt, Weltgeschichte IV (1900) 19: Die Griechen besaßen „einen hochentwickelten Geselligkeitstrieb".

Dazu Allgemeiner Teil S. 35.

Achtes Kapitel.

Die Anschauungen von der Eigenart des griechischen Volkscharakters III.

1. Die seelische Harmonie des griechischen Wesens.

Es handelt sich hier meist um die Vorstellung einer Vereinigung von Gegensätzen; dabei schwebt sehr häufig zugleich der Begriff einer „Mitte" vor, und zwar einer „richtigen" Mitte, die zwischen den Extremen inne-

Digitized by Google

gehalten werde; oft wird der Gedanke auch geradezu in diese Form gekleidet. Die Gegensätze selbst, deren Harmonie oder deren „Mitte" bei den Griechen vorausgesetzt ist, sind bald diese, bald andere; da aber keine größeren Gruppierungen sich aufdrängen, ist eine Scheidung des Stoffes nach dieser Richtung nicht angezeigt.

Aristoteles, Politik VII (IV) c. 6 p. 1327b: Während es von den Völkern „ἐν τοῖς ψυχροῖς τόποις" und „περὶ τὴν Εὐρώπην" heißt, sie seien „θυμοῦ . . . πλήρη", aber „διανοίας . . . . ἐνδεέστερα καὶ τέχνης", von denen „περὶ τὴν Ἀσίαν", daß sie „διανοητικὰ μὲν καὶ τεχνικὰ τὴν ψυχήν, ἄθυμα δὲ", lautet das Urteil über die Griechen: „τὸ δὲ τῶν Ἑλλήνων γένος ὥσπερ μεσεύει κατὰ τοὺς τόπους, οὕτως ἀμφοῖν μετέχει. καὶ γὰρ ἔνθυμον καὶ διανοητικόν ἐστιν." Freilich fährt er dann fort, auch zwischen den Griechenstämmen bestehe derselbe Unterschied: „τὰ μὲν γὰρ ἔχει τὴν φύσιν μονόκωλον, τὰ δὲ εὖ κέκραται πρὸς ἀμφοτέρας τὰς δυνάμεις ταύτας." — Herder, Auch eine Philosophie der Geschichte usw. [1774] (Cotta 1853/4, Bd. 27, S. 192; Suphan 5, 496/7): „dies schöne griechische Klima und in ihm das wohlgebildete Menschengeschlecht mit freier Stirn und feinen Sinnen — ein rechtes Zwischenland der Kultur, wo aus zwei Enden alles zusammenfloß, was sie so leicht und edel verwandelten . . . eine Einheit und Mannichfaltigkeit, die auch hier das schönste Ganze machte . . . die Kräfte des menschlichen Geistes kamen ins schönste Eben- und Unebenmaß — Harmonie der griechischen Leier"; Vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele [1778] (Cotta 1853/4, Bd. 31, S. 52/53; Suphan 8, 216/17): „Die gesundesten Menschen aller Zeit hatten nichts ausschließend; Erkenntnis und Empfindung floß in ihnen . . . zusammen . . In Zeiten . . ., da noch alles näher zusammen war, und man die Fäden menschlicher Bestimmung, Gaben und Kräfte noch nicht . . . aus ihrem verflochtenen Knäuel herausgezaust hatte . . . da Ein Mensch mehr als Eins und jeder Alles war, was er sein konnte . . . . ich nehme die Griechen in ihrer schönsten Zeit zum Beispiel." — John Gillies, The history of ancient Greece I (Basel 1790) 285/6: durch die „musical and poetical contests" sei dem griechischen Charakter „a proper mixture of softness and sensibility" eingeflößt worden. — W. v. Humboldt, Über das Studium des Altertums (1793) (Leitzmann I 268/9): „ein doppeltes . . . vielleicht in der Geschichte einziges Phänomen. Als sie noch sehr viele Spuren der Roheit anfangender Nationen verrieten, besaßen sie schon eine überaus große Empfänglichkeit für jede Schönheit der Natur und der Kunst, einen feingebildeten Takt und einen richtigen Geschmack . . . der Empfindung . . . und wiederum als die Kultur schon auf einen sehr hohen Grad gestiegen war, erhielt sich dennoch eine Einfachheit des Sinns und Geschmacks, den man sonst nur in der Jugend der Nationen antrifft"; S. 269: „In seinem ersten Lallen verrät der Grieche feines und richtiges Gefühl; und in dem reifen Alter des Mannes verliert er nicht ganz seinen ersten einfachen Kindersinn"; S. 274/5: „Ein den griechischen Charakter vorzüglich auszeichnender Zug" sei „ein ungewöhnlicher Grad der Ausbildung des Gefühls und der Phantasie in einer noch sehr frühen Periode der Kultur, und ein treueres Bewahren der kindlichen Einfachheit und Naivetät in einer schon ziemlich späten. Es zeigt sich daher in dem griechischen Charakter meistenteils der ursprüngliche Charakter der Menschheit überhaupt, nur mit einem so hohen

Digitized by Google

Grade der Verfeinerung versetzt, als vielleicht nur immer möglich sein mag." Eine andere Art der Harmonie im griechischen Charakter nimmt W. v. Humboldt in Briefen an Körner (19. Nov. 1793) und A. W. Schlegel (ungefähr gleichzeitig) an (ich zitiere, da mir beides nicht zugänglich war, nach O. Walzel, Schillers Werke, Säkularausgabe XII 363). Er unterscheidet hier (anknüpfend an eine Bemerkung Schillers; vgl. dazu unten 22. Kap., 3 C) folgende Kulturstufen: 1. „Einheit durch Herrschaft körperlicher Sinnlichkeit — Einheit durch Roheit — bei allen barbarischen Völkern. 2. Einheit der ästhetischen Kräfte — bei den Griechen. — Mit dieser verbindet sich in spekulativen Köpfen eine Einheit durch Vernunft — bei Platon. 3. Mangel an Einheit durch große Ausbildung des Verstandes. 4. Die höchste Einheit hervorgehend aus jenem Mangel." Dazu vgl. Walzels ausgezeichnete Darlegung Bd. XI, S. LXIV/V. Von W. v. Humboldt sei ferner angeführt Gesch. des Verfalls und Unterganges der griechischen Freistaaten (1807/8) (Leitzmann III 193): „jenes volle und schöne Gleichgewicht treffen wir .. so nur im Antiken, nie im Modernen an". Sodann Leitzmann VII 2 [1807; Parallelentwurf zu der eben genannten Abhandlung] S. 610: „Das Vorherrschende im griechischen Geist ... Freude an Gleichgewicht und Ebenmaß"; S. 613: „Richtiges Verhältnis zwischen Empfänglichkeit und Selbsttätigkeit, innige Verschmelzung des Sinnlichen und Geistigen, Bewahren des Gleichgewichtes und Ebenmaßes in der Summe aller Bestrebungen .... sind gleichsam die formalen Bestandteile der menschlichen Bestimmung, und diese finden sich in dem griechischen Charakter ... mit aller Bestimmtheit der Umrisse ... gezeichnet". Endlich zitieren wir noch aus Humboldts Abhandlung „Über Goethes Hermann und Dorothea" [1799] (Werke, alte Ausgabe 4; Leitzmann II) S. 108 (196): Die „mächtige Einbildungskraft" sei (bei den Alten) verschwistert mit „dem streng organisierenden Verstande, dem ruhig aufnehmenden Blick und dem schönen Gleichgewicht aller Neigungen und Gemütskräfte". — Fr. Jacobs, Vermischte Schriften III 10 (v. J. 1808): „ein unbefangener Kindersinn voll Vertrauens und Glaubens mit Klugheit und Umsicht gepaart". — Limburg Brouwer, Hist. de la civilis. mor. et relig. des Grecs III (1837) 38: Perikles „Grec lui-même et Athénien, dans toute la force du terme, idéal lui-même de cette heureuse harmonie entre les facultés de l'esprit et les forces du corps". — Fr. Theod. Vischer, Ästhetik II (1847) S. 235: „Dieses Profil sprach das Gleichgewicht des Temperaments aus. Man nennt die Griechen gern sanguinisch, aber sie hatten auch die Gabe von Phlegma und Melancholie ... und man darf nur den Achilles sich vergegenwärtigen, um die Stärke des cholerischen Feuers zu erkennen. Auf der Grundlage dieser reinen Mischung ist ihre Begabung als allseitig und daher genial zu bezeichnen." — E. v. Lasaulx, Studien des klassischen Altertums (1854) 82: „So waren sie was sie waren, ganz, ihre Bildung aus einem Guß, an Leib und Seele, im Kennen und Können, Verstande und Willen gelungene Menschen"; S. 453: „die dem Griechentume eingeborene Harmonie leiblicher und seelischer Kräfte und das daraus hervorgehende Ebenmaß eines gesunden Urteils" (sei auch in der späteren Zeit des gesunkenen nationalen Bewußtseins niemals völlig erloschen). — M. Duncker, Gesch. d. Altertums III (1856) S. 611: „So konnte es geschehen, daß Sinn und Empfindung, daß die gesamte Anschauungsweise der Griechen zu einem glücklichen Gleichgewicht

Digitized by Google

zwischen Phantasie und Realität, zwischen Poesie und Prosa, zwischen Übersinnlichem und Irdischem, zwischen Spannung und Ruhe, zwischen Aktivität und Rezeptivität, zwischen Geistigkeit und Sinnlichkeit kam"; vgl. S. 614: „diese Harmonie des geistigen und sinnlichen Menschen ... gibt dem Leben der Hellenen den Charakter der plastischen Schönheit" (vgl. auch V [1857] S. 599). — H. Motz, Über die Empfindung der Naturschönheit bei den Alten (1865) S. 38: bei den Alten seien „die verschiedensten Empfindungen in ganz anderem Grade, als es uns eigen ist, ... unlöslich verbunden" erschienen. — Bergk, Griechische Literaturgeschichte I (1872) 28: es „stehen sich das Natürliche und Geistige, das Sinnliche und Sittliche nirgends in schroffer Unterscheidung gegenüber"; S. 146: das hellenische Volk verbinde „lebhafte Phantasie mit ungemeiner Schärfe und Klarheit des Verstandes". — Ferd. Bender, Gesch. der griech. Literatur (1886) S. 5: „die ... harmonische Stimmung aller Seelenkräfte wie nicht minder die ebenmäßige Ausbildung des Leibes" (beruhe „eben auf jener glücklichen Mischung von Arbeit und Genuß, wie sie den Hellenen ihr Land und ihr Himmel bestimmt haben"). — Mähly, Geschichte der antiken Lit. I (1880) 15: „die vollständige Harmonie aller Seelenkräfte bei den Alten ... ihre ganze Existenz hatte nur zwei Zwecke zu erfüllen: einen staatlichen und einen künstlerischen, die sich sogar teilweise deckten". — Georg. Perrot, Revue des deux mondes 1892, 1. Februar S. 532: „l'harmonieux équilibre de ses facultés". — Th. Gomperz, Gr. Denker I (1896) S. 222 erklärt die Erfolge der griechischen Wissenschaft u. a. aus einer „Vereinigung und Durchdringung von Gegensätzen" im griechischen Geiste. „Ein überquellender Reichtum an konstruktiver Phantasie und neben ihm der Geist des allezeit wachen, nüchtern prüfenden ... Zweifels; der mächtigste Drang nach Verallgemeinerung gepaart mit der schärfsten ... Beobachtung." — An etwas abgelegenem Orte (Das Buch der Erfindungen I^9 [1896] 62) charakterisierte der bekannte hervorragende Ethnologe Heinrich Schurtz die Griechen so: „In dem kleinen Griechenvolke feiern alle Vorzüge der arischen Rasse ihren höchsten Triumph — eine tiefdringende Denkkraft, eine blühende und doch nicht regellos schaffende Phantasie, kriegerischer Mut ohne Wildheit, religiöses Gefühl ohne Fanatismus." — Max G. Zimmermann, Kunstgeschichte des Altertums und Mittelalters (1896) S. 25: die Hellenen seien „bei hoher Idealität ausgestattet ... mit dem ruhigen vernünftigen Blick für das Reale, einer Vereinigung, welche sie befähigte, die höchsten Leistungen auf künstlerischem Gebiet hervorzubringen, wie sie der Menschheit nicht wieder gelungen sind". — C. Jentsch, Sozialauslese (1898) 142: Die edlere Art erkenne man gewöhnlich an dem Ebenmaß der Glieder und der Schönheit des Antlitzes. „Beide Eigenschaften finden wir im höchsten Grade vereinigt bei den Hellenen ... und ihre Geistesart hat ... in vollkommenster Harmonie mit ihrer Leibesbeschaffenheit gestanden." — H. St. Chamberlain, Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts (1899) 720: „auf einem ... (trotz aller schreienden Mängel ihrer Individualität) eigentümlich harmonischen Höhepunkt"; S. 750: „der erste harmonisch vollendete Mensch". — W. Nestle, Neue Jahrb. f. das klass. Altertum 1899 II, 177: „Jedenfalls weist der hellenische Geist eine außerordentlich günstige Vereinigung der verschiedenen psychischen Fähigkeiten des Menschen auf, deren harmonisches Verhältnis ihn zu seinem Vorteil von dem anderer eben-

Digitized by Google

falls hochbegabter Völker des Altertums, wie Inder, Ägypter, Israeliten und Römer unterscheidet, bei denen teils ausschweifende Phantasie, teils religiöse Beschauung, teils praktisch-nüchterner Sinn sich allzu einseitig geltend gemacht haben"; vgl. noch das Folgende: „Die Griechen haben sich eine Religion geschaffen, in der Gemüt und Phantasie mit verstandesmäßiger Klarheit eine Verbindung eingegangen haben, wie sie sich ähnlich wohl nur in der germanischen Mythologie wiederfindet"; derselbe, Die Vorsokratiker in Auswahl übersetzt (1908) S. 3: der „eigentümliche Doppelcharakter des hellenischen Geistes ... Instinktive und rationale Kräfte haben im griechischen Wesen eine wunderbar harmonische Verbindung eingegangen. Hellenische Religion, Dichtung und Kunst bergen ... ein enthusiastisches Element, aber es wird durch eine rationale Strömung geklärt" usw. — Baumgartner, Gesch. der Weltliteratur III (1900) 6: „Seltene Harmonie zwischen Phantasie und Verstand, idealem Schwung und praktischer Geschicklichkeit." — H. O. Taylor, Ancient ideals I (NewYork 1900) 250: „To high intelligence the Greek united supreme creative artist-faculty"; derselbe, The classical heritage of the middle ages (New York 1901) 20: „There was harmony and union between the love of beauty and the love of knowledge." — Alfr. Fouillée, Equisse psychol. des peuples européens[2] (Paris 1903) S. 12: „l'équilibre des facultés" (das er nicht aus dem Klima, sondern aus der Mischung „de deux races bien douées" ableiten will). — J. H. Butcher, Harward lectures on Greek subjects (London 1904) S. 156: „the union of contrasted qualities" in der „imaginative production" sei nur ein Beispiel „of a characteristic, which more eminently perhaps than any other, constitutes the originality of Greece". Besonders in den großen Persönlichkeiten werde das deutlich. Vgl. ferner S. 167/8: „The temperament of the people as a whole is a compound as remarkable as are the gifts united in the great men of the race"; so sei das Volk zugleich „practical" und „idealistic". ... „slaves to party spirit yet gifted with a singular faculty of political compromise; endowed with a proverbial gaiety of heart, which blends, however, with a sadness sometimes bordering on pessimism". Diese Vereinigung von Gegensätzen sei ein Grund für „its [des griechischen Geistes] matchless force", ein Grund auch, warum die griechische Literatur „speaks in so many voices". Vgl. auch denselben, Some aspects of the Greek genius[3] (Lond. 1904) S. 16: „A union of the artistic and scientific spirit was the work of Greece." — Heinrich Ludwig, Süddeutsche Monatshefte 1906 II, S. 72: läßt „Verstand und Sinnlichkeit" im älteren Griechentum „sich harmonisch ergänzen".

Wir geben hier noch einige Nachweise, wo die seelische Harmonie nach bestimmter Richtung als typische aufgefaßt und diese Erscheinung bei den Griechen solchen Typen eingereiht, zugleich aber in ihrer Ausdehnung beschränkt wird. Misch, Geschichte der Autobiographie I (1907) 52 faßt die Einheit „in religiösem Erleben, künstlerischem Schauen, denkender Orientierung und tätigem Eingreifen" als Erscheinung „einer mittelalterlichen Kultur"; „in einer späteren Epoche freien bürgerlichen Daseins und reflektierten Selbstbewußtseins ist diese Einheit wohl individuell, aber sie stützt sich auf die differenzierten und wieder objektiven Gebilde der Kultur". — E. Cohn, Preuß. Jahrb. Bd. 132 (1908) 200: „Vollkommene Harmonie im Menschen kann nur das Resultat eines Kampfes sein ... Zeiten allgemeiner

Digitized by Google

Ruhe haben viel, Zeiten des Kampfes wenig solcher Menschen hervorgebracht. In Hellas, in Indien, in Japan war zeitweise die ganze Oberschicht aus ihnen geformt."

Noch sei die Auffassung Breysigs genannt, die zwar nicht in Beziehung auf die Griechen geäußert ist, aber tatsächlich einen gewissen Gegensatz zu zahlreichen Anschauungen von griechischer Harmonie bildet, indem er einen solchen Tatbestand vielmehr in der Urzeit des Menschen wahrnimmt; in seiner Schrift „Der Stufenbau und die Gesetze der Weltgeschichte" (1905) 27 nennt er als „den eigentümlichsten Grundzug des Urzeitmenschen": „alle Kräfte sind in ihm in eines verschmolzen, Glauben, Wissen, Bilden ist noch eine einzige Kraft des Geistes in ihm".

2. Die Unausgeglichenheit der Gegensätze im griechischen Volkscharakter.

In einem gewissen, wenn auch nicht ausgesprochenen Gegensatz zu den eben dargestellten Anschauungen stehen die Vorstellungen von unausgeglichenen Gegensätzen im griechischen Charakter; vgl. z. B. W. v. Humboldt, Latium und Hellas (1806) (Leitzmann III S. 162): „bald chimärisch und prahlerisch, bald ruhmbegierig und heldenmäßig, bald erhaben und idealisch"; „Geselligkeit" und „Sucht nach Einsamkeit"; auf der einen Seite „beständiges Leben in Sinnlichkeit und Kunst, auf der andern in der tiefsinnigsten Spekulation"; „auf der einen den verächtlichsten Leichtsinn, die ungeheuerste Inkonsequenz, die unglaublichste Wandelbarkeit . . . auf der andern die musterhafteste Beharrlichkeit" usf. — Limburg Brouwer, Hist. de la civilisat. morale et relig. des Grecs I (1833) 215: „pour à tour impétueux et doux, durs et sensibles, cruels et humains; vgl. 216: „brusque variabilité des sensations" (z. B. „générosité" und „humanité" neben „cruauté" und „barbarie").

Neuntes Kapitel.

Dazu Allgemeiner Teil S. 35.

Die Anschauungen von der Eigenart des griechischen Volkscharakters IV.

1. Maß und Ruhe als griechische Charakterzüge (die Sophrosyne).

A. Im allgemeinen.

In seinem gegen Fr. Schlegels Buch „Die Griechen und Römer" (1797) gerichteten Epigramm „Griechheit" charakterisiert Schiller die „Griechheit" mit den Worten: „Was war sie? Verstand und Maß und Klarheit!" — W. v. Humboldt, Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues (Werke, alte Ausgabe 6, 220; Leitzmann VII, I, 185): „Bei den Griechen . . . ist vielleicht der am meisten charakteristische Zug ihre Scheu vor allem Übermäßigen und Übertriebenen, die inwohnende Neigung, bei aller Regsamkeit und Freiheit der Einbildungskraft [dazu S. 226 = Leitzmann 190], aller scheinbaren Ungebundenheit der Empfindung, aller Veränderlichkeit der Gemütsstimmung . . . dennoch immer alles, was sich in ihnen

Digitized by Google

gestaltete, innerhalb der Grenzen des Ebenmaßes und des Zusammenklanges zu halten. Sie besaßen in höherem Grade, als irgendein anderes Volk Takt und Geschmack" (vgl. dazu S. 226 [= Leitzmann 190]: „Zartheit des Schönheitssinnes"). — Fr. Creuzer, Das akademische Studium des Altertums (1807) S. 10: „jenes richtige Maß der Griechen, ihre heitere Besonnenheit bei höchster Lebensfülle, ihr göttliches Nichtszuviel". — Fr. Jacobs, Vermischte Schr. III (v. J. 1808) 11: „Je gewaltiger aber die Kräfte der Natur bei jenem Volke waren, desto dringender wird die Frage, was denn doch ihren Ungestüm gemäßigt und das, was in ihnen verderblich zu wirken drohte, wohltätig gemacht habe." (Er findet dies, S. 12, in der „Sittlichkeit", die er „innerer Gesundheit", „harmonischem Zusammenstimmen aller Kräfte", der „Schönheit" gleichsetzt und als Blüte der Freiheit bezeichnet.) Vgl. auch a. a. O. S. 539 (v. J. 1810): „der stillen und edeln Größe . . . die uns aus allen Werken und aus dem ganzen Leben der Hellenen anspricht". — F. A. Krummacher, Das Wörtlein „Und" (1811) S. 59: „die besonnenste Mäßigung und Beschränkung in all seinem Streben und unaufhörlichen Bilden", „Sophrosyne" (er nennt die Werke der Literatur, bildenden Kunst, Philosophie, Geschichtschreibung). — Fr. Schlegel, Gesch. der alten und neuen Literat. I² (Werke I, 1822) 33/34: Es sei „das harmonische Ebenmaß in der heitern Lebensansicht und in der ganzen Darstellungsweise selbst, und die in beiden vorwaltende künstlerische Klarheit des Verstandes, welche nebst jenem Ebenmaß der Harmonie wie den Homer, so auch den Charakter der griechischen Geistesbildung überhaupt vorzüglich bezeichnet und im Ganzen derselben vorwaltet". — Hegel, Vorl. über die Geschichte der Philosophie I² (1480; W. XIII²) S. 172: „Die orientalische maßlose Kraft der Substanz ist durch den griechischen Geist zum Maße gebracht . . . er ist Klarheit, Ziel, Beschränkung der Gestaltungen, Reduktion des Unermeßlichen, des unendlich Prächtigen und Reichen auf Bestimmtheit und Individualität." — Platen, Epigramme („Alfieri"): „Ich entbehre der Griechen — Milde zu sehr, mir fehlt Ruhe der Seele zu sehr". — Fr. Theod. Vischer, Ästhetik II (1847) S. 451: „dem Volke des schönen Maßes." — Ed. Zeller, die Philosophie der Gr. I² (1856) S. 54: „eine seltene Empfänglichkeit für Maß, Form und Ordnung". — Hertzberg bei Ersch und Gruber, Allgem. Enzyklopädie I, Teil 80 (1862) 238: „Gefühl . . . für das Maßvolle". — Ambros, Geschichte der Musik I (1862) 217/8: „ein Volk . . dessen erste Lebensbedingung geregeltes Maß war"; S. 461: die geringe Zahl der griechischen Musikinstrumente sei „wieder ein Beweis des echt künstlerischen Maßes, das die Griechen in allen Dingen beobachteten". — E. Curtius, Altertum und Gegenwart I³ 270 (1866): „Sie hatten von Natur eine Abneigung gegen alles Regellose und Massenhafte; sie wollten überall ordnen und gestalten"; S. 239 (1873): „das Einfache, Maßvolle und Vernünftige, wodurch sich das Hellenische vom Barbarischen unterscheidet"; vgl. S. 66 (1853). Ferner Altertum und Gegenwart II 235 (1881): Charakteristisch sei für die alte Kunst „die Abneigung gegen alles Maßlose und Unbedingte. Dies gilt auch von den Aufgaben des öffentlichen Lebens"; daselbst I³ 329 (1867): (Politisches Sonderleben) „Ihrem künstlerischen Sinn widerstrebte das Massenhafte; sie liebten das Übersichtliche und Begrenzte"; vgl. S. 330: „In kleinerem Maßstabe konnte der Staat eher als Kunstwerk ausgebildet wer-

Digitized by Google

den". Ähnlich S. 373 [1869] (auch die griechische Stadt sei ein „Kunstwerk", „der hellenische Kunstsinn ein Feind alles Willkürlichen und Unbegrenzten"). — Taine, Philosophie de l'art II[11] S. 105 f. leitet aus der Natur des Landes die Richtung des griechischen Geistes auf Beschränkung und Maß ab; S. 105: „rien n'est énorme, gigantesque, dans ce pays . . . L'œil y saisit sans peine les formes des objets et en rapporte une image précise. Tout y est moyen, mesuré, aisément et nettement perceptible aux sens". S. 106: „Concevez des âmes neuves et primitives . . . elles y prendront l'habitude des images déterminées et nettes, et n'auront point le trouble vague, la rêverie débordante, la divination anxieuse de l'au-delà". Im selben Sinne wirke das Relief des Bodens (S. 105), Luft und Sonne (S. 107): „C'est ainsi que la nature. . . incline directement le Grec vers les conceptions arrêtées et nettes". Auch die staatliche Zersplitterung, die ebenfalls durch die Landesnatur bedingt sei (S. 107), übe einen ähnlichen Einfluß; S. 108: „la patrie morale n'a rien de gigantesque, d'abstrait et de vague comme chez nous." — Zusammenfassend S. 109: „L'étroitesse de son enclos politique, comme la forme de son enclos naturel, lui fournit . . le type moyen et délimité dans lequel s'enfermeront toutes ses conceptions". Er führt dies sodann für die Religion aus, S. 109 f: „ils n'ont point le sentiment de cet univers infini": usf.; für das praktische Leben, S. 112 f.: „Le Grec ne sait pas, comme le Romain, se subordonner à quelque grande unité, à une vaste patrie qu'on conçoit et ne voit pas". — Bergk, Griech. Literaturgeschichte I (1872) 7: „maßvolles Wesen" (aber mit dem „regsten Streben" verbunden); S. 137: „der dem Griechen eigene Sinn für das Maß" (habe „wie anderwärts so auch auf literarischem Gebiete lange Zeit jede Willkür ferngehalten"; vgl. S. 30). — Wilamowitz, Zukunftsphilologie (1872) S. 18: „das echt hellenische Wesen in seinem Streben nach dem Maß in allen Dingen". — Th. Vogel, Neue Jahrb. f. Philol. Bd. 118 (1878) II. Abteil. S. 420: „dieses . . . Maß, das allen Lebenserscheinungen der Griechen den Charakter einer gewissen plastischen Begrenzung und Ruhe gibt". — Ausführlicher handelt von der griechischen „Sophrosyne" Leop. Schmidt, Die Ethik der alten Griechen I (1882) S. 309 f. — Th. Gomperz, Griechische Denker I (1896) 331: „Sinn für Maß und Takt" (besonders die Athener „allem Jähen und Unvermittelten abhold"). — H. Weil, Journal des Savants, Februar 1896, S. 68: „le génie Grec, amoureux de la mesure, répugne à tout ce qui est démesuré" . . — H. O. Taylor, The classical heritage of the middle ages (New York 1901) 235: kein „excess" im Leben, in der Kunst und Poesie; „his love of definiteness, and his aversion to whatever was unlimited or vague"; S. 236 (auch in Sprache und Musik): „Its nature, like theirs, lay in measure and proportion". — Springer-Michaelis, Handbuch der Kunstgeschichte I[6] (1901) 86: „der maßvolle Charakter der Griechen"; S. 268: „die fast feierliche Ruhe des Geistes, welche die alten hellenischen Geschlechter auszeichnete" (in vorhellenistischer Zeit). — Bernarda v. Nell, Preuß. Jahrb. Bd. 110 (1902) 240: „Auf Lebensgenuß, Lebensfreude gerichtet, aber jederzeit mit einer wenigstens ästhetischen Hinneigung zum Sittlichen, und, bei aller Leidenschaftlichkeit, voller Scheu vor den Verwirrungen, in welche jener sich stürzt, der über das Maß hinausstrebt — so war die Charakteranlage der Griechen"; S. 258: „Klarheit und sicheres Empfinden für das rechte Maß

Digitized by Google

bilden in dem griechischen Wollen jenem Hange [die bei Griechen, Deutschen, Indern vorhandene Neigung, „philosophierend zu träumen"] gegenüber die glücklichste Einschränkung und Ergänzung zugleich". — Chr. Collin, Björnsons „Über unsere Kraft" und die griechische Tragödie (deutsche Übersetzung 1902) S. 16 f. (die Griechen seien charakterisiert — gegenüber dem Orient — durch „Selbstbeherrschung" und „Selbstbegrenzung"). — Graf zu Dohna, (Delphicus), Kulturbilder von den Gestaden des Mittelmeers (1903) führt S. 136 aus, daß wir bisher „dem griechischen Geiste gerade darum den Preis zuerkannt haben, weil er in allen Dingen, vorzüglich in der Kunstübung, Maß zu halten verstand, weil er die Schönheit eines Kunstwerks in dem vollendeten Ebenmaß seiner einzelnen Teile und in deren organischer Zusammenfassung zu einem harmonischen Gesamtwerke erkannt hat". — Fr. Scheichl, Das Griechentum und die Duldung (1903) 3: „jenes . . . Ebenmaß . . . das wir sonst an ihm [dem griechischen Volke] so sehr bewundern". — R. C. Jebb, The growth and influence of classical Greek poetry (Boston-New York 1894) 20: „The Greek . . . possessed . . . the sense of proportion". — Jul. Hart, Geschichte d. Weltlit. I (ohne Jahreszahl) 204: Dem griechischen Geiste „war es das höchste Gesetz, in allen Dingen Maß zu halten, und so gelangte er zu jener ruhigen und klaren inneren Harmonie, zu jener Einheit von Sollen und Können, zu der inneren abgeschlossenen Festigkeit" usf. — Baumgartner, Geschichte der Weltlit. III (1900) 11: „ein feines Gefühl für Maß, Harmonie und Schönheit, für Symmetrie und Wohllaut, ein gesundes Gleichgewicht zwischen Phantasie und Verstand" (vgl. S. 6). — Weißenfels, Handbuch für Lehrer höherer Schulen I (1905) 303: „der echt hellenische, wohl temperierte Charakter". — Bethge, Hölderlin (Die Dichtung, ohne Jahreszahl) 22: „die Ruhe, der Frieden die klare Stille der Griechen" habe Hölderlins Wesen ganz gefehlt. — Edv. Lehmann, Mystik im Heidentum und Christentum (1908) S. 42: „Mit ruhiger Würde . . . verstand der klassische Grieche diese Leidenschaften zu dämpfen und ihnen Formen zu verleihen, die dem Unvergänglichen im Menschen zu fester Gestaltung verhalfen" (es handelt sich um die mystisch-ekstatischen Elemente); S. 46: (es) „wurde der Griechen Tugend die Besonnenheit: jene weise Beherrschung, die ihre Kunst adelte und ihre Kultur als klassisch prägte, eben im Gegensatz zu dem, was man Primitivität bei den Menschen nennt und was sich in unbeherrschtem Gebaren und Gelüsten kund gibt". — Joël, Nietzsche und die Romantik (1905) S. 311 f. führt gegen Nietzsche aus, dieser verstehe die Griechen „aus dem Übermaß der Leidenschaft"; er fasse (315) „das Mittelalter von Hellas und seine Renaissance, das ganze Hellas, bevor es Hellas wird . . alles an Hellas, nur nicht, was klassisch ist"; S. 316: „er wollte das Griechische fassen, aber er hat das Morgenländische zusammengefaßt und das Griechische aufgelöst"; 317: „geniale Barbaren sind die Griechen Nietzsches, die Griechen ohne Ethos und ohne Maß, ohne Vernunft und ohne Plastik, d. h. ohne die eigentlich griechische Kunst der Begrenzung durch Norm und Form, durch Begriff und Meißel. Kultus des Unbegrenzten ist der Trieb des Barbaren, ist die Kultur des Orients, ist das Ideal der Romantiker und Nietzsches. Hier liegt ewig der Schnitt zwischen Hellas und Antihellas, zwischen der Klassik, die vollendet, weil sie die Kunst der Begrenzung hat, und der Romantik, der nie

Digitized by Google

vollendeten . ." (vgl. noch S. 321 und 326, wo diese klassischen Züge, Vernunft und strenge Wissenschaft usf. auf die mittlere Zeit beschränkt werden, und auf Athen). Dazu S. 341/2: „Das große Subjekt, das sich nicht objektivieren kann . . . ist romantisch. Aber es ist gerade die Leistung der Griechen . . ., daß sie den Ausgleich fanden mit dem Objekt . . daß sie . . . zur Gestalt kamen, zum Monument"; S. 342: Eben diese Leistung habe Nietzsche nicht verstanden; „er will die Griechen festhalten in ihrer romantischen Epoche, in ihrer Subjektivität . . . er haßt die fortschreitende Objektivierung des griechischen Wesens, die feste, sichtbare Ausgestaltung." Aber anderseits sei durch ihn zum ersten Mal die griechische Romantik sichtbar geworden; es sei uns „klar geworden, daß auch die typische Klassik, die hellenische, eine Romantik zum notwendigen Vorläufer wie zur Begleitung wie zum Gefolge hatte."

Mit dem dorischen Einfluß identifiziert das „Streben nach Umgrenzung und Beschränkung" W. Pater, Griech. Studien (Deutsche Ausgabe 1904) S. 29 (er nennt Beispiele aus Dichtung, Religion und Skulptur).

B. Im künstlerischen Schaffen.

Oft finden wir das „Maßhalten" als ein charakteristisches Merkmal des künstlerischen Schaffens der Griechen genannt; dabei kann entweder eine allgemeine griechische Eigenschaft für dieses Gebiet besonders hervorgehoben, oder auch umgekehrt die griechische Sophrosyne auf diese Seite des Griechentums beschränkt sein; in diesem Falle haben wir dann zugleich eine Art, sei es ausdrücklicher, sei es stillschweigender Bestreitung weiter gehender Auffassungen vor uns; oft freilich ist nicht deutlich, welche der beiden Vorstellungen, die weitere oder die engere, vorschwebt.

Zum Teil allgemeiner, aber im Grunde doch hauptsächlich von der Kunst spricht Herder, Briefe zur Beförd. der Humanität (Cotta 1861/2, Bd. 24, 248; Suphan 18, 73/74): „Mit ihnen [den Alten] haben wir empfangen, was allein den Geschmack sichert, Verhältnis, Regel, Richtmaß, Form der Gestalten im weiten Reiche der Natur und Kunst, ja der gesamten Menschheit"; S. 257 (Suphan 81/82): „Wem gab nun die Natur das eigentliche Kunsttalent in größerem Maße als den Griechen? . . . Gleichsam vom Instinkt geleitet, erfanden sie jeder Gestalt und Wissenschaft Maß, Ziel und Umriß. Nicht nur das Zuviele, das Ungehörige sonderten sie ab, sondern auch dem Bleibenden, der Gestalt selbst gaben sie Fülle, Leben und Anmut"; vgl. auch Ideen zur Philos. d. Gesch. d. Menschheit, 13. Buch, 2. Kap. (Cotta 1853/4, Bd. 29, S. 109): „am schönen Maß und Umriß ihrer Gedanken". — J. Gillies, The hist. of ancient Greece II (Basel 1790) 307 f. findet in der Literatur Kraft und Leidenschaft, in Malerei und Plastik umgekehrt „the greatest moderation and dignity" (S. 312); er fährt fort: „Were we to deduce from these alone the character of the nation, it would seem at first sight, that the contemporaries of Pericles must have been a very superior people in point of fortitude, self-command and every branch of practical philosophy, to the Athenians who are described by poets and historians." Aber dieser Unterschied liege vielmehr im Wesen dieser Künste, wie sie Lessing bestimmt habe. — Jean Paul, Vorschule der Ästhetik (1804) 1. Teil, 4. Progr.

Digitized by Google

§ 19 (Ausgabe Wustmann IV S. 124 f.) nennt neben der „Heiterkeit" auch die „Ruhe" als Merkmal der griechischen Poesie. — Fr. Jacobs, Verm. Schr. III 520/1 (v. J. 1810): „Was auch manche zur Herabwürdigung der griechischen Nation gesagt haben, die allerdings auch, wie jede andre, das Los der menschlichen Schwachheit teilte; die stummen Werke ihrer Kunst sind ihre beredtesten Verteidiger. Wäre nicht Maß und Ernst, Würde und Heiterkeit in ihrem Gemüte gewesen, wie wäre er (sic) in jene Werke gekommen"? — Frau von Staël, De la littérature (1. Teil, 2. Kapitel; Oeuvres IV [Paris 1820] S. 107): „Ce peuple, si orageux dans ses discussions politiques, avait dans tous les arts (excepté dans la comédie) un esprit sage et modéré." — Goethe an Boisserée, 4. Nov. 1827 (mir nicht zugänglich; zit. nach W. v. Biedermann, Hempelsche Goetheausgabe Bd. 29, S. 426): „Das ist . . das Eigene der griechischen Dichtkunst, daß sie sich einer löblichen menschlichen Fassungskraft hingibt" (Gegensatz: das Überschwengliche und Ungeheure der nordischen Poesie). — W. v. Humboldt, Sonette (Werke, alte Ausgabe VII 482): „Zwei Dinge Hellas' Phantasiegestalten — So tiefen Reiz für alle Zeiten geben: — Der Charitinnen ewig zartes Walten — Und Nemesis' nach strengem Maße Streben. — In feinen Linien sie die Grenzen halten, — In denen hin und wieder schwankt das Leben. — Die Menschen bänd'gen der Natur Gewalten" ... — V. Cherbuliez, A propos d'un cheval (Genf 1860) S. 251 nennt als Kennzeichen der „klassischen" gegenüber der „romantischen" hauptsächlich bildenden Kunst: „des formes bien dessinées et des contours arrêtés"; ferner (S. 252): „le calme, le repos, la tranquillité"; S. 256: „produire les plus grands effets par les moyens les moins apparents". Vgl. S. 265: „J'adore cet art merveilleux de la Grèce qui me conduit à Dieu sans égarer mes sens ni violenter ma raison." — M. Carrière, Die Kunst im Zusammenhang der Kulturentwickel. II[3] (1877) 16 über „das „rechte Maß" und „die feste Form" in der griechischen Kunst und Literatur (allgemein S. 53: „der tiefe maßhaltende Sinn" der Griechen; vgl. S. 385). — Burckhardt, Gr. Kulturgesch. III 11: die „große zentrale Eigenschaft dieser Nation" komme „hier endlich" [in der Kunst] „tatsächlich im höchsten Grade zum Vorschein: die Verbindung von Freiheit und Maßhalten . . . jener sofortige Respekt der Kunst . . . vor sich selber, das Festhalten und Steigern jedes Gewonnenen; es ist jene soviel gepriesene Sophrosyne, die sich in der bessern Zeit des Staatslebens als Gehorsam bei starker individueller Entwicklung darstellt, und die sich leider im Staate nur gar so [zu?] häufig vermissen ließ"; vgl. ganz ähnlich S. 61 über Poesie und Kunst: sie „haben gemeinsam, was überhaupt Kennzeichen alles griechischen Geisteslebens ist: die Verbindung von Freiheit und Maßhalten, die Sophrosyne, welche hier in dem gemeinsamen Respekt vor den einmal gewonnenen künstlerischen Gattungsformen ausgeprägt ist"; II 343 (während es zweifelhaft sei, ob sie im Leben geherrscht): „als erweisliche und hohe Kraft wird man sie am ehesten in der griechischen Kunst und Poesie lebendig finden". — Nietzsche, W. X (1903) S. 453 (v. J. 1875/6): „es ist [bei Wagner] wie bei den Griechen, als Künstler ist er σώφρων, als Mensch nicht". Über das „griechische Maß" in der Kunst der Griechen und späterhin vgl. auch „Menschliches, Allzumenschliches" I (W. II, 1899) S. 202 (Nr. 221) [noch bei Voltaire]; S. 203 (in der Prosa) „griechische Künstler-

Digitized by Google

gewissenhaftigkeit, griechische Schlichtheit und Anmut"; dazu S. 203/4: die „organisierende Bewältigung aller Kunstmittel"; vgl. „Menschliches, Allzumenschliches" II (W. III, 1899) S. 62 (Nr. 112), 64 (113), 72 (131); 114f. (219), 262 (122), 267 (127), 271 (140), 367/8 (336). Vgl. auch ferner W. XI (1901) (aus d. J. 1875—79) S. 95 über die „Mäßigung der Alten" in der Kunst, „welche der menschlichen Natur gemäß ist"; dazu noch S. 104. Nach etwas anderer Richtung führt Nietzsche, Menschliches, Allzumenschliches II (W. III, 1899) S. 114f. (Nr. 219) aus, daß „die berühmte griechische Helle, Durchsichtigkeit, Einfachheit und Ordnung" durch ein „Ringen aus dem Dunklen, Überladnen, Geschmacklosen heraus" entstanden sei. „Die Schlichtheit, die Geschmeidigkeit, die Nüchternheit sind der Volksanlage angerungen, nicht mitgegeben — die Gefahr eines Rückfalls ins Asiatische schwebte immer über den Griechen, und wirklich kam es von Zeit zu Zeit über sie wie ein dunkler überschwemmender Strom mystischer Regungen, elementarer Wildheit und Finsternis. Wir sehen sie untertauchen, wir sehen Europa gleichsam weggespült, überflutet — denn Europa war damals sehr klein —, aber immer kommen sie auch wieder ans Licht." (Vgl. S. 116/7.) An anderer Stelle wendet sich Nietzsche gegen die weitere Ausdehnung des Begriffes der Sophrosyne (W. X [1903] „Wir Philologen" [1875] S. 360), indem er unter den Gründen, die zu einer klassizistischen Bewertung der Griechen führen, auch dies nennt, daß „Künstler" und „Schriftsteller" „das erkannte Maß und die Sophrosyne unwillkürlich zu einer Eigenschaft des gesamten Altertums machen". — E. Curtius, Altertum und Gegenwart III 208 (1884) schildert an Geibel als dessen „klassischen Zug" „die Durchsichtigkeit der Gedanken, das vollkommene Aufgehen derselben in die Form, die sichere Maßhaltung"; wie bei den Griechen sei „alles, auch der feurigste Erguß innerer Empfindung, knapp und genau bemessen." — Perrot, Revue des deux mondes 1885, 15. Juli, 317 findet schon in Homer die besondere griechische „qualité de l'imagination", „le sens de la mesure et de la proportion, l'élégance et la fermeté de la ligne." — Ad. Holm, Gr. Gesch. I (1886) 3/4: die Sophrosyne unterscheide vor allem die griechische Literatur und Kunst von der orientalischen; „sie ist es, welche die Schöpfung der klassischen Formen ermöglicht hat"; S. 288: die griechische Bildung habe „das maßvoll Schöne über alles" gestellt. — M. Croiset, Hist. de la littér. grecque I (1887) S. 11f. spricht — zum Teil im Anschluß an Taine — davon, wie Schärfe und Klarheit der Vorstellungen den Griechen eigen gewesen seien; „ils concevaient avec netteté"; S. 12: „Toute conception grecque était naturellement mesurée". Danach aber fährt er einschränkend fort: „Non que la mesure en tout soit, autant qu'on a dit quelquefois, un trait essentiel du génie hellénique." In der philosophischen Spekulation wie im politischen Leben sei dies oft nicht der Fall. „Mais ils la gardaient sans effort dans les œuvres de l'imagination" [er leitet dies wie Taine aus dem „ciel .. pur" und den „horizons ... nettement limités" ab]. In ihrer Religion fehle „l'infini", „le vague" (S. 12f.); „cette netteté plastique de la conception est un des mérites les plus attrayants de la littérature hellénique" (S. 14). — Th. Gomperz, Gr. Denker II (1902) S. 28: „der die griechische Kunst auf allen Gebieten und darüber hinaus auch das Leben und seine Ideale kennzeichnende Sinn für das Maß, die Scheu vor allem Überschwang".

Digitized by Google

— H. St. Chamberlain, Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts (1899) 996: „jenes Maß, welches wir an den Gebilden hellenischer Schöpferkraft bewundern." — W. Pater, Plato und der Platonismus (1893; zit. nach der deutschen Ausgabe 1904) S. 294 (über das Maßhalten des „künstlerischen Genius des griechischen Handwerkers"). — W. Pastor, Homer [Die Dichtung, ohne Jahreszahl] S. 67: „Was wir an der griechischen Kunst so sehr bewundern, das Ruhige, Gemessene, den Ausdruck der griechischen Sophrosyne" (sei durch die Arbeit endloser Generationen entstanden). — Ad. Furtwängler, Deutsche Rundschau 1908 (Bd. 134) S. 375: der Sinn der Griechen habe „von allem orientalischen Überschwang ... in jeder Kunstart sich immer ferngehalten".

An der attischen Literatur im besonderen hebt Wilamowitz, Die Kultur der Gegenwart I 8 (1905) S. 225 die „Selbstbeschränkung" hervor (die er aber nicht unbedingt positiv wertet); vgl. auch 224/5: „die . . vollkommensten Offenbarungen der klassischen Griechenschönheit", „der strenge und keusche Adel der schönen Form . . . die Unterordnung des subjektiven Beliebens unter das Gesetz".

Von der bildenden Kunst Attikas E. Bethe, Der Lotse 1901, S. 551: „Die 'klassische Ruhe', die die attische Kunst in der Tat kennzeichnet, wenn auch keineswegs durchaus erfüllt" („sei wie in der italienischen Hochrenaissance erreicht trotz der Unruhe des Lebens").

C. Einschränkungen und Bestreitungen der unter A. genannten Anschauungen.

Einige Äußerungen, durch die eine allgemein griechische Sophrosyne bestritten wird, haben wir bereits angeführt. Daneben kommt hier der nächste Abschnitt (2) dieses Kapitels zu einem guten Teile in Betracht (die griechische Reizbarkeit und Leidenschaftlichkeit). Außerdem nennen wir noch Nietzsche, Morgenröte (W. IV, 1899) S. 162 (Nr. 165): „die Griechen, denen die Mäßigung, der kalte Mut, der gerechte Sinn und überhaupt die Verständigkeit allzu oft abhanden kamen, hatten ein Ohr für die vier sokratischen Tugenden." — Rohde wendet sich gegen das „Unwesen, welches bisweilen mit der griechischen σωφροσύνη getrieben wird", Der griech. Roman (1876) S. 319 A. 1; Kl. Schr. II 329/30 [Die Religion der Griechen]: „die Maßlosigkeit . . . war vor allem die Gefahr des Griechen". — Treitschke, Politik II (1898) 17: „Harte Einseitigkeit ist der Charakter der antiken Gesinnung; darum wird von den griechischen Dichtern immer wieder, bis zur Ermüdung des modernen Lesers, die σωφροσύνη gepredigt." Zu der hier und von Nietzsche vorausgesetzten Kontrastwirkung vergleiche man eine von unserer Frage gänzlich unabhängige Äußerung in dem schönen Buche von Inazo Nitobe, „Bushido, die Seele Japans" (Tokio 1903) S. 79; er glaubt, „daß unsere [der Japaner] Erregbarkeit und Empfindsamkeit uns zur beständigen Selbstbeherrschung zwang". — O. Stauf v. d. March, Völkerideale I, Germanen und Griechen [ungef. 1901] S. 46: „Maßlosigkeit und Unbeständigkeit" des griechischen Charakters. — Conrad Alberti, Der Weg der Menschheit I (Berlin ungef. 1907) 292 beschränkt die griechische Sophrosyne auf eine „Schicht fein Gebildeter" in den Städten.

Ebenfalls eine vermittelnde Ansicht vertritt J. Kärst, Hist. Zeitsch. 1899,

Digitized by Google

S. 210_1: „Die Theorie vom Maß als einem Prinzip der Weltordnung" sei „gewiß nicht als Abbild der Wirklichkeit im hellenischen Altertum erwachsen, sondern als deren ideales Gegenbild", aber gerade auch als solches habe sie „einen die ethischen Anschauungen beherrschenden Einfluß ausgeübt". — Zum Schlusse sei noch eine Äußerung L. Bertrands angeführt, La Grèce du soleil et des paysages (Paris 1908) S. 20: „Je devine, par delà la Grèce des marbres une autre Grèce plus éclatante et plus chaude"; vgl. 69: „une Grèce archaïque plus réaliste et plus vivante que la Grèce classique du Ve siècle".

2. Die griechische Eindrucksfähigkeit, Reizbarkeit und Leidenschaftlichkeit.

Es handelt sich hier zum Teil um die Empfänglichkeit für äußere Eindrücke, sodann auch um eine allgemeine Erregbarkeit u. ä.; dann wieder um die Lebhaftigkeit des Temperaments bis zur Leidenschaftlichkeit. Eine Scheidung des Materials auf Grund dieser Unterschiede ist hier untunlich; wo die eine oder andere Auffassung deutlich zutage tritt, ergibt sich dies aus dem Wortlaut von selbst; oft aber sind eine ganze Anzahl, ja alle diese Nuancen verbunden; sehr häufig ist auch nicht klar, was im einzelnen gemeint ist.

In diesem Zusammenhang dürfen in gewisser Beziehung die Worte Voltaires angeführt werden, Oedipe, Préface de l'éd. de 1729 [Oeuvres 1785 f., I 102]: „Les Grecs ... nés sous un ciel plus heureux et favorisés par la nature d'organes plus délicats que les autres nations". — Die anonymen Verfasser der „Athenian letters" (geschrieben zwischen 1741 und 1743) (Ausgabe Basel/Straßburg 1800, II 324) betonen die „national vivacity" der Griechen. — Barthélemy, Voyage du jeune Anacharsis (Ausgabe Liège 1790) III 136 [chap. 27, sec. entretien] spricht von der „étonnante sensibilité des Grecs" (er leitet sie aus „l'extrême pureté de l'air" und „les vives couleurs" ab). — Von der „âme sensible" (im Sinne der „ambition exaltée) redet auch Pauw, Recherches philosophiques sur les Grecs I (Berlin 1788) 187. — W. v. Humboldt schreibt an Fr. Aug. Wolf am 1. Dez. 1792 (Werke, alte Ausgabe V S. 6): „Kein andres Volk" habe „so viel ... Reizbarkeit für jeden Eindruck" besessen; derselbe, Über das Studium des Altertums (1793) (Leitzmann I 274): „Die Phantasie des Griechen war so reizbar von außen, und er selbst in sich so beweglich, daß er nicht bloß für jeden Eindruck in hohem Grade empfänglich war, sondern auch jedem einen großen Einfluß auf seine Bildung erlaubte". Weiter möge seine Äußerung gegen Schiller, Brief vom 6. Nov. 1795, genannt sein: Die Griechen seien „ganz und unaufhörlich den Eindrücken der äußeren Natur auf sie offen" gewesen. Endlich führen wir noch an „Gesch. des Verfalls und Unterganges der gr. Freistaaten" (1807/8) (Leitzmann III 200): „Unglaublich leichte Reizbarkeit", und „Latium und Hellas" (1806; Leitzmann III 161): „Er war offner gegen alle Eindrücke der Außenwelt und vorzüglich empfänglich für die auf Sinnlichkeit und Einbildungskraft". — Von Humboldt ist beeinflußt — nach seiner eigenen Angabe — Fr. Aug. Wolf, Darstellung der Altertumswissenschaft I, 1807, S. 132; auch Leipzig 1833): „Nur im alten Griechenlande findet sich, was wir anderswo fast überall vergeblich suchen, Völker und Staaten, die in ihrer Natur die meisten solcher Eigenschaften besaßen, welche die Grund-

Digitized by Google

lage eines zu echter Menschlichkeit vollendeten Charakters ausmachen; Völker von so allgemeiner Reizbarkeit und Empfänglichkeit, daß nichts von ihnen unversucht gelassen wurde, wozu sie auf dem natürlichen Wege ihrer Ausbildung irgendeine Anregung fanden und die diesen ihren Weg unabhängiger von der Einwirkung der anders gesinnten Barbaren und weit länger fortsetzten, als es in nachfolgenden Zeiten und unter veränderten Umständen möglich gewesen wäre". — Fr. Schlegel, Über die Diotima (1795, Minor I 66): „Ein Maximum von Reizbarkeit ist das Prinzip ihrer Bildung, der Geist ihrer Geschichte; nicht nur ihre Tugenden und Größe, sondern auch ihre Schwächen und Laster entspringen aus einer äußersten Elastizität und Zartheit des Gemüts, die nicht nur unsern Glauben, sondern auch die Grenzen unsrer Einbildungskraft übersteigt und doch der festeste Leitfaden des griechischen Altertumsforschers ist, der sich ohne eine jener griechischen ähnliche Reizbarkeit nie über das Gemeine erheben wird". — Fr. Jacobs, Vermischte Schriften III 58 (v. J. 1808): „Brennbarkeit des hellenischen Charakters" (aber durch Gesittung gemäßigt); S. 10 (vom gleichen Jahre): „In dem ganzen Wesen der Hellenen herrschte eine Empfänglichkeit vor, aus welcher heiterer Frohsinn und Lust am Leben erblühte; scharfe Sinne und Behendigkeit der Fassungskraft ..... Brennbarkeit ... wie die Brennbarkeit eines vulkanischen Bodens, bald verwüstend, bald wohltätig nährend" ... „Kindersinn, welcher rasch ergreift, schnell verwirft, leicht sündigt" usf. — Wachsmuth, Hellenische Altertumskunde I 1 (1826) S. 61 nennt „als hervorstechende Eigenschaft der Hellenen" „eine hohe Reizbarkeit, durch welche bei äußerer Anregung die entsprechenden Kraft erwachte"; und weiterhin heißt es: „Verschwistert mit der Reizbarkeit zum Handeln war die hohe Empfänglichkeit für Schmerz und Lust" ... „ein Maß von Sinnlichkeit und Genußfähigkeit, das keine Schönheit und keinen Lebensgenuß ungekostet ließ." Vgl. dazu denselben, Europäische Sittengeschichte I (1831) 53/54: „Die innere Gliederung des ästhetischen Triebes zeigt durchgängiges Vorwalten der sinnlichen Vermögen, hohen Grad ihrer Erregbarkeit und Empfänglichkeit für äußere Eindrücke, eine der äußern Natur Griechenlands entsprechende Beweglichkeit und Heftigkeit der Empfindungen, rasche Wallung zu Liebe und Haß, aufbrausenden Zornmut, und weiche Auflösung in Tränen ... ungemeine Fähigkeit, Neigung zu sinnlichem Genuß". — Limburg Brouwer, Hist. de la civilis. mor. et relig. des Grecs I (1833) 220: „vivacité des sensations"; ferner S. 183: „irritabilité naturelle"; S. 227, A. 121: „ce trait distinctif, l'extrême mobilité et la variété de leurs émotions"; vgl. S. 273: „inconstance" und „variété" charakterisieren „les mœurs et les coutumes des Grecs et les distinguent des peuples orientaux"; dazu IV (1838) S. 279: „mobilité des sensations" (vgl. auch S. 310). Von den Joniern und Athenern im besondern IV S. 374/5. Von der griechischen Leidenschaftlichkeit I S. 132: „vivacité" und „emportement" als griechische Charakterzüge, die aber allmählich gemildert worden seien (später, S. 182, 183, betont er, daß solche „passions violentes" sich bei den Naturvölkern finden). — Grote, A History of Greece VII (1850) 451: „full of impressibility, sensitive". — Döllinger, Heidentum und Judentum (1857) 690: „bei einem so reizbaren, sinnlichen und zugleich beweglichen und phantasiereichen Volke". — Hertzberg, bei Ersch und Gruber, Allgem. Enzyklopädie I, Teil 80 (1862) S. 238: „hohe Reizbarkeit

Digitized by Google

und Beweglichkeit". — E. Curtius, Altertum und Gegenwart I[3] 279 (1866): „von Natur ein leidenschaftliches Volk"; 270: „Lebhaftigkeit des griechischen Geistes"; III 96 (1884): „einem geistig so aufgeweckten und so lebendig empfindenden Volke". — Bergk, Griech. Literaturgeschichte I (1872) 28: „fein organisierte Naturen", „empfänglich für jeden Eindruck der geistigen wie der sinnlichen Welt"; 31: „reizbar und leicht erregt", „gewaltige Leidenschaften"; 132: „die große Lebendigkeit des griechischen Geistes, die Raschheit der Auffassung und Anschauung". — Nietzsche, Menschliches, Allzumenschliches I (W. II, 1899) S. 162 (Nr. 154): „das übermäßig leidenschaftliche Gemüt"; Bd. II (W. III, 1899) S. 62 (Nr. 112): „die leidenschaftliche Grundnatur" der Griechen sei „um Vieles tropischer" gewesen „als die unsrige". — M. Croiset, Hist. de la littér. grecque I (1887) S. 6: „Le jeu des facultés humaines n'a peut-être été dans aucune autre race aussi libre, aussi prompt, aussi étendu". (Vgl. auch S. 4: „race éveillée active".) Aus der S. 6 genannten Eigenschaft leitet er die „vive et inépuisable curiosité" ab, die sich besonders in der Wissenschaft zeige; ihre Kehrseite sei (6/7) die Schlauheit eines Odysseus und (S. 8) in der Literatur das Virtuosentum. Vgl. noch S. 8: „souplesse native de la race". — Chantepie de la Saussaye, Lehrbuch der Religionsgesch. II (1889) S. 60: „Lebhaftigkeit in den Eindrücken". — Otto Seeck, Gesch. des Untergangs der antiken Welt I (1895) S. 267: „Das hitzige Blut der Griechen". — „A passionate people" nennt die Griechen Mahaffy, A Survey of Greek civilization (London 1897) S. 58. — Herm. Abert, Die Lehre vom Ethos in der griech. Musik (1899) 65: „lebhaftes Temperament". — Jules Girard, Études sur la poésie grecque[2] (Paris 1900) S. 5 redet von der „inquiète activité et cet esprit d'aventure"; S. 10: „La mobilité de l'esprit grec". — Baumgartner, Gesch. d. Weltlit. III (1900) S. 6: „rastlose Lebhaftigkeit" — Pöhlmann, Gesch. d. antiken Kommunismus und Sozialismus II (1901) S. 292: „impulsives Naturell"; vgl. 341; 128: „Bei einem geistig so regsamen Volke". — W. Pater, Griechische Studien (Deutsche Ausgabe 1904) 15: „die vollsaftigen Griechen, mit ihren schnellen und beweglichen Impulsen"; derselbe, Plato und der Platonismus (1893; deutsche Ausgabe 1904) S. 20: „die Rastlosigkeit des nationalen Temperamentes"; S. 22: „ihre grenzenlose Ungeduld, die Sucht nach Neuerungen .. war eine tiefeingewurzelte Charaktereigentümlichkeit". — Marshall, Handbuch der Volkswirtschaftslehre (1898[4]; deutsche Ausgabe 1905) S. 60: „der glänzende, aber ungeduldige griechische Genius" (er leitet daraus den langsamen Fortschritt der griechischen Naturwissenschaften ab). — Breysig, Kulturgeschichte der Neuzeit II 1 (1901) 160: „die leidenschaftlich-einseitige Größe des Hellenenvolkes"; derselbe, Der Stufenbau und die Gesetze der Weltgeschichte (1905) 75: „die minder [als die Römer] in Zucht gehaltene Leidenschaftlichkeit der Griechen". — Th. Birt, Griechische Erinnerungen eines Reisenden (1902) 5: „der Grieche war stark und grenzenlos in seinen Affekten". — Th. Gomperz, Gr. Denker II (1902) S. 29: „die dem Hellenen eignende weitaus größere Reizbarkeit der Sinne" (die sich in der bildenden Kunst und der Literatur wie der Musik kundgebe). — H. Gomperz, Die Lebensauffassung der griechischen Philosophen (1904) S. 28/29 findet u. a. für die Griechen charakteristisch eine „ungewöhnliche Beweglichkeit des Geistes", eine sehr seltene „Heftigkeit der Gefühls- und Begehrungs-

Digitized by Google

reaktion auf äußere Eindrücke" und eine „ganz besondere Stärke der Leidenschaft". Diese letztere Eigenschaft hat nach ihm „sowohl die Stabilisierung irgendeiner Verfassungsform als auch die Bildung eines nationalen Gesamtstaates verhindert .... und so den äußeren Untergang der Nation herbeigeführt". — Am weitesten ist H. Bahr gegangen, der (Dialog vom Tragischen 1904, S. 141) von der „Hysterie der Griechen" spricht; vgl. S. 23: „die ganze Kultur der Griechen war ... rings von Hysterie beschlichen und umstellt"; S. 14: „die Griechen sind toll gewesen". Bahr ging ursprünglich von der landläufigen Ansicht von griechischer Sensibilität aus (Dialog vom Marsyas [Die Kultur, ohne Jahreszahl] S. 33): „unglaubliche Erregbarkeit", „grellste ... Phantasie"; S. 10: „unglaublich empfindliche ... Nervosität der Ohren". Wir haben es daher bei dieser ganz unmöglichen Behauptung allgemein griechischer „Hysterie" und „Tollheit" im Grunde nur mit einer seltsamen Übertreibung älterer Anschauungen zu tun.

Dazu Allgemeiner Teil S. 35/36.

Zehntes Kapitel.

Die Anschauungen von der Eigenart des griechischen Volkscharakters V.

1. Die griechische Sinnlichkeit.

Da oft nicht deutlich ist, welche Auffassung des Begriffes „Sinnlichkeit", „sinnlich" gemeint ist, zudem wohl nicht selten beide Hauptbedeutungen gleichzeitig in Betracht kommen (über diese oben S. 35/36), so verzichten wir auf eine Sonderung der Belege nach diesen Gesichtspunkten; zudem ergibt sich ja das eine oder andere, wo es tatsächlich klar wird, aus dem Wortlaut.

W. v. Humboldt, Latium und Hellas (1806) (Leitzmann III S. 142) nennt den griechischen Geist „mehr sinnlicher ... als intellektueller Natur". Von der griechischen Dichtung schreibt er an Schiller (6. Nov. 1795) ihre „Wahrheit" (die er aus den äußern Eindrücken herleitet) sei „nur eine sinnliche und äußere"; die griechische Poesie besitze nicht „den fruchtbaren Geistesgehalt, in dem Mannigfaltigkeit sich mit Tiefe gattet". Und weiterhin: „Überhaupt ist die griechische Poesie in einem noch ganz anderen Sinn, als wir es gewöhnlich nehmen, sinnlich". Er anerkenne freilich als „Quellen und Muster des griechischen Geistes eigentlich und im strengsten Verstande nur den Homer, Sophokles, Aristophanes und Pindar". Hier sei „jene Offenheit der Sinne, jenes ruhige Anschauen" ... — Jean Paul, Vorschule der Ästhetik (1804; 1. Teil, 4. Progr. § 17; Ausgabe Wustmann IV S. 118): „sinnliche Empfänglichkeit" des griechischen Künstlers (besonders der Dichter) (er vergleicht sie mit der des Kindes, des Wilden, des Landmannes; s. auch S. 118/19: „der dichtende Grieche, noch ein Jüngling der Welt".) — Fr. Schlegel, Philosophische Vorlesungen II (Werke, Supplemente II²; 1804—1806) S. 328: „ein großer Hang zu sinnlicher Kraft und Lebendigkeit, die auch in ihrem poetischen Genie so stark hervorleuchtet". — A. W. Schlegel, Dramaturgische Vorlesungen² (1816; Werke V S. 13): Die Bildung der Griechen habe „keinen höhern Charakter" „als den einer geläuterten

Digitized by Google

veredelten Sinnlichkeit". — F. A. Krummacher, Das Wörtlein „Und" (1811) S. 59: „Die Sinnlichkeit, das Fleisch, war bei ihnen das Vorherrschende"... „Überall Leben und Regsamkeit in einer sinnlichen, aber in der schönsten Form." — E. T. A. Hoffmann, Die Serapionsbrüder (4. Abschnitt, Einleitung): Die Musik habe nicht „das Eigentum der antiken Welt" sein können, „wo Alles auf sinnliche Verleiblichung ausging"... „Die beiden ... Pole des Heidentums und des Christentums sind in der Kunst die Plastik und die Musik"; vgl. „Nachtstücke" (Die Jesuiterkirche in G.): die Würde und Majestät des gotischen Baues sei „recht von dem wahren Geist des Christentums erzeugt .. der, übersinnlich, dem sinnlichen, nur in dem Kreis des Irdischen bleibenden Geiste der antiken Welt geradezu widerstrebt". — Böckh, Enzyklopädie 285: es „liegt in der Individualität der Griechen eine überwiegende Sinnlichkeit; sie ist unbefangen, weil sie naiv ist, daher selbst in ihren Ausschweifungen weniger verderblich als die reflektierte Sinnlichkeit der Neuzeit; allein während diese im Widerspruch mit dem Geiste unserer Kultur steht, löste sich die hellenische Kultur auf, als sich der Geist der Griechen durch die Philosophie zur Anschauung des Übersinnlichen erhob" (als „Mangel" bezeichnet S. 285). — Namentlich Herm. Ulrici, Charakteristik der antiken Historiographie (1833) 328 u. 344f. hat aus dem Begriff des „Sinnlichen" die antike und besonders griechische Welt zu erklären versucht; S. 349: Es sei die „Kraft der Sinnlichkeit..., welche im antiken Geiste vorherrschte"; diese „ihre [der Alten] sinnliche Auffassungsweise" bringt er in Zusammenhang mit „dem Jünglingsalter des menschlichen Geistes, dem sie angehörten" (328; vgl. 345: der „Geist des Altertums" stehe „auf der ersten Stufe" der Kultur; 350: „die große, schöne Jugendzeit des Menschengeschlechts"). Diese Sinnlichkeit findet er sodann (352) in der griechischen Religion, der „Apotheose der reinen ... Menschennatur", in der Kunst (353) der „Blüte ... der sinnlichen Kraft"; in der Poesie (354f.), die er, wie „das ganze Reich der Kunst", von dem „Plastischen der bildenden Künste" durchdrungen findet" (S. 358) (so auch die Wissenschaft S. 360). — G. Bernhardy, Grundriß der gr. Litt. I (1836) 28: die hellenische Nation habe „den Kreis der Sinnenwelt als Inbegriff jeder Herrlichkeit" verehrt. — Bogumil Goltz, Zur Geschichte und Charakteristik des deutschen Genius (1864) (Neue Ausgabe von Zimmer [Bibliogr. Institut] Kap. VIII S. 129): die Klassizität gehe bei den Griechen aus „einer gesunden und inspirierten Sinnlichkeit" hervor. Ebenda: Während des Deutschen Witz und Kunst, Dichten und Denken aufs innigste mit seinem Gemüt zusammenhängen, seien bei den alten Griechen und Römern „die Mysterien der Seele und des Herzens" aus dem Spiele geblieben; S. 134: „Die alten Griechen und Römer ... hatten ... einen sinnlich gesunden Verstand"; S. 135: sie hätten nicht „die Gemütstiefe ... die transzendente Kraft ... der Seele wie des Geistes" gekannt, „zu der wir Christen durch die modernen Kulturprozesse, durch die komplizierten und sublimierten Lebensverhältnisse und die in ihnen begründeten Gewissensmysterien heranreiften". Und endlich in allgemeinerem typischen Sinne Kap. XIV S. 184: Es gebe im Menschen eine „musikalisch-pathologische Seele", deren Prozesse das Wesen der romantischen Poesie ausmachen. „Es gibt aber auch zu allen Zeiten eine naiv-plastische ... Seele, die sich mit dem sinnlichen Verstande ... ineinsbildet ... Diese sogenannte gesunde

Digitized by Google

Seele" mache „mit ihren sinnlich prallen Formen" das Wesen der antiken Poesie aus. Dazu ferner S. 185: „Die Griechen standen mitten im Naturalismus; ihre Bildung war verfeinerte Sinnlichkeit"; S. 189: „das der Sinnlichkeit immanente antike Ideal, die stilfeste gehaltene Form, den gesunden plastisch-naiven, der Sitte und dem Staatsleben versöhnten Naturalismus der Alten". — Bergk, Griech. Literaturgesch. I (1872) 137: „sinnliche Frische und Naturwahrheit" (in der Literatur, aber weniger Gemüt und Innerlichkeit). — M. Carrière, Die Kunst im Zusammenhang der Kulturentwickelung II³ (1877) 4/5: „Vom Begriff des Naturideals aus erschließt sich uns das Verständnis des Hellenentums: es ist die Naturgestalt des Geistes in ihrer Vollendung. Der Grieche versinnlicht sich das Ideal, in der Naturgestalt... sieht er das Geistige" [daher die Plastik] ... „Religion und Geschichte des Volks ... tragen das Gepräge sinnlicher Schönheit." (Vgl. S. 16). — Theod. Vogel, Neue Jahrb. f. Philologie Bd. 118 (1878 II. Abteilung) S. 422: „Sinnlichkeit", Sinn für „alles, was das Dasein behäbig und erquicklich machen kann". — Mähly, Gesch. der antiken Lit. I (1880) 14: „eine gesunde Sinnlichkeit, wie sie die klassischen Produkte der Griechenwelt kennzeichnet". — Neumann-Partsch, Physikal. Geographie von Griechenland (1885) S. 7: Das griechische Volk sei, „vermöge der eigentümlichen Art seiner Begabung, sinnlichen Eindrücken in ganz hervorstechender Weise zugänglich" gewesen (daher der Reichtum seiner Mythologie). — Eugen Schmitt, Friedr. Nietzsche an der Grenzscheide zweier Weltalter (1902) S. 20 läßt, von Nietzsche beeinflußt, die „Welt der schönen Sinnlichkeit" durch Sokrates zerstört werden; vgl. S. 21: „Im Vordergrund stand das Sinnlich-Irdische, Anschauliche, Diesseitige." Er nennt dies S. 23 die „kindliche Bewußtseinsstufe". — O. Walzel, Schillers Werke, Säkularausgabe Bd. XI S. V: „der antike Sinnenmensch war vor der Religion des Übersinnlichen ins Nichts hinabgesunken"; vgl. S. VI, S. XIII. — Fr. Meyer, in dem Sammelwerk „Beiträge zur Weiterentwicklung der christl. Religion (1905) 209: es bleibe dabei, „daß ihre Intelligenz und Phantasie in der Welt der Erfahrungen stecken blieben; das Problem dieser war ungelöst; darum das Dasein unbefriedigt". — H. St. Chamberlain, Immanuel Kant (1905) 354: „dem Volke der nach außen schauenden und denkenden Griechen"; 229: „es widersprach dem Genie dieses Volkes, das Sichtbare zu einem Unsichtbaren umzuwandeln". — Joël, Der Ursprung der Naturphilosophie aus dem Geiste der Mystik (1906) 119: „des sinnenfrohen Volkes". — A. Horneffer, Das klassische Ideal (1906) 118: „der künstlerische Sinn der Griechen, der immer auf das Sinnliche, auf Anschauung und Greifbarkeit gerichtet ist". — A. Drews, Platon und der Untergang der antiken Weltanschauung (1907) S. 1: „die Griechen wurzelten .. mit ihrem ganzen Denken in der Natur. Sie lebten .. unmittelbar in der greifbaren Wirklichkeit der Dinge. Ihr klares nach außen gerichtetes Auge war ganz gefesselt vom Sinnenschein. Ihr Gemüt fühlte sich befriedigt im Objektiven. .. plastischer Sinn ... Die griechische Philosophie ist von dem Streben erfüllt, das Wirkliche ... unmittelbar vom Standpunkte der sinnlichen Anschauung und Wahrnehmung aus zu begreifen". So findet er denn bei Plato einen „vollständigen Bruch mit dem Wesen des hellenischen Geistes" (S. 7; vgl. S. 329, 330). — Saitschik, Die Weltanschauung Dostojewskis und Tolstois (Halle, ohne Jahreszahl) S. 10: „Die hellenische Lebens-

Digitized by Google

auffassung mit ihrer harmonischen Oberflächlichkeit ist ihm [Dostojewski] im Grunde seines Herzens verhaßt. . . . Dieses sinnliche Glück kann den denkenden Menschen niemals befriedigen"; doch sei es merkwürdig, „daß es ein Grieche war, der sich über die Welt der Erscheinungen erhob und in seinem 'Timaeus' die Sehnsucht nach dem Absoluten verkündete". — R. Muther, Die Renaissance der Antike [Die Kunst, ohne Jahreszahl] 1/2: „In der antiken Welt herrschte ein froher Sinnenkult, der den Menschen lehrte, hienieden sich auszuleben"; vgl. denselben, Lionardo da Vinci [Die Kunst, ohne Jahreszahl] 37 u. 38: aus der „heiteren, sinnenfrohen Religion" sei eine ähnliche Kunst hervorgegangen, „jene gesunde, ewig lächelnde Kunst, die . . . den Triumph der Schönheit . . . der Sinnlichkeit kündet". Dazu aber a. a. O. (Die Renaissance usf.) S. 2: „In Wirklichkeit waren die Gegensätze nicht so groß. Die antike Welt war mit christlichen Anschauungen durchsättigt, lange bevor sie in Berührung mit dem Christentum kam." — G. J. Wolf, Ulrich Hutten [Die Kultur] (ohne Jahreszahl) S. 3: der „heitere Naturkultus der Antike"; S. 6: „der große griechische Gedanke der Harmonie von Religion und Natur"; S. 7: „sonniger Naturkultus"; „wie schön und leuchtend war der Sinnenkultus der Alten". — K. Storck bei Heyck, Moderne Kultur I (ohne Jahreszahl) 278: „Das ganze Wesen der Antike war ausschließlich auf die äußere Welt, die Welt der Erscheinung gerichtet."

2. Die Richtung des griechischen Geistes auf das Diesseits und das Endliche.

Herder, „Nemesis" (1786, Kap. 6; Cotta 1861/62, Bd. 25, S. 147; Suphan 15, S. 423): „Freilich ist ihr Horizont nicht weit; er erstreckt sich wenig hinaus über dieses Leben, das ihnen der Mittelpunkt ihres Daseins war." — Goethe, Winckelmann (1805) unter „Antikes": „Wirft sich der Neuere . . . fast bei jeder Betrachtung ins Unendliche, um zuletzt, wenn es ihm glückt, auf einen beschränkten Punkt wieder zurückzukehren, so fühlten die Alten ohne weitern Umweg sogleich ihre einzige Behaglichkeit innerhalb der lieblichen Grenzen der schönen Welt. Hieher waren sie gesetzt, hiezu berufen, hier fand ihre Tätigkeit Raum, ihre Leidenschaft Gegenstand und Nahrung . . . Alle [er nennt den Dichter, den Geschichtschreiber, den Forscher] hielten sich am Nächsten, Wahren, Wirklichen fest." Und unter „Heidnisches": „Jene Schilderung des altertümlichen, auf diese Welt und ihre Güter angewiesenen Sinnes führt uns unmittelbar zur Betrachtung, daß dergleichen Vorzüge nur mit einem heidnischen Sinne vereinbar seien." — Heine, Die romantische Schule (1. Buch), wo er vom Unterschied der klassischen und romantischen Poesie spricht: „Die klassische Kunst hatte nur das Endliche darzustellen." — Heinr. Leo, Lehrbuch der Universalgeschichte I (1835) 148: „Der Grieche . . . findet seine Bestimmung und sein Glück in der harmonischen Gestaltung dieses Lebens" (im Gegensatz zum Orientalen). — Th. Bergk, Kl. Schr. II S. XXX (um das J. 1840) leitet die Vorzüge der Antike (Klarheit, Harmonie, Einfachheit) aus „dem ganzen Leben der Griechen" ab, „das nur dieser Welt mit all' ihrer Sinnlichkeit zugewendet war. . . Die gütige Natur spendete im Überfluß, ewig lächelte klarer, heiterer Himmel und lud des Lebens Freuden zu genießen ein: so wiesen die Griechen den

Digitized by Google

Gedanken an das Unendliche als störend ab. Ihre Religion sucht die sinnliche Welt .. zu erklären, und auch die griechische Kunst bringt mehr das Fühl- und Sichtbare .. zur Erscheinung". — John, The Hellenes I (London 1844) 315: Wenn in der griechischen Literatur ein Mangel sei, „it is of spirituality. The imagination of the Greeks confined itself too rigidly perhaps to this 'bank and shoal of time'" etc. Aber auch die andere Seite wird betont: „If it [die griechische Literatur] refuse to quit this earthly scene of existence, how glorious is the flood of sunshine and splendour which it pours over it. It is in these walks of literature that we discover truly the freshness and the loveliness of morning." — Renan, Saint Paul (1869) S. 203: „Si, comme on peut le soutenir, la préoccupation de la mort est le trait le plus important du christianisme et du sentiment religieux moderne, la race grecque est la moins religieuse des races. C'est une race superficielle, prenant la vie comme une chose sans surnaturel ni arrière-plan. Une telle simplicité de conception tient en grande partie au climat, à la pureté de l'air, à l'étonnante joie qu'on respire, mais bien plus encore aux instincts de la race hellénique, adorablement idéaliste"; S. 205: „il a de l'esprit, du mouvement, de la subtilité; il n'y a rien de rêveur, de mélancolique". — Taine, Philosophie de l'art II[11] S. 115/16: „Il semble qu'ayant arrêté le contour perceptible et précis de l'homme et de la vie ils aient omis le reste ... La structure de leur esprit a enfermé leurs désirs et leurs efforts dans une enceinte bornée, celle que le plein soleil éclaire"; S. 148: „A toutes les époques de la civilisation grecque reparaît, avec diverses nuances, le même sentiment; leur monde est celui que le soleil éclaire". — E. Curtius, Altertum und Gegenwart I[3] 198 (v. J. 1863): Die „Alten .. lebten für das Diesseits und wendeten ihre volle Energie der Gestaltung des öffentlichen Lebens zu"; S. 221 (v. J. 1861): „dem Griechen .. ist die irdische Wirksamkeit alles ... Das ganze innere Leben will sich in der Sichtbarkeit ausdrücken". — Joh. Scherr, Allgem. Gesch. d. Lit. I[4] (1871) 87: Aus dem Bewußtsein, „daß die Erde die Heimat des Menschen sei", „entsprang die licht- und maßvolle Sicherheit der Griechen in Leben und Kunst"; der Grieche habe nicht, wie der Morgenländer „ins Übernatürliche, d. h. in Unnatürliche" hineingestrebt, sondern ihm sei „die Natur und insbesondere die Menschennatur erstes und letztes Gesetz": „daher ... in Hellas ... menschlich-heiterer Schönheitsdienst in Leben und Religion und demokratische Freiheit im Staate". Auch für die Kunst, namentlich die Poesie gelte dasselbe. — Theod. Vogel, Neue Jahrb. f. Philologie Bd. 118 (1878, II. Abteilung) S. 421: Hellas habe „abgesehen von einigen tiefsinnigen Philosophen" „den Zweck des Lebens im Diesseits" gesucht. — A. Croiset, Hist. de la littér. grecque II (1890) S. 266: „elle [die Menschheit] ne s'est pas contentée de l'horizon net et limpide où la vie grecque se renfermait. Elle a parcouru les océans sans bornes et sondé les espaces sans fond du ciel illimité". — Albr. Stauffer, Zwölf Gestalten der Glanzzeit Athens (1896) 80: „Fest hält Äschylus, als ein echter Grieche, den Blick auf das Diesseits gerichtet." — Breysig, Kulturgeschichte der Neuzeit II 1 (1901) 325: „seine [des Griechentums] Erdfreude, seine Ehrfurcht vor dem Körper, seine Abwendung von aller religiösen Melancholie". — E. Horneffer, Vorträge über Nietzsche (1904) 73: „Der Grieche liebte das Leben ... Die Welt lag ihm am Herzen, diese Welt. Und so schmückte

Digitized by Google

er sie, daß sie schöner und schöner ward." — Conrad Alberti, Der Weg der Menschheit (Berlin, ohne Jahreszahl) I S. 285: „alles Wollen ... bezieht sich nur auf diese mit den Sinnen erfaßbare Welt".

Entgegengesetzte Anschauungen; Einschränkungen.

Die entgegengesetzte Auffassung findet sich selten so scharf formuliert wie bei E. Rohde [O. Crusius, Erwin Rohde (1902) S. 251_1 (1877)]: „Seltsames Gerede: die Griechen mit ihren Gedanken nur aufs Diesseits gerichtet! Im Gegenteil: Wohl kein Volk, das an das Jenseits so viel, so bang gedacht hätte!" — H. Gelzer, Vom heiligen Berge und aus Maked. (1904) 1: „Der Hauptunterschied zwischen dem antiken und mittelalterlichen Menschen einerseits und dem modernen andrerseits besteht darin, daß jener das größte Gewicht auf den Verkehr mit den überirdischen Mächten legt, dieser lediglich die diesseitige Welt berücksichtigt."

Häufiger erscheint der Widerspruch in Gestalt einer Einschränkung jener Anschauungen oder als vermittelnde Ansicht, z. B. bei Nietzsche, Wir Philologen (1875) (W. X, 1903) 397: „Es ist gar nicht wahr, daß die Griechen nur auf dieses Leben ihre Blicke gerichtet hatten." — Th. Gomperz, Gr. Denker I (1896) S. 68: „neben dem Hauptstrom des religiösen Lebens gehen Gegen- und Unterströmungen einher, die ... schließlich zu einem den Kern der hellenischen Religion ... aushöhlenden Strom erwachsen". Ihnen, den Mysterienkulten und den orphisch-pythagoreischen Lehren sei gemeinsam „die erhöhte Sorge um das jenseitige Los der Seele, die auf eine geringere Bewertung des Diesseits .. zurückgeht". — P. Wernle, Einführung in das theolog. Studium (1908) S. 57 findet in der religiösen Revolution des 6. Jahrhunderts eine Eschatologie, Kathartik und Asketik, „die fast schon über die Grenze hellenischer ästhetischer Diesseitsverklärung hinausgehn"; S. 59: „Von Homer an ist diese aufklärerische, diesseitsfrohe Tendenz durch so viele mystische Gegenwirkungen hindurch dem griechischen Geist eingepflanzt, und das Ende ist der völlige Bankerott der Aufklärung zugunsten von primitiver Superstition und Mystik." Vgl. noch S. 58 über Platos „Erlösungsphilosophie", seine Lehre „vom Fall der Seele aus göttlicher Welt und von ihrer Rückkehr zur Heimat": „Der Begriff des Griechentums wird dadurch unendlich erweitert; es ist nicht nur Schönheitsfreude und ordnungsvolle Harmonie, es ist ebensowohl Gefühl greller sittlicher Dissonanzen und Erlösungssehnsucht."

Elftes Kapitel.

Dazu Allgemeiner Teil S. 36/37.

Die Anschauungen von der Eigenart des griechischen Volkscharakters VI.

1. Die griechische Heiterkeit.

A. Im allgemeinen.

Neben Schillers „Göttern Griechenlands" [s. unten B] ist namentlich auch Hölderlins Gedicht „Griechenland" [1793] zu nennen, das entschieden durch Schiller beeinflußt, aber doch recht eigenartig ist. Durch diesen ganzen,

Digitized by Google

stark empfundenen Hymnus auf das alte Hellas zieht sich die Vorstellung, das griechische Dasein sei beglückender Gefühle und höchster Lebensfreude voll gewesen. „Hingelehnt am frohen Saitenspiele", „bei der süßen Chiertraube Blut", das „Haupt vom Lorbeerzweig umspielt", „unter Marmorhallen" und bei „Festgesängen", „fühlte" der Grieche nicht des „Lebens dumpfe Schwüle" dort, „wo in tausend süßen Dichterstunden, — wie ein Göttertraum, das Alter schwand"; es „blühte ewig dort der Jugend süße Lust". — Eine Parallele hiezu und doch wieder ein Gegenstück finden wir in Novalis' seltsam-schönen Hymnen an die Nacht; hier wird — vom christlichen Standpunkt aus — die Lust und das Glück des antiken Menschen als ein unvollkommenes, zu überwindendes und überwundenes dargestellt, aber doch in kräftigen Farben gezeichnet: „So war das Leben — ein ewiges Fest — der Götter und Menschen", „Nur ein Gedanke war's, — der furchtbar zu den frohen Tischen trat...es war der Tod" ... „Zu Ende neigte — die Alte Welt sich, — der lustige Garten — des jungen Geschlechts — verwelkte — und hinaus — in den freiern Raum — strebten die erwachsenen, — unkindlichen Menschen". — Noch ein dritter Dichter sei genannt, André Chénier (der ein Jahr nach Hölderlins „Griechenland" starb); über seine Auffassung und Wiedergabe des alten Hellas sagt Gust. Lanson, Hist. de la littér. française[8] (Paris 1903) 838: „il a fait un choix . . restreint, . . exclusif dans l'immense richesse de l'hellénisme. Il laisse les graves poètes et les penseurs profonds". Sein Griechenland sei „la Grèce aimable, légère, joyeuse de vivre, absorbant avidement de ses sens subtils tout ce que la nature a répandu de beautés et de plaisirs . . . la Grèce des joies physiques et des passions naturelles, primitivement sensuelle ou volupteuse avec raffinement, la Grèce homérique, alexandrine ou gréco-romaine, épique, idyllique, élégiaque". — Fr. Schlegel, Vom ästhetischen Werte der griechischen Komödie (1794) (Minor I) S. 11: „Die Griechen hielten die Freude für heilig, wie die Lebenskraft". — Herder, Briefe zur Beförderung der Humanität (Cotta 1861/2, Bd. 24, S. 176; Suphan 17, S. 389): „es kam die Zeit, da dieser schöne Kunstsinn untergehen und eine gedrückte, mystische Vorstellungsart die Gemüter der Menschen benebeln sollte". — W. v. Humboldt, Gesch. des Verfalls und Unterganges der griech. Freistaaten (1807/8; Leitzmann III 199); „Trieb . . . des Menschendaseins in Heiterkeit und Freude zu genießen"; S. 200: „selten unterbrochne Stimmung zur Fröhlichkeit". — Fr. Jacobs, Verm. Schr. III 448 (v. J. 1810): „die Bedürfnisse waren gering, das Leben leicht"; S. 445: „In der freien Natur lebte er des Jahres größten Teil mühelos dahin, in dem heitern Genuß seines Daseins". — Heine spricht in der „Romantischen Schule (1. Buch) von „griechischer Heiterkeit", der „heiter griechischen Kunst und Wissenschaft". — Frau von Staël, De la littérature [2](1. Teil, Kap. 2; Oeuvres IV (Paris 1820) S. 97: „Les Grecs étaient beaucoup moins susceptibles de malheur qu' aucun autre peuple de l'antiquité . . . leurs institutions politiques, leur esprit national les disposaient davantage au plaisir comme au bonheur." — Limburg Brouwer, Hist. de la civilis. morale et relig. des Grecs I (1833) 210 ff. über „gaîté und „sociabilité" der Griechen. — Heinr. Leo, Lehrbuch der Universalgesch. I (1835) 235 („Heiterkeit" des griechischen „Lebens") — W. A. Becker, Charikles I (1840) 470: „die dem Griechen und namentlich dem Athener eigentümliche Heiterkeit". — Ad. Stifter, Der Nachsommer (1857) (zitiert nach der Auswahl

Digitized by Google

von Harmuth, „Die Fruchtschale“ V) S. 81 (die „heitere Griechenwelt“). — Renan, Saint Paul (1869) S. 204: „la belle humeur, la joie de vivre sont les choses grecques par excellence“; vgl. ferner daselbst über die Art der griechischen Lebensfreude: „les plaisirs grecs, plaisirs d'une race pauvre, économe, éternellement jeune, habitant un pays charmant“ (vgl. 203/4 die Stelle: was sie freue, sei „un rien, un arbre, une fleur“ usf.). — Taine, Philosophie de l'art II[11] 117 f. Er leitet die griechische Heiterkeit aus der Natur des Landes ab, S. 117: „C'est un beau pays qui tourne l'âme vers la joie et pousse l'homme à considérer la vie comme une fête“. (Er nennt u. a. den klaren Himmel, die Durchsichtigkeit der Luft, die Bergformen, die „nettes et harmonieuses“ seien, das Fehlen des Winters [117 usf.].) Im weiteren (118/9) betont er, daß diese Stimmung eine typisch südländische sei (s. unten 17. Kap. 4, f), schreibt sie dann aber doch den Griechen in besonderem Maße zu. Diese antike „sensualité“ (122) führe den Menschen dazu, „à prendre la vie comme une partie de plaisir. Entre les mains des Grecs les idées et les institutions les plus graves deviennent riantes“. So die Religion. Und weiter heißt es (S. 123): „Ils ont porté la vie sociale aussi légèrement que la vie religieuse“; S. 125: „Pareillement ... dans la philosophie et la science, ils n'ont voulu cueillir que la fleur des choses“; S. 127: „Ils ont joué avec la vie, avec toutes les choses graves de la vie, avec la religion et les dieux, avec la politique et l'État, avec la philosophie et la vérité“. Daher seien sie die größten Künstler der Welt geworden (S. 128). — K. Mendelsohn Bartholdy, Geschichte Griechenlands von der Eroberung Konstantinopels usf. I (1870) S. 46/47: Der Unmut, mit dem sich der Hellene von dem losreiße, was ihm im Leben teuer gewesen, „ist für die neue, wie für die alte Griechenwelt charakteristisch“. „Das ist der Schlüssel zum Verständnis des Hellenismus, jener heitern Sinnlichkeit, jener Lust an Licht und Leben, die nur Der recht würdigen kann, der unter dem glanzvollen Himmel Attikas geweilt hat“. — M. Croiset, Hist. de la littérature grecque I (1887) 17/18 wendet sich gegen Girard, der (Le sentiment religieux en Grèce[2] [Paris 1879] 6, mir unzugänglich) von dem „accent de plainte“ in den Werken der Griechen spricht. Croiset gibt mehr Renan recht (Les apôtres S. 328 u. 339 [1866]; hier heißt es S. 339: „cette gaieté qui (a) toujours caractérisé le véritable Hellène“) und meint S. 19/20: „la race grecque, dans son ensemble a été, plus que toute autre, amie de la vie ... et portée par nature à un optimisme toujours actif“. Zwar gibt er zu (S. 19): „il était impossible ... que leur vive sensibilité ne souffrît par des misères de la vie“ Aber: „toute la poésie des Grecs est en définitive la poésie de la vie; leur idéal constant est un idéal de jeunesse et de beauté“. — Matthew Arnold, Essays in criticisme (Tauchnitz) II S. 28 (in dem Aufsatz „Pagan and mediaeval religious sentiment“): „pagan life is not sick or sorry ... the very intensity ... of its appeal to the senses“. — Von dem „sense of joy“ der Griechen spricht H. O. Taylor, Ancient ideals II (New York 1900) 392 (aber „pagan joy tended to turn to sadness“); vgl. auch I S. 150: „with unique capacity for joy“; I 152: „Normally was life glad.“ — Julius Lange, Darstellung des Menschen in der älteren griechischen Kunst (1899) 214: „Die Griechen in ihrer Blütezeit“ seien, „wenn man Alles in Betracht zieht, stolz und glücklich“ gewesen. — Th. Lindner, Weltgeschichte seit der Völkerwanderung I (1901) 27: „einer lebensfrohen“

Digitized by Google

Geistesanlage. — Ed. Norden, Die antike Kunstprosa II (1898) 455: „Der christlichen Literatur fehlt die Heiterkeit der antiken". (Doch vgl. auch S. 462, s. unten 2, C) — Jul. Hart, Gesch. der Weltlit. I (ohne Jahreszahl) 204: „optimistische Lebensbejahung, Lebensfreude und Lebenstrunkenheit, ein kräftiges Erfassen aller Werte des irdischen Daseins". — Th. Zielinski, Die Antike und wir (Deutsche Ausgabe 1905) S. 32: „des lebensfreudigen Geistes Griechenlands". — Albr. Wirth, Geschichte Asiens und Osteuropas (1905) 139: „das volle lebensinnige Genügen der Hellenen"; 165: „die frische Lebensfreude hellenischer Bildhauer"; 67: „heitere, lebensvolle Verbildlichung aller Naturkräfte". — Otto Pfleiderer, Religion und Religionen (1906) 162: „das heitere, lebenskräftige Griechentum"; aber es habe „auch die Weltanschauung und Stimmung des griechischen Volkes geendet . . . mit tiefem Weltschmerz . . . mit der Flucht aus der Welt der Sinne in die Welt der Ideen". — Hugo von Hofmannsthal, Prolog zu Ludwig von Hofmanns Tänzen (zit. nach dem „Inselalmanach auf das Jahr 1906", 26): „was wäre griechisch . . . wenn nicht dies: eine Wollust des Daseins, der ihre Schwere genommen ist".

B. Der heitere Charakter der griechischen Religion.

Sehr stark hat hier jedenfalls Schiller mit seinem Gedicht gewirkt, das überhaupt auf die Vorstellungen von den „Göttern Griechenlands" einen bedeutenden Einfluß ausübte. Doch auch bei ihm ist die wichtigste Grundlage dieser Anschauungen — wie dies überhaupt ja bei der ganzen Lehre von der griechischen Heiterkeit der Fall ist — der Gegensatz zum „finstren Ernst" des Christentums. Das Bild der heitern griechischen Religion erweitert sich ihm dann zu der Vorstellung eines glückseligen Daseins der Griechen überhaupt: „glücklich sollten alle Herzen schlagen" dieser „seligen Geschlechter", die „an der Freude leichtem Gängelband" von den Olympiern geführt werden. — Wie ein Zitat aus Schiller klingt es, wenn Heine (Buch der Lieder; Die Nordsee, 2. Zyklus, 6) „die Götter Griechenlands" „die Götter von Hellas" anspricht, „die einst so freudig die Welt beherrschten". — Jean Paul, Vorschule der Ästhetik (1804; 1. Teil, 4. Progr. § 16; Ausgabe Wustmann IV S. 117): „dieses schönheittrunkne Volk mit einer heitern Religion in Aug' und Herz". — Fr. Jacobs, Vermischte Schriften III S. 441 (v. J. 1810): „Der Charakter dieser sinnlich beschränkten Religion" sei „genügsame Heiterkeit"; derselbe nennt die griechische Religion (Hellas, herausgegeben 1852, S. 8) „kindisch fröhlich". — Böckh, Enzyklopädie 290: „den heitern Geist der hellenischen Religion". — Döllinger, Heidentum und Judentum (1857) 210/11. — L. Friedländer, Erinnerungen, Reden und Studien I (1905) 250 (v. J. 1866): „die festliche Heiterkeit, die den ganzen antiken Kultus durchstrahlte"; (daher ähnlich auch in der Kunst und Literatur [S. 252/3]; die antike Kunst habe das Schreckliche verklärt und vergeistigt). — Mahaffy, A Survey of Greek civilization (Lond. 1897) S. 105: „a happy religion". — Breysig, Kulturgeschichte der Neuzeit II 1 (1901) S. 292 spricht von der „hellen, lichten Erdfreudigkeit" des „griechischen Glaubens" (über die auch Mysteriendienst und orphische Dogmen nicht die Oberhand gewonnen hätten).

Digitized by Google

C. Der Widerspruch gegen diese Anschauungen.

Die Bekämpfung der Lehre von der griechischen Heiterkeit geschieht meist nicht unmittelbar, sondern durch die Aufstellung der entgegengesetzten Theorie des griechischen Pessimismus. — Gegen die Anschauung vom heiteren Glück der Griechen Ed. Schwartz, Charakterköpfe aus der antiken Literatur (1903) S. 2 („leidende und strebende, kämpfende und irrende Menschen"); vgl. auch S. 23/24. — E. Müller, Preuß. Jahrb. 120 (1905) 234 (der die Züge der Härte und Fühllosigkeit hervorhebt, sowie die düstern Seiten der Religion). — V. Norström, Das tausendjährige Reich. Eine Streitschrift gegen Ellen Key und den radikalen Utopismus (Deutsche Ausgabe 1907) S. 72/73: Die Lebensfreude, führt er aus, sei bei den Griechen keine größere gewesen, als in Zeiten und bei Völkern, „die in keinem besonderen Lichte der Schönheit und der Kunst hervortreten". „Der griechische Sinn wurde schon früh vom Gedanken an die Vergänglichkeit bedrückt, von politischen, nationalen und philosophischen Gegensätzen mürbe gemacht." — Die Einseitigkeit der Lehre von der heitern griechischen Religion ist schon lange — namentlich aber seit Rohde — klar geworden; ausdrücklich betont wird dies z. B. bei W. Pater, Griech. Studien (Deutsche Ausgabe 1904) 113, „wo er sich gegen die Auffassung wendet, „als sei sie eine Religion ungetrübten Frohsinns". Damit betrachte man „nur einen kleinen Teil des wirklichen Gehaltes der griechischen Religion"; vgl. S. 114 (Demeter und Persephone). — Wilamowitz, Gr. Tragödien I (1899) 106: „die konventionellen Vorstellungen von der heiteren Schönheitsreligion der Hellenen" (er nennt als Gegeninstanz z. B. das Streben nach „Selbstheiligung auf Grund geheimer Offenbarungen"). — Geffcken, Aus der Werdezeit des Christentums (1904) 32: „Nur der Unkundige redet heute noch ganz allgemein von dem heiteren Götterolymp der Griechen". — Voßler, in seiner schönen Einleitung zu Dante (Die göttliche Komödie I 1, 1907, 35) betont zwar „die heitere und sinnliche Seite der griechischen Religion" (die in der bildenden Kunst ihren schönsten Ausdruck finde), für Dante aber komme „eher der ethische, asketische, mystische, philosophische und dunkle Zug des Griechentums in Betracht". — (Gegen die Auffassung wieder, als sei die griechische Religion vorwiegend düster gewesen, wendet sich Ada Thomsen, Archiv für Religionswiss. XII (1909) S. 490: „ihren Höhepunkt bilden die frohen Feste".)

Zum Ursprung der Vorstellungen von griechischer Heiterkeit bemerkt K. Federn, Essays zur vergleichenden Literaturgeschichte (1904) S. 181: nur aus dem Kontrast zum Mittelalter habe diese Ansicht entstehen können.

2. Der griechische Pessimismus.

A. Stimmen aus dem 18. Jahrhundert.

Pauw, Recherches philosophiques sur les Grecs I (Berlin 1788) S. 131 f. „Des affections mélancoliques auxquelles les Athéniens et les autres Grecs étaient sujets". — Herder, Briefe zur Beförderung der Humanität (Cotta 1853/4, Bd. 35, 116; Suphan 17, 139): „In Homer und allen ihren Dichtern kommen die zärtlichsten Klagen über das Loos der Menschheit vor"; sodann

Digitized by Google

Ideen z. Philos. d. Gesch. d. Menschh. 13. Buch, 4. Kap. (Cotta 1853/4, Bd. 29, S. 125): „fast alle Betrachtungen der griechischen Weisen" haben „einen traurigen Ton" . . „Selbst in den Resten des neuen griechischen Lustspiels tönt noch diese klagende Stimme der sanften Humanität wieder".

B. Aus dem 19. Jahrhundert.

a) Mit Betonung des Gegensatzes zum Christentum.

Schelling, Einleitung in die Philosophie der Mythologie (Werke II 1, S. 256 [11. Vorles.]): „der tragische Zug, der durch das ganze Heidentum geht" (weil die mythologische Religion die Forderung eines höheren Verhältnisses zu Gott enthalte, durch das sie aufgehoben werde); derselbe, Philosophie der Offenbarung, 23. Vorles. (Werke II 3, S. 511/512); hier will er aus einem angeblichen „esoterischen" Glauben der Griechen an eine künftige Herrschaft des Dionysos die „ganze Eigentümlichkeit des hellenischen Charakters" erklären: „Ich meine damit insbesondere jenen tieftragischen Zug, der durch das ganze religiöse Leben der Griechen unverkennbar hindurchgeht, jenes Bewußtsein, das sie in der ausgelassensten Lust nicht verläßt, daß all dieser Glanz einst erlöschen, daß diese ganze schöne Welt des Scheins einst versinken und einer höheren, truglosen Klarheit weichen werde. Dieser Gedanke erklärt jene Schwermut, die wie ein süßes Gift die trefflichsten Werke der Hellenen, besonders die der bildenden Kunst durchzieht, in denen die höchste Anmut und Lebendigkeit selbst vom Schmerz der unüberwindlichen Endlichkeit ihres Daseins durchdrungen zu sein und ihr eigne Vergänglichkeit still zu betrauern scheint. Dieser geheime Schmerz verklärt, veredelt und heiligt gleichsam die Schönheit griechischer Bildungen". — Böckh, Die Staatshaushaltung der Athener II[1] (1817) S. 159 (= I[3] 710/1): „rechnet man die großen Geister ab, die in der Tiefe ihres Gemütes eine Welt einschließend sich selbst genug waren, so erkennt man, daß die Menge der Liebe und des Trostes entbehrte, die eine reinere Religion in die Herzen der Menschen gegossen hat. Die Hellenen waren im Glanze der Kunst und in der Blüte der Freiheit unglücklicher als die meisten glauben; sie trugen den Keim des Unterganges in sich selbst, und der Baum mußte umgehauen werden, als er faul geworden". (An ihn hat dann Jak. Burckhardt angeknüpft; vgl. unten b). — Franz v. Baader (Werke II [1851] 443 ff.; Bemerkungen über einige antireligiöse Philosopheme unserer Zeit [1824]; S. 479/80, § 22) wendet sich gegen Goethe (Winckelmann, unter „Heidnisches"); daß dessen Behauptungen haltlos seien, werde jeder einsehen, „der nicht bloß antike Heiterkeit (Lichtseite), sondern auch die häufig bis zum Gräßlichen gehende antike Verzweiflung (Nachtseite) kennt, und dem jene tiefe herzzerreißende Wehmut nicht unbekannt bleiben konnte, die, einem finstern Schatten gleich, durch das ganze Heidentum, neben den lichtesten Momenten, am Rande des Abgrundes hinschreitet". — E. v. Lasaulx, Studien des klass. Altertums (1854) 459 f. De mortis dominatu in veteres [1835]; er zitiert S. 461_8 Baader; über gewisse Voraussetzungen seiner Auffassung vgl. 459—461 (Verlust der Uroffenbarung); S. 462 (die Erbsünde). S. 461: „Vulgaris est huius aetatis opinio de laeta veterum iuventute deque hilari, Graecorum maxime, pulchri venustique sensu,

Digitized by Google

qui in omnibus publicae privataeque vitae institutis atque formis percipiatur ... Omnes qui fuerunt ante Christum crucifixum gentiles necessario luctu atque planctibus repleti sunt"; S. 462: „Ab Homero inde usque per ultimos Alexandrinae aetatis poetas idem semper carmen resonat lugubre de vitae miseria atque maledictione" (dazu Nachweise bis S. 494). — Döllinger, Heidentum und Judentum (1857) 266 (im Hinblick auf die griechische Ansicht vom Neid der Götter, vom Schicksal und vom Bösen): „Kein Volk hat das Unbefriedigende, Trostlose des irdischen Daseins ... lebhafter empfunden, stärker kundgegeben"; vgl. 267: es sei „das Gefühl der innern Leere eines Daseins, welches nicht von einem ... religiösen Gedanken getragen wird". — Yorck von Wartenburg, Weltgeschichte in Umrissen[4] (1901) hat als Motto des Abschnittes „Die Zeit vor Christi Geburt" das Wort aus Homer [Il. 17, 446/7], daß es nicht elenderes gebe als den Menschen, unter allem, was auf Erden atmet und sich bewegt (und als Gegenstück dazu für „die Zeit nach Christi Geburt": .. „Omnibus .. Christus stravit ad astra viam"). — Baumgartner, Gesch. d. Weltlit. III (1900) 170: „jene Akkorde des Pessimismus, der wie ein düsteres Nachtgespenst die hellenische Kultur auf ihrem glänzenden Siegeszuge begleitet" (er erklärt ihn aus dem Fehlen eines „tröstenden Jenseits"). — M. Marquard, Die pessimistische Lebensauffassung des Altertums (1905) S. 2/3: „Der Gedanke von der Unseligkeit und dem Fluche des Menschenlebens zieht sich wie ein roter Faden durch die gesamte griechische und römische Literatur"; S. 33: „Die Rat- und Hilfelosigkeit der alten Welt gerade in den vitalsten Problemen endet in dumpfer Resignation .. Die Rätsel des irdischen Lebens konnte eben die antike Philosophie nicht lösen. Daß dies zur Befriedigung des Menschenherzens geschehen, ist der Sieg einer neuen Weltanschauung".

b) Weitere Vertreter der Lehre vom griechischen Pessimismus.

W. Mitford, The Hist. of Greece (1784—1794; zit. nach der 3. post. ed. London 1838) I 175/6: „Greece was a country holding out to its possessors every delight of which humanity is capable; but where through the inefficieny of law, the instability of governments, and the character of the times happiness was extremely precarious" (daher „melancholy tinge" bei Homer). Mitford leitet also — wie nachher Burckhardt z. T. wenigstens — den griechischen Pessimismus aus den politischen Verhältnissen ab; Burckhardt hat die Stelle aber offenbar nicht gekannt, da er in seinem Widerspruch gegen die klassizistische Lehre von der griechischen Heiterkeit nur Böckh als Vorläufer nennt. — John, The Hellenes I (London 1844) 43: „the temperament inclined to melancholy". — Am stärksten hat sodann namentlich Jak. Burckhardt die, für ihn durch Schillers „Götter Griechenlands" charakterisierte Auffassung vom griechischen Glück bekämpft (Gr. Kulturgeschichte II 373—424). Er nennt sie (373): „eine der allergrößten Fälschungen des geschichtlichen Urteils, welche jemals vorgekommen" und setzt ihr die Feststellung entgegen (S. 409), daß „eine ganze geistvolle Nation vom Leben so übel dachte". Unter den von ihm angenommenen Ursachen dieser Erscheinung sind zwei, eine äußere und eine innere, zu nennen. Die „Polis", der griechische Stadtstaat ist es nach ihm (I 290), die „ihre Menschen mit der Zeit überwiegend

Digitized by Google

unglücklich gemacht" hat. In diesem Sinne, z. T. aber noch weiter (von der griechischen Böswilligkeit überhaupt) ist es zu verstehen, wenn es I 53 heißt: „Von allen Kulturvölkern sind die Griechen das, welches sich das bitterste, empfundenste Leid angetan hat"; vgl. dazu S. 67. Die Empfindungsfähigkeit aber für dieses Leid erklärt er z. T. aus der Volksart überhaupt (II 387: „Griechen aber, d. h. zur persönlichen Auszeichnung veranlagt, waren sie alle, und zum Teil Menschen von unendlich feiner und vollkommener Organisation"), anderseits aus der Entwicklung des Griechentums, sowohl seiner geistigen Entfaltung (I 291: „in gleichem Maße mit der hohen geistigen Entwicklung der Hellenen muß auch die Empfindung für die Leiden gewachsen sein, die sie einander zufügten") wie auch, im besondern, aus dem, zumeist wieder, nach Burckhardt, mit der Polis zusammenhängenden Individualismus: II 386 nennt er die Griechen ein Volk, „welches im höchsten Grade seine Leiden empfinden . . . mußte" und fährt fort: „Der Grieche . . war früher ein individueller Mensch geworden als die übrigen und trug nun hievon den Ruhm und das Unheil in unvermeidlicher Mischung". — Als Nachtrag zu Burckhardt gibt R. Salinger, Preuss. Jahrb. Bd. 120 (1905) 105 f. Bemerkungen über die „pessimistische Lebensauffassung der Antike".

Auch in Nietzsches Auffassung des Griechentums nimmt der griechische Pessimismus eine bedeutsame Stelle ein. Dabei sind verschiedene Wandlungen in seinen Vorstellungen von diesem Pessimismus festzustellen. Einmal, um dies gleich vorwegzunehmen, äußert er sich ganz ähnlich wie Burckhardt; es handelt sich offenbar um nichts anderes als um eine Wiedergabe Burckhardtscher Anschauungen; „Wir Philologen" (1875) (W. X 1903) S. 390: „Die glücklichste und behaglichste Gestaltung der politisch-sozialen Lage ist am wenigsten bei den Griechen zu finden . . . je mehr Geist, desto mehr Leid (wie die Griechen beweisen)." (Nietzsche ist in diesen Partien auch sonst von Burckhardt beeinflußt, vgl. z. B. S. 387 über die Steigerung des Individuums durch die Polis; S. 390 über die gegenseitige Todfeindschaft usf.; S. 391 die Stelle in Anführungszeichen, die beginnt: „die frevelhafte gegenseitige Zernichtung" [letzteres ein Burckhardtsches Lieblingswort; es handelt sich bei der genannten Stelle offenbar um eine Notiz nach Burckhardts Vorlesung].) Die selbständigen Anschauungen Nietzsches über den Pessimismus weisen zwei Hauptvarianten auf; beide entsprechen seiner eigenen Lebensauffassung jener Zeiten und sind im Grunde wiederum in erster Linie Übertragungen des eigenen Ideals auf die Griechen. Die frühere Vorstellung von griechischem Pessimismus, aus der Zeit der „Geburt der Tragödie", beruht — gleich Nietzsches damaliger Weltanschauung — auf einer Verbindung von Schopenhauer und Wagner, pessimistischer Lebensphilosophie und künstlerischem Optimismus; vgl. „Die Geburt der Tragödie" (W. I, 1903) S. 31: „Der Grieche . . . empfand die Schrecken . . . des Daseins: um überhaupt leben zu können, mußte er vor sie hin die glänzende Traumgeburt der olympischen Götter stellen"; S. 33; S. 31/32: „jenes so reizbar empfindende, so ungestüm begehrende, zum Leiden so einzig befähigte Volk"; S. 33: „das dem künstlerischen korrelative Talent zum Leiden"; S. 55: „der . . . zum zartesten und schwersten Leiden einzig befähigte Hellene . . . Ihn rettet die Kunst" [der „dionysische Chor" ist gemeint]. Dazu ferner z. B. W. X (1903) S. 99 [1873]: „Das Denken der Griechen im tragischen Zeitalter ist pessimistisch oder

Digitized by Google

künstlerisch optimistisch"; XIV (1904) [1882—1888] S. 112: „sie leiden im höchsten Grade, aber sie reagieren dagegen mit um so höherem Selbstgenuß im Schaffen und auch im Reden von Dingen, die wohltun". — Später, als Nietzsche seinen früheren Pessimismus überwunden und in einem neuen „Pessimismus der Stärke", der zugleich der Ausfluß des höchsten Lebenswillens sein sollte, Zuflucht gesucht gegen das herannahende Verhängnis, sah er jetzt auch bei den Griechen diesen Pessimismus; vgl. „Die fröhliche Wissenschaft" (W. V 1899) S. 325 (Nr. 370): „es gibt zweierlei Leidende, einmal die an der Überfülle des Lebens Leidenden, welche eine dionysische Kunst wollen und ebenso eine tragische Ansicht und Einsicht in das Leben, — und sodann die an der Verarmung des Lebens Leidenden"; S. 326: „Das Verlangen nach Zerstörung, Wechsel, Werden kann der Ausdruck der übervollen . . . Kraft sein" (dies nenne er „dionysisch"); S. 327: statt „klassischer" Pessimismus wolle er „dionysischer" sagen (jener Ausdruck aber doch W. XIV S. 371 „die Konzeption . . . eines Pessimismus der Stärke, eines klassischen Pessimismus"). Im „Willen zur Macht" (W. XV 1901) gipfelt dann die ganze neue Lehre in jenem „dionysischen Jasagen zur Welt, wie sie ist" (S. 483) (Nr. 476), jener „Sympathie für das Schreckliche und Fragwürdige" (S. 478) (vgl. auch S. 483, 487/8). — Einen Versuch, diesen seinen neuen Pessimismusbegriff mit seiner älteren Auffassung zu vereinigen, haben wir — wenn dies auch nicht ganz entschieden bewußt wird — in der Vorrede zur Geburt der Tragödie vom Jahre 1886 vor uns (Werke I, 1903); vgl. S. 2: „Gibt es einen Pessimismus der Stärke? Eine intellektuelle Vorneigung für das Harte, Schauerliche, Böse, Problematische des Daseins . . . aus überströmender Gesundheit . . ?" Vgl. S. 6: „der . . . Wille der älteren Hellenen zum Pessimismus, zum tragischen Mythus . . . aus überströmender Gesundheit"; S. 7: „Neurosen der Gesundheit". Freilich auch hier noch wird nebenher die frühere Auffassung wiederholt, S. 2: „Gerade sie hatten die Tragödie nötig? Mehr noch — die Kunst?" — Wie Nietzsche in dieser Vorrede den Pessimismus der ältern Griechen aus ihrer Gesundheit ableitet, so die „Heiterkeit" der spätern Zeiten — die er also zugibt — aus der Schwäche; S. 6: das „immer stärkere Verlangen nach Schönheit, nach Festen, Lustbarkeiten" sei aus „Melancholie, aus Schmerz erwachsen"; S. 7: „in den Zeiten ihrer Auflösung und Schwäche immer optimistischer, oberflächlicher, schauspielerischer". [Vgl. schon in der „Geburt der Tragödie" S. 80/81 (die Heiterkeit erst im „greisen Hellenentum"; dazu Vorrede S. 2/3 (die Heiterkeit als „Abendröte").]

Gegen die griechische „Heiterkeit" wendet sich auch Rohde (angef. bei Crusius, Erwin Rohde [1902] 57 [1871]; vgl. 251/2 [1877]). — Als weitere Vertreter der Lehre vom griechischen Pessimismus nennen wir noch Raff. Fornaciari, Antologia nuova, Mai 1868, S. 52: die Griechen fühlten „quanto qualunque altro popolo, la fragilità, l'incertezza, la caducità che accompagnano sempre quei beni" (la vita, la gioventù, la prosperità); S. 65 findet er in der griechischen Literatur (der klassischen Zeit) eine „rassegnazione lamentevole e malinconica a' mali inevitabili"; sie betrachte „con tranquilla mestizia" das menschliche Unglück. — R. C. Jebb, The growth and influence of classical Greek poetry (Boston-New York 1894) 20: „Greek melancholy". — O. Gruppe, Gr. Mythologie und Religionsgeschichte II (1906) 961/2: ein „tief in der Volksseele wurzelnder . . . Zug sehnsüchtiger . . . Wehmut".

Digitized by Google

c) Vermittelnde Ansichten.

Häufig wird — in verschiedener Art — ein mittlerer Weg eingeschlagen. — Limburg Brouwer, Hist. de la civilisat. morale et relig. des Grecs I (1833) S. 217: „Les Grecs, plus qu'aucune autre nation . . . avaient une disposition particulière à s'apitoyer sur les malheurs auxquels le genre humain est sans cesse en butte". Weiterhin findet er in der griechischen Poesie wie „dans leurs traditions" „une réunion remarquable d'idées gaies et riantes et de sentiments tragiques" (S. 220; über letztere vgl. auch IV [1838] 343 f.). Auch IV 400 heißt es, „le sentiment du tragique", d. h. „la susceptibilité pour le plaisir des larmes" sei bei den Griechen in einem Grade vorhanden wie bei keinem Volke und sei (S. 407) le „génie dominant de la poésie" (vgl. 401: „douce mélancholie"). Aber S. 408 (u. f.) spricht er von der Heiterkeit und Geselligkeit der Griechen und nennt sie „sensibles à la joie et au plaisir, comme à la douleur et à la tristesse". — Schopenhauer findet im allgemeinen bei Griechen wie bei Römern die „Bejahung des Willens zum Leben" vorherrschend; vgl. Parerga und Paralipomena II 327/8 (Reklam) [Nachträge zur Lehre von der Bejahung und Verneinung des Willens zum Leben; § 162]; vgl. ebenda 364 (§ 174) (Über Religion): „Die ernste, wahre und tiefe Bedeutung des Lebens war Griechen und Römern verloren gegangen: sie lebten dahin, wie große Kinder, bis das Christentum kam". Gerade dadurch habe dieses das Judentum und Griechentum besiegt (Die Welt als Wille und Vorstellung, I Rekl. S. 197 [1. Buch, Kap. 17). An anderer Stelle lautet es doch wieder anders: Die Welt als Wille und Vorstell. (Rekl. II 690; Ergänz. zum 4. Buch, Kap. 46): die Griechen seien, so „entschieden sie auf dem Standpunkt der Bejahung des Willens standen, dennoch von dem Elend des Daseins tief ergriffen" gewesen. — E. Curtius, Altert. und Gegenwart I[3] 235 [1861]: Trotz dem uralten Wahrspruch „daß nicht geboren zu sein das allerbeste Loos wäre" „haben sie von allen Völkern der Erde am wenigsten in trüber Melancholie das irdische Dasein verabsäumt"; vgl. 239. — Auch Jakob Burckhardt selbst ist hier wiederum zu nennen wegen des Satzes Gr. Kulturgesch. II 389: „Die ganze Erscheinung des griechischen Pessimismus erhält nun ihre volle Merkwürdigkeit durch den entschiedenen Optimismus des griechischen Temperaments, welches vom tiefsten Grunde aus ein schaffendes, plastisches, der Welt zugewandtes ist und außerdem — an der Oberfläche — die Verwertung und den Genuß des Augenblicks sehr zu schätzen weiß". — K. Köstlin, Gesch. d. Ethik I 1 (1887) 127, 136/137; hier meint er, die „Unzufriedenheit und Mißstimmung über das Dasein" sei „durch die Kraft und den Mut zur Tat stets niedergehalten" worden. — Martha, Études morales sur l'antiquité[3] (Paris 1896) 182: „La légèreté des Grecs avait besoin de ces salutaires avertissements (er meint die „littérature consolatrice"). Ce peuple jeune, vif, enivré de plaisir et de politique, tout aux joies de la vie, risquait toujours d'être accablé par le malheur, pour n'y avoir point pensé d'avance". — Ed. Norden, Die antike Kunstprosa II (1898) 462: „Nur in ihrem Gesamtcharakter ist die antike Literatur heiter: breite Flächen sind mit dem Schatten trüber, weltflüchtiger Reflexion und Resignation bedeckt". (Vgl. aber auch S. 462/3: „Die Stoa . . . macht mit ihrem asketischen Bestreben von vornherein keinen ganz rein hellenischen

Digitized by Google

Eindruck".) — Alfr. Fouillée, Esquisse psych. des peuples europ.[2] (Paris 1903) 13: „Malgré de profondes échappées sur la tristesse des choses . . . la Grèce conserve un optimisme souriant". — C. Jentsch, Hellenentum und Christentum (1903) 7: „Die Hellenen, glückliche Kinder eines freundlichen Landes und Klimas, haben keinen bösen Gott"; S. 22: „ein heiteres und lebenslustiges Volk" (und daher auch die Götter ähnlich); aber S. 40 doch etwas anders: Burckhardt nenne Sokrates einen heitern Pessimisten . . . „man darf diesen heitern und fröhlichen Pessimismus als die Grundstimmung des griechischen Gemüts bezeichnen". Dies wird ausgeführt und so zusammengefaßt: „der Pessimismus bleibt auf das Raisonnement beschränkt und bricht weder seinen Willen, noch verdüstert er sein Gemüt". — Felix Weingartner, Carl Spitteler (1904) 8 weist darauf hin, daß die Griechen „die das Leben hemmenden Einflüsse mit Kraft und Schönheit zu bezwingen suchten und der Daseinsfreude ebenso ihr Recht ließen wie dem Schmerze". — S. H. Butcher, Some aspects of the Greek genius[3] (Lond. 1904) S. 133 f. „The melancholy of the Greeks"; er wendet sich gegen die Annahme einer „Hellenic serenity" (136) und findet (136): „A peculiar vein of constitutional sadness belongs to the Greek temperament"; S. 174: Es sei, entsprechend dem Satze des Aristoteles [Problem. XXX] von der Melancholie der großen Männer, nur natürlich, „that the most highly gifted nation of antiquity should have had in it a vein of this sentiment". Man dürfe dies aber nicht übertreiben; so faßt er denn seine Ansicht dahin zusammen (S. 175): „Without consolation here or hope hereafter he could face his inexorable doom, and by great thougths and deeds conquer destiny". Etwas anders vorher (S. 134): „the Greek, combining the gaiety, the insatiable curiosity of the child with the keen intellect of the grown man". — Wendland, Die hellenistisch-römische Kultur (1907) S. 136/7 (vgl. am Schluße des folgenden Absatzes). — Eucken, Die Lebensanschauungen der großen Denker[7] (1907) 12: obschon „die Zweifel, Sorgen und Leiden des menschlichen Daseins . . die Griechen unablässig" beschäftigten, hätten sie sich doch dem Leid des Lebens nicht ergeben.

d) Die Annahme eines griechischen Pessimismus für bestimmte Epochen.

Häufig wird die Annahme eines griechischen Pessimismus nur für bestimmte Zeiten aufgestellt. So hat Nietzsche, wie wir sahen, nur bei den älteren Griechen — bei denen er freilich das wahre Griechentum sieht — einen herrschenden Pessimismus wahrzunehmen geglaubt. — Über den, mit sozialen Zuständen in Zusammenhang gebrachten Pessimismus im Epos und bei Hesiod Beloch, Gr. Gesch. I (1893) 223. — K. O. Müller, Gesch. d. gr. Lit. I (1841) 429/30 führt aus, wie „schon in der Poesie dieser ersten fünf Jahrhunderte der griechischen Literatur an die Stelle jener heitern Freude an dem sinnlichen Leben ein tiefes Gefühl von dem Elend dieses menschlichen Daseins und eine schwärmerische Sehnsucht nach einem seligeren Zustand getreten" sei. Freilich sei diese Betrachtung des Lebens nicht „herrschende Stimmung des griechischen Volkes" geworden, aber sie habe doch in einzelnen Gemütern tiefe Wurzel gefaßt. Gemeint ist die orphisch-mystische Literatur; über deren Pessimismus vgl. O. Gruppe, Gr. Mythologie und Religionsgesch. II

Digitized by Google

(1906) 1016 f., bes. 1031; dazu I 520 (über das Epos S. 1011); er schildert die Weltflucht und den Mystizismus des sechsten Jahrhunderts (ebendieses hatte eigentlich auch Nietzsche im Auge). — Einen Pessimismus der ältern Zeit nimmt auch Joël an, Der Ursprung der Naturphilosophie aus dem Geiste der Mystik (1906) 40: der Pessimismus sei „die Philosophie der Jünglingsjahre, auch der des griechischen Volkes" (dazu 40/41), der also diese Erscheinung als typische auffaßt und durch die biologische Analogie zu erklären sucht. — Als „notwendiges Ergebnis des fortschreitenden Denkens", also in gewissem Sinne ebenfalls als typisch faßt den nachhomerischen Pessimismus, wie er in der orphisch-mystischen Bewegung zum Ausdruck kommt, Wilamowitz, Homerische Untersuchungen (1884) S. 205/6. — Ein Erstarken des griechischen Pessimismus von Homer bis Herodot nimmt Th. Gomperz, Gr. Denker II (1902) 8 an; er erklärt dies aus den sozialen Zuständen und der Entwicklung der Reflexion. — Über pessimistische Äußerungen des fünften Jahrhunderts (bei Sophokles und Herodot) Ed. Meyer, Forschungen zur alten Geschichte II (1899) 262: „kein lebensmüder Pessimismus . . . sondern . . . der Ausdruck einer gesunden Kraft, die das Leben aus vollen Zügen genießen möchte, aber sich überall durch die Schranken des menschlichen Daseins . . . gehemmt sieht"; vgl. Gesch. d. Altert. IV (1901) 131. — Über die hellenistische Zeit Alfr. Biese, Preuß. Jahrb. Bd. 63 (1889) 160: „die Weltanschauung des Hellenismus erhielt mehr und mehr den Charakter des Weltschmerzes und der Melancholie". — Und endlich über die Spätantike Wendland, Die hellenistisch-römische Kultur (1907) S. 136/7: „Im Ganzen betrachtet widerspricht christliche Weltverneinung . . . der echt antiken Gefühlsweise . . . für die Weltfreudigkeit, unbefangene Sinnenlust, das naive Aufgehen des Menschen in der ihn umgebenden Welt charakteristisch sind. Aber an der neuen Lehre, daß Pessimismus die allgemeine griechische Grundstimmung . . . gewesen sei, ist doch so viel wahr, daß die Bedeutung einer solchen starken Nebenströmung für das griechische Geistesleben nicht zu unterschätzen ist. Und man darf sagen, daß sie in der Spätantike fast die vorherrschende Strömung wird.... Das niedergehende Altertum ist an seinen früheren Idealen irre geworden. Und auch in seiner Lebensauffassung kommt der Geist der Weltverneinung zum Ausdruck". (Der Ausdruck „neue" Lehre bezieht sich wohl auf Burckhardt; nach obigen Nachweisen muß er modifiziert werden.)

Die Abhandlung von Baumstark, Der Pessimismus in der griechischen Lyrik war mir nicht zugänglich.

e) Die Kritik der Vorstellungen vom griechischen Pessimismus.

Widerspruch gegen die Annahme eines griechischen Pessimismus findet sich verhältnismäßig selten; meist ist diese Lehre gar nicht beachtet worden gegenüber den Vorstellungen von der griechischen Heiterkeit. Häufiger kleidet sich ein solcher Widerspruch in jene (unter c) genannten Formen vermittelnder Ansichten. — Gegen Schopenhauer wendet sich Wilamowitz, der zugleich eine neue allgemein-geschichtliche Theorie über Optimismus und Pessimismus als typische Erscheinungen aufstellt (vgl. schon oben, diese S.); Gr. Tragödien I (1899) 290: Schopenhauer habe „in der Tragödie die Predigt des Pessimismus gehört, unfähig . . . zu würdigen, daß die Poesie und zumal

Digitized by Google

ihre älteste und machtvollste Erscheinungsform, die Sage, ein Vollbild der in einer bestimmten Zeit und Kultur vorhandenen Stimmungen und Weltanschauungen gibt, also jederzeit optimistisch und pessimistisch zugleich ist". — In seiner ersten Streitschrift gegen Nietzsche „Geburt der Tragödie" (Zukunftsphilologie, 1872, S. 12/13) wandte sich Wilamowitz nachdrücklich gegen die Annahme eines Pessimismus der homerischen Welt. — Auf Burckhardts Lehre vom griechischen Pessimismus bezieht sich, was Fr. M. Fels, Deutsche Rundschau 1899 (Bd. 98) S. 304 sagt: „Von weitem gemessen, summieren sich Einzelheiten, die ursprünglich wenig ins Gewicht gefallen sind, zu einer erdrückenden Last". „Wenn wir Burckhardts Raisonnement auf andere Völker übertragen, so werden wir kaum ein einziges glücklich nennen dürfen".

Zwölftes Kapitel.

Dazu Allgemeiner Teil S. 37.

Die Anschauungen von der Eigenart des griechischen Volkscharakters VII.

1. Die griechische Fähigkeit der Beobachtung und Anschauung.

Goethe, Philostrats Gemälde (1818) [Hempel 28, 275; Heinemann 23, 230]: „Alles was jene hochbegabte Nation in Worte verfaßt" habe, sei „aus unmittelbarem Anschauen der äußern und innern Welt hervorgegangen". — I. W. Loebell, Weltgeschichte I (1846) 415: „ein klarer, die Formen der erscheinenden Natur scharf erkennender und in die Gedankenwelt tief eindringender Blick" (er leitet daraus die griechische Kunst und Wissenschaft her). — Du Mesnil-Marigny, Hist. de l'éc. polit. III³ (Paris 1878) 163: „l'esprit observateur de ce peuple". — Leop. Schmidt, Die Ethik der alten Griechen I (1882) 29: die „Gewalt, die das Schauen über das griechische Gemüt übte", gehöre zu den „den Sinn seiner Nation am eigentümlichsten kennzeichnenden Faktoren". — L. M. Mitchell, A History of Ancient sculpture (London 1883) 431/2: „susceptibility of Greeks to impressions through the Eye". — Th. Gomperz, Gr. Denker I (1896) 9: „Der Grieche hatte allezeit ein scharfblickendes Auge auf die Außenwelt gerichtet". — Troels-Lund, Himmelsbild und Weltanschauung im Wandel der Zeiten (1899) S. 99: „mit offenem Auge für Alles". — H. St. Chamberlain, Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts (1899) S. 996: „das klare Auge des Hellenen" (vgl. S. 552); aber „der tiefe Blick nach innen" sei ihnen versagt; S. 85 „Anschauungskraft"; vgl. S. 114; derselbe, Arische Weltanschauung [Die Kultur, 1905] S. 66 (vgl. 67): „Die Griechen, (diese größten Virtuosen im Gebrauch des Auges)". — Wilczek bei Helmholt, Weltgeschichte IV (1900) S. 19: „ein scharfes helles Auge für die Natur und ihre Erscheinungen". — Hr. Gomperz, Die Lebensauffassung der griech. Philosophen (1904) S. 28: „eine ungewöhnliche Lebhaftigkeit der Anschauung". — O. Jäger, Homer und Horaz im Gymnasialunterricht (1905) 111: es sei richtig, wenn man sage, daß „das scharfe Beobachten oder schauende Denken im allgemeinen griechische Eigenschaft gewesen sei — richtiger, daß im griechischen Volk .. außergewöhnlich viele diese Eigenschaft besessen haben".

Digitized by Google

2. Die griechische Klarheit der Vorstellungen.

Grote, A History of Greece VIII (1850) 442: „Grecian perspicuity" (Aeschylos stehe näher orientalischer „vagueness"). — Eucken, Die Lebensanschauungen der großen Denker[7] (1907) S. 13, 14 betont das Streben der Griechen nach Klarheit in wissenschaftlicher und künstlerischer, logischer und plastischer Richtung; vgl. auch S. 80. — Von der Klarheit der Griechen im Ausdruck philosophischer Probleme spricht Oldenberg, Die Literatur des alten Indien (1903) S. 56; vgl. S. 61. — H. St. Chamberlain, Immanuel Kant (1905) S. 227: „Klarheit liebende Menschen". — Unter den „griechischen Erztugenden" (wie sie namentlich in der Kunst erscheinen) nennt W. v. Oettingen, Unter der Sonne Homers (1906) S. 5 auch die Klarheit. — Karl Storck, Die kulturelle Bedeutung der Musik I (1906) 17: „Die einzigartige Bedeutung der griechischen Kultur innerhalb der ganzen vorchristlichen Welt ... liegt in seiner Fähigkeit, dem Gesamtleben die apollinisch klare Gestalt zu geben." — Von der Kunst im besonderen sprechen Humboldt und Goethe; jener nennt (an Schiller 6. Nov. 1795) die „Klarheit" als eine wesentliche Eigenschaft der griechischen Poesie an erster Stelle; es folgen noch die „Ruhe", „Größe, Einfalt und Würde". Und endlich sagt Goethe („Antik und Modern"; nach „Philostrats Gemälden" [1818]; Hempel 28, 327; Heinemann 23, 290), was ihn an den „echt griechischen Werken" (der bildenden Kunst) entzücke, sei „die Klarheit der Ansicht, die Heiterkeit der Aufnahme, die Leichtigkeit der Mitteilung". — Von der „clearness" in der griechischen Literatur, Philosophie und Skulptur P. Gardner, A Grammar of Greek Art (London 1905) S. 8. — O. Pfleiderer, Religion und Religionen (1906) S. 169: „seines [des griechischen Geistes] Dranges nach .. Klarheit".

3. Die griechische Phantasie.

Guys, Voyage littéraire de la Grèce I[3] (Paris 1783) S. 93: „cette imagination brûlante"; vgl. 474: „une imagination vive". — Tennemann, Gesch. d. Philosophie I (1798) S. 7: „ein hoher Grad von Fülle und Lebhaftigkeit der Einbildungskraft"; S. 8: „die Einbildungskraft der Griechen war schöpferisch". — W. Mitford, The History of Greece (1784—94; zit. nach der 3. post. ed. London 1838) IV 122: „A lively imagination was among the national characteristics of the Greeks." — Fr. Schlegel, Philosoph. Vorles. II 328 (Werke, Supplem. II[2]): „eine so reich ausgestattete, mit ursprünglicher Schöpferkraft begabte Phantasie". — Herm. Ulrici, Charakteristik der antiken Historiographie (1833) 364: „hohe Kraft der Phantasie im griechischen Geiste". — Grote, A History of Greece I (1846) S. 5: „the ... imaginative Greek". — R. Haym, bei Ersch und Gruber, Allgem. Enzyklop. III. Sektion, 24. Teil (1848) 53: die „Nüchternheit des philosophischen Charakters", das „Zurücktreten der Phantasie und des Gefühls" lasse Aristoteles ungriechisch erscheinen. — Duncker, Gesch. d. Altert. III (1856) 59: „ein Volk von sehr lebhafter Phantasie". — Döllinger, Heidentum und Judentum (1857) 63, 107. — E. Curtius, Gr. Gesch. II (1861) 85: ein „phantasiereiches Volk". — Hertzberg, bei Ersch und Gruber, Allgemeine Enzyklop. I, Teil 80 (1862) S. 238: „reiche Phantasie". — Bergk, Gr. Literaturgesch. I (1872) 29: „leb-

Digitized by Google

hafte Phantasie". — Ad. Stern, Gesch. d. Weltlit. (1888) S. 89: „Überfülle und Stärke der Phantasie und des poetischen Vermögens." — M. Patin, Études sur les tragiques grecs. Eschyle[7] (Paris 1890) S. 2 erklärt die „spontane" Entwicklung der griechischen Literatur „par cette vivacité d'imagination accordée aux peuples méridionaux et qui a été surtout le partage des Grecs". — Georg. Perrot, Revue des deux mondes 1892, 1. Februar S. 537: Die Griechen besaßen im höchsten Grade „le génie de l'invention" in Literatur und Kunst. — H. St. Chamberlain, Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts (1899) S. 705: „seiner himmelstürmenden Kraft der Phantasie"; S. 552: „die Formenfülle und Gestaltungskraft des hellenischen Geistes". — H. O. Taylor, Ancient ideals I (New York 1900) S. 154: „the Greek creative imagination, that artist faculty". — K. Neumann, Hist. Zeitschr. Bd. 85 (1900) S. 403: „eine Fähigkeit der Illusion und eine Kraft, daran als an ein höchst Wirkliches zu glauben, die das Griechenvolk zum größten Kunstvolk der Welt und aller Zeiten gemacht haben". — Breysig, Kulturgeschichte der Neuzeit II 1 (1901) 75: „die wunderbare Gestaltungskraft der griechischen Phantasie". — Hr. Gomperz, Die Lebensauffassung der griech. Philosophen (1904) S. 28: „einer ungewöhnlichen Lebhaftigkeit der ... Phantasie".

Hier angeschlossen seien einige Stellen, an denen die „spekulative" Seite des griechischen Geistes betont ist. Duncker, Gesch. des Altert. IV (1857) 125/6: „Es ist charakteristisch für die Art und das Naturell der Griechen, daß sie früher zur Philosophie als zur Geschichtschreibung gekommen sind. Das Interesse der Phantasie war bei ihnen stärker als das der schlichten Wahrnehmung und Beobachtung". — B. Förster, Preuß. Jahrb. Bd. 44 (1879) S. 652 leitet die Überlegenheit der bildenden Kunst der Griechen über den Orient aus der „Fülle und Kraft der poetischen Anschauung", der „gewaltigen metaphysischen Anlage" ab. — Jak. Burckhardt, Gr. Kulturgesch. III 310 spricht von dem „ganz exzeptionellen spekulativen Vermögen der Griechen." — Vgl. auch unten 13. Kap. 3.

Dreizehntes Kapitel.

Dazu Allgemeiner Teil S. 37/38.

Die Anschauungen von der Eigenart des griechischen Volkscharakters VIII.

1. Die intellektuelle Begabung der Griechen.

Vor allem nach der Seite der Intelligenz sind wohl Ausdrücke wie „geistreich" u. ä. in ihrer Anwendung auf das griechische Volk zu verstehen. So heißen die Griechen „das geistreichste" Volk bei Fr. Jacobs, Vermischte Schr. III 381 (v. J. 1808); Fr. Christoph Schlosser, Universalhistorische Übersicht der alten Welt I 2 (1826) S. 100; E. v. Lasaulx, Das pelasgische Orakel des Zeus zu Dodona (1840; = Studien des klass. Altertums 283 f.) S. 1, während andere nur den Positiv anwenden, z. B. Fr. v. Raumer, Vorlesungen über die alte Geschichte I (1821) S. 198; K. O. Müller, Gesch. d. gr. Lit. I (1841) S. 434; M. Hoernes, Die Urgeschichte des Menschen (1892) S. 465;

Digitized by Google

Pöhlmann, Aus Altertum und Gegenwart (1895) S. 209 und Geschichte des antiken Kommunismus und Sozialismus II (1901) 43; Georg Adler, Handwörterbuch der Staatswissenschaften[1], 2. Supplementband (1897) S. 714. — Im gleichen Sinne wird auch das Epitheton „geistvoll" von den Griechen gebraucht, z. B. bei Bergk, Griech. Literaturgesch. I (1872) 4; Breysig, Der Stufenbau und die Gesetze der Weltgeschichte (1905) S. 39; oder man nennt sie ein „geistesstarkes" Volk, W. Götz, Histor. Geographie (1904) 139.

Bei den Franzosen werden die Griechen ähnlich „ingénieux" genannt; z. B. bei Cherbuliez, A propos d'un cheval (Genf 1860) S. 119: „ce peuple ing.". — Martha, Études moral. sur l'antiquité[3] (Paris 1896) S. 141: „si ingénieux".

T. Hemsterhusius, Orationes (Lugdun. Batav. 1784) S. 61 in der Rede: De linguae Graecae praestantia v. J. 1720): „praeclarum ... ingenii acumen", „excellens ad omne scientiarum genus indoles"; S. 62: „ingeniorum velocitas". — Herder, Ideen z. Philos. d. Gesch. d. Menschh., Buch 17, Kap. III (Cotta 1853/4, Bd. 30, S. 73): „das scharfsinnigste Volk der Erde". — Tennemann, Gesch. der Philosophie I (1798) S. 7/8: „ein hoher Grad von ... Witz und Unterscheidungsvermögen, und reife Beurteilungskraft"; S. 8: „die Talente des Beobachtungsgeistes und der Spekulation, des auflösenden und verbindenden Verstandes, der Abstraktion und Reflexion" seien „in verschiedenen Subjekten ... in höhern Graden" zu finden gewesen. — Fr. Schlegel, Philosoph. Vorlesungen II[2] (Werke Supplemente II[2]) S. 331: „eines sehr scharfsinnigen, erfinderischen, kräftigen Geistes". — Ol. Goldsmith, The History of Greece II (London 1825) S. 267 schreibt noch den christlich gewordenen Griechen „in their theological disputes" „all that versatility of genius, that quickness of wit" zu, die sie früher besaßen. — Bergk, Kl. Schr. II 546: „dem genialen Scharfblicke ... der Hellenen". — Klemm, Allgem. Kulturgesch. VIII (1850) S. 60 nennt unter den „Grundzügen in dem Charakter der alten Griechen" „einen durchdringenden Verstand". — Taine namentlich hat diese Seite des griechischen Wesens stark betont, Philosophie de l'art II[11] 89: „ce peuple si précoce et si intelligent"; S. 98: überall zeige sich ihr „esprit fin, adroit, ingénieux" (dessen Typus für ihn Odysseus ist); „A la fin comme au commencement de la civilisation, ce qui domine en eux, c'est l'esprit"; daher auch die griechische Wissenschaft); vgl. S. 103 über die „finesse d'esprit qui, transportée du raisonnement dans la littérature, a fait le goût 'attique', c'est-à-dire le sentiment des nuances, la grâce légère" usf.; S. 104: „la dextérité, la précision, l'agilité natives avec lesquelles il [der Grieche] circule à travers les idées, pour les distinguer et les relier". — Nietzsche, Menschliches, Allzumenschliches I (W. II, 1899) S. 162 (Nr. 154): „der überscharfe Verstand der Griechen"; II (W. III, 1899) S. 62 (Nr. 112): „ihr Intellekt" sei „kälter und klarer" gewesen als der unsrige; Morgenröte (Werke IV, 1899) S. 82 (Nr. 85): „seinem scharfen Verstande". — Rohde, Der gr. Roman (1876) S. 176 spricht von dem „hellen .. griechischen Verstand". — G. Dalla Vedova, Antologia nuova, August 1877, S. 816: „finezza mentale prepotente". — M. Croiset, Hist. de la littér. gr. I (1887) S. 9: „La race hellénique est essentiellement fine d'esprit". (Dies zeige sich in der Literatur wie im Leben; auch führe es leicht zu sophistischem Wesen, S. 11; Cr. ist von Taine beeinflußt.)

Digitized by Google

2. Die Richtung auf den Rationalismus.

Auf die rationalistische Seite des griechischen Wesens weist u. a. Fouillée hin in einer ausführlicheren Charakteristik der griechischen Eigenart, die wir in ihrem Zusammenhang anführen: Esquisse psych. d. peuples europ.[2] (Paris 1903) 13: „La sensibilité grecque avait la vivacité méridionale, sans être violente"; ebenda: „Moins sensibles que sensuels, encore moins sensuels qu'intellectuels. La pensée eut toujours une large part dans leurs émotions"; vgl. S. 14: der Grieche sei „un intellectuel"; S. 24 über den „rationalisme grec"; über den „intellectualisme" S. 15; daraus erklärt er — nicht aus dem Klima — „le besoin de clarté, la haine du vague, le dédain de l'énorme ... le sentiment de la mesure". „L'Hellène a l'instinct raisonnable et la raison instinctive." (Daneben betont er aber auch die andere Seite: „l'imagination qui vit dans un monde idéal".) — Geffcken, Aus der Werdezeit des Christentums (1904) 105: „dem rationalistischen, sinnlich zu denken gewohnten echten Hellenentum"; S. 135: „Der Grundzug des griechischen Wesens ... ist immer ein gewisser Rationalismus geblieben." — P. Gardner, A Grammar of Greek art (London 1904) S. 8: „in sheer intelligence, in logical power .. the Greeks are found to be supreme" (vgl. über die „intellectuality" der griechischen [bildenden] Kunst S. 150; über „the essentially rational character of Greek architecture" S. 38). — O. Pfleiderer, Religion und Religionen (1906) S. 169: „seines [des griechischen Geistes] Dranges nach ... Vernünftigkeit". — P. Wernle, Einführung in das theologische Studium (1908) S. 58/59: „der völlige Sturz des Rationalismus" des Griechentums, wie er im Neuplatonismus erfolge, werfe Licht auf des griechischen Geistes „Oberflächlichkeit und Ungenüge"; gemeint ist eben die Richtung auf das überwiegend Rationalistische.

3. Die logisch-dialektische Befähigung; die Richtung auf die Deduktion u. ä.

Die logisch-dialektische Befähigung der Griechen betont namentlich Taine, Philosophie de l'art II[11] S. 100; Derniers essais de critique et d'histoire[2] S. 65 (v. Jahre 1870): der Autor eines von ihm rezensierten Buches sei gleich den Griechen „analyste d'instinct ... dialecticien serré". (Vgl. auch Fr. A. Lange gleich unten.)

Hier ist auch jene häufig wiederholte Auffassung zu nennen, nach der das griechische Denken vorzugsweise als deduktives und systematisches erscheint; oft wird die Vernachlässigung der Beobachtung hervorgehoben. Dabei legt man mehr Gewicht auf die Nachteile dieser Geistesrichtung oder bewertet sie als Vorzug. — Condorcet, Esquisse d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain (1795) S. 72: „ils forgèrent des systèmes; ils négligèrent l'observation des faits" usf. — Dubois-Reymond, Kulturgeschichte und Naturwissenschaft (1878) S. 13: „Ihrem Geist, der gern zu übersinnlicher Spekulation ikarische Schwingen regte, fehlt die geduldige Besonnenheit, um von besonderen, fest umschriebenen Tatsachen zu allgemeinen Wahrheiten den beschwerlichen, aber einzig sicheren Pfad emporzusteigen." Vgl. S. 16. — Pöhlmann, Hellenische Anschauungen über den Zusammenhang

Digitized by Google

zwischen Natur und Geschichte (1879) 28: „Das zu große Vertrauen auf die logische Deduktion und die damit zusammenhängende Vernachlässigung des induktiven Weges"; S. 17: „jener verhängnisvolle Zug der antiken Forschung . . . sich bei nicht bestätigten Tatsachen außerordentlich leicht zu beruhigen" (dazu Lewes, Littrow u. a.). — Fr. A. Lange, Gesch. des Materialismus (Ausgabe 1887) 6: „Mit der Freiheit und Kühnheit des hellenischen Geistes verband sich eine angeborne Gabe Konsequenzen zu ziehen . . . mit einem Wort: das Talent der wissenschaftlichen Deduktion." — H. Weil, Journal des Savants, Februar 1896, S. 67: „l'esprit généralisateur et vraiment scientifique lui [Griechenland] appartient en propre". — H. St. Chamberlain, Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts (1899) S. 759 f.; vgl. 781, 787, 996. — Ed. Meyer, Gesch. d. Altert. IV (1901) S. 205/6: „Trieb zur Spekulation und Systematisierung"; vgl. S. 212: „ein wesentliches Moment der Größe wie der Einseitigkeit des griechischen Denkens . . .: das Streben nach Universalität, nach theoretischer Verknüpfung der Einzelfälle". — Th. Gomperz, Griech. Denker II (1902) 30 nennt den „systematischen Geist" „den höchsten Vorzug und zugleich eine schwere Gefahr der hellenischen Geistesart" (damit bringt er in der griechischen Wissenschaft die voreiligen Verallgemeinerungen, in der Kunst den „Systemgeist", den „frühzeitig erstarrten Kanon" in Zusammenhang. — Fr. Struntz, Naturbetrachtung und Naturerkenntnis im Altertum (1904) S. 34 (das griechische Denken habe sich „lediglich" an der Deduktion orientiert). — W. Lexis, Die Kultur der Gegenwart I 1 (1905) S. 27 erklärt diese deduktive Richtung der griechischen Wissenschaft nicht aus dem Volkscharakter, sondern aus der Jugendlichkeit des Denkens; „der zu wissenschaftlichem Streben erwachte menschliche Geist trat der Natur mit einem souveränen Selbstgefühl gegenüber"; dies habe den Griechen die Anwendung der experimentellen Methode erschwert.

Hier sei noch Burckhardts Wort (Gr. Kulturgesch. III 306, vgl. auch 372) von der „höchst abnormen philosophischen Begabung der Nation" angeführt.

In diesem Zusammenhang nennen wir auch einige Hinweise auf die verhältnismäßig geringe Entwicklung der praktischen Seite des griechischen Denkens. — Wilamowitz, Reden und Vorträge S. 167 (1900): „Die Wissenschaft, die uns ihre Schöpfer, die Hellenen, übermittelt hatten, war im wesentlichen auf die reine Erkenntnis gerichtet, auf Theorie, das will sagen Anschauen." — K. Joël, Der Ursprung der Naturphilosophie aus dem Geiste der Mystik (1906) S. 4: „das technische, praktische Bedürfnis und Verständnis war bei Phöniziern, Ägyptern, Babyloniern und Chinesen weit stärker als bei den Griechen . . dies erfindungsärmste der Kulturvölker" (und doch habe gerade dieses „die wirkliche Naturerkenntnis begründet, wohl eben, weil ihm die praktische Absicht zurücktrat"); vgl. auch S. 36: „Es fehlt . . der Kultur und speziell der Wissenschaft der Griechen der starke praktische, technische Zug der Neuzeit". — Gerade umgekehrt Limburg Brouwer, Hist. de la civilisation morale et religieuse des Grecs IV (1838) S. 334/5, der als „traits caractéristiques de la civilisation intellectuelle des Grecs" nennt: „prépondérance du sentiment" und „tendance à l'usage pratique".

Digitized by Google

4. Der eristisch-„sophistische" Zug und Verwandtes.

Zu der Annahme eines eristisch-„sophistischen" Charakterzuges der Griechen führte, neben der Vorstellung von ihrer besonderen logisch-dialektischen Befähigung, wohl namentlich auch jene bekannte, im wesentlichen durch Sokrates und Plato herbeigeführte Auffassung und Wertung der „Sophisten" des 5. Jahrhunderts. — Voltaire, Dictionnaire philosophique Art. Aristote (Oeuvres 1785f., Bd. 48, 149): „aux Grecs qui s'exerçaient continuellement à des arguments captieux"; Essai sur les moeurs et l'esprit des nations. Introduction: Des sectes de la Grèce (Oeuvres 1785f., Bd. 16 S. 145): „Les Grecs avaient tant d'esprit qu'ils en abusèrent." — Herder, Ideen z. Philos. d. Gesch. d. Menschheit 17. Buch Kap. III (Cotta 1853/4, Bd. 30, S. 64): im griechischen Christentum habe man „mit griechischer Spitzfindigkeit" „subtilisiert". Vgl. nachher über die „sophistische Gestalt" dieses Christentums. — Limburg Brouwer, Hist. de la civilisat. morale et religieuse des Grecs IV (1833) S. 335: „dégénération [der „civilisation intellectuelle des Grecs"] en une certaine finesse et une subtilité de distinctions"; vgl. auch S. 336f. — Taine, Philosophie de l'art II[11] S. 102 (nachdem er die besondere Begabung der Griechen für logische Schlußreihen geschildert, S. 100): Griechenland sei daher auch „la mère des ergoteurs, des rhéteurs et des sophistes". — E. Dühring nennt (Die Größen der mod. Lit. I, 1893, S. 278) die Griechen schlechtweg „eine Nation von Sophisten"; vgl. auch S. 19 u. 283. — B. v. Nell (Preuß. Jahrbücher Bd. 110 [1902] S. 258): bei Griechen, Deutschen und Indern sei „Neigung zum Subtilisieren", bei den Gr. sogar ein gewisses Übermaß nach der spielerischen Seite hin vorhanden.

5. Der Wissenstrieb.

Von dem griechischen Wissenstrieb hat wohl zuerst Plato gesprochen, Staat IV c. 11 p. 435 E: „τὸ φιλομαθές, ὃ δὴ περὶ τὸν παρ' ἡμῖν μάλιστ' ἄν τις αἰτιάσαιτο τόπον" (er stellt dies dem „θυμοειδές" der Thraker und Skythen und dem „φιλοχρήματον" der Phöniker und Ägypter entgegen). — T. Hemsterhusius, Orationes (Lugd. Bat. 1784) S. 65/66 (v. J. 1720): „impressam a natura atque insatiabilem sciendi voluptatem". — Klemm, Allgemeine Kulturgeschichte VIII (1850) S. 60 nennt unter den „Grundzügen in dem Charakter der alten Griechen" u. a. „ein nimmer rastendes Streben nach Erkenntnis" (das er indessen gemischt sein läßt „mit einer seltsamen Leichtgläubigkeit"). — E. Curtius, Altert. und Gegenwart I[3] 253 [1859]: „das lernbegierigste Volk der Welt". — Bergk, Kl. Schr. II 546: der „Wissensdrang der Hellenen"; Griech. Literaturgesch. I (1872) 4 (nach Plato). — Nietzsche, W. X (1903) S. 12 (1873): „ihren an sich unersättlichen Wissenstrieb" (über dessen Bändigung). — Ad. Holm, Gr. Gesch. I (1886) 428, II (1889) 347. — R. C. Jebb, The growth and influence of classical Greek poetry (Boston — New York 1894) S. 20: ein Charakterzug der Rasse sei „its intellectual fearlessness"; „fearless desire of knowledge". „The Greek was impelled by a primary law of his nature to know"; S. 25: „love of knowledge". — H. O. Taylor, Ancient ideals I (New York 1900) S. 154, 302, 304. — J. H. Butcher, Harvard lectures on Greek subjects (London 1904) S. 50, 92

Digitized by Google

(wo Plato zitiert wird), 82f.; derselbe, Some aspects of the Greek genius[2] (London 1904) S. 1: „the Greeks, before any other people of antiquity, possessed the love of knowledge for its own sake"; vgl. S. 34, 35; S. 40: „To Greece ... we owe the love of Science". — R. Reitzenstein, Werden und Wesen der Humanität im Altertum (1907) S. 9: „der echt griechische Forschungsdrang".

Dazu Allgemeiner Teil S. 38.

Vierzehntes Kapitel.

Die Anschauungen von der Eigenart des griechischen Volkscharakters IX.

Die künstlerische Begabung der Griechen.

1. Allgemeines.

Die Eigenschaft, die man wohl am häufigsten und am meisten übereinstimmend als besonderes Merkmal der Griechen betrachtet hat, ist die Begabung für die Kunst. Die Art, wie dieser Grundgedanke ausgedrückt wird, z. B. durch den Begriff „Sinn für die Schönheit", ist sehr oft charakteristisch für die ästhetischen Grundvorstellungen, die dabei vorschwebten. Eine Scheidung der Belegstellen nach diesen Gesichtspunkten wäre indes schwer durchführbar; welche Fassung des Gedankens vorliegt, ergibt sich ohnehin aus dem Wortlaut, falls dieser deutlich ist.

Voltaire, Essai sur les moeurs et l'esprit des nations. Introduction: Des Grecs, de leurs anciens déluges etc. (Oeuvres 1785f. Bd. 16 S. 136): „Ce peuple, tout barbare qu'il était au temps d'Ogygès, paraît né avec des organes plus favorables aux beaux arts que tous les autres peuples"; S. 137: „Ils avaient dans leur nature je ne sais quoi de plus fin et de plus délié". — Guys, Voyage littér. de la Grèce I[3] (Paris 1783) S. 474 nennt als Voraussetzungen der griechischen Kunst: „une imagination vive, agréable, un esprit actif, une organisation fine, un goût délicat, ou plutôt une extrême sensibilité". — Herder spottet (gegenüber Klotz) über die Annahme „eines sechsten Sinnes für die Schönheit", einer „qualitas occulta" bei den Griechen, Kritische Wälder 1, K. 6 (Cotta 1861/2, Bd. 23, S. 62; Suphan Bd. 3, S. 54); er spricht immerhin selbst (3. Wäldchen 2, S. 300/1, Suphan a. a. O. S. 396) von „der Liebe der Griechen zum Schönen"; „das griechische Auge suchte Schönheit"; vgl. „Ursachen des gesunkenen Geschmacks" usf. (1773; Cotta 1861/2, Bd. 24 S. 23; Suphan Bd. 5 S. 622): „ihres schönheittrunkenen Genies"; vgl. S. 33 (Suphan 635): „Bei den Griechen war der Geschmack Natur gewesen". „Plastik" (1778) 2. Abschnitt, Kap. 1 (Cotta 1861/2, Bd. 25, S. 38; Suphan Bd. 8, S. 19): „Sie, die gebornen Künstler des Schönen". „Nemesis" [1786] Kap. 6 (Cotta 1861/2, Bd. 25, S. 147; Suphan 15, S. 422): „Ihnen hatte die Muse ... jenes unübertriebene und nichts übertreibende Gefühl für das Wahre und Schöne aller Art gegeben". Ideen z. Philos. d. Gesch. d. Menschh. Buch 13, 3. Kap., (Cotta 1853/4, Bd. 29 S. 117): „jener leichte, richtige Geist ... der bei den Griechen alle Werke des Geschmacks bezeichnet ... der Anhauch eines glücklichen Genius"; 4. Kap. S. 121: „warme Einbildungskraft

Digitized by Google

... fast wahnsinnige Liebe für alles Schöne" („im Charakter der Nation"). — Christ. Stolberg, Werke Bd. XIII (Hamburg 1827) S. XVII (Übersetzung der Elektra usf.): „in jenem glücklichen Lande des allgemeinen Gefühls alles dessen, was schön und edel ist". — Wilhelm v. Humboldt, Über das Studium des Altert. (1793; Leitzmann I 275): „ein ... vorzüglich charakteristischer Zug der Griechen ist die hohe Ausbildung des Schönheitsgefühls und des Geschmacks und vorzüglich die allgemeine Ausbreitung dieses Gefühls unter der ganzen Nation"; „Über Goethes Hermann und Dorothea" (1799; Werke, alte Ausg. IV 107; Leitzmann II 195): „Diese glückliche Dichteranlage [„ein ruhig bildender Sinn und eine gewisse Anhänglichkeit an die einfache Wahrheit der Natur"] ... dieser echte Kunstsinn ... war keinem Volk in so hohem Grade als den Griechen eigentümlich". — Fr. Aug. Wolf, Vorlesung über die Enzyklopädie der Altertumswissenschaft (herausgegeben 1831) S. 40: „Bei den Griechen wohnte das Schönheitsgefühl im Herzen, nicht so bei den Neuern"; S. 412/3: ein „gewisses Schönheitsgefühl der Griechen ... das ihnen ganz besonders eigen war". — Fr. Jacobs, Vermischte Schriften III S. 36 (v. J. 1808): „der gerühmte Geschmack der Griechen war nichts anders als ein zarter sittlicher Sinn". — A. W. Schlegel, Dramaturgische Vorlesungen[2] (1816; Werke V S. 27): „Die Griechen waren durchaus ein künstlerisches, die Römer ein praktisches Volk"; S. 48/49 wendet er sich gegen den Glauben an die „Mustergültigkeit der Griechen"; er hege aber dennoch „eine begeisterte Verehrung für die Griechen als das von der Natur durch ganz einzige Begünstigung mit dem vollendetsten Kunstsinne begabte Volk". — W. Wachsmuth, Hellenische Altertumskunde II 2 (1830) 374: „das durchaus ästhetische Volkstum der Hellenen"; S. 43: „Bei den Hellenen herrschte die Neigung zum Schönen über Alles"; S. 310: „Reges und tiefes Gefühl für das Schöne war dem Gemüte der Hellenen ursprünglich eingepflanzt"; dies stehe (S. 311) im Zusammenhang mit der „großen Erregbarkeit des Sinnes der Hellenen", der „ungemeinen Empfänglichkeit derselben für Erscheinungen der äußern Sinnenwelt". — Limburg Brouwer, Hist. de la civilis. mor. et relig. des Grecs IV (1838) 420 ff.; 452: „le sentiment qui ... faisait ... l'essence de leur être: le sentiment du beau, l'amour de l'élégance et des grâces"; vgl. I (1833) 220 (u. f.): „sensibilité pour les beautés de la nature et des arts"; ferner IV 279, 310 (Poesie). — Thirlwall, A History of Greece I (London 1835) S. 230/1: „that peculiar perception of beauty". — Klemm, Allgem. Kulturgesch. VIII (1850) 61: „Allen Griechen ... war gemeinsam der Sinn für das Schöne, was sie vor allen Völkern auszeichnet". — Ed. Zeller, Die Philosophie der Griechen I[2] (1856) S. 100: „ein Volk von dem Formsinn und dem künstlerischen Bildungstrieb der Griechen". — E. Curtius, Gr. Gesch. II (1861) 247: „der Sinn für das Schöne, welcher das Volk der Hellenen auszeichnet"; Altert. und Gegenwart III S. 171 (1869): das Volk sei „wie kein anderes für die Kunst angelegt" gewesen. — Ambros, Geschichte der Musik I (1862) 217: „Ein Volk, mit solchem Sinne für das Schöne begabt". — Ad. Stifter (Bericht über den oberösterreich. Kunstverein, 1863; zit. nach der Auswahl von Harmuth, „Die Fruchtschale" V S. 80): „jener innigste Schönheitssinn" (sei nur einmal in der Welt dagewesen, bei den Griechen der perikleischen Zeit). — Von „dem so bewundrungswürdigen Schönheitssinn der Griechen" spricht Schopenhauer, Die Welt als Wille und Vorstell. (Rekl. II

Digitized by Google

492; Ergänz. zum 3. Buch, Kap. 36); vgl. auch Parerga und Paralipomena (Rekl. II 364) („Über Religion") (§ 174): „ein ganz spezieller, man möchte sagen, instinktartiger, ihnen allein unter allen Völkern der Erde, die je gewesen sind, eigener, feiner und richtiger Schönheitssinn"; S. 426 („Einige archäologische Betrachtungen") (§ 191): „mit einem Instinkt der Schönheit ausgestattet". — Taine, Philosophie de l'art II[11] S. 128/129 bestimmt die künstlerische Begabung der Griechen nach drei Richtungen, und zwar leitet er diese drei Charakterzüge („qui font l'âme et l'intelligence de l'artiste") aus der Natur des Landes ab: 1) „Délicatesse de la perception, aptitude à saisir les rapports fins, sens des nuances"; 2) „besoin de clarté, sentiment de la mesure, haine du vague et de l'abstrait, dédain du monstrueux et de l'énorme, goût pour les contours arrêtés et précis"; 3) „Amour et culte de la vie présente, sentiment de la force humaine, besoin de sérénité et d'allégresse". Daher stellen sie in der Kunst „la santé de l'âme et la perfection du corps" dar. „Ce sont là les traits distinctifs de tout leur art". Vgl. noch S. 129: „Auprès de leur style littéraire, tout style est emphatique, lourd, inexact et forcé; auprès de leurs types moraux, tout type est excessif, triste et malsain". Vgl. auch S. 128: „Ils ont eu la charmante liberté d'esprit, la surabondance de gaieté inventive, la gracieuse ivresse de l'imagination". — Otto Ribbeck, Reden und Vorträge (1899) S. 195 (v. J. 1873): „der unvergleichliche ästhetische Takt des griechischen Genius". — Ludwig Friedländer, Deutsche Rundschau 1876 (Bd. 9) S. 140: „des für die Kunst so einzig begabten Volkes" und Deutsche Rundschau 1899 (Bd. 100) S. 413: „Der unersättliche Drang nach immer neuer geistreicher Unterhaltung, die Empfänglichkeit für künstlerische Form lebten in der alternden Nation mit unverminderter Stärke fort, aber das reine und sichere Gefühl für wahre Kunst, das sie einst in so hohem Maße besessen, war verloren gegangen". — Fr. v. Hellwald, Kulturgeschichte I[2] (1876) S. 398: „die höchste Vollendung bisher erreichten . . . Kunstsinnes". — M. Carrière, Die Kunst im Zusammenhang der Kulturentwickel. II[3] (1877) 4: „die künstlerisch begabtesten Arier". — J. Burckhardt, Griechische Kulturgeschichte III S. 23: „jener mächtige innere Zug zum Schönen, der uns ewig ein Mysterium bleiben wird"; vgl. S. 14: „der gewaltige innere Bildtrieb . . . der die griechische Kunst beseelt, . . . bleibt uns hier wie für alle großen Kunstzeiten ein Mysterium". (Vgl. auch S. 13: „enormes quantitatives Kunstbedürfnis der Nation".) — Mähly, Gesch. d. antik. Lit. I (1880) 5: „echt künstlerischer Sinn, . . angebornes Schönheitsgefühl"; vgl. S. 6. — Neumann-Partsch, Physikalische Geographie von Griechenland (1885) S. 39: „Der künstlerische Sinn der Griechen erreichte eine ungewöhnlich hohe Ausbildung". — Ad. Holm, Gr. Gesch. I (1886) 3: „Das, wodurch allein die Charakterisierung der Griechen vollendet wird [neben der „Freiheit"], ist ihre einzige Begabung für das Schöne". (Sie fanden die „allgemein gültigen" Formen für den Ausdruck des Schönen.) — V. Duruy, Hist. des Grecs (Nouv. éd. ill.) II (Paris 1888) S. 349: „le sens esthétique") (er leitet ihn daraus ab, daß die Griechen die schönste Rasse gewesen seien). — Beloch, Griech. Gesch. I (1893) 60: „Eigentümlich ist den Hellenen der hochentwickelte ästhetische Sinn, den in solchem Maße kein anderes Volk wieder besessen hat". — R. C. Jebb, The growth and influence of classical Greek poetry (Boston-New York 1894) S. 29: „no people has yet appeared in the

Digitized by Google

world whose faculty for art, in the largest sense of the term, has been so comprehensive"; S. 225: „their instinct for beauty"; S. 249: „The gifts of the artists were more harmoniously united than in any other race" (daher die Vollendung der Form); vgl. noch S. 25: „love of beauty". — E. Pottier, Les statuettes de terre cuite dans l'antiquité (Paris 1890) S. II: „aucun objet exhumé du sol hellénique n'est dépourvu de cette fleur d'élégance, de ce sentiment exquis et sobre de l'harmonie, qui donnent l'impression d'une race excellemment douée pour les arts"; S. 22: „la prodigieuse intelligence des Grecs en matière d'art"; derselbe, Douris et les peintres de vases grecs [Les grands artistes] (Paris ohne Jahreszahl) S. 37: „cette qualité maîtresse que le Grec porte en lui, la sensibilité à toutes les formes belles de la vie". — Th. Gomperz, Griech. Denker I (1896) S. 22/23: „Schönheitssinn" (vgl. vorher S. 22: das „Bedürfnis nach klarer Bestimmtheit der Vorstellungen" sei durch die Natur des Landes noch gesteigert worden); S. 23: „Der Erfindungsgeist, der Kunsttrieb, die Lust zum Fabulieren". — H. Weil, Journal des Savants Februar 1896, S. 67: „le sentiment délicat de l'art . . . lui [Griechenland] appartient en propre". — Otto Harnack, Preuß. Jahrb. Bd. 87 (1897) 4: „das reine und klare ästhetische Gefühl . . . welches wir in höchster Feinheit und Sicherheit in der griechischen Kunst bewundern"; derselbe in der Heinemannschen Goetheausgabe 24, 7: „dem künstlerisch so hoch begabten Volk". — Troels-Lund, Himmelsbild und Weltanschauung im Wandel der Zeiten (1899) 108: „Sinn der Griechen für Schönheit und Ordnung", vgl. 104, 105, 110. — Jul. Girard, Études sur la poésie grecque[2] (Paris 1900) S. 125: „Les Grecs dont les émotions esthétiques étaient beaucoup plus vives que les nôtres"; vgl. S. 307. — Bury, A History of Greece (London 1900) S. 133: „Greek sense of beauty". — Baumgartner, Geschichte der Weltliteratur III (1900) S. 11: „Dieser mächtige angeborene Schönheitssinn" (vgl. S. 6). — Pöhlmann, Geschichte des antiken Kommunismus und Sozialismus II (1901) S. 43: „bei einem künstlerisch so hoch begabten Volke". — Aloys Riehl, Zur Einführung in die Philosophie der Gegenwart (1903) S. 6: „eines noch mehr künstlerisch als wissenschaftlich veranlagten Volkes". — S. H. Butcher, Some aspects of the Greek genius[3] (Lond. 1904) S. 35: „instinct for beauty and reason combined"; 34: „the love of rational beauty"; allgemeiner S. 29: „another side of the Greek genius — their love of Art"; S. 40: „To Greece . . . we owe . . . the love of Art". — Adolf Müller, Ästhetischer Kommentar zu den Tragödien des Sophokles (1904) 3: „diesem Künstlervolke war, als Ersatz seines Mangels an politischem Instinkt und Charakter, wie keinem anderen arischen Stamme die Gabe schöpferischer Phantasie und der Adel seelenvoller Form verliehen". — P. Sakolowski, Moderne Renaissance (1904) 8: „naives Schönheitsverlangen"; „natürlich ästhetisches Empfinden". — H. St. Chamberlain, Arische Weltanschauung [Die Kultur] (1905) S. 41: „In der Kunst der Griechen spiegelt sich die künstlerische Empfindung — eigentlich die Weltanschauung — eines ganzen Volkes wider . . . Der Geschmack des griechischen Künstlers war unfehlbar . . . weil der Künstler ihn aus dem untrüglichen Instinkt einer Allgemeinheit empfing . . . In Griechenland war . . die Kunst . . kein von diesem Leben Abgetrenntes" usf. — A. Horneffer, Das klassische Ideal (1906) 121: „der künstlerische Takt der Griechen"; 123: „die instinktive ästhetische Einsicht".

Digitized by Google

Eine eigenartige Auffassung von der künstlerischen Befähigung der Griechen finden wir bei W. I. Anderson und R. Ph. Spiers, Die Architektur von Griechenland und Rom (1902; zit. nach der deutschen Ausgabe Leipzig 1905) S. 7: „Nicht daß die Griechen mehr als ein anderes Volk ein Volk von Künstlern gewesen wären, aber die Anlage der wenigen Auserwählten wurde reicher entwickelt". — Ähnlich betont Heinrich Schurtz (Das Buch der Erfindungen I[9], 1896, S. 62), daß das griechische „Gefühl für das Schöne und Maßvolle" erarbeitet sei.

Oft wird besonders das Verlangen nach der Kunst, die „Liebe zum Schönen" u. ä. hervorgehoben; vgl. außer einer Reihe bereits angeführter Stellen u. a. John, The Hellenes I (London 1844) S. 290: „They loved or rather worshiped the beautiful". — Jentsch, Drei Spaziergänge eines Laien ins klass. Altertum (1900) S. 183: „der Schönheitsdurst der Griechen". — Fr. Scheichl, Das Griechentum und die Duldung (1903) S. 3: „dieses schönheitselige Volk". — J. Donaldson, Woman (1907) 7: „the passionate love of beauty which animated the Greeks". — Außerdem kommt hier Kap. 25 in Betracht.

Anhang zu 1. Die griechische Kunst und die Darstellung des „Schönen".

Hier muß auch jene Anschauung erwähnt werden, die in der griechischen Kunst hauptsächlich nur das „Schöne" verkörpert sieht, auch wenn dies nicht ausdrücklich auf einen „Sinn für die Schönheit" zurückgeführt wird; denn tatsächlich handelt es sich um nichts anderes, als was auch an vielen der bisher erwähnten Stellen gemeint ist. — Lessing, Laokoon Kap. 2: „Sein [des Griechen] Künstler schilderte nichts als das Schöne" . . . „Ich wollte bloß festsetzen, daß bei den Alten die Schönheit das höchste Gesetz der bildenden Künste gewesen sei." — John, The Hellenes I (London 1844) S. 292: „the ideal of beauty, which formed the vivifying principle of Greek art". — Taine, Nouveaux essais de critique et d'histoire[7] 118 [1858]: die Griechen, „qui peignaient belles jusqu'aux Furies".

Gegen diese Auffassung hatte sich schon im 18. Jahrhundert selbst Widerspruch erhoben. Al. Hirt (Die Horen 1797, „Laokoon") S. 7f. will an Stelle der eben genannten Lessingschen Anschauung von der griechischen Kunst ebenso wie der Winckelmannschen (von der edeln Einfalt und stillen Größe) die Lehre setzen, das Charakteristische (er nennt es „Charakteristik") die „Bedeutung", die „Wahrheit" sei das Kennzeichen der griechischen Kunst (vgl. S. 24: Kunstschönheit bei den Alten sei nichts anderes als „Inbegriff der wahren Charakteristik"). Unter seinem Einfluß steht Schiller, wenn er an Goethe am 7. Juli 1797 schreibt, es sei jetzt „der rechte Moment, daß die griechischen Kunstwerke von seiten des Charakteristischen beleuchtet... würden: denn allgemein herrscht noch immer der Winckelmannische und Lessingische Begriff, und unsre allerneuesten Ästhetiker, sowohl über Poesie als Plastik, lassen sichs recht sauer werden, das Schöne der Griechen von allem Charakteristischen zu befreien und dieses zum Merkzeichen des Modernen zu machen." Von solchen Standpunkten aus sei man dann — wird weiterhin ausgeführt — in Verlegenheit, wenn man „den vatikanischen Apoll

Digitized by Google

und ähnliche ... Gestalten mit dem Laokoon, mit einem Faun oder andern peinlichen oder ignobeln Repräsentationen unter Einer Idee von Schönheit begreifen" solle. „Es ist ... mit der Poesie derselbe Fall. Wie hat man sich von jeher gequält und quält sich noch, die derbe, oft niedrige und häßliche Natur im Homer und in den Tragikern bei den Begriffen durchzubringen, die man sich von dem griechischen Schönen gebildet hat." — Vgl. dazu Bulle, Jahrbuch des deutschen arch. Instituts Bd. 21 (1906) S. 53: wir meinen nicht mehr, „die Griechen hätten abstrakten Schönheitsbegriffen nachgejagt", sondern erkennen, „wie sie jede Aufgabe aus den inneren praktischen Notwendigkeiten heraus in Angriff nahmen".

2. Der griechische Sinn für „Form" und „Stil".

Neben den angeführten allgemeinen Anschauungen über die künstlerische Befähigung der Griechen finden wir oft den griechischen Sinn für die „Form" oder den „Stil" hervorgehoben. Wir schließen daran auch solche Äußerungen, in denen zwar nicht von einem derartigen Zuge der griechischen Volksart die Rede ist, aber doch von dem durch die Formgebung oder Stilisierung gekennzeichneten Charakter der griechischen Kunst. Da auch jene, die von dem Formensinn der Griechen sprechen, ihn auch als wirksam betrachten müssen, und umgekehrt eine tatsächliche künstlerische Richtung auf eine gewisse innere Neigung schließen läßt, haben beide Gruppen von Auffassungen hier ihren Platz. Man beachte, daß im einzelnen zweierlei Vorstellungen hier zu unterscheiden sind: bald handelt es sich um eine bestimmt gewertete künstlerische Form, bald um einen objektiven Begriff der „Form" oder des „Stils". — Goethe, Rede zum Gedächtnis Wielands (1813; Hempel 27 II S. 64; Heinemann 28, 321f): Man werde ihm nicht widersprechen, „wenn wir behaupten, die Sprache der Griechen und Römer habe uns bis auf den heutigen Tag köstliche Gaben überliefert, die an Gestalt dem übrigen Besten gleich, der Form nach allem andern vorzuziehen sind". — W. A. Becker, Charikles II (1840) 309: „der angeborene Sinn für einfach edle Formen". — Friedländer, Erinnerungen, Reden und Studien I 265 (v. J. 1866): „das griechische Formgefühl mit seiner Schärfe, Feinheit, Sicherheit und Allseitigkeit, sowie mit seiner gestaltenden Kraft" sei „ohne Beispiel in der Geschichte der Kultur. Wie eine zweite Natur hat die Kunst der Griechen auf allen Gebieten jeder künstlerischen Idee die ihr gemäße Form anerschaffen". (Er führt dies aus für Kunst und Literatur.) — B. Förster, Preuß. Jahrbücher Bd. 44 (1879) S. 653 spricht von dem „unablässigen, redlichen, beispiellos getreuen Ringen" der griechischen bildenden Kunst, „bis ihre Formensprache uns das, was sie sagen will, ganz, ohne jeden erdigen Beigeschmack sagt". — Bergk, Griech. Literaturgesch. I (1872) 145: die griechische Poesie sei „hinsichtlich der Formvollendung unübertroffen". — Nietzsche, W. IX (1903) S. 27 [v. J. 1869]: „Das Altertum verdient gar nicht, seinem Stoffe nach allen Zeiten vorgesetzt zu werden: wohl aber seiner Form nach"; S. 30: „Das Altertum wirkt nur auf künstlerische Naturen von tiefstem Formengefühl". Vgl. auch W. X (1903) 280 [1873]: „(während) die Griechen in der dämmerigen Luft des Mythischen lebten und dafür in ihren Dichtungen, im Kontrast klar und linienbestimmt sein konnten". (Rohde s. 158 u.). — Hart, (H. u. J.)

Digitized by Google

Kritische Waffengänge (1882) zit. bei H. Landsberg, Die moderne Literatur (1904) S. 4: der „Formalismus" habe „im antiken Hellenentum die höchste Blüte" erreicht. J. Hart, Geschichte der Weltlit. I (ohne Jahreszahl) 205: „Griechenland erschließt der Menschheit das Geheimnis der Formenschönheit."

Vor allem ist es Wilamowitz, der auf den Begriff der Form oder des Stils seine Auffassung von der Eigenart des künstlerischen Schaffens der Griechen, besonders auch in der Literatur gegründet hat; Isyllos von Epidauros (1886) S. 74: das hellenische Volk „verdankt ... den künstlerischen Primat wesentlich der Kraft zu stilisieren. ... Darin liegt die Größe, liegt aber auch die Beschränktheit des hellenischen Könnens"; Herakles I (1889) 53: „denn sie [die Hellenen] stilisieren alle" [von der Poesie]; Griech. Tragödien II (1900) 154: jene „künstlerische Stilisierung, die nur eine auf das Wesentliche zurückgeführte Natur scheint, die eben spezifisch hellenisch ist"; vgl. III (1906) 12: „das hellenisch-attische Streben nach einem einheitlichen und reinen Stile"; Die Kultur der Gegenwart I 8 (1905) S. 11/12: „Von der Dekoration der Dipylonvasen" führe „eine gerade Linie der Entwickelung bis zu dem Parthenon mit allem seinem Schmucke ... zu den Fresken Polygnots nicht minder. Wir finden dieselbe Kunst in dem scharfen Aufbau der attischen Tragödie; sie beherrscht die griechische Metrik nicht minder wie die Periodisierung der griechischen Kunstprosa; es ist die Stilisierung, die wir spezifisch klassisch-hellenisch nennen". Über naturalistisch-volkstümliche Unterströmungen S. 15/16; dazu S. 16: „Diese Unterströmungen werden wir zu allen Zeiten anerkennen, aber sie können uns niemals wirklich greifbar werden, und sobald einmal etwas hervortritt, wird es sofort künstlich stilisiert. Das ist das Charakteristische der griechischen Literaturgeschichte". Vgl. ferner S. 21: „den Griechen, die im Banne des Stiles zu stehen pflegen"; S. 22: „so seltsam stark dominiert bei den Griechen die Autorität einer gelungenen Vorlage". (Vgl. über die Stilisierung ferner S. 55, 68, 77 (das Handwerkliche in Kunst und Literatur); S. 87 über den „griechischen Formensinn" (in bezug auf die Gattungen). Außerdem kommen noch in Betracht S. 148: „was man bei einem Griechen so selten findet, das Gefühl für das Ursprüngliche, Unbewußte, das Naturgroße"; S. 157 (Paulus als Gegensatz); S. 158: „in der hellenischen Welt der konventionellen Form, der glatten Schönheit, der Gemeinplätze. Dieses künstlerische Wesen ist eben die spezifisch hellenische Natur. ... Auch für ihre bildenden Künste ist das zugleich der Vorzug ihres Adels und die Schranke ihres Könnens"; S. 176: „wie die Typik der Gattung die Griechen bis zur baren Absurdität beherrscht"; S. 179: „Das ist der Fluch der selbstgewählten Sklaverei, die Nemesis für den Kultus der Form, den die Griechen getrieben haben"; S. 235: „Bewußte Kunstübung, Regel und Mache herrscht nur zu sehr bei den Griechen".

Ad. Holm, Gr. Gesch. II (1889) 493: „Der Grieche betrachtete alles nur zu gern von seiten der Form". — E. Dühring, Die Größen der modernen Lit. I (1893) S. 12, 13 spricht von dem griechischen „Sinn für schöne Formen" (daneben von ihrem „ästhetischen Sinn"). — Rohde, Der griechische Roman (1876) S. 294: „jenes griechische Bedürfnis nach einer stilvollen Gestaltung des ... Stoffes" [zu S. 157]. — Ed. Norden, Die antike Kunstprosa II (1898) S. 457: „Die christliche Literatur als Ganzes betrachtet ermangelt der antiken Formenschönheit ... es findet sich ... in der ganzen antiken Literatur (abge-

Digitized by Google

sehen von einzelnen fachwissenschaftlichen Schriften) kein stilistisches ἄτεχνον, was sich eben aus ihrem, dem gemeinen Leben abgewandten, aristokratischen Grundcharakter erklärt. Behandelte einmal ein Schriftsteller realistische Stoffe des täglichen Lebens, so stilisierte er sie doch mehr, als uns modern empfindenden Menschen lieb ist"; S. 458: „Nach Schönheit lechzend hatte das Hellenentum kein Mittel verschmäht, den Durst zu stillen: die schöne Form war sein Ein und Alles, und in seiner größten Zeit war sie tatsächlich mit dem Inhalt kongruent gewesen. Dann aber war ihm die Fähigkeit, einen tiefen neuen Inhalt zu schaffen, langsam abhanden gekommen, während die Kraft kunstvoller Gestaltung der Form ihm geblieben war". — H. O. Taylor, Ancient ideals I (New York 1900) 266: „The Greek mind tended always to visualize its thoughts, and behold its most spiritual conceptions in the guise of form". — C. Justi, Winckelmann I² (1898) 141: „der Sinn für Maß und Form". — H. St. Chamberlain, Arische Weltanschauung [Die Kultur] (1905) S. 68: „Der hellenische Humanismus" sei „namentlich eine Schule der Form gewesen", „der Formgebung, der Gestaltung, und zwar von den einzelnen Werken der . . . Künstler an bis zur Erkenntnis, die menschliche Gesellschaft könne eine Gestaltung erhalten, in welcher freischöpferische Kunst ein sie durchdringendes Element sei". . . Der Hellene habe dem ihm „angeborenen Hang, ins Maßlose auszuschweifen, beizeiten entgegengewirkt"; vgl. S. 69 (s. auch „Beilage zur allgemeinen Zeitung" 1899, 9. Oktober S. 3); S. 81: „griechischer Sinn für Gestalt." — A. Horneffer, Das klassische Ideal (1906) 9 redet von der Höhe des „Forminteresses", dem „Kultus des Formalen" in der griechischen Kunst und Literatur. — P. Wendland, Die hellenistisch-römische Kultur (1907) S. 34: „das dem Griechen angeborene Gefallen an der schönen Form"; S. 35: „Mit Recht hat man gesagt, daß das Griechentum zum Teil am Kultus der schönen Form zugrunde gegangen ist"; S. 36: Über der Form habe man „endlich den Gehalt verloren und den Geist vergessen". Wendland leitet hier von dem „formalistischen Bildungsideal" z. T. das Sinken der Fachwissenschaften und der Philosophie ab; vgl. auch S. 160: „Das einseitige Streben nach formaler Bildung hat den wissenschaftlichen Sinn verkümmern lassen"; vgl. Einleitung in die Altertumswissenschaft von Gercke und Norden I (1910) S. 341, 374/5. — E. Bethe, Einleitung in die Altertumswissenschaft a. a. O. S. 431: „Die Form zeigt ihre Macht in der griechischen Poesie vielleicht noch mehr als in anderen".

3. Weitere besondere Richtungen der künstlerischen Begabung.

In diesem Zusammenhang nennen wir auch die Anschauungen, nach denen der Sinn für das Schematische, Typische für die Griechen charakteristisch ist, namentlich in der Kunst, aber auch auf anderen Gebieten.

Thirlwall, A History of Greece I (London 1835) 61: „the sense of symmetry, the most distinguishing feature in the Greek character". — Max G. Zimmermann, Kunstgeschichte des Altertums und Mittelalters (1896) S. 63: „Der Blick der Griechen für das Schematische . . . weiter gebildet zum Gefühl für das Gesetzmäßig-Organische, für das Ganze und Rhythmische".

Rohde, bei Crusius, Erwin Rohde (1902) 146/7 (v. J. 1886): „ein eigentümlicher Trieb des griechischen Geistes: das Einzelne . . . umzubilden . . .

Digitized by Google

zu überindividuellen Typen, . . . einmal gefunden blieben solche Typen beharrlich". Dieser Trieb wirke in griechischer Kunst und Poesie und erzeuge dort „den festen, individuelle Schrullen fernhaltenden Stil" (auch in der Wissenschaft, wo er zu früh eine Systematik hervorgerufen habe). — Hr. Gomperz, Die Lebensauffassung der griechischen Philosophen (1904) nennt in seiner Charakteristik der griechischen Volksart (S. 28/29) als eine der Eigenschaften, die den Grund zu der „exzeptionellen Bedeutung" des Griechentums gelegt, „eine außerordentlich feine Empfindung für Unterschiede und Ähnlichkeiten"; aus dieser wachse die „spezifische Befähigung . . für die Auffindung wissenschaftlicher Begriffe sowohl als auch künstlerischer Musterbilder hervor".

Über dieses typisch-„ideale" Element in der griechischen Kunst und Literatur vgl. L. Friedländer, Erinnerungen, Reden und Studien I 253 (v. Jahre 1866): „überall strebt die griechische Kunst . . . aus der bunten Sinnenwelt . . . in das Schattenreich der Ideale . . . zu den ewigen Urbildern der Gattungen"; vgl. S. 264: „durch die strenge Konsequenz ihres Idealismus" sei die griechische Kunst einzig. — Über „die typische Kraft, die in der hellenischen [bildenden] Kunst so mächtig pulsierte" vgl. W. Klein, Geschichte der griech. Kunst II (1905) 145; s. auch I (1904) 44/45. Über ihren „idealen Gehalt" ebenda I 58; dazu H. Brunn, Gr. Kunstgeschichte I (1893) 183 (über das Ausgehen von der Idee); vgl. 78f.; P. Gardner, A Grammar of Greek art (London 1905) S. 9, 14/15, 150 (die gr. Kunst sei idealistisch, nicht realistisch). — Vgl. noch K. Woermann, Geschichte der Kunst I (1900) S. 329: „Hang zum Typischen, der die griechische Kunst . . . beherrscht".

Im Gegensatz zu den genannten Anschauungen findet Ad. Furtwängler, Deutsche Rundschau 1908 (Bd. 134) S. 242: „die klassische griechische Kunst" „ganz begründet auf jene zweite Begabung der Darstellung des Lebendigen". Er unterscheidet nämlich (S. 241) zwei ursprüngliche künstlerische Begabungen im Menschen, deren eine zur linearen Verzierung, die andere zur Darstellung des Lebendigen führe.

In seltsamer, freilich bei ihm ja nicht allzu sehr überraschender Weise will Ruskin, Lectures on art [um 1870—75] (London, Allen) § 137, 138 eine besondere künstlerische Sensibilität der Griechen für das Licht (aber nicht für die Farbe) feststellen, vgl. § 151, 158; vgl. The Queen of the air (1869) § 94, Anm.

Zum Schlusse führen wir noch einige Stellen an, wo von einer besonderen Begabung der Griechen für einzelne Gebiete der Kunst die Rede ist. Fr. Blaß, Die attische Beredsamkeit I² (1887) S. 5: „einem für die redenden Künste so besonders begabten Volke". — J. P. Mahaffy, A Survey of Greek civilization (Lond. 1897) 132: „a special talent for expression, for language". — John, The Hellenes I (London 1844) 283: „exalted sensibility, which rendered them to the last degree susceptible . . . to be swayed . . for good or for evil by poetry and music". — Jakob Burckhardt, Griech. Kulturgeschichte III S. 63: die Indogermanen seien „lauter große, mächtige Völker in der Poesie", doch die Hellenen „das für Poesie am höchsten begabte Volk"; S. 155 (über die moralische Wirkung der Musik): „enorme Erregbarkeit auf einem Gebiete . . . worin jetzt der ganze Okzident, und selbst der Süden, stumpf erscheint."

Digitized by Google

4. Der plastische Sinn.

Wenn von dem „plastischen Sinn" der Griechen gesprochen wird, so ist damit nicht bloß die Befähigung für die plastische Kunst gemeint, sondern meist etwas allgemeineres; freilich ist im Grunde dieser Zug des griechischen Charakters nur ein Rückschluß aus der griechischen Skulptur, die man in diesem Falle nicht nur für die charakteristisch griechische Kunst hält, sondern überhaupt für ein Hauptelement des griechischen Lebens (vgl. dazu 25. Kap., 4). — Fr. Jacobs (Verm. Schr. III 450, v. J. 1810) nennt die „mehr als gewöhnliche und religiöse Liebe zur plastischen Kunst gleichsam . . . ein Abzeichen der hellenischen Natur". An anderer Stelle (S. 440) führt er aus: „der plastische Sinn, welcher mit der Kindheit der Völker zu entschwinden pflegt, ward bei den Griechen durch die Religion festgehalten". Vgl. auch S. 456 (v. gleichen Jahre): „der plastische Sinn der Hellenen" habe sich durch das Christentum in einen mystischen umgewandelt. — F. A. Krummacher, Das Wörtlein „Und" (1811) 60: „Der Geist des griechischen Altertums ist plastisch". — Nietzsche, Die Geburt der Tragödie (W. I, 1903) S. 26: die „unglaublich bestimmte und sichere plastische Befähigung ihres Auges". — M. Carrière, Die Kunst im Zusammenhang der Kulturentwickel. II^3 (1877) 132: „der plastische, auf Anschauung gerichtete Sinn"; vgl. S. 162, 169, 368: „die Alten empfanden plastisch". — J. Burckhardt, Gr. Kulturgesch. IV 12 spricht von dem „großen plastischen Vermögen in Poesie und Kunst". — Ed. v. Hartmann, Das religiöse Bewußtsein der Menschheit (1882) S. 131: „das plastische Volk". — P. Sakolowski, Moderne Renaissance (1904) 28: „Bei den Griechen war dieser plastische Sinn besonders stark ausgebildet. Wie sich ihnen alles greifbar gestaltete". . . — Joël, Der Ursprung der Naturphilosophie aus dem Geiste der Mystik (1906) 58: „in diesem so stark auf das plastisch Anschauliche gerichteten Volke". — K. Vossler, Die göttliche Komödie I 1 (1907) 35: „das plastische Anschauungsvermögen der Griechen". — Misch, Geschichte der Autobiographie I (1907) S. 44: „plastische Phantasie".

Fünfzehntes Kapitel.

Dazu Allgemeiner Teil S. 38.

Die Anschauungen von der Eigenart des griechischen Volkscharakters X.

Ungünstig bewertete sittliche Eigenschaften der Griechen (Charakterfehler).

Die sittlichen Eigenschaften, die man bei den Griechen seit jeher gerne hervorgehoben hat, sind alle meist solche, die als Charakterfehler gewertet werden.

1. Die Anschauungen der Römer.

Die wichtigsten Stellen bei Wölfflin, Archiv für lateinische Lexikographie 7 (1892) 140 f. (namentlich über levitas, perfidia, calliditas, lascivia). — Vgl. ferner auch die Zitate bei C. Schmidt, Die bürgerliche Gesellschaft in der altröm. Welt und ihre Umgestaltung durch das Christentum (Aus d.

Digitized by Google

Franz. 1857) 98_2; bei Hertzberg, Die Geschichte Griechenlands unter der Herrschaft der Römer I (1866) S. 334 A. 14 b und bei A. Vannucci, Proverbi latini II (Milano 1882) 130 f. — Zur Kritik der Griechen durch Cicero Max Schneidewin, Die antike Humanität (1897) S. 324 f.

2. Die Anschauungen der Neuzeit.

A. Zusammenfassungen.

Wir geben hier zunächst eine Anzahl von Stellen, an denen eine Reihe von Charakterzügen zu einem Gesamtbild vereinigt sind. — Guys, Voyage littéraire de la Grèce ^{3}(Paris 1783) I 20 nennt die Griechen von einst wie von heute „artificieux, vains, souples, inconstans, avides de gain . . . peu scrupuleux sur les sermens"; S. 94: „légers, vifs, extrêmes, inconséquents"; ebenda: „l'envie tant reprochée aux Grecs"; 365 f. (lügnerisch, eidbrüchig). — Abbé de Mably, Oeuvres t. IV (London 1789) (Observations sur l'hist. de la Grèce; 2. Aufl.) S. 118: „Il fallait que les Grecs apprissent par des expériences multipliées à se désabuser de leur ambition, de leur avarice, de leur politique frauduleuse". — Böckh, Die Staatshaushaltung der Athener I^1 (1817) S. 2 (= I^3 2): „Gestehen wir . ., daß viele unter den Vortrefflichsten des Altertums an den gemeinsamen Fehlern des Menschengeschlechtes krankten; daß diese Fehler in ihren leidenschaftlichen Naturen nur desto stärker . . hervorbrachen, je weniger die Milde und Demut einer sanfteren Religion . . . . . ihre Herzen fromm erquickte; daß endlich diese Fehler . . . den herrlichen Bau des Altertums selbst untergruben und umstürzten"; S. 208/9 (= I^3 246): „die Menschen sind von jeher ungerecht und geldgierig und gewissenlos gewesen, und die Hellenen vorzüglich; voll Selbstsucht und Eigennutz erlaubten sie sich alles zur Befriedigung ihrer Sinne"; „wer sie unbefangen und durch ihre hohen Geistesgaben unbestochen" betrachte, finde „ein losgebundenes und wüstes Privatleben, im Staat ein Gewebe verworrener Leidenschaften und schlechter Neigungen . . . . in der Volksgesinnung Härte und Roheit und Mangel an sittlichem Gefühl in höherem Grade als [Zusatz der 2. Aufl.: heutzutage in der Regel] in der christlichen Welt"; vgl. II^1 158 (= I^3 710): „betrachtet das Innere des hellenischen Lebens im Staate und in den Familienverhältnissen: ihr werdet selbst in den edelsten Stämmen . . . . ein tiefes sittliches Verderben bis ins innerste Mark des Volkes eingedrungen finden". — Niebuhr, Kl. hist. polit. Schr. II (1843) S. 139 (v. J. 1813): „Zu den Schattenseiten ihres Charakters gehört, bei Hang zu unbeschäftigtem Leben, ein nicht geringerer, auf alle Weise Geld zu machen." — Ol. Goldsmith, The History of Greece I (London 1825) S. 137 meint von Themistokles, er vereinige in sich „all the prominent features of the Greek character"; er sei „sagacious, eloquent and brave, yet unprincipled, artful and mercenary". — W. Wachsmuth, Hellenische Altertumskunde I 1 (1826) S. 62: „Gewinnsucht, Neid, Feindeshaß und Grausamkeit". — Fr. Jacobs, Verm. Schr. III (1829) S. XX: „Wollust", „Ehrgeiz", „Habsucht". — J. W. Loebell, Weltgeschichte I (1846) 416/417: „Heftige Leidenschaften und Begierden, Leichtsinn, Unstätigkeit, fortwährende Eifersucht und Zwietracht unter den verschiedenen Staaten und im Innern derselben, Zerrissenheit durch Parteiung, Hader und Verrat haben die schönsten

Digitized by Google

und edelsten Erscheinungen oft befleckt ... und den ... Untergang der Nationalunabhängigkeit viel früher herbeigeführt, als geistiger Verfall und Erschlaffung eingetreten waren". — G. Klemm, Allgemeine Kulturgeschichte VIII (1850) S. 60: „Treulosigkeit, Undankbarkeit, Hinterlist, Neid, Schwelgerei" (seien besonders in spätern Zeiten in den Vordergrund getreten). — K. Fr. Hermann, Lehrbuch der griech. Privataltert. 1. Aufl. (1852) S. 24/25 (= ^{3}1882, S. 43 f.): Hinterlist, Grausamkeit im Krieg, Mangel an Rechtssinn, Eigensucht, Bestechlichkeit, Sinnlichkeit. — E. Curtius, Altert. und Gegenwart I^{3} 86 [1853]: „Im geselligen und öffentlichen Leben .. zeigen sich die Griechen .. unzuverlässig, eitel, leichtfertig und neuerungssüchtig; in ihrem Kunstleben dagegen wie ernst und beharrlich, wie klar und vernünftig, treu sich selbst und dem überlieferten Gesetze". — Döllinger, Heidentum und Judentum (1857) 666: „Hinterlist und Grausamkeit" seien „tiefe Züge des griechischen Nationalcharakters"; S. 693: Hinterlist, Grausamkeit, Sinnlichkeit, die Sucht, mit allen Mitteln Geld zu erwerben, seien nach dem peloponnesischen Krieg stärker hervorgetreten. — Hertzberg, bei Ersch und Gruber, Allgem. Enzyklopädie I, Teil 80 (1862) S. 238: „maßloses Selbstgefühl ... Hang zu sinnlichen Genüssen, blutige Grausamkeit im Kriege und im Parteikampfe, tückischer Sinn, Eigennutz und Gewinnsucht"; derselbe, Die Geschichte Griechenlands unter der Herrschaft der Römer I (1866) S. 100/101: „Selbstsucht", „Rachgier", „Grausamkeit" und Habgier, besonders in späterer Zeit (vgl. S. 426/7 über die Verschlechterung des Volkscharakters unter römischer Herrschaft.) — Renan, Saint Paul (1869) S. 205: „Il était une chose que ces enfants exquis ne pouvaient nous apprendre: le sérieux profond, l'honnêteté simple, le dévouement sans gloire, la bonté sans emphase". — K. Mendelssohn Bartholdy, Geschichte Griechenlands von der Eroberung Konstantinopels usf. I (1870) 55: „Ungehorsam, Zügellosigkeit, ... Neid, sie wuchern noch heute fort"; S. 56: „streit- und händellustig, unruhig, veränderungssüchtig, neidisch und skrupellos: so gleicht das heutige Volk dem alten 'Demos'". — Bergk, Griech. Literaturgesch. I (1872) 31 f. (Unbestand, Treulosigkeit, Habgier, List u. a., besonders in späterer Zeit). — Fr. v. Hellwald, Kulturgesch. I^{2} (1876) 397: „Lüge, Verrat, Feigheit und Prahlsucht". — Burckhardt, Gr. Kulturgesch. II 344 ff. (Hochmut, Eigenruhm, Rachsucht, Unwahrheit, Ehrliebe, Neid, Hohnsucht). — Leop. Schmidt, Die Ethik der Griechen II (1882) S. 323: „Der wahre Unterschied zwischen dem Hellenen und dem Christen besteht ... darin, daß der erstere von der Verpflichtung gegen den Menschen als solchen nur ein getrübtes Bewußtsein hatte". Im einzelnen: Gewinnsucht I (1882) 261; Bestechlichkeit II 240 f.; Verleumdungssucht II 410; Hinterlist II 5 (Meineid), 9; Neid I 196: „jener Neid ... der zu den abstoßendsten Seiten der Griechen gehört"; vgl. S. 256: „die Neigung zum Neide" sei „mit der geistigen Organisation der Griechen auf das engste verwachsen". — Den Themistokles nennt als „typical figure of a Greek" Mahaffy, A Survey of Greek civilization (London 1897) 122: „a man of ready wit, of endless resource, not hampered by moral scruples" etc. — H. St. Chamberlain, Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts (1899) S. 94: „einem wankelmütigen, treulosen, käuflichen ... Volke"; vgl. S. 97. — Erklärend und damit entschuldigend meint Abr. Eleutheropulos, Wirtschaft und Philosophie I (1900) 25, wegen der Armut des Landes sei der Grieche „raffiniert und selbstsüchtig, hinterlistig

Digitized by Google

und grausam (wie im Kriege so auch sonst) und höchst eigennützig" gewesen. — Th. Gomperz, Gr. Denker II (1902) S. 330/1 spricht von der „Eigensucht", dem „Eigennutz" und der Unredlichkeit der Griechen. — Schömann-Lipsius, Griech. Altert. II[4] (1902) S. 134 („Selbstsucht", „Haß", „Unmenschlichkeit", „Treulosigkeit", „Betrug"). — Beloch, Griech. Gesch. III 1 (1904) 119: „die griechischen Nationalfehler Habsucht und Gewissenlosigkeit". — Fr. Poland, Die hellenische Kultur (1905) S. 199 nennt als „zwei Schattenseiten des griechischen Nationalcharakters" „ränkesüchtigen Ehrgeiz" und „Goldgier".

Entgegengesetzte Anschauungen.

Ganz vereinzelt finden wir auch eine summarische Bestreitung all dieser Aufstellungen: Eug. Wolff, Philanthropie bei den alten Griechen (1902) 27: „Die Griechen krankten als Menschen an den gemeinsamen Fehlern des Menschengeschlechts, ohne sie jedoch in besonderem Grade zu besitzen". — Zweifellos bedürfen auch diese Probleme der Auffassung des Griechentums unbefangener Nachprüfung ohne jede Rücksicht auf die bisherigen, doch wohl im Grunde stark „tralatizischen" Anschauungen.

B. Einzelne Eigenschaften.

Außer den bereits angeführten Belegen geben wir im folgenden zu einzelnen — nicht allen — der hier in Frage kommenden Vorstellungen noch weitere Anführungen.

a) Habsucht.

Zur griechischen „Habsucht" vgl. noch K. O. Müller, Gesch. d. gr. Lit. I (1841) 150: „eine gewisse eigennützige und berechnende Schlauheit, die tief im griechischen Charakter ihre Wurzeln geschlagen hat". — Gegen Böckhs Auffassung wendet sich als zu weitgehend Bergk, Kl. Schr. II 578; er selbst (Griech. Literaturgesch. I 1872 S. 4 A. 2) läßt namentlich in der spätern Zeit diese Seite des griechischen Charakters stärker hervortreten. — Vgl. ferner Limburg Brouwer, Hist. de la civilisat. mor. et relig. des Grecs IV (1838) 24. — W. Drumann, Die Arbeiter und Kommunisten in Griechenland und Rom (1860) 116. — B. Büchsenschütz, Besitz und Erwerb im griech. Altertume (1869) 7 ff. — Mahaffy, A Survey of Greek civilization (Lond. 1897) S. 61.

Eine grundsätzlich andere Ansicht vertritt Ludw. Gumplowicz, Grundriß der Soziologie (1885) S. 75/6, wo er den Historikern vorwirft, daß sie „die ihnen entgegentretenden Erscheinungen als individuell, nur dieser einen Nation zukommend, ansehen — während eine Kenntnis der sozialen Gesetze sie lehren würde, diese Erscheinung nur als Manifestation eines allgemeinen sozialen Gesetzes anzusehen"; als Beispiel nennt er u. a. Curtius, „Gr. Gesch. I 123", der von dem „Trieb zu erwerben, welcher den Griechen von Natur tief eingepflanzt ist", rede, während doch dieser Trieb eine „allgemeine soziale Erscheinung" sei.

Über eine andere Auffassung und Ableitung dieses Charakterzuges vgl. unten 31. Kap., 2.

Digitized by Google

b) Hinterlist, Untreue u. ä.

Limburg Brouwer a. a. O. S. 24 (Treulosigkeit); S. 25: „la subtilité de leur esprit inventif, leur finesse et leur sagacité naturelle" (habe sie an der List Gefallen finden lassen). — E. v. Lasaulx, Der Eid bei den Griechen (1844) [= Studien des klassischen Altertums 177 f.] S. 30 (über die mangelhafte Eidestreue). — Nietzsche, Morgenröte (W. IV, 1899) S. 191/192 (Nr. 199): „Wir sind vornehmer. — Treue, Großmut, die Scham des guten Rufs: diese drei in Einer Gesinnung verbunden — das nennen wir adelig, vornehm, edel, und damit übertreffen wir die Griechen". — A. Vannucci, Proverbi latini II (Milano 1882) 128: „lo spirito di astuzia e di frode radicale tra i Greci". — K. Köstlin, Gesch. d. Ethik I 1 (1887) 140: „die dem intelligenten Griechenvolk von jeher angeborene Freude an List und Täuschung"; S. 141: sie stehe „in engem Zusammenhang mit seiner spezifisch ästhetischen Begabung . . . die Ausbildung der Kunst des schönen 'Scheines' sei geradezu ein nationales Lebenselement" geworden. — V. Duruy, Hist. des Grecs (Nouv. éd. ill.) II (Paris 1888) 93/94 nennt Themistokles, als „le plus fidèle représentant de la race", „souple, rusé, hardi". — Beloch, Griech. Gesch. I (1893) 60: „der Mangel an Ehrlichkeit und an Achtung vor dem gegebenen Worte" (er führt dies auf die Vermischung mit einer vorgriechischen Bevölkerung zurück). — Curt Wachsmuth, Über Ziele und Methoden der griechischen Geschichtschreibung (1897) 9: „der Sinn für Wahrheit" sei „bei den Hellenen gar wenig entwickelt"; S. 9/10: „diesem überaus erregbaren und eindrucksfähigen, mit stets munterer Einbildungskraft und grenzenloser Lust zu fabulieren ausgestatteten Volke" sei es versagt gewesen, „ein korrektes Bild von dem wirklichen Hergang der Dinge . . . festzuhalten"; S. 10: Es mute „beinahe unhellenisch an, daß der schöne Schein so gar keine Gewalt über Thukydides hat". — H. St. Chamberlain, Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts (1899) S. 507: „Die Untreue des übermäßig begabten Verkünders der poetischen und politischen Freiheit". — Fr. Scheichl, Das Griechentum und die Duldung (1903) 60: „Mangel an Ehrlichkeit und an Achtung vor dem gegebenen Worte". — Ostwald, Annalen der Naturphilosophie (zit. bei Joël, Der Ursprung der Naturphilosophie aus dem Geiste der Mystik 1906, 197): „jenem von Lüge und Neid durchseuchten Volke". — P. Wendland, Einleitung in die Altertumswissenschaft von Gercke und Norden I (1910) S. 347: „die echt griechische Lust am Truge". — Mahaffy an dem unter a) angef. Orte S. 66 und A.

Einschränkungen und entgegengesetzte Anschauungen.

Grote, A History of Greece III (1847) 152 schränkt die Behauptung von der „Graeca fides" ein. Und geradezu umgekehrt meint Ruskin, Aratra Pentelici [1872] (Deutsch von Knorr; Straßburg, ohne Jahreszahl) S. 99: „Das innerste Wesen des Griechen ist Wahrhaftigkeit" (und so strebe auch die griechische Kunst nicht nach Schönheit, Leidenschaft, glücklicher Erfindung, sondern nach Richtigkeit und Natürlichkeit) (S. 98). — M. Sauerlandt, Griechische Bildwerke (1907) S. III: „Aufrichtigkeit . . . ist der Grundzug des griechischen Charakters, in dem zu allen Zeiten die Naivität mit dem höchsten

Digitized by Google

Selbstbewußtsein verbunden war" (unter Aufrichtigkeit versteht er namentlich Selbsterkenntnis).

c) Unstätigkeit, Leichtfertigkeit, Leichtgläubigkeit.

Von der „légèreté de leur caractère" spricht Barthélemy, Voyage du jeune Anacharsis (Ausgabe Liège 1790) IV 91 (chap. 38). — W. Pater, Plato und der Platonismus (1893; zit. nach der deutschen Ausg. 1904) S. 24: „wahre Beständigkeit des Charakters" sei „niemals ein hervorragender Zug griechischen Lebens gewesen"; S. 121: „die unselige Flüchtigkeit des Hellenen im Allgemeinen". — Alfr. Fouillée, Esquisse psychol. des peuples europ.[2] (Paris 1903) 16: Unfestigkeit des Willens, Mangel an „persévérance", „indiscipline". —

Von der Wissenschaft E. Curtius, Altertum und Gegenwart I[3] S. 270 (1866): „Mangel an nüchterner Methode und besonnener Zurückhaltung". Ebenso Dubois-Reymond, Kulturgeschichte und Naturwissenschaft (1878) S. 13: „Ihrem Geist, der gern zu übersinnlicher Spekulation ikarische Schwingen regte, fehlt die geduldige Besonnenheit, um von besonderen fest umschriebenen Tatsachen zu allgemeinen Wahrheiten den beschwerlichen, aber einzig sicheren Pfad emporzusteigen", und H. St. Chamberlain, Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts (1899) S. 83: Die Griechen seien „in ihrem genialen Übermute ... geneigt" gewesen, „hinaus- und hinaufzustürmen mit einer leichtfertigen Mißachtung des ernsten Bodens der Realität".

Vom Staate W. von Humboldt, Latium und Hellas (1806; Leitzmann III 160): „Der politische Charakter der Griechen ist oft und nicht mit Unrecht ein Gegenstand des Tadels und selbst des Spottes gewesen. Er bewies, vorzüglich bei den Atheniensern, unleugbar Mangel an Stätigkeit und oft nicht geringen Leichtsinn". — Leo Bloch, Die ständischen und sozialen Kämpfe in der röm. Republik (1900) 7: es habe der griechischen Politik „an ruhiger Konsequenz, an weiser Selbstbeherrschung, an Gründlichkeit im Kleinen" gefehlt.

Vom Staatsleben und der Wissenschaft Ed. Zeller, Die Philosophie der Gr. II 1 [3](1859) S. 8: Es sei „in dem Charakter und der geschichtlichen Entwicklung dieses Volks selbst begründet" gewesen, „daß die Zeit seines höchsten Glanzes rasch und für immer vorüberging". Im Staatswesen, hieß es vorher, hätten sie mit ihrer „Beweglichkeit und Erregbarkeit" nicht einen breiten und tiefen Grund gelegt; „ähnlich sehen wir sie auch in der Wissenschaft vor der Zeit abschließen, von Einzelerfahrungen zu rasch und unvermittelt zu den allgemeinsten Begriffen aufsteigen".

Hier mag auch Nietzsches Ansicht von der griechischen Leichtgläubigkeit erwähnt sein; Menschliches, Allzumenschliches II (W. III, 1899) S. 107 (Nr. 221): „In Griechenland waren die tiefen gründlichen ernsten Geister die Ausnahme"; W. X (1903) S. 225 (v. J. 1875): Die Griechen seien „unter der großen Freiheit des Gedankens vielgläubisch und flach gewesen".

d) Neid, Eitelkeit, schauspielerisches Wesen.

Francis Bacon, Nov. Organum lib. I cap. 71 (Works, London 1824, VIII S. 27) nennt als „nationis vitium"; „ambitio et vanitas sectae condendae et

Digitized by Google

aurae popularis captandae" (er denkt dabei zunächst an die Philosophen). — W. Wachsmuth, Europäische Sittengeschichte I (1831) 52: „Eifersucht und Neid gegen den mitstrebenden . . . . Staatsgenossen".

Schauspieler hat die Griechen wohl zuerst Juvenal genannt (III 100: „Natio comoeda est"; vgl. dazu 73/4: „ingenium velox, audacia perdita, sermo promptus"). — Dann namentlich Nietzsche, W. XII (1901) [1882—1886] S. 259: „Voller Leidenschaften, aber herzlos und schauspielerisch: so waren die Griechen"; vgl. Morgenröte (Bd. IV, 1899) S. 35 (Nr. 29) S. 251 (Nr. 306); Bd. XIII (1903) [1882—1888] S. 102 (Nr. 239), vgl. S. 99 (Nr. 236).

e) Grausamkeit u. a.

W. Mitford, The Hist. of Greece (1784 — 1794; zit. nach der 3. post. ed. London 1838) I 176 findet im „Gothic spirit of war" mehr „generosity" and weniger „cruelty"; er verwundert sich bei diesem „elegant and polished people" nicht den „spirit of gallantry" zu treffen. — Die folgenden Stellen beziehen sich auf den staatlichen Kampf. — E. Curtius, Altert. und Gegenwart I[3] 328 (1867): „Den natürlichen Menschen der Heidenwelt zügelte in seiner Lust zu hassen keine Religion". — K. Köstlin, Gesch. d. Ethik I 1 (1887) 139: (Es) „haben bekanntlich die Griechen in ihren Parteikämpfen eine Gewissenlosigkeit . . . eine Ruchlosigkeit, eine Unversöhnlichkeit und Grausamkeit gezeigt, welche alles Maß überschritt". (Er erklärt diese Heftigkeit der Leidenschaften daraus, daß nur die Politik für eines Mannes würdig gegolten habe.) — H. O. Taylor, Ancient ideals I (New York 1900) 370: „The life of the Greek city-states had been often hard and cruel" (in der hellenistischen Zeit sei es vielleicht „more confortable" geworden).

Sechzehntes Kapitel.

Dazu Allgemeiner Teil S. 19/20.

Zur Geschichte der Lehre von den griechischen Stammescharakteren.

1. Die Auffassungen des Verhältnisses zwischen Stammescharakteren und Volkscharakter.

Einen gemeingriechischen Volkscharakter neben den Stammescharakteren halten für mehr oder weniger ausgeschlossen K. O. Müller, Die Dorier I (1824) S. VI: „wie in ihnen [den Stämmen] die hellenische Nationalität bis auf die tiefste Wurzel sich spaltet . . . daher sie . . . erst vereint den vollen Begriff des Griechentums geben" und W. Wachsmuth, Hellenische Altertumskunde I 1 (1826) S. 60: gegenüber dem Besonderen der Stämme lassen „Gesamteigenschaften nur in geringem Maße sich auffinden"; vgl. S. 62. Vgl. auch Eleutheropulos, Wirtschaft und Philosophie I (1900) 27: „wie wenig man im Grunde von einem einheitlichen Griechentum sprechen" könne (es handelt sich um die Stammescharaktere). — Vgl. auch Herder, Auch eine Philosophie der Geschichte usf. (1774; Cotta 1853/4, Bd. 27, S. 199; Suphan 5, 504): „Griechenland bestand aus vielen Ländern: Athenienser und

Digitized by Google

Böotier, Spartaner und Korinthier war sich nichts minder als gleich". S. auch oben S. 96.

Dagegen suchen andere Gesamtcharakter und Stammescharaktere zu verbinden. So G. Bernhardy (Grundriß der gr. Lit. I, 1836, S. 28): diese so zersplitterten Gruppen [Familien, Gaue, Stämme] seien „für bloße Stufen eines und desselben Geistes zu halten". Vgl. auch Fr. Kortüm, Geschichtl. Forschungen (1863) S. 151: der „Wetteifer der vielartigen, in ihrer Grundnatur dennoch gleichmäßig ausgeprägten Volksstämme" (vor allem Dorier und Ionier).

2. Die Lehre vom Dorier- und Ioniertum.

A. Dorier- und Ioniertum als die bedeutungsvollsten Stammescharaktere.

Am häufigsten werden die Stämme und damit auch ihre Charaktere nach der Sprache geschieden. Am verbreitetsten war immer die Trennung in Dorier und Ionier. Ohne auf alle sehr zahlreichen Äußerungen einzugehen, in denen versucht wird, die Eigenart dieser beiden als Haupttypen betrachteten Stämme zu schildern — ihr Grundton ist übrigens stets derselbe: die Dorier als das schwerere, ernstere, die Ionier als das leichtere, flüssigere Element — führen wir im folgenden eine Anzahl von Stellen an, wo eine grundlegende Bedeutung dieser beiden Stammescharaktere für das Gesamtgriechentum angenommen ist. — Böckh, Enzyklopädie 281: „In dem Gegensatz des dorischen und ionischen Charakters" liege „der bedeutendste Unterschied" (äolisch und attisch sei nur im Verhältnis zu jenen zu verstehen); dazu vgl. über die Wirkung der Stammesunterschiede (im allgemeinen, wie hauptsächlich eben der Dorier und Ionier) S. 282, wo ausgeführt wird, „welchen Einfluß die Stammesunterschiede auf die ganze Bildung der griechischen Nation" gehabt haben; er führt es aus für Staat, Privatleben, Sprache, Literatur, Philosophie, Kunst und Musik; sodann vgl. S. 283: „Die Entwickelung des griechischen Geistes in der Zeit ist wesentlich durch die Einwirkung der Stammescharaktere bedingt". Vgl. auch denselben, Kl. Schr. 4, 39 (1811): Staatsformen, „artes" und „doctrinae" durch die Stämme bestimmt. — Sodann ist vor allem hier K. O. Müller zu nennen; nicht weil er die Lehre von der dorisch-ionischen Grundlage des Griechentums als solche durchgeführt hätte, sondern weil er durch sein Werk über die Dorier (1824; die Charakterisierung der Dorier Bd. II 401 f.) am meisten zur Ausarbeitung und Geltung dieses Begriffes beigetragen und dadurch mittelbar auch die weitere „dorisch-ionische Theorie" gefördert hat. — Fr. Theod. Vischer, Ästhetik II (1847) S. 240: die „vernichtende Reibung zwischen dem Dorischen und Ionischen, ein Gegensatz, der durch seine Spannung die Einheit der griechischen Größe begründete, aber auch den Wurm ihres Todes in sich trug". — Mone, Griechische Geschichte I[2] (1859) S. 167 (wo der Gegensatz zwischen Ioniern und Doriern ein geographischer, ethnologischer, sozialer, wirtschaftlicher, politischer und kulturhistorischer genannt wird). — W. Pater, Plato und der Platonismus (1893; zit. nach der deutschen Ausgabe 1904) sucht ausführlich „in jeder Tätigkeitssphäre des griechischen Geisteslebens" (S. 118) einen Kampf zwischen einer „zentrifugalen", „ionischen", „asiatischen", und einer „zentripetalen", „dorischen", „europäischen" Tendenz nachzuweisen; vgl. S. 118 f.; vgl. auch S. 22 f.; 275 f.; an anderer Stelle

Digitized by Google

(S. 234/5) führt er diese Gegensätze zurück auf den „Geist der Hochlande" und das „Seemannsblut"; S. 22 läßt er die „zentrifugale" Tendenz stets überwiegen. — H. Lechat, Phidias [Les maîtres de l'art] (Paris, ohne Jahreszahl) S. 8: „les deux courants d' esprit, les deux capacités de création artistique, les deux génies qui, peut-on dire, coexistaient dans le génie grec." — Ant. Kisa, Die Kunst der Jahrhunderte [1908] S. 90: „Die Unterschiede von dorischem u. ionischem Wesen" seien „die Grundpfeiler der griechischen Kultur".

B. Die Bestreitung dieser Vorstellungen.

Daß die Einheitlichkeit des „dorischen" Stammescharakters keine sehr große sei, haben auch jene vielfach eingesehen, die im übrigen unbedenklich sich dieses Begriffes bedienten; man suchte durch mancherlei Vorbehalte und Einschränkungen eines nachher doch wieder allgemein verwendeten Terminus sich zu helfen. So nimmt man die sizilischen „Dorier" aus, weil sie andern Charakters seien; vgl. z. B. E. Curtius, Griech. Gesch. II (1861) S. 426; Bergk, Kl. Schr. II 384: die sizilischen Griechen seien nicht ohne weiteres als Dorier anzusehen. Ja man schließt überhaupt die Dorier der großen Städte und der Kolonien aus, so Bergk, Griech. Literaturgeschichte I (1872) S. 17/18, oder geht noch weiter und läßt im Grunde nur die Spartaner als die wahren Dorier gelten (so Schoemann, Griech. Altertum I[1], 1855, S. 88/89 = I[4] [1897] 90/91). Trotzdem wird dann doch von diesen Autoren wieder in weitem Sinne von Doriern gesprochen. So begreift sich leicht, daß bald der Zweifel einsetzte, ob überhaupt diese weiteren Begriffe zulässig seien; vgl. schon W. Wachsmuth, Hellenische Altertumskunde I 1 (1826) S. 66/67, der sich gegen die „nicht statthafte übliche Ausdehnung des Dorischen und Ionischen" wendet, das erstere nur von Sparta, das andere nur von den asiatischen Ioniern und beides nur für einen begrenzten Zeitraum gelten läßt; Grote, A Hist. of Greece III (1847) S. 234, der darauf hinweist, daß, was man „the mobility of the Jonic race" im Vergleich zu den Doriern genannt habe, nur bei den asiatischen Ioniern, infolge der Rassenmischung und den Einflüssen der „expatriation", sich zeige, aber nicht in Attika vor Solon; anderseits finde man eben jene Züge auch bei dorischen Kolonien. Ihm folgt Hertzberg, bei Ersch und Gruber, Allgem. Enzyklop. I, Teil 80 (1862) S. 237, der außerdem überhaupt auf das „Bedenkliche" aller „summarischen Schilderungen dieser Stämme", und besonders der Dorier hinweist. — Gerade an die Verschiedenheit der sizilischen „Dorier" knüpfen dann auch neuere Gegner der Lehre vom dorischen Stammescharakter und seiner Bedeutung an; so Beloch, Gr. Gesch. I (1903) 61 nach Trieber (er vergleicht die „konservativen Peloponnesier und ihre Kolonisten in Sizilien"); Ed. Meyer, Gesch. d. Altertums III (1901) 652 (der „angebliche dorische Nationalcharakter"). Noch nicht ganz entschieden ist Bury, A History of Greece (London 1900) S. 342; er betont zwar, daß „that division" der „Greek race" (Dorier, Ionier) „was largely artificial" (wenn auch wirksam), spricht aber doch S. 59 vom dorischen Charakter.

Im vorstehenden ist aus der Geschichte der Kritik des „ionischen" Stammescharakters schon einiges mitgeteilt worden (Wachsmuth, Grote; Bury ist bereits durch Ed. Meyer beeinflußt). Darüber — wie über das Doriertum — ist vor allem noch Ed. Meyer zu vergleichen, Gesch. d. Altert. II

Digitized by Google

(1893) 583: Man abstrahiere seit K. O. Müller „das Dorertum aus den Spartanern, das Ioniertum aus den Ioniern des 6. und 5. Jahrhunderts, verallgemeinert die historisch gewordenen Unterschiede, ganz unbekümmert darum, daß z. B. Argos, Korinth, Korkyra, Syrakus in das dorische Schema absolut nicht hineinpassen, und datiert sie in die Urzeit zurück".

C. Modifikationen der Lehre vom Dorier- und Ioniertum.

In eigenartiger Weise ist auch versucht worden, von dem Grundgedanken eines dorisch-ionischen Gegensatzes ausgehend ihn doch seinem Wesen nach zu verändern. So schreibt W. Oncken, Isokrates und Athen (1862) S. 102: „Was man neuerdings als Ionismus und Dorismus .... herausgeputzt hat, ist zurückgeführt auf die Wurzel alles hellenischen Wesens der geschichtlichen Zeit nichts als eine ziemlich willkürliche Benennung zweier Entwicklungsstufen, welche ganz Hellas (ohne Rücksicht auf dorische oder ionische Abstammung) aufweist, und deren Unterschied lediglich in ihrem abweichenden Verhältnis zu dieser [vorher von ihm erörterten] Einheit von Volk und Heer begründet ist. Das sogenannte Ioniertum umfaßt alle hellenischen (nicht bloß ionischen) Handelsstädte, welche jene Einheit mehr und mehr durchbrochen, endlich ganz aufgelöst haben". — Wilamowitz führt den politischen Gegensatz, dessen letzter Akt der peloponnesische Krieg gewesen sei, auf den andern Gegensatz zwischen den Einwanderern aus der Völkerwanderungszeit und den schon vorher Eingesessenen zurück, ohne indes jene mit einem Worte benennen zu wollen; er spricht von einem Kampf, „der, fast immer den Kämpfenden unbewußt aber deshalb nur um so erbitterter, darum gefochten ward, die Hellenen und die Einwanderer zu einer Einheit zu verschmelzen" (Herakles I[1] [1889] S. 261); „als auch dieser Versuch [im peloponnesischen Krieg] scheitert, ist der politische Untergang der Nation unvermeidlich". Hier muß auch erwähnt werden, was Wilamowitz (Kultur der Gegenwart I 8 S. 224) von der griechischen Literatur sagt; indessen ist zu beachten, daß es sich hier zwar um eine verwandte, aber doch nicht durchaus mit der andern übereinstimmende Vorstellung handelt, wie ja dort von dem politischen, hier dagegen von einem literarischen Grundgegensatz innerhalb des Griechentums die Rede ist: „So erkennen wir in der griechischen Literatur nicht eine, sondern zwei Seelen, die attische und die ionische"; dazu vgl. vorher: „in dem, was das attische Wesen spezifisch von dem asiatischen [hier = ionisch] unterscheidet", seien „europäische oder geradezu dorische Einflüsse anzuerkennen".

3. Weitere Annahmen bedeutungsvoller Teilcharaktere des griechischen Volkes.

Vielfach wurde an Stelle einer geschichtlich grundlegenden und bedeutungsvollen Differenzierung des griechischen Volkes in Ionier und Dorier (oder auch Ionier, Dorier, Aeolier), einer Unterscheidung, die wesentlich von sprachlichen Merkmalen ausging, vielmehr eine anthropo-geographische gesetzt. Namentlich ist es der Gegensatz der binnenländischen und der küstenländischen Gebiete und Bevölkerungen, der ins Auge fiel. So unterscheidet Grote, A History of Greece II (1846) 296f. „land-states" und „sea-states"; ähnlich betont

Digitized by Google

diesen Umstand K. B. Stark, Vorträge und Aufsätze aus dem Gebiete der Archäologie und Kunstgeschichte (1880) S. 103. Vgl. auch Beloch, Gr. Gesch. I (1893) 61, der noch allgemeiner betont, „der Nationalcharakter" habe „in den einzelnen Landschaften sich in sehr verschiedener Weise entwickeln" müssen „unter dem Einflusse der abweichenden geographischen und weiterhin der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse". Auch K. Sittl, Archäologie der Kunst (1895) 521 will statt nach den Dialekten die Stämme auf Grund der „Lebens- und Verkehrsumstände" unterscheiden; man vgl. auch Ad. Holm, Gr. Gesch. II (1889) 520f. (geographische Bildungsprovinzen). — Ein anderer Unterschied — zum Teil wenigstens auch anthropogeographischer Art — wird von W. Wachsmuth, Europäische Sittengeschichte I (1831) 40 f. hervorgehoben, der viel wichtiger sei als der zwischen Doriern und Ioniern: der Gegensatz zwischen den „Gewanderten" und den „Daheimgebliebenen". — Endlich wird auch der Gegensatz des Ionischen und Dorischen auf eine geographische Verschiedenheit zurückgeführt, so von W. Wachsmuth, Hell. Altertumskunde I 2 (1828) S. 122; wenigstens nennt er ionisch und dorisch, wie es scheint, als gleichbedeutend mit binnenländisch und seeländisch. Auch Böckh (Enzyklopädie 281) erklärt die Stammesunterschiede „aus dem Zusammenwirken der natürlichen Anlage und klimatischer Verhältnisse" (die Dorier ein Bergvolk, die Ionier an der See).

4. Die Auffassungen des attischen Stammescharakters als Inbegriff des griechischen Volkscharakters.

Für die Anschauungen vom Wesen des Griechentums sind auch die Auffassungen des athenischen — oder attischen — Volkscharakters zum Teil von besonderer Bedeutung. Vielfach findet sich nämlich die Annahme, die attische Eigenart sei nichts anderes als der Inbegriff des griechischen Volkscharakters überhaupt oder doch seiner zwei, in diesem Falle als Hauptstämme geltenden, des ionischen und dorischen. Böckh, Enzyklopädie 284: in Attika habe sich „durch den Austausch der Stammeseigentümlichkeiten der hellenische Charakter" vollendet. — G. Klemm, Allgem. Kulturgesch. VIII (1850) 60: „Die vollendetsten Hellenen, im Guten wie im Bösen, waren die Athener". — K. Fr. Hermann, Lehrbuch der griech. Privataltert. 1. Aufl. (1852) S. 28 (= ^{3}1882, S. 48): „den vollen Verein aller angegebenen guten und schlechten Eigenschaften bot vielleicht nur Attika dar". — Bergk, Griech. Literaturgeschichte I (1872) 27: „nicht ein Stamm ausschließlich, sondern alle zusammen . . . repräsentieren das hellenische Volk"; weit eher als die Dorier aber seien die Athener die eigentlichen Vertreter hellenischen Wesens. — E. Curtius, Altert. und Gegenwart III 122 (1885): „die Stadt, in der sich das Hellenische am vollkommensten ausgeprägt". (Vgl. S. 93) — A. Croiset, Hist. de la littérat. grecque II (1890) S. 118: „Toutes les qualités des diverses races helléniques s'y rencontrent et s'y combinent"; vgl. III (Maurice Croiset) S. 3, 4, 8, 15f., 17: „le véritable atticisme qui ne fut autre chose que la fleur même du naturel hellénique"; vgl. S. 16/17; dazu Bd. IV (A. C.) S. 7: Der „atticisme" sei seit dem Perserkrieg nichts anderes als „l'esprit grec lui-même, dans sa maturité la plus vigoureuse et son équilibre le plus harmonieux".

Digitized by Google

Böckh, Enzyklopädie 282: „der attische Charakter" [den er für ursprünglich ionisch hält] „bildet die richtige Mitte zwischen den Extremen des ionischen und dorischen". — Bergk, Kleine Schr. II 375 (Rez. von K. O. Müllers Gr. Literaturgeschichte und gegen ihn): „Athen erst vereinigt die Elemente, welche in dem Volksgeiste der Dorier und Ionier getreunt erschienen". — Fr. Mone, Gr. Gesch. I[2] (1859) S. 167/8: Der „Attizismus" sei die „Aussöhnung" zwischen „Ionismus" und „Dorismus". — H. Lechat, Phidias [Les maîtres de l'art. Paris. Ohne Jahreszahl] S. 13/14: Wie das attische Land in gewissem Sinne eine Mittelstellung einnehme, so sei auch der attische Geist imstande gewesen, „de combiner en une parfaite harmonie les qualités différentes de l'esprit dorien et de l' esprit ionien"; dadurch sei der „esprit athénien" der „vollendete Ausdruck des griechischen Ideals"; vgl. 142: „le génie attique a été le plus complet représentant du génie grec tout entier" (mit besonderer Beziehung auf die Kunst). — Zum Teil etwas abweichend: Gust. Larroumet, Vers Athènes et Jérusalem[3] (Paris 1898) 119: Athen „réalise le génie ionien, mêlant sa souplesse et son aisance à la force et à la solidité du génie dorien". — Von der Kunst Franz Kugler, Handbuch der Kunstgeschichte (1842) S. 141 (in Attika habe sich die dorische und ionische Kunst vereinigt). — Lechat a. a. O.

5. Weitere Nachweise zu den Anschauungen von den griechischen Stammescharakteren.

A. Zur Literatur.

Zur Literatur über die griechischen Stammescharaktere.

Nachdem wir aus den Anschauungen über die griechischen Stammescharaktere dasjenige dargestellt, was für die Vorstellungen vom Gesamtgriechentum wesentlich ist, sei hier zur weitern Geschichte dieser Lehre noch eine fernere Auswahl aus der Literatur gegeben, ohne daß hiebei, außer bei manchen entlegenen Zitaten und in einigen andern Fällen, Quellenauszüge gegeben werden, da dieses Gebiet im Rahmen unserer Gesamtaufgabe doch nur eine verhältnismäßig untergeordnetere Rolle spielt. — Von den griechischen Stammescharakteren im allgemeinen handeln u. a. Fr. Schlegel, Von den Schulen der griech. Poesie (1794; Minor I S. 4 f.); W. Wachsmuth, Hell. Altertumskunde I 1 (1826) 62 f.; G. Bernhardy, Grundriß der gr. Lit. I (1836) 23 ff.; 76 ff.; 297 ff.; K. O. Müller, Geschichte der gr. Literatur I (1841) 14, 17, 433, 464, 471; John, The Hellenes I (London 1844) 40 f.; K. Fr. Hermann, Lehrbuch der gr. Privataltert. [1] (1852) S. 28 f. (= [3]1882, 48 f.); Schömann, Griech. Altert. I[1] (1855) S. 88 f. (= I[4], 1897, 85 f.); M. Duncker, Gesch. d. Altert. III (1856) 539 f.; Bergk, Gr. Literaturgeschichte I (1872) 13 f.

B. Dorier; Ionier; Aeolier; Athener.

Zu Doriern und Ioniern vgl. noch Limburg Brouwer, Hist. de la civilisation mor. et religieuse des Grecs III (1837) 101 f.; Bergk, Kl. Schr. II 363 f. (Rezension von K. O. Müllers Griechischer Literaturgeschichte; er wendet sich gegen Müllers Wertung der Dorier, besonders der Spartaner und preist dafür

Digitized by Google

die Ionier; namentlich auch weil sie (S. 371) die Individualität ausgebildet); R. v. Scala, bei Helmholt, Weltgeschichte IV (1900) S. 273/4; 284.

Zu den Doriern vgl. noch z. B. Thirlwall, A History of Greece I (London 1835) 337 f.

Über die Ionier s. u. a. die Charakteristik von Cousin bei Taine, Les philosophes français du XIX. siècle (Paris 1857) S. 188: „Qu' est-ce que l'esprit ionien? le scepticisme en toutes choses: l'amour du plaisir dans la vie; en politique, des goûts démocratiques et des moeurs serviles; dans l'art, la prédominance de la grâce; dans la religion, l'anthropomorphisme; dans la philosophie, qui est l'expression la plus générale de l'esprit d'un peuple, un empirisme plus ou moins ingénieux, une curiosité assez hardie, mais toujours dans le cercle et sous la direction de la sensibilité". — Bergk, Griech. Literaturgesch. I (1872) 20/21. — Rayet, Monuments de l'art antique I (Paris 1884, Nr. 13—16 [Tombeau de Xanthos] S. 11): „les symptômes d'un vice rédhibitoire, de ce manque de volonté, que, peut-être, un climat trop clément et une terre trop prodigue ont donné à la race ionienne, et par l'effet duquel cette famille de la nation hellénique, la plus aimable, la plus spirituelle, la plus sympathique de toutes, n'est allé, presque en aucune chose, aussi loin et aussi haut que les autres, moins biens douées à tant d'égards". — Th. Gomperz, Gr. Denker I (1896) 11, 28; II (1902) 29 f. — Wilamowitz, Reden und Vorträge S. 57 (1877) (nennt die asiatischen Ionier „den hochbegabten Stamm"); Die Kultur der Gegenwart I 8 (1905) S. 225—227.

Über die Aeolier u. a. Bergk, Kl. Schr. II S. 379; er läßt sie alle Grundzüge des griechischen Charakters zeigen, aber unentwickelt. — Wilamowitz, Antigonos von Karystos (1881) 153: „der hochbegabte aeolische Stamm".

Der athenische (attische) Volkscharakter wird als die „reichste Blüte des ionischen Genius" bezeichnet bei W. Pater, Plato und der Platonismus (1893; zit. nach der deutschen Ausgabe 1904) S. 118. — Im allgemeinen dagegen wird die athenische Eigenart geschildert ohne besondere Beziehung zu den übrigen Stammescharakteren. Wir führen aus der sehr reichen Literatur folgendes an: Fr. Schlegel, Über die weiblichen Charaktere in den griechischen Dichtern (1794; Minor I S. 35.) — Chateaubriand, Itinéraire de Paris à Jérusalem (Oeuvres XVI. Paris 1830) II 103; „ce goût du beau dans tous les genres, que le ciel leur [den Athenern] avait si libéralement départi". — Fr. v. Raumer, Vorlesungen über die alte Geschichte I (1821) S. 279. — W. Wachsmuth, Hell. Altertumskunde I 2 (1828) S. 26 f. — Limburg Brouwer, Hist. de la civilis. morale et relig. des Grecs III (1837) 37: „un peuple, favorisé par la nature comme aucun peuple de l'univers, doué d'une sensibilité exquise pour tout ce qui est beau et sublime, un peuple irritable, inconstant, léger même, mais actif, bienveillant et capable des plus grandes actions". — W. A. Becker, Charikles I (1840) 13; 80 f. — K. O. Müller, Gesch. d. gr. Literatur I (1841) 206; II (1841) 3 f. — John, The Hellenes I (London 1844) S. XI f., 70 f., 111, 189. — E. v. Lasaulx, Über den Entwicklungsgang des griechischen und römischen . . . Lebens, 1847 (= Studien des klass. Altert. 45 f.) S. 8_6, 12_{20}. — Grote, A History of Greece IV (1847) 241, 507; VII (1850) 387. — E. Curtius, Gr. Gesch. II (1861) 160, vgl. 533. — Hertzberg, bei Ersch und Gruber, Allgem. Enzyklopädie I, Teil 80 (1862) 238, 368. — Fr. Kortüm, Geschichtl. Forschungen (1863) S. 65. — W. Oncken,

Digitized by Google

Athen und Hellas II (1866) 91: „Der Grieche und namentlich der Athener mit seiner sprühenden Lebendigkeit." — Bergk, Gr. Literaturgesch. I (1872) 21 f.; derselbe II (1883) 451 f. (spricht vom „attischen Volksgeist"). — Jak. Burckhardt, Griechische Kulturgeschichte I 218 („dieses hochbegabte Volk"). — Fr. Blass, Die attische Beredsamkeit I² (1887) 9, 10. — Ad. Holm, Gr. Gesch. II (1889) 475, 493 f. — Lewis H. Morgan, Die Urgesellschaft (1877; zit. nach der deutschen Ausgabe 1891) S. 215: die Athener seien „in ihrer Gesamtheit das ausgezeichnetste, geistig begabteste und vollkommenste Geschlecht von Menschen geworden . ., das die ganze Menschheit bisher erzeugt hat" (er schreibt dies u. a. der athenischen Verfassung zu) Vgl. auch S. 233. — Christ, Gr. Literaturgesch.[1] 6 (= [4]4). — Ed. Meyer, Gesch. d. Altert. IV (1901) 99, 453; vgl. auch 463, 574, 651. — Ed. Schwartz, Charakterköpfe aus der antiken Literatur (1903) 50/51. — Beloch, Gr. Gesch. I (1903) S. 61. — W. Klein, Gesch. d. griech. Kunst I (1904) 287: „dieser fein ausgeglichenen harmonischen Stimmung, diesem Sinn für das Maßvolle hat das . . Wort Sophrosyne Ausdruck gegeben". „Phantasievoll, doch nie phantastisch, Verstandesklarheit, die nicht von rationalistischer Anwandlung, wohl aber von Nüchternheit frei war, eine Feinempfindung von leichter Erregbarkeit und ein alle Schichten des Volkes durchdringender enthusiastischer Schönheitssinn". Man beachte, wie hier den Athenern eine Reihe von Eigenschaften zugeschrieben werden, die andere vielfach den Griechen im ganzen beilegen (Sophrosyne, Harmonie der Anlage, Sensibilität und Schönheitssinn).

Während die bis dahin genannten Schilderungen des athenischen Volkscharakters vorzugsweise mit günstigen Werturteilen verbunden sind, erblickt Jul. Schvarcz, Die Demokratie I (1877) in ihm lauter Schatten, vgl. z. B. S. XLIII: „tierische Grausamkeit", „schmutzige Habgier", „Unbesonnenheit und Lüge", und ähnlich an vielen andern Stellen.

Dazu Allgemeiner Teil S. 40/41.

Siebzehntes Kapitel.

Die Auffassungen des griechischen Volkscharakters als Typus I.

1. Einschränkungen der Vorstellungen von der Eigenart des griechischen Volkscharakters.

Allgemeines.

Wir geben hier einige Stellen, an denen zwar die Annahme einer besonderen Eigenart der Völker, im besonderen der Griechen, bis zu einem gewissen Grade zweifelhaft genannt wird, im ganzen aber doch die Vorstellung dieser Eigenart überwiegt. (Weiteres auch unten im 31. Kap.) Ferguson, Essay on the history of civil society (Deutsche Ausgabe 1904 [1. Aufl. 1767] IV. Teil K. 3 S. 266): „jede Nation" sei „eine buntscheckige Sammlung verschiedener Charaktere" (nach Beruf, Stand usf.); „diese Beschreibung kann gleicherweise auf Athen oder Rom, auf London oder Paris angewendet werden"; er nimmt aber doch (266, 267) einen Nationalcharakter an; indessen seien wir (S. 270) „in keiner Beziehung häufiger ungerecht, als wenn wir dem Einzelnen den angeblichen Charakter seines Landes beilegen". — W. G. Tenne-

Digitized by Google

mann, Geschichte der Philosophie I (1798) 7 fragt sich, ob „der griechische Geist" besondere Vorzüge besessen habe, oder ob nicht durch die Verhältnisse Anlagen geweckt worden seien, „die in jeder Seele schlummern". Offenbar nimmt er letzteres an, aber tatsächlich haben auch nach seiner Ansicht eben diese Verhältnisse doch eine eigene Volksart geschaffen; denn er schildert diese eingehend. — Ähnlich sagt E. Müller, Preuß. Jahrb. Bd. 120 (1905) S. 254 auch mit Bezug auf die Griechen: „die verschiedenen Begabungen sind über alle Völker verbreitet" (vgl. aber wieder S. 245).

Eine abnehmende Eigenart — zunächst der Griechen untereinander, weiterhin aber doch wohl auch nach außen — wird von Wilamowitz angenommen, Internationale Wochenschr. f. Wiss., Kunst und Technik (1907) Sp. 1109/10. Er führt aus, wie die Griechen — außer Plato — nicht imstande gewesen seien, Menschen als Individuen wirklich zu verstehen, obwohl in denen des 6. und 5. Jahrhunderts „die Kraft zu einer ganz andern Entwicklung" stecke: „Seit sie so geworden sind, muß man glauben, daß sie von wirklicher Eigenart wenig besaßen und noch weniger zeigten. Die allgemeine Bildung und die späteren Philosophien . . . hatten sie nivelliert".

2. Der griechische Volkscharakter als allgemeiner menschlicher Typus.

Die Vorstellung von dem sich gleichbleibenden seelischen Wesen des Menschen und die Bedeutung dieser Annahme für die Geschichte und deren Auffassung kann allgemein, oder mit besonderer Beziehung auf irgendein Volk, die Griechen z. B., ausgesprochen werden. Für das erstere geben wir ebenfalls einige Beispiele; so nennen wir Schopenhauer, der seine Überzeugung von der Wesensgleichheit der geschichtlichen Vorgänge mit der Gleichheit der „Grundeigenschaften des menschlichen Herzens und Kopfes" begründet, Die Welt als Wille und Vorstellung, Ergänzungen zum 3. Buch Kap. 38 (Rekl. II S. 521). — Lewis H. Morgan, Die Urgesellschaft (1877; zit. nach der deutschen Ausgabe 1891) S. 216: „Der menschliche Geist, der in allen Individuen aller Stämme und Völker der Menschheit derselbe ist, . . . wirkt überall in derselben Richtung". — Rich. Andree, Ethnographische Parallelen und Vergleiche (1878) S. III: wie „allenthalben die körperlichen Eigenschaften und Tätigkeiten der Menschen die gleichen" seien, so seien auch „ihre geistigen Funktionen überall in ihren wesentlichen Zügen dieselben", . . „allerdings nach Rasse und natürlicher Umgebung variierend". —

Mit besonderer Beziehung auf die Griechen, oder auch die Griechen und die Römer zugleich, sprechen andere von der Wesensgleichheit der Menschen. Mit diesem Satze — den er als seine Entdeckung bezeichnet — nahm Fontenelle in der Querelle des anciens Stellung, und zwar auf Seite der „Modernen"; vgl. seine „Digression sur les anciens et les modernes" (1688; zit. nach den Oeuvres, Paris 1742, Bd. IV S. 170 f.). Er will die Frage, ob die Alten größer gewesen als die Neueren, durch die andere ersetzen, ob etwa einst die Bäume auf den Feldern größer gewesen, was man ja doch verneinen müsse (S. 170). Nun setzt er statt „arbres" „cerveaux" und fragt: „en vertu de quoi les cerveaux de ce temps-là auraient-ils été mieux disposés?" (S. 171); dazu vgl. noch S. 188 f.: die Natur schaffe stets wieder große Talente, nur die Umstände erlauben ihnen nicht immer die Entfaltung; S. 192:

Digitized by Google

die Menschen werden nie degenieren („dégenereront"). — Mehr nach der moralischen Seite I. P. Mahaffy, A Survey of Greek civilization (Lond. 1897) S. 214: „Average human nature has in all ages been a poor and vulgar thing"; auch das perikleische Athen mache da nur teilweise eine Ausnahme. — Wilh. Ostwald, Naturwiss. Forderungen zur Mittelschulreform (1908) 13: „allgemeine geschichtliche Gesetze der Kollektivpsychologie" liefere „jedes andere geschichtliche Gebiet ebenso wie das klassische Altertum". — Ed. Spranger, Wilhelm v. Humboldt und die Humanitätsidee (1909) S. 475/6: „indem wir diese hochentwickelte Kultur im einzelnen analysieren und verstehen, klären sich unsere eigenen Werte und Ziele". So werde man nicht aufhören, „am Griechentum zu lernen, solange es wahr bleibt, daß ... der Mensch in seiner letzten geistigen Organisation immer dasselbe Wesen ... bleibt". — Bemerkenswert ist hier zu sehen, wie verschieden die Werturteile über das Griechentum sein können, von denen diese Feststellungen psychischer Wesensgleichheit der Menschen im allgemeinen und so auch der Griechen mit diesen begleitet sein mögen; man vergleiche in dieser Beziehung Inhalt und Ton bei den zwei letztgenannten Autoren. Es zeigt sich hier eben allgemein der Satz, daß je nach den mannigfachen Voraussetzungen, mit denen man an den Gegenstand herantritt, wie die geschichtliche Eigenart, so auch das Typische verschiedener Bewertung unterliegt.

Um eine Vorstufe dieser Anschauungen handelt es sich, wenn sie noch nicht bewußt und in Form historischer Aussagen erscheinen, sondern nur aus der Art zu erschließen sind, wie man die Antike für das eigene literarische Schaffen heranzieht; vgl. z. B. was Gust. Lanson, Hist. de la littérat. française[8] (Paris 1903) S. 497 über das 17. Jahrhundert sagt: „on trouvera dans les oeuvres anciennes la nature contemporaine, crue éternelle"; von Racine im besonderen S. 546: „Racine nous la [„l'humanité antique"] montre dans ce qu'elle a d'identique" [mit „unsern Seelen"].

Von der Analogie zur Gegenwart spricht Ad. Deißmann, Licht vom Osten (1908) S. 216: „Sieht man auf die eigentlich großen Begebenheiten und Möglichkeiten des inneren Lebens, so erscheinen jene „antiken" Seelen [in den Papyri] durch keinen allzugroßen Abstand von unseren Seelen getrennt". Der Grundgedanke ist aber auch hier ein allgemeinerer („die Kontinuität des menschlichen Seelenlebens in allen seinen Hauptbewegungen")."

3. Der griechische Volkscharakter als besonders typisches Beispiel allgemein menschlichen Wesens.

Bei manchen erscheint die griechische Volksart ebenfalls als typisch menschlich; aber zugleich wird betont, daß der griechische Mensch in besonders starkem Maße oder sonst in irgendeinem Sinne als hervorragend typisch anzusehen sei, so daß also diese typische Seite des Griechentums doch wieder zu einer charakteristisch eigenartigen Qualität wird. — Diese Anschauungen fallen zum Teil zusammen mit den unten (23. Kap., 2) zu nennenden Vorstellungen von griechischer Humanität als dem Wesen des Griechentums; indessen geben wir hier vorzugsweise solche Stellen, wo in erster Linie vom griechischen Menschen die Rede ist und namentlich der Begriff des Typischen

Digitized by Google

bewußt und ausdrücklich genannt wird. — Auf das Werturteil, das sehr oft mitspielt, braucht nur hingewiesen zu werden.

W. v. Humboldt ging in seiner Abhandlung über das Studium des Altertums (1793; Leitzmann I 264) von der Absicht aus, als Mittel der Bildung eine Nation zu suchen, deren Charakter „in jeder Lage . . da sein kann und da sein sollte"; „diejenigen... welche gleichsam mehrere andre repräsentieren"; und das sind für ihn eben die Griechen (S. 265). Später finden wir diesen Gedanken noch allgemeiner ausgedrückt, so Leitzmann VII 2, S. 613: „Der Charakter der Griechen" sei „das Ideal alles Menschendaseins", insofern sie „die reine Form der menschlichen Bestimmung unverbesserlich vorzeichneten"; vgl. auch „Latium und Hellas" (1806; Leitzmann III S. 161, in einem Versuch einer „Schilderung der Eigentümlichkeit des griechischen Nationalcharakters"): „In dem Griechen waltete die natürlich gelassene, nicht auf irgend etwas beschränkte, noch an etwas Einzelnes gebundene Menschheit reiner und einfacher, als in irgendeiner andern Nation". — Wir nennen weiter Fr. Schlegel, obschon seine Aufstellungen vornehmlich von der Kultur ausgehen, nicht vom Nationalcharakter; immerhin berühren sie sich aufs engste mit den Anschauungen Humboldts, von denen sie indessen unabhängig sind, da dessen Abhandlung vom Jahre 1793 nur in seinen engsten Kreisen bekannt war: Über die Diotima (1795; Minor I 65): Auch hier [die Frau in der Kunst] sei „die griechische Eigentümlichkeit allgemeingültig"; auch hier heiße „immer noch Grieche Mensch im höhern Sinne"; Über die homerische Poesie (1796; Minor I 224): „Die griechische Eigentümlichkeit" sei „auch hier [in der Epik] durch die Gunst der Natur das Urbild des rein Menschlichen"; Die Griechen und Römer (1797 S. 120 = Minor I 130): Die Griechheit sei „nichts andres als eine höhere, reinere Menschlichkeit"; vgl. S. 124 (= Minor 131): „wo hat freie Menschheit [vorher: reine Menschheit] in der Masse des Volks ein so durchgängiges Übergewicht erhalten als bei den Griechen?" (Eine Einschränkung aber S. 177 [= Minor 151]: Die „Tierheit" habe in Griechenland „bei der größern Masse der ganz ungebildeten Bürger oder Bürgerinnen gebildeter Völker, und der rohgebliebenen Völkerschaften" das Übergewicht behalten.) — E. Curtius, Altertum und Gegenwart II 7 (1872): Das Hellenische sei „seinem Wesen nach nichts anderes als die vernünftige und konsequente Ausgestaltung der menschlichen Anlagen"; vgl. auch S. 38/39. — Max Schneidewin, Die antike Humanität (1897) S. 13: der Grieche sei „bei aller seiner quantitativ großen Begabung doch" „ein ganz besonders normal angelegter Sohn der menschheitlichen Familie"; vgl. S. 17: „diese ihre Normalität".

4. Die Griechen als Vertreter eines enger begrenzten geistigen Typus.

A. Eines unbenannten Typus.

An erster Stelle ist hier, wegen ihrer Allgemeinheit, eine Auffassung von Fr. Schlegel und Novalis zu nennen — in Wahrheit so recht eines jener gesucht geistreichen Gedankenspiele, wie die Romantiker sie liebten. Ob Schlegel oder Novalis der Urheber dieses Capriccio ist, bleibe hier dahingestellt. Fr. Schlegel, Fragmente (Minor II S. 251): „Deutsche gibt es überall. Germanität ist so wenig, wie Romanität, Gräcität oder Britannität auf einen

Digitized by Google

besondern Staat eingeschränkt; es sind allgemeine Menschencharaktere, die nur hie und da vorzüglich allgemein geworden sind". So wörtlich auch in Novalis' „Fragmenten" (Ausgabe Bölsche [Hesse] III 16). Auch Heine ist wohl von solchen Anschauungen beeinflußt; indessen erscheint bei ihm dieser Gedanke nach verschiedenen Richtungen näher bestimmt; namentlich sagt er deutlich, nach welchen Merkmalen er den Begriff des Hellenischen bildet; „Ludwig Börne" 1. Buch (1840) (Elster VII 24 [vgl. auch 2. Buch S. 47/48]): „'Juden' und 'Christen' sind für mich ganz sinnverwandte Worte im Gegensatz zu 'Hellenen', mit welchem Namen ich ebenfalls kein bestimmtes Volk, sondern eine sowohl angeborne als ausgebildete Geistesrichtung und Anschauungsweise bezeichne. In dieser Beziehung möchte ich sagen: alle Menschen sind entweder Juden oder Hellenen, Menschen mit asketischen, bildfeindlichen, vergeistigungssüchtigen Trieben oder Menschen von lebensheiterem, entfaltungsstolzem und realistischem Wesen. So gab es Hellenen in deutschen Predigerfamilien und Juden, die in Athen geboren und vielleicht von Theseus abstammen".

B. Die Griechen als „aktives" Volk.

Zu den von ihm den „passiven" Völkern gegenübergestellten „aktiven" rechnet Klemm, Allgemeine Kulturgeschichte I (1843) 197 auch die Griechen (neben z. B. Persern, Arabern, Römern, Germanen), während z. B. Ägypter, Chinesen, Hindu zu den passiven gezählt werden. Bei jenen, besonders den genannten vier, findet er (a. a. O.) „Freiheit der Verfassung"; „Wissen, Forschen und Denken tritt an die Stelle blinden Glaubens"; „hier gedeihen Wissenschaft und Kunst"; „der Geist dieser Nationen ist in steter Bewegung". (Was übrigens die Ägypter betrifft, so vergleicht Troels-Lund, Himmelsbild und Weltanschauung im Wandel der Zeiten [1899] S. 98 vielmehr gerade sie mit den Griechen, indem er beide „heiter, geweckt, leichtlebig" nennt.)

C. Die Griechen als Indogermanen.

Für die geläufige Auffassung, die Griechen gehörten zum geistigen Typus der Indogermanen, nennen wir hier nur ein paar Stellen: Beloch, Gr. Gesch. I (1893) S. 59/60, der „die hohe geistige Begabung und kriegerische Tüchtigkeit" der Griechen als indogermanisch bezeichnet; A. v. Domaszewski, Geschichte der römischen Kaiser I (1909) S. 1/2: „die Wesensgleichheit unseres eigenen Volkstumes mit den Griechen und Römern: jene Eigenart der Indogermanen, die einzig und allein Träger einer wahren Zivilisation gewesen ist". Weiteres im nächsten Kapitel 2 und 3.

Ebenso bedarf es hier keiner Belege für die Vorstellung, daß die Griechen mit den Römern zusammen den „antiken" Charaktertypus bilden, oder für die weitere Ausdehnung des Begriffes der Antike auch auf den alten Orient; Stellen solcher Art sind uns übrigens bereits öfter begegnet. Gegen die Annahme einer kausalen Bedeutung des Indogermanentums für die Griechen vgl. Wellhausen unten Kap. 50,2.

Die „Willensstärke des Individuums" findet für die klassischen und germanischen Völker charakteristisch P. Barth, Die Philosophie der Geschichte als Soziologie I (1897) S. 250.

Digitized by Google

Zwischen Griechen und Franzosen zieht eine Parallele Oskar A. H. Schmitz, Franz. Gesellschaftsprobleme (1907) S. 23 (u. f.). Er findet die Ähnlichkeit vor allem „in der ungezwungenen Entfaltung einer nicht zu widerspruchsreichen Natur, durch eine Art Gleichgewicht haltender und Kräfte bewahrender Heiterkeit"; die „serenitas" sei „ein tiefer Zug des antiken Menschen"; S. 24: „Sie haben sich keine außer ihrer Möglichkeit liegenden Ideale geschaffen".

D. Die Griechen als Europäer.

Vielfach werden die Griechen einem geographisch bestimmten Typus zugeschrieben, der eben als solcher auch eine gewisse geistige Eigenart und Übereinstimmung aufweisen soll. — Zunächst ist hier die Anschauung zu nennen, nach der die Griechen ein Beispiel für den europäischen Geist, für die seelische Eigentümlichkeit der Europäer sind. Diese Vorstellung kann auch die besondere Form annehmen, die Griechen seien hervorragende Vertreter dieses Geistes, ja endlich, dessen Schöpfer und Erhalter, dies namentlich dem Orient gegenüber. Da sich indessen diese Anschauungen, wo die Überzeugung von einer gemeinsamen, und auch den Griechen eigenen psychischen Sonderart der Europäer das Wesentliche ist, meist nicht scharf von jenen Vorstellungen trennen lassen, wo mehr nur die Übereinstimmung in den Grundlinien der Kultur als das Gemeinsame gilt, ohne daß dabei die Anlage stärker betont wird — so geben wir die Nachweise für das eine und das andere gemeinsam unten 35. Kap., 1; ob diese oder jene Anschauung vorwiegt, läßt sich dort leicht ersehen, soweit es überhaupt zum Ausdruck gelangt ist.

E. Die Griechen als Mittelmeervolk.

Auch als Vertreter eines geistigen Mittelmeertypus erscheinen die Griechen. Namentlich Wilczek, bei Helmholt, Weltgeschichte IV (1900) 1 f. hat eine eingehende Begründung einer solchen Theorie zu geben versucht; er spricht (S. 25) vom „mittelländischen Geist" (der in den Römern am klarsten in die Erscheinung trete), und versteht (S. 31) darunter den „Drang nach Vervollkommnung, nach Wissen und Wohlergehn und Verschönerung des Daseins auf immer breiterer gesellschaftlicher Grundlage"; die verschiedenen Seiten des Mittelmeertypus leitet er geographisch ab, vor allem (S. 11) daraus, daß das Mittelmeer das Sammelbecken der Völkerbewegung der alten Welt sei; diese Völker seien (S. 11/12) in ewiger Umgestaltung und fortwährender Reibung; dadurch werden alle Seiten ihres Wesens geschärft; im besonderen verschwinden (S. 12) durch die Wanderungen die Kasten; in der hierdurch „begünstigten Befähigung zur Fortbildung" präge sich die Eigenart der mittelländischen Kultur am schärfsten aus. Auch den „allen andern Kulturen" fehlenden Gedanken der Humanität schreibt er ihr zu und rechnet dazu namentlich auch die Vaterlandsliebe. Ebenfalls mit den Wanderungen bringt er in Zusammenhang (S. 13) die Abwesenheit des Despotismus, „die Anschauung vom Dasein persönlicher Rechte", die politische Freiheit, das „Streben nach Selbstbestimmung", einen der „auffallendsten Grundzüge mittelländischen Kulturlebens, wie er sich sonst nirgends ursprünglich wiederfindet". Zusammenfassend sagt er: „Nationalgefühl, . . Vaterlandsliebe, Rechtsgefühl und politischer Freiheitsdrang" seien „die Grundlagen, auf denen Humanität

Digitized by Google

erwachsen konnte". — Gegen Wilczek bemerkte Beloch, Hist. Zeitschr. Bd. 87 (1901) S. 81, es sei klar, „daß, was hier 'mittelländischer Geist' genannt wird, nichts weiter ist als der griechische Geist". — Gabr. d'Azambuja, La Grèce ancienne [Bibliothèque de la science sociale] (Paris 1906) S. XI: „cet esprit méditerranéen, dont l'esprit grec a été, dans l'antiquité, la plus haute expression".

F. Die Griechen als Südländer.

Volkstümlich zu nennen ist die Auffassung der Griechen wie anderer Völker alter und neuer Zeit als Südländer; namentlich beliebt ist die Vorstellung einer südländischen Heiterkeit, Lebhaftigkeit und Leidenschaftlichkeit. Dafür nur wenige Beispiele. Taine, Philosophie de l'art. II[11] S. 142: „Un méridional, un Grec, est naturellement vif d'esprit"; S. 118/9: wie heute noch „dans les populations méridionales", finde man „dans le caractère grec" „ce fonds de gaieté et de verve, ce besoin de bonheur vif et sensible". — Aus den klimatischen und durch sie bedingten sozialen Verhältnissen leitet namentlich E. Curtius, Altertum u. Gegenwart I[3] 35/36 [1862] die Lebensfreude, das „Glück des Südens" ab. — Herm. Abert, Die Lehre vom Ethos in der griechischen Musik (1899) S. 1/2: „das lebhafte südländische Naturell des Hellenen". — Pöhlmann, Gesch. des antiken Kommunismus und Sozialismus II (1901) 128: „das heiße Blut des Südens". — Gegen ähnliche Auffassungen wandte sich Hume, Essays, moral und political (Lond. 1748) 280 [Of national characters], der die „vivacity" und „gaiety" z. B. der Franzosen, Griechen, Ägypter und Perser nicht mit der „neighbourhood of the sun" in Zusammenhang bringen will, da z. B. Spanier, Türken und Chinesen jene Eigenschaften nicht zeigen. Noch weiter geht — und die Frage verdiente geprüft zu werden — E. Müller, Preuß. Jahrbücher Bd. 120 (1905) S. 235, der den Satz, daß die Südländer ein lebhafteres Temperament hätten, aus der Metapher „heiß" ableitet. — Ob im Grunde auch an den folgenden Stellen das südländische Wesen gemeint ist, bleibe dahingestellt. Grote, A History of Greece IV (1847) 506: (gegenüber dem englischen Volkscharakter, der „sedate" sei und „slow to move") „quick, impressible, and fiercy, like Greeks or Italians". — Nietzsche, W. XI (1901) S. 103 (1875—79): „sehr leidenschaftliche Völker, zum Beispiel Griechen und Italiäner".

Im folgenden nennen wir noch drei besondere Theorien, die wohl am besten hier angeführt werden, obschon bei den in Frage kommenden Typusbegriffen z. T., wie bei den eben zitierten Stellen aus Grote und Nietzsche, nicht ausdrücklich die Vorstellung vom „Süden" erwähnt ist. Tatsächlich handelt es sich doch wesentlich um die gleichen oder doch sehr verwandte Vorstellungen.

Zu einem südländischen, durch das Klima bedingten Typus rechnet Fontenelle die Griechen (Digression sur les anciens et les modernes, 1688; zit. nach Oeuvres, Paris 1742, Bd. IV, S. 175). Griechenland, Italien und Frankreich seien sich in ihrem Klima zu ähnlich, als daß irgendeine „différence sensible" der Volkscharaktere entstehen könnte. „Nous voilà donc tous parfaitement égaux, anciens et modernes, Grecs, Latins et François". (Zu der oben S. 175 angeführten Anschauung Fontenelles von der Wesensgleichheit der Menschen, die er eben hier vertritt, steht die genannte besondere Auffassung im Verhältnis einer Einschränkung und genaueren Bestimmung der Hauptthese.)

Digitized by Google

Bodin, Methodus ad facilem historiarum cognitionem (Paris 1566) sucht im Anschluß an antike Einteilungen, doch auf breiterer Grundlage über sie hinausgehend, Zonentypen zu unterscheiden. So bezeichnet er z. B. die Bewohner des 50.—60. Grades als „septentrionales" (S. 105). Die Griechen nennt er u. a. (S. 112) mit den Itali, Galli, Hispani und Asiatici zusammen; unter den „Australes citeriores" erscheinen Siculi, Peloponnesii, Cretenses (S. 105). S. 126 heißt es, aus der Geschichte gehe hervor: vom 40.—50. Grade, „in Asia, Graecia, Assyria, Italia, Gallia, Germania superiore maxima imperia semper floruisse; et ab illis regionibus summos imperatores, optimos legumlatores, aequissimos iudices, prudentes iurisconsultos, disertos oratores, sagaces mercatores, clarissimos denique histriones et fabularum actores ortum habuisse". Vgl. S. 138 (in bezug auf die „levitas", die man den Galliern vorwerfe): „si . . . levitatem appellant animi quandam alacritatem ac celeritatem, quae mediae regionis homines omnium aptissimos ad agendum reddit; sane Galli, Graeci, Itali, Pannonii, Asiatici, Chaldaei, Parthi, qui a scriptoribus hic vitio notantur, leves sunt." (Über die „media regio" vgl. S. 136: „triplex hominum genus: Scythae, Australes et mediae regionis homines". Dem entspreche die contemplatio, das νοητικόν; die actio, das θυμικόν; die effectio [lies affectio], das ἐπιθυμητικόν.)

Eine Theorie eines südlichen geistigen Typus spielt eine gewichtige Rolle bei der Frau von Staël, De la littérature ²(1. Teil 11. Kapitel; Oeuvres IV [Paris 1820] S. 255): „Il existe . . . deux littératures tout-à-fait distinctes, celle qui vient du Midi et celle qui descend du Nord, celle dont Homère est la première source, celle dont Ossian est l'origine". (Als Hauptursache wird S. 258 das Klima bezeichnet.) Zum ersten Typus rechnet sie die griechische Literatur, die lateinische, italienische, spanische und die französische unter Ludwig XIV.; zum zweiten die englische, die deutsche u. a.

5. Die Annahme einer typischen Differenzierung des griechischen Volkscharakters.

Selten finden wir die gleichzeitige Differenzierung des griechischen Volkscharakters als eine typische bezeichnet; so z. B. bei W. G. Tennemann, Gesch. der Philosophie I (1798) S. 7, der „die Talente des Geistes, wie in allen Nationen, sehr verschieden ausgeteilt" nennt, oder bei H. Gomperz, Die Lebensauffassung der griech. Philosophen (1904) S. 28; er bezeichnet die Griechen als ein Volk, „das, wie andere auch, eine unermeßliche Mannigfaltigkeit von Charakteren einschloß".

Achtzehntes Kapitel.

Dazu Allgemeiner Teil S. 41/2.

Die Auffassungen des griechischen Volkscharakters als Typus II.

Die Griechen als körperlich-seelischer Typus.

Im folgenden stellen wir eine Anzahl von Anschauungen zusammen, nach denen die Griechen in letzter Linie auch wieder größeren, durch übereinstimmende geistige Eigenart gekennzeichneten Kreisen eingereiht, diese

Digitized by Google

Kreise aber zunächst auf Grund körperlicher Merkmale bestimmt werden. Über die Beziehungen dieses geistigen Charakters zum somatischen wird entweder nichts Näheres ausgesagt, oder es kann die somatische Eigenart als Grundlage der seelischen betrachtet werden oder als ihr bloßes Anzeichen. — Ob dabei der vieldeutige Terminus „Rasse" gebraucht wird, ist ohne Belang. — Die Frage, welchem Typus rein somatisch betrachtet die Griechen angehören, ohne Beziehung auf geistige Merkmale, kommt für unsern Gegenstand nicht in Betracht.

1. Die Griechen als Angehörige der „weißen Rasse".

Angelo Mosso, Escursioni nel Mediterraneo e gli scavi di Creta (Milano 1907) erklärt, bei Gelegenheit des kretischen Problems und der Frage nach dem Ursprung der griechischen Kultur (S. 265): „Se qualcuno mi domanda cosa esista nelle razze bianche per il lato fisico e l'intellettuale che non abbia un uomo di una qualsiasi di queste razze, rispondo: nulla". Vgl. (doch ohne besonderen Bezug auf die Griechen) W. Lexis, Die Kultur der Gegenwart I 1 (1905) S. 10, der annimmt, daß „die aktive Kulturfähigkeit der Volksstämme der weißen Rasse sich im wesentlichen gleich stehe".

2. Die Griechen als Vertreter der „nordeuropäischen" Rasse; der arischen, indogermanischen „Rasse".

Am verbreitetsten ist die Annahme, die Griechen seien Angehörige — leiblich und geistig und beides in enger Verbindung gedacht — eines Typus (meist „Rasse" genannt), der als „nordeuropäisch", sodann als „arisch" oder „indogermanisch", oder endlich etwa auch als „germanisch" bezeichnet wird und bei dem gewisse körperliche Merkmale (wie namentlich hoher Wuchs, Dolichokephalie, blondes Haar, blaue Augen) und bestimmte geistige — meist als Vorzüge gewertete — Eigenschaften (allgemeine Begabung, wie besondere Qualitäten) als charakteristisch betrachtet werden. Dazu kommt, mag die Benennung diese oder jene, eine geographische oder linguistische sein, noch das weitere Merkmal der Sprache, eben der „indogermanischen"; im Grunde ist dies eigentlich der Ausgangspunkt dieser Vorstellung. — Es handelt sich also um die Annahme eines sprachlich, somatisch und psychisch mehr oder weniger einheitlichen und eigenartigen Typus.

Als Vertreter dieser Anschauungen nennen wir K. Penka, Origines Ariacae (1883); vgl. z. B. S. 23/24, wonach die reinen Griechen dem arischen Typus angehören, der blond, blauäugig, dolichokephal und von großer Statur sei (S. 19); vgl. auch S. 97 f. (über Vermischung mit Ureingebornen dunkler Komplexion); über die ursprünglich einheitliche körperliche Eigenart der Arier S. 8; von ihren geistigen Eigenschaften heißt es S. 113, sie seien „eine hochbegabte und tatkräftige Rasse"; S. 110 wird ihnen wie den Semiten, im Gegensatz zu den Turaniern, „mächtige Energie des Wollens", „tiefwurzelndes Persönlichkeitsgefühl", „belebende ... Phantasie" zugeschrieben. — Dazu neuerdings derselbe, Beiträge zur Rassenkunde Heft 5 (Herkunft der alten Völker Italiens und Griechenlands) (Leipzig ohne Jahreszahl) S. 22: „Ebenso wenig gestattet, was wir über die Physis der alten und neuen Be-

Digitized by Google

wohner Griechenlands wissen, die Aufstellung einer eigenen Rasse"; die heutigen Griechen seien Angehörige der mittelländischen, die Hellenen der „nordisch-arischen" Rasse; zu letzterem (dem „arischen, blonden Typus" im alten Griechenland) s. denselben, Zur Paläoethnologie Mittel- und Südeuropas [Mitteil. der anthropolog. Gesellsch. in Wien, Bd. XXVII, 1897; S. 42_2 des S.A.]. — Vgl. ferner Lapouge, dessen Arbeiten uns nicht zugänglich sind, bei O. Ammon, Die Gesellschaftsordnung und ihre natürlichen Grundlagen (1895) S. 169 über die „Arier" (die Lapouge, wie es scheint, in erster Linie somatisch, als Langköpfe, faßt) als Schöpfer der griechischen Kultur („eine Handvoll Menschen von mächtiger Begabung"). — Georg Biedenkapp, Babylonien und Indogermanien (1903) 38: „Die indogermanischen Eroberer Griechenlands setzten sich als jenes blonde Herrenvolk von himmelsbürtigen Helden, wie sie Homer schildert, über die an Kopfzahl überlegene Urrasse . . . Aber diese Herren- und Edelrasse verdarb durch das Blut der unterworfenen, aber allmählich wieder zur Macht gelangenden Sklavenbevölkerung". — Ludw. Woltmann, Die Germanen und die Renaissance in Italien (1905) nennt S. 11 alle Völker Europas aus dem homo europaeus, mediterraneus und brachycephalus zusammengesetzt. Der homo europaeus oder die „nordische Rasse" (Hauptmerkmale: groß, langschädelig, blond, blauäugig, S. 10) besitzt nach ihm den höchsten Kulturwert, S. 13 und S. 16: „Der Gehalt eines Volkes an blonder Rasse bestimmt seinen Kulturwert, und der Niedergang der höheren Kulturen hat seine anthropologische Ursache im Aussterben der Blonden". Er sucht dies S. 14 f. morphologisch-physiologisch zu begründen (aus der körperlichen Größe und Stärke, aus der stärkeren Differenzierung der Geschlechter, aus der Größe des Gehirns, dem hellen Pigment u. a.; vgl. dazu auch L. Wilser, Rassentheorien [1908] S. 5: „die lichthaarigsten und weißhäutigsten Menschen" seien „auch geistig die hellsten"). Weiter heißt es nun bei Woltmann (S. 13): „Alle Völker, die eine arische Sprache reden oder einst besaßen, haben ursprünglich den physischen Typus der nordischen Rasse gehabt", so daß nunmehr homo europaeus und „arische Rasse" als gleichbedeutend erscheinen.

Nur hinzuweisen ist hier auf die Auffassung H. St. Chamberlains. Er rechnet zwar die Griechen auch zu den „Ariern". Aber angesichts der Bestreitung einer arischen „Rasse" (im somatischen Sinne) faßt er [Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts, 1899, S. 121 A. 1] das „Ariertum" überhaupt nur als „moralisches"; vgl. auch S. 267 f. So gehörte mithin diese Anschauung nicht in dieses Kapitel. Aber es ist doch wohl für Chamberlain dieses „moralische" Ariertum, nach dem Sinne seines ganzen Werkes, auch wieder physisch bedingt oder bestimmt. Von größerer Bedeutung für uns ist indessen hier noch etwas Weiteres. An anderem Orte — und auch dies entspricht einer seiner Grundanschauungen vom Wesen der Rasse — treten die Einzelvölker neben, oder besser gesagt an die Stelle der „Arier"; so heißt es S. 707: Es sei „der Begriff „Indoeuropäer" oder „Arier" ein zulässiger und fördernder, wenn wir ihn aus den sicheren, gut erforschten, unbestreitbaren Tatsachen des Indertums, des Eraniertums, des Hellenentums, des Römertums, des Germanentums aufbauen" (vgl. S. 708 gegen „einen hypothetischen Arier als Ausgangspunkt" und gegen Gobineau). Noch weiter aber geht er S. 705: „Ob die Hellenen mit den Völkern Italia's, mit den Kelten und Indoeraniern

Digitized by Google

verwandt waren, ob die Verschiedenheit ihrer Stämme, die wir schon in den ältesten Zeiten wahrnehmen, einer verschiedengradigen Vermischung von Menschen getrennten Ursprungs entspricht oder die Folge einer durch geographische Bedingungen bewirkten Differenzierung ist usw., das alles sind .. Fragen, deren ... Beantwortung .... nicht das Geringste ändern würde an der großen unbestreitbaren Tatsache des Hellenentums" ... (es wird dann dessen besondere Eigenart geschildert). Damit gehört Chamberlains Auffassung des Griechentums im wesentlichen unter die Lehre vom Einzelvolkscharakter.

Die gleiche nordeuropäische Rasse wie die früher Genannten meint W. Pastor, aber er heißt sie „Germanen" (Die Erde in der Zeit des Menschen, 1904, S. 137, wo die griechische Kultur „der Versuch einer ersten Betätigung germanischer Art" genannt wird).

3. Aus der Literatur über die Rassenfrage im allgemeinen und die Rasse der Völker indogermanischer Sprache.

Die Frage der ursprünglichen somatischen Einheitlichkeit der Indogermanen ist nicht gelöst; jedenfalls betont man neuerdings sehr richtig — gegenüber der so leicht sich einstellenden Erweiterung der sprachlichen Gemeinschaft zu einer somatischen — daß der Ausdruck „indogermanisch" sich als solcher nur auf die Sprache bezieht; vgl. z. B. Ferd. Sommer, Handbuch der lat. Laut- und Formenlehre (1902) S. 4_1; Herm. Hirt, Die Indogermanen I (1905) S. 6 (vgl. auch II [1907] 549, 558; wenn er aber I S. 6 von dem Ausdruck „indogermanische Rasse" sagt, daß wir damit „schon über das Erkennbare hinausgehen", so beweist S. 72, wo er von „indogermanischem Blute" spricht, wie leicht immer wieder diese Übertragung des Sprachbegriffs stattfindet). — Noch weiter gehen z. B. Max Müller (zit. bei Fr. Hertz, Moderne Rassentheorien, 1904, S. 68/69), der gegenüber Wendungen, wie „arische Rasse", „arisches Blut" meint, das sei, wie wenn man „von einem dolichokephalen Wörterbuch oder einer brachykephalen Grammatik" reden würde; M. Winternitz, Beilage zur allgemeinen Zeitung 1903, Nr. 238 S. 131: Von einer indogermanischen „Rasse" zu reden, „sei ganz und gar sinnlos"; E. Houzé, L'Aryen [1906. Travaux de l'Institut de Sociologie (Instituts Solvay) S. 5]: es sei verboten, von „races indo-européennes" zu sprechen; Fr. Ratzel, Kl. Schr. II (1906) S. 534: „Indogermanische oder arische Rasse ist ... ein unwissenschaftlicher Widerspruch"; vgl. dazu Berichte über die Verhandl. der sächs. Gesell. der Wiss. 1900 II S. 28. — Diese Aufstellungen bedürfen der Ergänzung. Immer vorausgesetzt, „Rasse" werde nur für körperliche Merkmale gebraucht, und sicher ist diese Anwendung des Wortes die passendste, falls man den so vielseitigen Ausdruck überhaupt noch benutzen will, so ist eine Formel wie „indogermanische Rasse" dann freilich durchaus falsch, wenn die somatische Einheitlichkeit der Indogermanen ausgeschlossen ist. Wird diese aber angenommen, so kann allerdings von indogermanischer Rasse gesprochen werden; dann ist der Ausdruck nur ungenau, weil abgekürzt, statt „die Rasse der indogermanisch sprechenden Völker". (Wie leicht übrigens solche Formen sich einschleichen, dafür finden wir wieder ein Beispiel bei Ratzel, der S. 496 von „keltischem Blute".

Digitized by Google

spricht.) Immerhin ist also die Verbindung des sprachlichen Adjektivs mit dem Ausdruck „Rasse" (im körperlichen Sinne) unter allen Umständen mißlich (vgl. gegen Ausdrücke wie „lateinische, arische, semitische Rasse" auch L. Wilser, Rassentheorien, [1908] S. 3, 4.) — Am besten wäre, wie gesagt, der Verzicht auf diesen Terminus „Rasse" und dafür jeweils die deutliche Angabe, ob ein sprachlicher, körperlicher, geistiger Typus oder welche Verbindungen dieser Typen gemeint seien.

Zu der, für unsern Gegenstand übrigens nicht unmittelbar in Betracht kommenden Frage, ob somatisch die Indogermanen eine „Rasse" bilden, vgl. die Zitate bei Chamberlain a. a. O. S. 267 f.; Herm. Fischer, Grundzüge der deutschen Altertumskunde (1908) S. 15 (zweifelnd); Bury, A History of Greece (London 1900) S. 40; vgl. 39, 69; M. Winternitz, Geschichte der indischen Literatur I (1904, Die Literaturen des Ostens) 5: es sei „mehr als zweifelhaft . ., ob die Völker, welche indogermanische Sprachen reden, alle von denselben Urahnen abstammen" (doch setze die „Gemeinsamkeit der Sprache . . . eine Geistesverwandtschaft und eine Kulturgemeinschaft voraus"; er spricht auch von „indogermanischem Geist" (in Anführungszeichen), als von dem „was man als indogermanische Eigenart im Denken und Sinnen und Dichten dieser Völker ansprechen" könne).

Neunzehntes Kapitel.

Dazu Allgemeiner Teil S. 43/4.

Die Anschauungen von der Eigenart der griechischen Kultur I.

1. Die Unvergleichlichkeit der griechischen Kultur.

Wie das griechische Volk, so bezeichnet man auch die griechische Kultur in ganz allgemeinem Sinn als etwas „Unvergleichliches"; dabei spielt aber gleichzeitig — neben der objektiven Vorstellung „unvergleichlich" — auch eine ebenso benannte Wertung mit. — P. Stengel, Die griechischen Sakralaltertümer, in Müllers Handbuch der klass. Altertumswiss. (1890) 3: der „unvergleichliche Baum hellenischen Lebens". — H. Thode, Schauen und Glauben (1903) 5: „die einzige, unvergleichliche [Kulturepoche] der Hellenen". — G. Misch, Geschichte der Autobiographie I (1907) S. 41: „die unvergleichliche Lebensmacht dieses Volkes".

Von der Literatur Bergk, Griech. Literaturgeschichte I (1872) Vorwort S. IV: „dieser unvergleichlichen Literatur".

2. Die Gesundheit der griechischen Kultur.

Von der seelischen Gesundheit der Griechen ist nicht selten die Rede (s. oben S. 109); ähnlich spricht man von der Gesundheit der Äußerungen dieser inneren Kraft; so hat an bekannter und oft angeführter Stelle Goethe das „Klassische" und das „Gesunde" als das Gleiche dargestellt; er hat hauptsächlich die Literatur im Auge; zu Eckermann, 2. April 1829: „Mir ist ein neuer Ausdruck eingefallen, der das Verhältnis [zwischen „klassisch" und „romantisch"] nicht übel bezeichnet. Das Klassische nenne ich das Gesunde

Digitized by Google

und das Romantische das Kranke. Und da sind die Nibelungen klassisch wie der Homer, denn beide sind gesund und tüchtig. Das meiste Neuere ist nicht romantisch, weil es neu, sondern weil es schwach, kränklich und krank ist, und das Alte ist nicht klassisch, weil es alt, sondern weil es stark, frisch, froh und gesund ist". Dazu vgl. Wilamowitz oben S. 95. — An der bildenden Kunst betont P. Gardner, A Grammar of Greek art (Lond. 1905) 16: „the sanity, the healthfulness of the ideal element". — Und endlich vergleiche man, was Ruskin sagt, Aratra Pentelici [1872] (Deutsch von Knorr, Straßburg, ohne Jahreszahl, S. 100/101) („Die Schule von Athen"): „Abweichend von demjenigen anderer Rassen kennzeichnet sich das Wirken des Griechen darin . . . daß er zur Gesundheit führte, was krank und zurückdrängte, was unwahr war."

3. Die Allseitigkeit der griechischen Kultur.

Auch die Vorstellung von der Allseitigkeit der griechischen Begabung (S. 108/9) hat hier eine Parallele. Nur ist es da die Eigenart des griechischen Lebens, welche zu einer vollen Entfaltung der allgemein menschlichen und so auch griechischen Kräfte führt.

W. v. Humboldt, Über das Studium des Altertums (1793; Leitzmann I 270): Es sei „eine große Tendenz der Griechen, den Menschen in der möglichsten Vielseitigkeit und Einheit auszubilden, unleugbar" (zwar nicht in allen Individuen, aber doch häufiger als anderswo). Man beachte, daß es sich hier auch um ein eigenes Ideal Humboldts handelt; vgl. an Forster 1. Juni 1792 (Werke I [1841], S. 296): „Die höchste und proportinierlichste Ausbildung aller menschlichen Kräfte zu einem Ganzen ist . . . das Ziel gewesen, das ich überall [in seinen „Ideen zu einem Versuch die Grenzen der Wirksamkeit des Staats zu bestimmen"] vor Augen gehabt" (dazu auch a. a. O. Leitzmann I 261); auch von Schiller rühmt er (Briefwechsel zwischen Schiller und W. v. Humboldt, 3. Ausgabe, von Leitzmann (1900) S. 12, Vorerinnerung vom J. 1830): „Der Endpunkt, an den er [Schiller] Alles knüpfte, war die Herstellung der Totalität in der menschlichen Natur durch das Zusammenstimmen ihrer geschiedenen Kräfte in ihrer absoluten Freiheit". — Fr. Schlegel, Über die Grenzen des Schönen (1794; Minor I S. 21): „Vollständigkeit und Bestimmtheit sind die unterscheidenden Merkmale der Alten" [es ist gemeint ihrer „Bildung"]. „Wenn nicht Kunst, sondern der Trieb die Bildung lenkt, so entwickelt sich gleichmäßig der ganze Mensch. . . . Alles Einzelne ist hier [bei den Alten] in durchgängiger Wechselwirkung . . . in den verschiedenen Stufen ihrer Bildung sind die reinen ursprünglichen Arten aller möglichen Verhältnisse zwischen Mensch und Natur erschöpft, in der höchsten Stufe ist mehr oder weniger die Eintracht erreicht." — Goethe, Einleitung in die Propyläen (1798; Hempel 28 S. 9; Heinemann 22 S. 85): „unter einem Volke . . dem eine Vollkommenheit, die wir wünschen und nie erreichen, natürlich war, bei dem in einer Folge von Zeit und Leben sich eine Bildung in schöner und stetiger Reihe entwickelt, die bei uns nur als Stückwerk vorübergehend erscheint". — Fr. Aug. Wolf, Vorlesung über die Enzyklopädie der Altertumswissenschaft (herausgegeben 1831) S. 33: (im Zusammenhang mit der Darlegung, daß die Griechen Republikaner gewesen

Digitized by Google

seien) „Das Bekümmern um alle mögliche interessante Dinge, was für jeden Pflicht war, mußte eine Ausbildung geben, wie sie späterhin nicht möglich ist"; vgl. auch S. 35: moralisch besser seien Griechen und Römer nicht, „aber vorzüglich größere Charaktere hat das Altertum gehabt, als die neuere Zeit; denn es haben sich die Talente leichter entwickeln . . . können". — Comte, Cours de philosophie positive V[2] (Paris 1864, geschr. 1840) S. 159 führt aus, wie der Polytheismus — als deren Hauptvertreter er Griechen und Römer, namentlich die ersteren behandelt — „tendait . . . à développer des hommes bien plus consistants et plus complets" (als vorher und nachher). — K. Lehrs, Populäre Aufsätze aus dem Altertum[2] (1875) S. 365 (1. Auflage S. 1) (v. J. 1842): „eine Zeit, wo alle menschliche Richtungen sich frei und fröhlich entwickeln konnten, . . . hat bisher die Geschichte der Menschheit nur einmal aufzuweisen". — Fr. Theod. Vischer, Ästhetik II (1847) S. 237: „kein Volk hat . . so vielseitig alle Kreise menschlicher Tätigkeit durchlaufen, es sind auch in diesem Sinne ganze Menschen"; S. 238: Beredsamkeit als Kunst habe „in der Teilung der Geschäfte den Menschen menschlich frei und frisch" erhalten. — E. Curtius, Altertum und Gegenwart II 130 (1852): ein Volk, „dem die freie und volle Entfaltung der menschlichen Kräfte des Lebens Ziel war". Altertum und Gegenwart I[3] 84 (1853): „als Hellene hat der Mensch seine schöpferische Tatkraft zuerst nach allen Richtungen hin und durch alle Organe hindurch vollständig erprobt"; II S. 2 (1872): „die Eigenart" des griechischen Volkes „bestand . . . in der vollen Entfaltung aller menschlichen Anlagen und in der fröhlichen Mannigfaltigkeit geistiger Güter" [gegenüber der Einseitigkeit der anderen Nationen]. Altert. und Gegenwart II 38 (1878): „alle einzelnen Richtungen menschlicher Tätigkeit sind . . . voll entwickelt". Aber einschränkend I[3] 318 (1860): Perikles sei „wie der Erste, so auch der Letzte" gewesen, „der alle Kräfte des griechischen Geistes harmonisch in sich entfaltete." — Taine, Philosophie de l'art II[11] S. 114/115: „Si le sérieux et la grandeur manquent à leurs conceptions religieuses, si l'assiette et la durée manquent à leurs établissements politiques, ils sont exempts des déformations morales que la grandeur de la religion ou de l'État impose à la nature humaine. Partout ailleurs, la civilisation a rompu l'équilibre naturel des facultés . . . En Grèce, il [l'homme] s'est subordonné ses institutions, au lieu de se subordonner à elles . . . Il s'est servi d'elles pour se développer harmonieusement tout entier; il a pu être à la fois poète, philosophe critique, magistrat, pontife, juge, citoyen, athlète . . . réunir en lui-même vingt sortes de talents sans qu'aucun d'eux fît tort à l'autre, être soldat sans être automate" etc. — M. Carrière, Die Kunst im Zusammenhang der Kulturentwickel. II[3] (1877) 6: „ein voller ganzer Mensch zu sein im Gleichgewichte des Geistigen und Sinnlichen . . . war die Aufgabe eines jeden"; S. 7: „plastische Naturen, ganze volle Menschen sind alle, diese Redner, diese Krieger, diese Weisen, diese Dichter"; S. 9: „Solche Totalität des unzersplitterten Geistes". — Leop. Schmidt, Die Ethik der alten Griechen I (1882) 429/30 über die „allseitige Ausbildung der Kräfte" als Ziel der Griechen (vgl. 333). — M. Croiset, Hist. de la littér. grecque I (1887) 4: „cet égal développement de facultés diverses a été la cause de l'heureux équilibre et de l'harmonie" in den großen Werken der Literatur und Kunst. „L'Hellène a toujours eu de la raison dans l'imagi-

Digitized by Google

nation, de l'esprit dans le sentiment, de la réflexion dans la passion"; vgl. S. 5,6. — H. v. Arnim, Leben und Werke des Dio von Prusa (1898) S. 132: „das Ideal einer harmonischen, allseitig durchgebildeten Persönlichkeit" sei „tief im hellenischen Volkscharakter begründet". — Namentlich H. O. Taylor betont diese Gesichtspunkte immer wieder, Ancient ideals I (New York 1900) 150: „the Greek desired the utmost, the best, the most veritable elements of life. He desired it all intensely, eagerly, strenuously, for his deepest thoughtfulness was not morbid... His was complete acceptance of life", daher „balancing of its [des Lebens] contents"; S. 151: „balancing, proportioning all things"; vgl. 154; S. 153: „The Greek sought to complete him"; S. 202: In den großen Tagen Griechenlands „life was a whole . . . life's completeness"; S. 203: „their full desire for the all-proportioned most of life"; S. 305: „when in later Hellenistic times is broken the full unity of human activity". Vgl. auch S. 349: „The Greek ideal of developing the entire man, body and mind" (während in hellenistischer Zeit die Spezialisierung eintrete); vgl. auch 349/50. Bd. II (1900) S. 386: „The Greek unison: conduct, art, philosophy"; die griechische Entwicklung gehe auf „utmost human catholicity", „complete fulfilment of the whole man"; vgl. S. 391 und S. 173: „the manifold content of Greek life". Derselbe, The classical heritage of the middle ages (New York 1901) 21: „seeking the complete fulfilment of his many-sided nature"; S. 236: The Greeks were eager for the full round of life". — S. H. Butcher, Some aspects of the Greek genius[3] ((Lond. 1904) S. 41/42: „The Greek first took up the task of equipping man with all that fits him for civil life and promotes his secular wellbeing; of unfolding and expanding every inborn faculty and energy, bodily and mental; of striving restlessly after the perfection of the whole, and finding in this effort after an unattainable ideal that by which man becomes like to the gods"; S. 46: „the Hellenic conception of human energies, manifold and expansive"; derselbe, Harvard lectures on Greek subjects (London 1904) S. 12: „the Greeks moved by the impulse for manifold culture"; S. 13: sie streben nach „perfection of the whole nature, the unfolding of every power"; vgl. 41/42; S. 42: „the matchless force of the Greek mind" erkläre sich vor allem aus der Fähigkeit „to combine diverse and even opposite qualities". In diesem Zusammenhang führt er den Vers eines nicht genannten Dichters an: „Hellas the nurse of man complete as man." Vgl. auch S. 80: „a humanity nobler and richer than the people of our everyday world", und S. 79 („the one-sidedness of an earlier civilisation"). — Eucken, Die Lebensanschauungen der großen Denker[7] (1907) S. 80: „die reiche Welt des klassischen Altertums mit ihrer Weckung aller Anlagen, ihrer Zusammenfassung aller Tätigkeit".

In anderer Richtung als die Genannten sucht Nietzsche das griechische Leben als ein ganzes, allseitiges zu begreifen: W. X (1903) „Wir Philologen" (1874) S. 346: „Eine Art der Behandlung ist noch zurück: zu begreifen, wie die größten Erzeugnisse des Geistes einen schrecklichen und bösen Hintergrund haben; die skeptische Betrachtung: als schönstes Beispiel des Lebens wird das Griechentum geprüft." Man weiß, wie in Nietzsches Gedankenwelt namentlich gegen das Ende seines Schaffens diese Vorstellung, daß auch das „Böse" seinen Lebenswert besitze, eine wachsende Bedeutung gewinnt; sehr bemerkenswert ist, wie früh wir das Auftreten dieser Anschau-

Digitized by Google

ung hier bereits wahrnehmen. Für unseren Gegenstand ist vor allem zu beachten, wie Nietzsche auch hier wieder ein eigenes Ideal bei den Griechen verwirklicht sieht. — Verwandtes findet sich indessen, ohne daß wohl an Beeinflussung durch Nietzsche zu denken ist, bei Taylor, Ancient ideals II (New York 1900) S. 172: „Greece was the land of man in his full range of attribute foolish and sublime."

Zwanzigstes Kapitel.

Dazu Allgemeiner Teil S. 44.

Die Anschauungen von der Eigenart der griechischen Kultur II.

Die Harmonie der griechischen Kultur.

1. Im allgemeinen.

Vielleicht die verbreitetste Vorstellung von der Eigenart griechischen Lebens und griechischer Kultur ist seit langem jene, die an den Begriff der „Harmonie", oft auch im besonderen an den Begriff der „Mitte" zwischen Extremen anknüpft; sehr oft schwebt dabei das Werturteil: „richtige" Mitte vor. Welche Gegensätze bei den Griechen harmonisch verbunden sind, zwischen welchen Enden sie die Mitte innehalten, darin wechseln die Auffassungen. Um nur einiges zu nennen, so handelt es sich z. B. um die „Mitte" zwischen „Natur" und „Geist", zwischen europäischer und orientalischer Kultur; weiterhin um ein harmonisches Verhältnis zwischen Leib und Seele usf. Statt hier einzelne Gruppen zu bilden, ziehen wir die zeitliche Reihenfolge der Belege vor, da bei der großen Mannigfaltigkeit der Anschauungen eine allzu starke Zersplitterung eintreten würde. Soweit indessen die Vorstellungen von griechischer Harmonie Einzelgebiete betreffen, sind sie (unter 2 und 3) gesondert dargestellt.

Herder, Kritische Wälder 2, II, Kap. 4 (Cotta 1861/2, Bd. 23, S. 268; Suphan Bd. 3, S. 296): „Auch hier [in den „Vorstellungen und Ausdrücken der Liebe"] hielten die Griechen eine gewisse schöne Mitte zwischen Morgenländern und Römern". . . Vielleicht habe „kein Zeitalter der Politur . . . die Urbanität auf den simpeln und feinen Weltgenuß zurückgeführt als der ἀστειςμός der Griechen. Die Liebesschilderungen ihrer Poeten, die Menschheitsgesetze ihrer besten Philosophen, die historischen Gemälde ihrer Lebensart in den besten Zeiten sind so sehr in den Schranken der schönen, unschuldig einfältigen Natur, als sie von unserer heutigen Galanterie und Politesse . . . entfernt sein mögen". — W. v. Humboldt, an Fr. Aug. Wolf, 1. Dez. 1792 (Werke, alte Ausgabe V 6): „Kein andres Volk" habe „soviel Einfachheit und Natur mit soviel Kultur" verbunden, „und keins zugleich soviel ausharrende Energie und Reizbarkeit für jeden Eindruck" besessen. Vgl. dazu auch die oben S. 186 zitierte Stelle, wo von der „großen Tendenz der Griechen" die Rede ist, „den Menschen in der möglichsten Vielseitigkeit und Einheit auszubilden". Ferner oben S. 113/4 und dazu am gleichen Orte (Über das Studium des Altertums [1793], Leitzmann I 269/70): „Auch da die Kultur sehr hoch gestiegen war, . . . erhielt sich dennoch immer mehr, als bei irgendeinem andren Volke die Sorgfalt für die Ausbildung der körper-

Digitized by Google

lichen Stärke, Behendigkeit und Schönheit." — Schiller, Über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts 6. Brief (1794) (Säkularausgabe XII 16/17; der 6. Brief ist später als die andern verfaßt; darüber sowie über seine Vorgeschichte in bezug auf die Auffassung des Griechentums O. Walzel Bd. XI, S. LXf.; XII 361 f.). Schiller hat hier, Humboldtischen Anregungen folgend, eingehender und klarer als dieser die Theorie dargestellt, daß die Griechen zwischen „Natur" und „Kultur" eine Mittelstellung einnehmen. Diese Stelle hat zweifellos auf die Auffassungen des Griechentums in der Folgezeit sehr stark gewirkt. Er geht aus von dem „Kontrast", „der zwischen der heutigen Form der Menschheit und zwischen der ehemaligen, besonders der griechischen angetroffen wird", und faßt seine Vorstellung so zusammen: „Der Ruhm der Ausbildung und Verfeinerung, den wir mit Recht gegen jede andre bloße Natur geltend machen, kann uns gegen die griechische Natur nicht zustatten kommen, die sich mit allen Reizen der Kunst und mit aller Würde der Weisheit vermählte, ohne doch, wie die unsrige, das Opfer derselben zu sein. Die Griechen beschämen uns nicht bloß durch eine Simplizität, die unserm Zeitalter fremd ist; sie sind zugleich unsre Nebenbuhler, ja oft unsre Muster in den nämlichen Vorzügen, mit denen wir uns über die Naturwidrigkeit unsrer Sitten zu trösten pflegen. Zugleich voll Form und voll Fülle, zugleich philosophierend und bildend, zugleich zart und energisch sehen wir sie die Jugend der Phantasie mit der Männlichkeit der Vernunft in einer herrlichen Menschheit vereinigen." ... „Damals, bei jenem schönen Erwachen der Geisteskräfte, hatten die Sinne und der Geist noch kein streng geschiedenes Eigentum; denn noch hatte kein Zwiespalt sie gereizt, miteinander feindselig abzuteilen und ihre Markung zu bestimmen. Die Poesie hatte noch nicht mit dem Witze gebuhlt und die Spekulation sich noch nicht durch Spitzfindigkeit geschändet." . . . Bei „uns Neueren" müsse man „von Individuum zu Individuum herumfragen . . ., um die Totalität der Gattung zusammenzulesen"; S. 18: Er verkenne nicht „die Vorzüge, welche das gegenwärtige Geschlecht, als Einheit betrachtet" habe; aber „welcher einzelne Neuere tritt heraus, Mann gegen Mann mit dem einzelnen Athenienser um den Preis der Menschheit zu streiten? . . Warum qualifiziert sich der einzelne Grieche zum Repräsentanten seiner Zeit, und warum darf dies der einzelne Neuere nicht wagen? Weil jenem die alles vereinende Natur, diesem der alles hemmende Verstand seine Formen erteilten. Die Kultur selbst war es, welche der neuern Menschheit diese Wunde schlug." — Fr. Schlegel, Über die Diotima (1795; Minor I S. 48/49): „die griechische Bildung . . welche das Eigentümliche hat, daß sie die ganze Masse durchdringt, sich über jede Tätigkeit jedes einzelnen erstreckt, deren Umfang dem Umfange der menschlichen Natur in ihrer Größe und Schwäche selbst gleich ist, das Edle höher erhebt und selbst das Niedrige verschönert"; Die Griechen und Römer (1797) S. V (= Minor I 77): die griechische „Bildung" sei „ein Ganzes, in welchem es unmöglich ist, einen einzelnen Teil stückweise vollkommen richtig zu erkennen"; vgl. dazu S. IV (= M. 77): „Kunst, Sitten und Staaten der Griechen sind so innigst verflochten, daß ihre Kenntnis sich nicht trennen läßt." Vgl. ferner Geschichte der Poesie der Griechen und Römer I 1 (1798; Minor I 351): „Harmonie ist nicht bloß die äußere Blüte der hellenischen Bildung, sondern ihre innerste Natur; die schönen Glieder des großen Gewächses sind entschieden

Digitized by Google

gesondert; aber als verwandte Teile Eines vollendeten Ganzen stehn sie in der innigsten Berührung". Endlich heißt es in seiner Geschichte der alten Literatur I² (Werke I 1822) S. 44: „Der Charakter der griechischen Geistesbildung, als der glänzendsten Periode des zweiten Weltalters, beruht im ganzen neben der künstlerischen und überall selbst im Leben, wie in der Wissenschaft auf eigne Weise, aber doch wahrhaft künstlerisch waltenden Klarheit des Verstandes, in dem Streben nach Harmonie, und der vorherrschenden Idee einer harmonischen Lebensordnung und Geistesbildung". — Auch A. W. Schlegel äußert sich in ähnlichem Sinne, Dramaturgische Vorlesungen² (1816; Werke V S. 17): „Das griechische Ideal der Menschheit war vollkommene Eintracht und Ebenmaß aller Kräfte, natürliche Harmonie. Die Neueren hingegen sind zum Bewußtsein der inneren Entzweiung gekommen, welche ein solches Ideal unmöglich macht. . . In der griechischen Kunst und Poesie ist ursprüngliche bewußtlose Einheit der Form und des Stoffes", und S. 46; „Es fehlt noch an einem Werke, welches die gesammte poetische, künstlerische, wissenschaftliche und gesellige Bildung der Griechen als ein großes harmonisches Ganzes, als ein wahres Kunstwerk der Natur, worin ein wunderwürdiges (so) Ebenmaß der Teile herrscht, in demselben Geiste schilderte . . . wie Winckelmann es an Einer Seite davon geleistet hat." — Fr. Aug. Wolf, Darstellung der Altertumswissenschaft (Museum der Altertumswiss. I, 1807, S. 141; auch Leipzig 1833): der „Geist, der alles Einzelne zu einem harmonischen Ganzen bildet." — Fr. Jacobs, Verm. Schr. VIII 127 (v. J. 1807) „dieses innigen, dem hellenischen Altertume durchaus eigentümlichen Zusammenhanges der Begebenheiten, der Sitten, des inneren und äußeren Lebens, der Künste und Wissenschaften" usf.; Verm. Schr. III 36 (1808): „Nur einmal ist . . . in der Geschichte diese Harmonie des Lebens mit der Kunst und den Sitten erschienen . . . als das Resultat der freien Entwicklung eines glücklich begabten Volkes"; S. 534 (1810): „Das, was das Abzeichen der hellenischen Bildung war, innere Harmonie, ging in die Kunst über"; S. 452 (v. J. 1810): „das harmonische Ebenmaß, die stille Größe, die holde Anmut und das Gleichgewicht lebendiger Fülle und strenger Gesetzmäßigkeit, das sich in der alten Skulptur gleichsam auf seiner Spitze zeigt"; Hellas (herausgegeben 1852) S. 1: „der organische Zusammenhang aller Teile ihrer Bildung"; S. 241/2: fast nie sei, „wie in der neuern Kultur, eine totale Vereinzelung der Kräfte oder eine . . . Entzweiung des Verstandes und des Gemütes, der Einbildungskraft und der Vernunft" eingetreten. Von der Verfallszeit S. 303: „das Gleichgewicht der Kräfte war aufgehoben". — Bedeutungsvoll für die durchschnittlichen Auffassungen des Griechentums wurde sodann Hegel. Doch darf man, da ja diese Anschauungen z. B. schon älter sind, seinen Einfluß hierin auch nicht überschätzen. Ihn im einzelnen in den späteren Quellennachweisen zu verfolgen, würde uns zu weit führen; nur einzelnes sei gelegentlich bemerkt. Zuerst geben wir einige Anführungen aus seinem geschichtsphilosophischen Hauptwerk, das wohl — nach dem Zurückebben der hegelschen Hochflut — noch am meisten gelesen wurde; Vorles. über die Philos. der Gesch.³ (Werke IX³, 1848) S. 131 (Einleitung): „Hier ist . . . die Vereinigung des sittlichen und des subjektiven Willens oder das Reich der schönen Freiheit. . . Dieses Reich ist . . . wahre Harmonie, die Welt der anmutigsten, aber vergänglichen Blüte"; S. 275 (2. Teil, 1. Ab-

Digitized by Google

schnitt): „Griechenland ist die Substanz, welche zugleich individuell ist". In den Vorles. über die Geschichte der Philosophie I[2] (Werke XIII[2]; 1840) heißt es S. 170: Die Griechen stehen zwischen der „orientalischen Substantialität, der natürlichen Einheit des Geistigen und Natürlichen" und der abstrakten Subjektivität der modernen Welt in der „schönen Mitte, welche darum Mitte der Schönheit ist, weil sie zugleich natürlich und geistig ist". Und endlich äußert sich Hegel in den Vorlesungen über die Ästhetik II (Werke X, 2, 1837) 15: „Die Griechen ... lebten in der glücklichen Mitte der selbstbewußten subjektiven Freiheit und der sittlichen Substanz. Sie beharrten weder in der unfreien morgenländischen Einheit, die einen religiösen und politischen Despotismus zur Folge hat ... noch giengen sie zu jener subjektiven Vertiefung fort, in welcher das einzelne Subjekt sich abtrennt von dem Ganzen"; S. 16: „Das Allgemeine der Sittlichkeit und die abstrakte Freiheit der Person im Innern und Äußern bleibt dem Prinzip des griechischen Lebens gemäß in ungetrübter Harmonie. ... Die schöne Empfindung, der Sinn und Geist dieser glücklichen Harmonie durchzieht alle Produktionen, in welchen die griechische Freiheit sich bewußt geworden ist. .. Daher ist ihre Weltanschauung eben die Mitte, in welcher die Schönheit ihr wahres Leben beginnt ... eine Mitte, die jedoch, wie das Leben überhaupt, ... zugleich nur ein Durchgangspunkt ist". — Böckh, Enzyklopädie S. 285: (weil) „vermöge der individuellen Bildung alle Seiten des Lebens sich in einer wunderbaren Harmonie entwickelten. Ein Beweis dieser Harmonie ist auch der gleichmäßige Einfluß der Stammesunterschiede auf alle Sphären; die Richtungen der Einzelnen stehen im Einklang mit dem sie umgebenden Staatsleben ... Kunst und Politik sind innig verflochten; die einzelnen Zweige der Kultur bildeten sich ... in steter Verbindung aus." Vgl. auch S. 300: „Die harmonische individuelle Bildung der Alten". Dazu — in besonderer Anwendung — Kl. Schr. 2, 73 (1852): dem griechischen Geiste sei „es gelungen, Seele und Leib in edler Harmonie und Schönheit auszubilden". Auch nach einer weiteren Richtung stellt Böckh die Griechen als ein Volk „der Mitte" dar: Enzyklopädie S. 298: „Zwischen den beiden Extremen der orientalischen Kulturvölker und der okzidentalischen Naturvölker bildeten die Griechen und Römer geistig wie geographisch die Mitte" (er verweist dabei auf Plato (s. oben S. 151) und Aristoteles (oben S. 113). — Ähnlich Heeren, Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt, III 1[4] [1826] (Hist. Werke Bd. XV) S. 115: „auch hier [in der Liebe] in der Mitte zwischen Orient und Okzident"; — Herm. Ulrici, Charakteristik der antiken Historiographie (1833) 19: die „verschiedenen Elemente" der griechischen Geschichte seien „zu einer besonderen, künstlerischen Harmonie gediehen" (so überrage das politische Element nicht die übrigen Seiten des Lebens); vgl. S. 79. — Heinr. Leo, Lehrbuch der Universalgesch. I (1835) 264: die griechische Philosophie habe in letzter Instanz „das griechische Leben verdorben"; sie sei es, „welche die innige, natürliche Einheit von Denken und Sein im griechischen Leben gebrochen" habe (allein die Philosophie sei nur die Frucht dieses Lebens gewesen). — K. O. Müller, Handbuch der Archäologie[2] (1835) 25: „Die Griechen sind unter allen Zweigen des indogermanischen Stammes derjenige, in welchem sich sinnliches und geistiges, innerliches und äußerliches Leben in dem schönsten Gleich-

Digitized by Google

gewicht befand, daher sie . . zur selbständigen Ausbildung von Kunstformen recht eigentlich bestimmt gewesen zu sein scheinen"; S. 84: „Dem Charakter der alten Hellenen gemäß" sei „noch immer ruhige Würde und eine leidenschaftslose Stille der Seele das Gepräge der Hauptwerke dieser Zeit" [460—336]; S. 85: später „ein mehr gestörtes Gleichgewicht und ein unruhigeres Verlangen der Seele"; derselbe, Gesch. d. gr. Lit. I (1841) 9: „jenes glückliche Mittelmaß, welches allen Geisteserzeugnissen dieses Volkes eigentümlich ist". — Immermann, Die Epigonen (1836; 7. Buch, 7. Kapitel) spricht von der „allgemeinsten Geistesblüte der Griechen [er meint die „Blütezeit"], in welcher die reichste Mannigfaltigkeit nur die einfachste Harmonie umkleidete". — G. Bernhardy, Grundriß der griech. Lit. I (1836) S. 2 und 3: ein „bevorrechteter Stand freier und regierender Männer"; „durch die Gewißheit, die jedes dieser wahrhaften Individuen besaß, in seinem äußeren Kreise zu herrschen und zu genießen, war die unauflösliche Einheit mit der Natur gegeben"; „alle bedeutsamen Richtungen des griechischen Lebens" seien die Geschöpfe dieses „kindlichen Glaubens"; „jenes ausgezeichnete Vermögen der älteren Griechen zum gegenständlichen (objektiven) Denken, welches ihnen ... aus der Unmittelbarkeit des Subjekts und Objekts erwuchs", jene „für immer gültige Wahrhaftigkeit" sei [S. 4] „auch das Geheimnis ihrer Literatur"; S. 4: Den Stufen, welche diese „Harmonie der objektiven Erkenntnis" nach Volksstämmen und Zeitaltern durchgemacht habe, sei die „plastische Form" gemeinsam, „d. h. der in Freiheit und Schönheit vollzogene Zusammenhalt der Natur und des Geistes" (vgl. auch 106 ff.); S. 6: „die charakteristischen Züge subjektiver und objektiver Freiheit"; S. 5: „die Griechen standen vermittelnd zwischen dem . . . subjektlosen Orient und der subjektiven . . . Freiheit der neueuropäischen Völker". — Alexander v. Humboldt, Kosmos II (1847) 178: „Es war in den Kolonien, wie im ganzen Hellenismus, ein Gemisch von bindenden und trennenden Kräften. Diese Gegensätze erzeugten ... überall die reiche Lebensfülle, in welcher sich das scheinbar Feindliche nach höherer Weltordnung zu mildernder Eintracht löste". — I. W. Loebell, Weltgeschichte I (1846) 415: „der Orientale gab sich entweder der erscheinenden Natur ganz hin und wurde von ihr unterjocht, oder er verwarf sie ganz . . . die lebendige Mitte des Geistes und des Gegenstandes, in der beide sich stets aufeinander beziehen, blieb ihm fremd. In diese Mitte zu dringen, war zuerst dem Griechen vergönnt". — Fr. Theod. Vischer, Ästhetik II (1847) S. 223 nennt die Menschen des Altertums Menschen aus einem Guß, „deren Geist sich in unmittelbarer Einheit mit der Natur bewegt, deren Bildung Natur bleibt"; S. 222: „diese naturwüchsige Entwicklung, welche sowohl den Bruch zwischen dem Innern und Äußern im Subjekte, als zwischen dem Individuum und dem Ganzen des Staates ausschließt, ist wesentlich als objektive Lebensform zu bezeichnen". Das Morgenland (S. 223) erscheint erst als Vorstufe; es hat noch nicht „die klare Ruhe jener unmittelbaren Einheit". Vgl. ferner S. 233 (Überschrift: „Mitte"): „Dieser Dualismus [„zwischen brütendem Insichsein ... und trunkener Ausgelassenheit"] beruhigt sich zum schönen Ebenmaß im Volke der Griechen. Das kleine Land bedingt durch seine Natur die glückliche Mitte zwischen Arbeit und Genuß, ruhigem Stillstand und Anspannung, Sammlung und Zerstreuung. In der Mannigfaltigkeit der Stämme ergänzt sich wechselseitig

Digitized by Google

der Gegensatz zweier Hauptstämme. Der leibliche Typus spricht reines Gleichgewicht des Temperaments und der Anlage überhaupt aus, in allen äußeren Kulturformen ist das Notwendige in Freiheit und Leichtigkeit umgeschaffen, ohne in den Schwulst des Überflusses zu verfallen; ein heiterer Kultus und herrliche Spiele geben dem freudigen Ernste des Daseins festlichen Ausdruck". Vgl. noch S. 237: „Die Griechen sind mündig ohne die Reflexion der subjektiven Moral . . . So haben sie auch kein Dogma und sind doch religiös". Ferner S. 459: „eines Volkes, das ethisch ist ohne Bruch mit der Natur"; S. 446: „eines sinnlich sittlichen Volkes". — K. Fr. Hermann, Lehrbuch der griech. Privataltertümer [1](1852) S. 20 (= [3]1882 S. 37): „Der ewige Ruhm" des griechischen Lebens beruhe „insbesondere auf der . . . Mittelstellung zwischen Rauheit und Erschlaffung, Entbehrung und Üppigkeit, Unbändigkeit und Hingebung". Und weiter (= 3. Auflage S. 38/39): „Jedenfalls . . . entsprach auch die innere Begabung des Griechen seiner äußeren mit derselben Harmonie, die den Grundton seines ganzen Wesens ausmachte . . . schnelle Fassungsgabe, Lernbegierde und Gedächtnis . . . eine Maßhaltigkeit und Besonnenheit, die alle Äußerungen seines Lebens . . . durchdrang und wovon die Schönheit seiner Leistungen in Kunst und Poesie nur das Spiegelbild war". — Nach Hegel und Vischer (auf die er S. 99 verweist) führte dann namentlich Ed. Zeller in seiner Geschichte der griechischen Philosophie den Gedanken der griechischen „Einheit zwischen Geist und Natur" weiter aus und verschaffte ihm dadurch — bei der Bedeutung und Verbreitung seines Werkes — wiederum weithin Geltung: Die Philosophie der Griechen I[2] (1856) S. 93: Der Grieche strebe „auch im menschlichen Leben jene schöne Einheit von Geist und Natur" an, „welche das Eigentümlichste der griechischen Sittlichkeit ausmacht" (gegenüber dem Christentum); S. 96: Das Verhältnis von Innerem und Äußerem, Geist und Natur sei beim griechischen Volke „vermöge seiner ursprünglichen Eigentümlichkeit und seiner geschichtlichen Zustände, von Hause aus harmonischer angelegt" gewesen „als bei irgendeinem andern". „Der unterscheidende Charakter des griechischen Wesens liegt daher eben hierin, in jener ungebrochenen Einheit des Geistigen und des Natürlichen, welche ebensowohl den Vorzug als die Schranke dieser klassischen Nation bildet". Zwar seien nicht, wie im Orient, beide noch nicht unterschieden. „Aber diese Unterscheidung geht hier noch nicht zu dem ursprünglichen Gegensatz und Widerspruch, zu dem grundsätzlichen Bruch des Geistes mit der Natur fort, der sich in den letzten Jahrhunderten der alten Welt vorbereitet, und in der christlichen im großen vollzogen hat". (Vgl. S. 97/98: Der Grieche fordere nicht die Unterdrückung der natürlichen Triebe; S. 98/99: auch die natürlichen, geselligen Verhältnisse [im Staat usw.] seien in unbedingterer Geltung als bei uns). S. 99: „sein Blick war beschränkter, seine Verhältnisse waren enger, seine sittlichen Grundsätze waren weniger rein, streng und universal, als die unsrigen, allein sie waren vielleicht eben deswegen geeigneter, ganze, harmonisch gebildete Menschen, klassische Charaktere zu erzeugen" und weiterhin: „Auch die Klassizität der griechischen Kunst ist wesentlich bedingt durch diese Beschränkung" (nach Vischer; vgl. S. 100: die „reine Objektivität" der griechischen Kunst). S. 100: „Was von dem geistigen Leben der Griechen überhaupt gilt, das wird auch von ihrer Philosophie gelten". „Ein solches Volk mußte auch in seiner

Digitized by Google

wissenschaftlichen Weltansicht die ursprüngliche Zusammengehörigkeit des Geistigen und Natürlichen . . . festhalten"; S. 106: „Erst nach Aristoteles beginnt sich der griechische Geist der Natur so weit zu entfremden, daß sich die Weltanschauung der klassischen Zeit auflöst, und die christliche sich vorbereitet"; S. 105: „jene ursprüngliche Zusammengehörigkeit des Geistigen und Natürlichen, worin wir die unterscheidende Eigentümlichkeit des griechischen Wesens erkannt haben"; vgl. S. 111. Mehr nach der Seite harmonischer Vielseitigkeit S. 54: „ein so reiches, freies und harmonisches Leben, wie es kein anderes Volk des Altertums aufzuweisen hat"; S. 86: „harmonische Vielseitigkeit des griechischen Wesens". Von der Harmonie zwischen Seele und äußerer Gestalt II 1[3] (1859) S. 59, wo es heißt, das Wesen des Sokrates mache auch wegen des „Widerspruchs der äußeren Erscheinung und des inneren Gehalts" einen ungriechischen Eindruck, indem dieser Widerspruch „zu jener plastischen Durchdringung beider, welche das klassische Ideal bildet, in einem merkwürdigem Gegensatz steht". — W. Vischer bei Bluntschli-Brater, Deutsches Staatswörterbuch IV (1859) S. 383: „Die Hauptvorzüge des hellenischen Volkes . . . liegen in dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft. Hier hat es die lebendigste Phantasie mit einem nur ihm eigenen Innehalten des Maßes und strenger Gesetzlichkeit, Fülle des Inhalts mit Reinheit und Vollendung der Form, Tiefe der Spekulation mit Schärfe und Feinheit der Beobachtung zu verbinden gewußt". Dazu S. 384 (über das Staatsleben): Die Griechen haben „die größte Mannigfaltigkeit mit einer auffallenden Stätigkeit und Gesetzmäßigkeit verbunden". — Nach verschiedenen Seiten sucht E. Curtius die Harmonie des Griechentums. So in dem bereits öfter genannten Sinne Gr. Gesch. II (1861) 165: „Die Harmonie zwischen Mensch und Natur war dahin" (durch die Aufklärung, besonders Anaxagoras). In etwas anderer Art Altert. und Gegenwart I[3] S. 35 (1862): Das „maßvoll Harmonische" im Leben und in den Formen der Natur des Südens teile sich dem Leben der Menschen mit. Er nennt im einzelnen den Einfluß, den „das friedliche Gleichmaß einer langen Reihe milder Tage und Nächte, der erfreuende Glanz eines heitern Himmels, die durchsichtige Klarheit einer reinen Luft auf das Gemüt ausübt! In geheimnisvoller . . . Weise hat dies auch auf das Kunstleben der Alten eingewirkt, auf die klare und maßvolle Ruhe, welche in ihrer Bau- und Bilderkunst waltet, sowie auf den Rhythmus ihrer Worte und Gedanken". Mehr nach der Seite ästhetischer Durchdringung des Lebens: Altertum und Gegenwart I[3] 240 (1873): Lange Zeit sei „die schöne Harmonie des Lebens" festgehalten worden . . . (sie haben) „das Ungünstige fernzuhalten, die Mißklänge zu überwinden und im Schönen zu leben verstanden. Als aber die Harmonie zerriß" usf.; S. 262 (1859): „als Bürgerkrieg und Parteiwesen die Harmonie zerstörten" . . . ; S. 254/5 (1859): „als die freie Sittlichkeit des bürgerlichen Lebens erschüttert und die Harmonie der Staatsgemeinschaft getrübt war, als Parteien sich bildeten" .... Und endlich stellt Curtius — gleich manchen andern — die These auf (Altert. und Gegenwart I[3] 83 [1853]): „Der Gedanke einer harmonischen Ausbildung der geistigen und leiblichen Natur ist zuerst von den Griechen gedacht und . . . verwirklicht worden"; vgl. S. 159 (keine Virtuosität). Allgemein sodann Gr. Gesch. I (1857) S. 15: „Wie aber diese Gegensätze [in der Natur des Landes] sich alle in eine höhere Harmonie

Digitized by Google

auflösen ... so wurde auch der Mensch darauf hingewiesen, zwischen den Gegensätzen, die das bewußte Leben bewegen, zwischen Genuß und Arbeit, zwischen Sinnlichkeit und Geistigkeit, zwischen Denken und Fühlen das Maß der Harmonie herzustellen". — Joh. Scherr, Gesch. der Relig. I[2] (1860) S. 155: „vor den Extremen der tropischen und der nordischen Zone gleichermaßen bewahrt" sei „Griechenland die geeignetste Heimat für ein Volk, welches gegenüber der Überwucherung und Ausschweifung orientalischer Phantastik und Leidenschaft zuerst ein Gleichgewicht der drei menschlichen Grundkräfte, Phantasie, Gefühl, Verstand anstrebte und in seinen glücklichsten Schöpfungen auch erreicht hat"; S. 156: „das ... ist das Charakteristische des Hellenismus, daß ihm eine künstlerische, nicht künstliche, Harmonie zwischen Geist und Natur herzustellen gelang". Zwar weist er, als auf Gegeninstanzen, auf die Sklaverei hin, auf die Stellung der Frau und die Päderastie; „in der Politik erwuchsen aus der rastlosen Beweglichkeit des Volkscharakters die unsinnigsten Parteileidenschaften". „Aber im ganzen und großen muß bewundernd festgehalten werden, daß die Griechen jene Einheit von Sinnlichkeit und Geistigkeit, Wirklichkeit und Ideal, jene künstlerische Fassung und Führung des Lebens gefunden, wie sie nachmals die Menschheit nie wieder zu erringen vermochte. Den Hellenen glückte die Aufhebung des Dualismus von Geist und Materie in der Idee des Reinmenschlichen, welche ihre Religion, ihre Kunst und Wissenschaft, ihr Staatswesen, ihr ganzes Dasein bestimmte und durchdrang"; derselbe, Allgem. Gesch. der Literatur I[4] (1871) 125: „die dem echten Hellenentum noch unbekannten ... Gegensätze von Subjekt und Objekt, Mensch und Gott" (zeigen sich in der spätern Antike); vgl. auch S. 86/87: Hier sei es „dem menschlichen Organismus" vergönnt gewesen, „harmonisch sich zu entwickeln". — H. Ahrens, Bluntschlis Staatswörterbuch 5 (1860) 106: „das griechische Volk, welches ... die wichtigsten Kulturelemente zu einem schönen Ganzen vereinigte"; vgl. 107/8 (im griechischen Staate): „die höhere sowohl ethische als künstlerische Idee der Vollendung des Ganzen im Einzelnen ... und alles Einzelnen in und durch das Ganze"; S. 109: der Staat sei für den Griechen „die Vollendung des Menschlichen in allem Menschlichen". — Überweg, Grundriß der Gesch. der Philosophie (1. Aufl. 1863 S. 13; ebenso noch z. B. in der 10. Aufl. 1909 S. 9): „Als allgemeiner Charakter des vorchristlichen und insbesondere des hellenischen Altertums läßt sich die vergleichsweise noch unmittelbare ..... Einheit des Geistes in sich und mit der Natur bezeichnen". — Chr. Petersen, bei Ersch und Gruber, Allgem. Enzyklop. I., Teil 82 (1864) 199 spricht von der „Harmonie, die das ganze Leben durchzog". — Bogumil Goltz, Zur Geschichte und Charakteristik des deutschen Genius (1864) (Neue Ausgabe von Zimmer, Bibliogr. Institut; Kap. X, S. 150): Humor sei nur da möglich, „wo es zum Bruch zwischen Natur und Geist ... gekommen ist. Die heilen alten Griechen hatten keinen Humor"; vgl. Kap. VIII S. 135: „Die heidnischen Griechen brachten es leichter wie wir zu einer harmonischen Ineinsbildung von Seele, Sinnlichkeit und Geist, zu einem Gleichgewicht ihrer Kräfte (aber, wird weiter ausgeführt, auf Kosten der Gemütstiefe). — Wilh. Oncken, Athen und Hellas I (1865) 222: „das oberste Gesetz des „Hellenentums" sei „die Einheit des Lebens in all seinen Entfaltungen" (vgl. S. 221: „Der griechische Kulturmensch der guten Zeit" verleugne nirgends

Digitized by Google

seine Zeit und sein Volk; vgl. II 33.) — Bergk, Gr. Literaturgeschichte I (1872) S. 6 findet Klima, Land und Bewohner in vollkommener Harmonie (offenbar ein Nachklang der alten Lehre von der griechischen Einheit mit der Natur). — Rud. Nicolai, Griech. Literaturgesch. I (1873) 4: „In der ungebrochenen Einheit des Natürlichen und des Geistigen liegt die Unterscheidung dieser klassischen Nation". — M. Carrière, Die Kunst im Zusammenhang der Kulturentwickel. II[3] (1877) S. VI/VII: „Stand der Geist im Orient noch vielfach unter der Herrschaft der Natur, so kommt er in Griechenland und Rom mit ihr ins Gleichgewicht". Das „Naturideal der Menschheit" sei im klassischen Altertum verwirklicht; vgl. S. 12: Der Grieche im Frieden mit der Natur; dazu S. 187: in Hellas stehe Geist und Natur „in naturwüchsigem Gleichgewicht"; S. 4: „Harmonie des Sinnlichen und Geistigen". — In einer eigenen Abhandlung hat die Auffassung des Griechentums als der harmonischen Vermittlung von Gegensätzen Theod. Vogel entwickelt, Neue Jahrbücher für Philologie Bd. 118 (1878) II. Abteil. S. 409 f. („Mit welchem Rechte nennt man das Volk der Griechen vor allen anderen Völkern das klassische?") „In der Entwicklung des hellenischen Volkes", heißt es S. 411, seien „die großen Gegensätze der Notwendigkeit und Freiheit, der Einfachheit und Vielseitigkeit, der Unmittelbarkeit und Reflexion, der Sinnlichkeit und Geistigkeit zu einer harmonischen Einheit versöhnt". (Eine solche Verschmelzung sei eben ästhetische Schönheit.) Er führt dies dann an jedem einzelnen dieser Paare von Gegensätzen durch; zur Freiheit: nach Hegel betont er die Abwesenheit des Despotismus, der Kasten und Priesterherrschaft, S. 411; zur „Notwendigkeit" vgl. S. 414: „jeder Stamm, jede Stadt spiegelt die natürlichen Verhältnisse wider, von der [lies: denen] sie umgeben war"; weitere Stellen führen wir an andern Orten an, vgl. das Autorenverzeichnis. Zusammenfassend S. 417: „so einfach und einheitlich jede Lebenserscheinung des Hellenentums an sich ist, so reich und mannigfaltig ist der Gesamteindruck seiner Entwicklung". Zur Harmonie der Unmittelbarkeit (S. 420 des „Unbewußten") mit der Reflexion S. 418: „die mit solcher Kindlichkeit verbundene klare und gereifte Reflexion" und S. 419: daß „tüchtige Verstandsarbeit bei dem Griechen ... Hand in Hand ging mit dem Spiele der Phantasie und den Regungen des Gemütes". Im Grunde aber überwiegt für ihn doch die Seite der „Unmittelbarkeit", so daß es S. 420 heißt: Aristoteles stehe mit seiner abstrakten Philosophie „ebenso wie die streng methodische Wissenschaft an der Grenzscheide beziehentlich weit jenseit der Grenzscheide der nationalen Blütezeit". — Nietzsche, Vom Nutzen und Nachteil der Historie (W. I, 1903) (1873/4) 384: „der griechische Begriff der Kultur — im Gegensatze zu dem romanischen — der Begriff der Kultur als einer neuen und verbesserten Physis, ohne Innen und Außen, ohne Verstellung und Konvention, der Kultur als einer Einhelligkeit zwischen Leben Denken Scheinen und Wollen". Was Nietzsche hier schildert, ist im Grunde sein eigenes Kulturideal, vgl. „David Strauß" (W. I, 1903) S. 183: „Kultur ist vor Allem Einheit des künstlerischen Stils in allen Lebensäußerungen eines Volkes" und oben S. 92. — Ganz ähnlich auch E. Rohde — es handelt sich wohl um gemeinsame Anschauungen der Beiden. — Der griechische Roman[1] (1876) S. 11: „die bewundernswerte Einheitlichkeit aller Lebensäußerungen des griechischen Volkes in seiner eigentlich

Digitized by Google

produktiven Kulturperiode"; dazu S. 17: Mit dem Niedergang der sich selbstverwaltenden Gemeinwesen und dem Aufkommen der Monarchie „löste sich . . . jene 'Einheit des Stils' auf, die in dem organischen Gemeinleben der griechischen Kleinstaaten alle Äußerungen der reichsten Bildung in Staat und Kunst mit so bewundernswürdiger Notwendigkeit, wie aus Einem gemeinsamen Gedanken bestimmt hatte. Denn diese Einheit beruhte wesentlich auf der unlöslichen Vereinigung des individuellen Geistes mit dem Leben der Gesamtheit." — Ed. v. Hartmann, Das religiöse Bewußtsein der Menschheit (1882) 111: „Hier zum ersten und letzten Mal . . . gewinnt der Geist, der selbst noch durch und durch natürlich ist, jenes Gleichgewicht mit der Natur . . . . das als absolute Harmonie von Form und Inhalt das ewige Urbild der Klassizität geworden ist, das aber nur ein labiles sein . . . . kann, weil es selbst nur den Durchgangspunkt von dem Übergewicht der Natur zu dem Übergewicht des Geistes . . . . bildet". — K. Sittl, Gesch. der gr. Lit. I (1884) 1: „Der Reiz der hellenischen Literatur [vor Alexander] beruht . . . auf der ungetrübten Harmonie des Lebens und diese hat wiederum als Grundpfeiler die festen Stützen des Patriotismus und der Religiosität." — Chantepie de la Saussaye, Lehrbuch der Religionsgeschichte II (1889) S. 60: Die Griechen haben „eine harmonische Gestaltung aller Verhältnisse angestrebt". — Ivo Bruns, Vorträge und Aufsätze (1905) S. 29 (um die neunziger Jahre des 19. Jahrhunderts): „der Harmonie griechischer Lebensführung". — Iwan Müller, Die griechischen Privataltertümer[2] (1893) 174: Nach dem peloponnesischen Kriege habe das Streben nach intellektueller Geisteskultur dahingedrängt, „das Gleichgewicht zwischen musischer und gymnastischer Bildung, das die vorangegangene Zeit aufrecht erhielt, zu stören und die ethische Bildung der Verstandesbildung hintanzusetzen". — Th. Gomperz, Griech. Denker I (1896) S. 222: „eine Religion, die den Gemütsbedürfnissen volles Genüge tat und doch das freie Walten des . . . . Verstandes nicht in Fesseln schlug", ebenso von der Staats- und Gesellschaftsordnung (daß sie straff und doch wieder locker genug gewesen sei). — I. P. Mahaffy, A. Survey of Greek civilization (London 1897) S. 75: „This is the variety in unity, the harmony in discord, which produced that extraordinary many-sidedness that is one of the secrets of the permanence of Greek culture". — C. Justi, Winckelmann I[2] (1898) 149: Aus Plato töne uns „noch in vollen Schlußakkorden die innere Sphärenharmonie des hellenischen Geistes entgegen"; vgl. S. 156: „Bei den Griechen blieb auch die Wissenschaft stets ein Bestandteil der Persönlichkeit . . . , ihre Bildung kam aus dem Leben und ging ins Leben zurück" und S. 365 — als Zusammenfassung von Winckelmanns Schrift von der Nachahmung, doch scheint Justi dieses Bild für richtig gezeichnet zu halten; wir führen daher die Stelle auch für seine Auffassung an —: „Wie klar und leuchtend stand hier das Bild des griechischen Lebens mit seiner Gesundheit und Urwüchsigkeit, seiner naiven Sinnlichkeit und besonnenen Weisheit! Dort vertrug sich die körperliche Vollkommenheit des Naturmenschen mit der in jenen Tagen am meisten gelobten Tugend des Zivilisierten, dem guten Geschmacke". — Al. Baumgartner, Gesch. der Weltliteratur III (1900) 11: Der „mächtige angeborene Schönheitssinn" habe die Hellenen gedrängt, „die tiefen Gegensätze, die in der Doppelnatur des Menschen begründet sind, die Gegensätze zwischen Leib

Digitized by Google

und Seele, Materie und Geist, Ideal und Wirklichkeit, Natur und Mensch, harmonisch zu vermitteln . . . und diesen Ausgleich auch in bezug auf das Menschliche und Göttliche . . . zu versuchen. Sie bedachten nicht, daß sich jene volle Harmonie hienieden unmöglich erreichen läßt". — Allerdings nur auf Athen bezieht sich der Satz Georg Simmels (Philosophie des Geldes [1900] 483/4), jenes habe „in seiner Blütezeit . . . bei all seiner Kulturhöhe" „das Auseinanderfallen" der „objektiven" und „subjektiven" Kultur zu vermeiden gewußt, „außer etwa in bezug auf die höchsten philosophischen Bewegungen". Wir führen die Stelle doch an, weil hier Athen wohl als Vertreter Griechenlands genannt ist. — Pöhlmann, Gesch. des antiken Kommunismus und Sozialismus II (1901) 80: „die tief im hellenischen Geistesleben wurzelnde Sehnsucht nach harmonischer Entfaltung der Persönlichkeit". Man beachte aber hier die abschwächende und einschränkende Form, in der die Vorstellung von griechischer Harmonie zum Ausdruck kommt. — A. Bartels, Geschichte der deutschen Literatur I (1901) 2 spricht von den arischen Mittelmeervölkern, die „unter dem Einfluß eines milderen Himmels ... das Ideal einer harmonisch ausgeglichenen Kultur geschaffen und zum Teil verwirklicht hatten." — H. Pudor, Die neue Erziehung (1902) 77: „die griechische Harmonie des Menschentums"; S. 277: „Ihnen war es, wenigstens in ihrer Blütezeit, immer nur um den ganzen Menschen zu tun. Deshalb hatten sie nicht eigentlich auf der einen Seite geistige Bildung, auf der anderen Körperbildung" . . . — Herm. Bahr, Dialog vom Marsyas (Ohne Jahreszahl) („Die Kultur") S. 8: „Die Griechen haben . . . immer zwischen dem Apoll und dem Dionysos geschwankt . . . und vielleicht macht dies eben ihre Kultur aus, dazwischen in der Mitte zu sein". — K. Scheffler, Constantin Meunier (Ohne Jahreszahl) („Die Kunst") nennt die griechische „Kultur und Kunst harmonisch" (S. 37), die Griechen und ihre Künstler „harmonische" Menschen (S. 38), dies vor Allem, weil ihre Weltanschauung nicht dualistisch gewesen sei, weil ihre „Sehnsucht nicht nach übersinnlichen Idealen langte" (S. 37; dazu S. 42), alles dies im Gegensatz zum Christentum (S. 43). — K. Dieterich, Gesch. der byzantinischen und neugriechischen Literatur (1902) S. 10: „bunte Vielheit verwirrender Farben [in der byz. Kultur] an Stelle der feinen organischen Einheit der Antike"; vgl. S. 19 (für die Literatur). — Besonderes Gewicht legt namentlich Butcher auf diese Seite der griechischen Kultur, die Ausgleichung der Gegensätze; Harvard lectures on Greek subjects (London 1904) S. VII: „Art and inspiration . . . . enter into perfect union in the constructive efforts of the Greek imagination". Dies sei nur ein Beispiel „of that balance of contrasted qualities, that reconciliation of opposites, which meets us at every turn in the distinguished personalities of the Hellenic race, and which is too often thought of, in a merely excessive way, as the avoidance of excess, rather than as the highest outcome of an intense and many-sided vitality"; S. 156: „the union of contrasted qualities" in der „imaginative production" sei nur ein Beispiel „of a characteristic which more eminently perhaps than any other, constitutes the originality of Greece". Vgl. denselben, Some aspects of the Greek genius[3] (Lond. 1904) S. 40: durch die Griechen sei „science", „art" und „freedom" „vitally correlated with one another and brought into organic union"; S. 45: Griechenland „had shown how the love of beauty

Digitized by Google

might be united with the love of truth, art with science, how reason might be made imaginative"; S. 53: „the unity of Greek life"; S. 55: „union" des griechischen Staates, vgl. S. 82: seine organische Einheit (aber S. 29: das Problem der „relation" zwischen Staat und Individuum nur sehr unvollkommen gelöst). — Lübke-Semrau, Grundriss der Kunstgeschichte I[13] (1904) 169: „Die Phantasie der Griechen war, wie selbst das Gepräge ihres Tempelbaues beweist, eine vorzugsweise plastische. Eine wunderbare Einheit von Natur und Geist beherrschte ihr Leben und Schaffen. Kein Bruch dieser beiden Faktoren erzeugte Reflexion oder Sentimentalität." — K. Krumbacher, Die Kultur der Gegenwart I 8 (1905) S. 239/240 findet in der byzantinischen Kultur den „Mangel jener geschlossenen Einheit und jenes organischen Wachstums, wodurch die alte griechische Bildung sich so eigenartig auszeichnet". — Moeller van den Bruck, Die Zeitgenossen (1906) S. 6 nennt als Völker und Zeiten, in denen Kultur, im ideellen Sinn, und Zivilisation, in materieller Richtung, „vollständig ineinander aufgegangen" waren, Hellas und Renaissance. — F. J. Schmidt, Preuss. Jahrb. Bd. 126 (1906) 404: im Hellenentum sei „innerhalb der gesamten Menschheit das Individuum überhaupt erst zum Bewußtsein seiner Freiheit gekommen"; ferner aber vollziehe sich „in dem hellenischen Humanismus die für die ganze folgende Kulturentwicklung grundlegende Vereinigung von Freiheit und Natur und zwar noch in der Sphäre der Sinnesanschauung. Die menschliche Einheit von Freiheit und Natur in dieser Form ist aber das, was wir Schönheit nennen". — Gust. Röthe, Humanistische und nationale Bildung (1906) 8: „aus dem Lande der Sonne, aus den Tagen, da Wahrheit und Schönheit, Natur und Kunst noch zusammenklangen". — P. Wendland, Die hellenistisch-römische Kultur (1907) S. 134: „Der christliche Dualismus mit seinen starken Antithesen widerspricht der echt antiken Sinnesweise, oder sagen wir besser, dem antiken Ideale". Im antiken Bewußtsein sei „das menschliche Wesen, Geist und Sinne, als Ganzes und Einheit gefaßt, Harmonie mit der umgebenden Welt, Einklang des Menschlichen und Göttlichen . . . darauf beruhend das antike Schönheitsgefühl". — Eucken, Die Lebensanschauungen der großen Denker[7] (1907) 82: „Für die klassische Zeit ist nichts charakteristischer als das Vermögen, den Gegensatz von Subjekt und Objekt . . . zu umspannen, den Menschen und das Weltall zusammenzuhalten" (S. 82: Aber diese Einheit habe zerfallen müssen; dies sei auch wieder ein Gewinn [S. 83]). — H. Kessler, Neue Rundschau 1909 S. 726: „Das griechische Wunder . . . . besteht darin, daß die Griechen es vermochten, das Göttliche in der Welt [vorher: „die Vergöttlichung der Wirklichkeit", das „mythische Sehen"] festzuhalten bis in die Zeit ihrer höchsten Kultur." — J. Kärst, Gesch. des hellenist. Zeitalters II 1 (1909) 83: „In den reifsten und vollendetsten Schöpfungen griechischer Kultur finden wir eine harmonische, wie es scheint unauflösliche Verschmelzung klarer und schöner Gegenständlichkeit mit innerlicher, persönlicher Lebendigkeit, individueller Eigenart mit wirksamer Hingabe an eine gemeinsame, das Einzelleben beherrschende Welt". Aber jene Verbindung individuellen und allgemeinen Lebens berge innere Gegensätze in sich. „Es sind die beiden großen Grundmächte griechischen Wesens . . . Wenn auf ihrem Zusammenwirken die höchste Vollendung griechischer Kultur beruht, so bezeichnet ihre innere

Digitized by Google

Divergenz das Verhängnis des geschichtlichen Lebens der Griechen". Dem „Ideal der Gemeinschaft" stehe die Emanzipation des Individuums gegenüber. — K. J. Neumann, in Ullsteins Weltgeschichte I (1909) S. 333: „Das klassische Hellenentum setzt Gott und Welt, Leib und Seele Geist und Fleisch nicht in scharfen Gegensatz zu einander, vielmehr sind ihm beide in engster Harmonie.. verbunden". — Otto Immisch, Wie studiert man klassische Philologie (1909) S. 16/17: „diese ideale Verbindung" [des Intellektualismus und Voluntarismus, der Wissenschaft und Kunst] stelle „das wunderbar vorbildliche der antiken Kultur" dar. „Starke Sinnenhaftigkeit und künstlerische Formenfreude war ein Vorzug desselben griechischen Geistes, der zuerst in der Welt die freie Forschung und Wissenschaft aus sich heraus erschuf".

In diesem Zusammenhang sei endlich noch angeführt, was Wilamowitz sagt, allerdings nur hinsichtlich einer bestimmten Zeit, Aristoteles und Athen II (1893) 7: „So wie die alte Gesellschaft gewesen war, im Mutterlande um 500 noch zumeist war, hingen Glaube und Sitte, Religion und Staat, das materielle und das geistige Leben . . . unlösbar mit einander zusammen".

2. Die Harmonie der griechischen Kunst.

Gern wird auch der Begriff der „Harmonie" oder im besonderen der „Mitte" — worunter sehr oft das Werturteil „richtige" Mitte verstanden ist — auf das Gebiet griechischer Kunst und Literatur angewendet. — Ob unter „Kunst" nur die bildenden Künste zu verstehen sind oder ob das Wort im weiteren Sinne gebraucht ist, bleibt da und dort unsicher. — Wir geben zunächst einige Nachweise, die sich auf die Kunst im allgemeinen beziehen (die ebengenannte Unsicherheit ist auch hier in Betracht zu ziehen).

A. Im allgemeinen.

An erster Stelle ist hier Lessings bekanntes Wort aus der Vorrede zum Laokoon zu nennen: „Es ist das Vorrecht der Alten, keiner Sache weder zu viel noch zu wenig zu tun". Wir hätten diesen Ausspruch auch oben S. 189 anführen können; aber trotz der allgemeinen Ausdrucksweise hat Lessing doch wohl ganz hauptsächlich Kunst und Literatur im Auge. — Fr. Thiersch, Über gelehrte Schulen I (1826) S. 200: „Die Beachtung der sittlichen Würde waltetüberall in ihren [der „alten Literatur"] Geschichtschreibern, in ihren Rednern, in ihren meisten Philosophen und Dichtern: das Maß, die Harmonie der Anordnung, der Darstellung hat sich auch auf die Gesinnung erstreckt, oder vielmehr eine sittliche Gesinnung liegt jenem Ebenmaße zum Grunde, als die geheime Kraft, die es erzeuget und bildet". — Fr. Jacobs, Verm. Schriften III S. 398 (v. J. 1808): die griechische Kunst trachte „nach einer innigen Harmonie der äußeren Form mit dem innern Wesen"; S. 400: „der eigentümliche Sinn der Hellenen für die Harmonie aller Teile eines organischen Ganzen" in der Kunst (zeige sich auch in den Mundarten). — A. W. Schlegel, Dramaturgische Vorlesungen[2] (1816; Werke V) S. 12/13: „Ihre gesamte Kunst und Poesie ist der Ausdruck vom Bewußtsein dieser Harmonie aller Kräfte". — Welcker, Kl. Schr. IV S. 33 (1856): „Das Kunstgenie zeigt sich

Digitized by Google

in der griechischen Poesie und bildenden Kunst in nichts anderem glänzender als in der schönen Einheit von Inhalt und Form". — Will. Mure, Critical history of the language and literature of Ancient Greece I[2] (Lond. 1854) S. 98: „the ... just medium between redundance and poverty, which characterise all the productions of Hellenic genius". — M. Carrière, Die Kunst im Zusammenhang der Kulturentwickelung II[3] (1877) S. 17: „die Harmonie von Treue für die Überlieferung und von Freude am Neuen, von Gesetz und Freiheit". — Leop. Schmidt, Die Ethik der alten Griechen I (1882) S. 333: „der das klassische Griechenland auszeichnende Sinn für die Durchdringung von Form und Inhalt". — Christian Muff, Humanistische und realistische Bildung (1901) S. 59: „die Einheit von Natur und Kunst". — P. Cauer, Palaestra vitae (1902) S. 137: Der Begriff des Klassischen beruhe heute nicht „auf irgendwelcher absoluten Vollkommenheit" ... „sondern das Vorbildliche liegt an Werken der Literatur so gut wie der bildenden Kunst, in der siegreichen Kraft des Ringens zwischen Vorstellung und Ausdruck". — I. H. Butcher, Harvard lectures on Greek subjects (London 1904) S. 151 f. (er spricht hauptsächlich von der griechischen Literatur, doch kommt auch die griechische Kunst in Frage, s. S. 154); S. 154: In der griechischen Kunst „the supreme result which Greek thought and imagination achieve by their harmonious co-operation is the organic union of the parts." Was der „Osten" nicht vermocht, habe Griechenland geleistet, „in establishing the balance" zwischen „direct intuition" und „the dialectical workings of the mind". „The emotional and intellectual fields are no longer kept apart. Reason and intuition enter on a new alliance", vgl. S. 156; S. 151 über die gleichmäßige Verbindung von „art" und „inspiration" in der griechischen Poesie. — A. Horneffer, Das klassische Ideal (1906) bestimmt die „klassische" Kunst, „deren vornehmstes Beispiel das griechische Altertum" sei (S. 13), während er die gegenwärtige Epoche als ein typisches Beispiel einer nicht-klassischen, unharmonischen Kunst betrachtet (S. 14) derart (S. 12): „Stehen in einem Kunstwerk Gehalt und Form im richtigen Verhältnis zu einander, so nennen wir es klassisch". Als Beispiele nennt er (S. 13) die griechische Plastik und das homerische Epos; von jener heißt es: „Individuum und Tradition wird zu eins, der Gehalt macht die Form lebendig und sinnvoll, und wird von ihr gehoben, gereinigt und verewigt" usf., und in Homer findet er „das scheinbar Unversöhnliche mit einander verbunden: Naivetät und Konvention, produktive Kraft und Mangel an Erfindung, Realität und Stilisierung". — Ad. Harnack, Die Notwendigkeit der Erhaltung des alten Gymnasiums in der modernen Zeit (1905) 13: „Unerreicht sind sie [die Griechen] in der Verbindung des Großen mit dem Einfachen, des Gedankens mit der Simplizität".

B. Die Harmonie der bildenden Kunst der Griechen.

Fr. Schlegel, Fragmente (Minor II S. 255): „Die alte Kunst hat ... mit jedem Charakter der Formen und des Ausdrucks den Grad von Schönheit vereinbart, der dabei stattfinden konnte, ohne jenen zu zerstören." — Franz Kugler, Handbuch der Kunstgesch. (1842) 131: „Hier [in der griechischen Kunst] entwickelte sich ... die künstlerische Form zum klaren, durchgebildeten Organismus; das Gepräge der individuellen Freiheit und das

Digitized by Google

einer durchwaltenden Gesetzmäßigkeit erscheinen hier im lautersten Maße gegen einander abgewogen"; vgl. S. 144 von der Kunst des perikleischen Zeitalters, der „edelsten Blüte der griechischen Kunst" „in welcher sich göttlicher Ernst und erhabene Würde aufs Lauterste mit zarter, menschlicher Anmut vereinigt hatten." — H. Brunn, Kl. Schr. II 17 [v. J. 1847]: Darin bestehe „das Große in der Entwickelung der griechischen Kunst, daß selbst die strengsten Grundregeln nie zu willkürlichen Satzungen und dadurch zur Unfreiheit führten"; vgl. Griechische Kunstgeschichte II (1897) 104: Bei den Griechen sei „die Strenge des Gesetzes nur der Anfang zur richtigen Benutzung der Freiheit". Nach anderer Richtung derselbe, Griechische Kunstgeschichte I (1893) 51: es fehle der mykenischen Kunst noch „die plan- oder schulmäßige Durchbildung des Gedankens und der Form und ihre gegenseitige Durchdringung"; vgl. S. 123: „der Geist der Freiheit" habe „die Vermittelung zwischen Inhalt und Form bis zu vollständiger rhythmischer Ausgleichung durchzuführen" vermocht. — Fr. Theod. Vischer, Ästhetik III (1851) S. 475: „Die griechische Plastik wägt dem Ideale so viel Idealismus und Naturalismus zu, als es erträgt, und vereinigt Würde und Anmut"; vgl. auch S. 476. — H. Blümner, Das Kunstgewerbe im Altertum I (1885) 5: „jene unerreichte Harmonie zwischen Form und Bestimmung" (im griechischen Kunsthandwerk). — V. Duruy, Hist. des Grecs (nouv. éd. ill.) I (Paris 1887) S. 613: „le plus parfait équilibre de la forme et de la pensée". — Gust. Larroumet, Vers Athènes et Jérusalem[3] (Paris 1898) S. 127: „dans l'art grec tout s'inspirait du principe de variété harmonieuse"; S. 103: „le principe essentiel de l'art grec, l'adaptation de l'œuvre à son objet"; vgl. dazu noch S. 104/105: „un peuple qui faisait de la géométrie, c'est-à-dire du plan même de la nature, le point du départ et le but de toute création humaine, intellectuelle ou physique et, en tout, cherchait l'eurythmie. Tous les effets de l'art grec sont obtenus par des calculs analogues: la raison y produit la beauté. Chaque détail étant subordonné à l'ensemble, le caractère général résulte de l'exacte concordance des parties vers un même but. La simplicité s'y tourne en clarté et l'ordre en harmonie. Point de recherches, ni de surcharges ... rien de colossal". — K. Woermann, Geschichte der Kunst I (1900) S. 221: Die Schönheit der griechischen Kunst liege in ihrer Wahrheit und Freiheit und außerdem, wie immer „in dem vollendeten Zusammenklang von Form und Inhalt", aber auch „in der Gesetzmäßigkeit, der die griechischen Künstler die Freiheit, wo es not tut, unterordnen". „Idealismus und Realismus, Stil und Natur sind in der griechischen Kunst in unauflöslicher Einheit verbunden"; S. 241 über die Plastik: „die Kunst, in der die Griechen Form und Inhalt am vollkommensten verschmelzen"; S. 272: „darin liegt das Geheimnis der Überzeugungskraft der reifen griechischen Kunst, daß sie Natur und Stil stets ... mit einander im Auge behielt". Vgl. S. 248, 281. — H. Bulle, Klingers Beethoven und die farbige Plastik der Griechen (1903) 6 spricht von der „Einheit", „die wir als das Höchste an den Werken der alten Kunst erkennen"; (vgl. S. 9: Ruhe, Klarheit, einheitliche Wirkung aller Faktoren; dazu S. 25). — Lübke-Semrau, Grundriß der Kunstgesch. I[13] (1904) 174 (von der griechischen Plastik): „jene maßvolle Schönheit.., welche aus der Versöhnung der Freiheit individuellen Lebens mit dem allgemeingültigen Gesetz entspringt". — P. Gardner, A Grammar of Greek art

Digitized by Google

(Lond. 1905) S. 12: „The simplicity and regularity of Greek art saved it from both of these extremes" [„sensational attempts . . . without any real authority in the world of fact" und „a complete subordination to the visible"]. — W. Klein, Gesch. d. gr. Kunst II (1905) 247: die hellenische Kunst habe den „ewigen Konflikt" der idealistischen und realistischen Richtung, „als er zum ersten Male sich in voller Schärfe offenbarte, in einer Weise" gelöst, „die ihr das Prädikat der ‚klassischen' errungen hat" (in der Epoche des Praxiteles). — Ad. Furtwängler, Deutsche Rundschau 1905 (Bd. 123) S. 55: „Die griechische Kunst besitzt . . . in ihrer Blütezeit . . . eine ganz einzig glückliche Mischung von lebendigster Naturwahrheit und wirkungsvollstem Stilisieren"; vgl. S. 52 (Freiheit und Gesetz, Natur und Stil): „Das Nebeneinander dieser beiden Eigenschaften, und zwar der höchsten Steigerung jeder ist das, wodurch die griechische Kunst ganz einzig dasteht". „In ihrer glücklichsten Epoche sind jene beiden Eigenschaften mächtig entwickelt, allein sie halten sich die Wage".

C. Die Harmonie der griechischen Literatur.

Noch häufiger schreibt man der griechischen Literatur im besonderen, zumal der Dichtung, die Eigenschaft des Harmonischen, der Vermittlung von Gegensätzen zu. Gédoyn (Histoire de l'Acad. royale des inscript. et belles lettres; Amsterdamer Ausgabe Bd. VI; 1743 [vom Jahre 1736] S. 122/123): „les bons écrivains de l'antiquité . . . ont su être abondans sans superfluité, concis sans obscurité, simples sans négligence, élégans sans affectation, nobles et élevés sans enflûre, véhémens sans emportement ni désordre, gracieux sans mignardise ni affecterie" (während dies Alles bei den Modernen häufig vorkomme). — Etwas Ähnliches hat wohl André Chénier vorgeschwebt, wenn er (L'invention [um 1785] V. 3f.) die griechischen Dichter also anredet: „Vous, à qui jadis, pour créer l'harmonie, — L'Attique et l'onde Égée, et la belle Jonie — Donnèrent un ciel pur, les plaisirs, la beauté — Des mœurs simples, des lois, la paix, la liberté — Un langage sonore . . ." — Schiller, Über Anmut und Würde (1793) (Säkularausgabe XI 184): „Natur und Sittlichkeit, Materie und Geist, Erde und Himmel fließen wunderbar in seinen [des Griechen] Dichtungen zusammen . . . dieser zärtliche Sinn der Griechen . . . der das Materielle immer nur unter der Begleitung des Geistigen duldet". — W. v. Humboldt, an Schiller, 6. Nov. 1795 erklärt die Eigenart der griechischen Poesie (Klarheit, Ruhe usf.) „aus einer Geistesstimmung, in welcher das Anschauungsvermögen und die produktive Einbildungskraft herrschen, aber gegenseitig dergestalt auf einander einwirken" . . . . . daß „Wahrheit und Dichtung sich immer das Gleichgewicht halten". — Fr. Schlegel, Die Griechen und Römer (1797) S. 107/8 (= Minor I 125/6): „Gleichweit entfernt von orientalischem Schwulst und von nordischem Trübsinn, voll Kraft, aber ohne Härte, und voll Anmut, aber ohne Weichlichkeit, ist sie [die griech. Poesie] eben dadurch abweichend [„von allen übrigen Nationalpoesien auf einer ähnlichen Stufe der kindlichen Kultur"], daß sie mehr als jede andre reinmenschlich . . . ist". Dazu S. 110 (= Minor 126): Schon Homer vereinige „die schönsten Blüten der edelsten nordischen und der zartesten südlichen Naturpoesie". „Über die Sprache und

Digitized by Google

Weisheit der Indier" (1808) S. 162/3 findet er den Charakter der indischen Poesie, die „Verbindung . . . des ursprünglich Wilden und Riesenhaften mit dem Sanften" auch bei den griechischen Dichtern, bei denen wenigstens, „die es ganz sind" [er nennt Homer, Aeschylos, Pindar, Sophokles]; vgl. noch S. 164: „jene Verbindung des riesenhaft Kühnen und des Sanften, worin das Wesen der alten Poesie besteht, ist auch die eigentliche Bedeutung der plastischen Schönheit der Griechen. . . . solange noch Spuren vom großen Stil vorhanden waren". Und später (Philosophie der Geschichte I [1829] S. 283) sagt er von der griechischen Dichtung, ihr „charakteristischer Vorzug" sei, „daß sie ein weises Mittel hält zwischen den gigantischen Dichtungen der orientalischen Einbildungskraft, auch selbst in der reineren Gestaltung des indischen Geistes und dem offnen Blick eines hellsehenden und die Welt beobachtenden Naturverstandes." — John, The Hellenes I (Lond. 1844) S. 315 wendet sich gegen die Bezeichnung der griechischen Literatur als „exclusively masculine", da sie neben „predominance of stern grandeur and colossal elevation of thought" auch „infantine purity of sentiment" zeige usf. — Will. Mure, Critical history of the language and literature of Ancient Greece I (London 1854) 138/39: „those elementary principles of ideal excellence, indigenous in Greece, exotics in all other regions": „the just blending of force and elegance, of symmetry and variety"; die Vermeidung der „opposite extremes of meagreness and diffuseness", und der „offensive collision of heterogeneous elements", die „happy relation of parts and unity of whole . . . just mixture of conciseness and amplitude" usf. — Matthew Arnold, Essays in criticism (Tauchnitz II) „Pagan and mediaeval religious sentiment" S. 44/45 (in bezug auf die griechische Dichtung zwischen ungef. 530 und 430 v. Chr.): „no other poets have lived so much by the imaginative reason; no other poets have made their work so well balanced; no other poets, who have so well satisfied the thinking-power, have so well satisfied the religious sense". (Dies sollte dem modernen Geist vorbildlich sein, S. 43). — Joh. Scherr, Allgem. Gesch. der Lit. I[4] (1871) S. 87: „Dem klaren, maßvollen, in sich einigen Geiste der Hellenen entspricht ihre gehaltene harmonische durchsichtige Form". — Rud. Nicolai, Gr. Literaturgesch. I (1873) S. 5: „Harmonie zwischen Objekt und Form" (in der griechischen Literatur). — Bergk, Griech. Literaturgesch. I (1872) S. 137: „Die freischaffende Phantasie steht mit dem ordnenden Verstande im Gleichgewichte". — C. Justi, Winckelmann I[2] (1898) S. 146/7 findet im sophokleischen Drama „alle die Merkmale hellenischer Schönheit". Nachdem zuvor genannt wurden: „die Menschlichkeit, die allen Zeiten und Völkern gleich nahe und wahr ist; der Marmoradel und die plastische Gruppierung der Gestalten; das adlergleiche Schweben der Kunst und der Sprache über dem Sturm der Leidenschaft und über den Greueln des Stoffes", betont er „die beneidenswerte Harmonie von Großheit und Lieblichkeit, von Klarheit und Wärme, von Einfalt und Verstand, von Wahrheit und Adel, von Anmut und Präzision, von Regel und Leben (am Schlusse „die . . . uns Neueren versagte kanonische Vollendung der Form"). — S. H. Butcher, Some aspects of the Greek genius[3] (London 1904) S. 20: „Union of force" und „living fire" mit „literary finish" u. ä.; S. 18: In der Beredsamkeit „union" zwischen „artistic spirit" und „technical skill".

Digitized by Google

Hier mag auch die analoge Auffassung der philosophischen Kunstsprache der Griechen genannt sein, wie sie R. Eucken (Geschichte der philosophischen Terminologie 1879 S. 11) vertritt; er faßt ihre „klassische Form" (bei Aristoteles) als eine Art Harmonie zwischen Wort und Begriff, wie sie weder vorher noch nachher vorgekommen sei. „So überwiegt weder einseitig das Stoffliche noch das Formelle".

D. Die Harmonie zwischen Volk und Künstler.

Eine andere Form griechischer Harmonie wieder sieht man dort, wo man auf den engen Zusammenhang zwischen Volk und Künstler, zwischen Kultur und Kunst hinweist; meist handelt es sich um die Literatur, etwa auch um die bildende Kunst. — W. v. Humboldt, Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues (Alte Ausgabe der Werke VI 243/4; Leitzmann VII, I, 203): „In dieser Periode [vor Alexander] fühlt man lebendig den inneren fortschreitenden Zusammenhang aller Geistesprodukte" (vorher: „den volkstümlichen Geist", „dies innerliche nationelle Prinzip"). — M. S. Fr. Schöll, Gesch. der griech. Lit. I (Berlin 1828; übersetzt von Schwarze) S. VII findet bei Griechen und Römern, aber in höherem Grade bei den ersteren: die „vollkommenste Übereinstimmung, welche zu jeder Zeit zwischen den Schriften der Griechen und dem Standpunkt ihres politischen und bürgerlichen Lebens stattfand". — W. Mure, Critical history of the language and literature of Ancient Greece I[2] (Lond. 1854) S. 131: „equal distribution of literary culture among all classes of Greek citizen." — Georg Finlay, Griechenland unter den Römern (1857; deutsche Ausgabe 1861) S. 8: Literatur und Künste der Zeit vor Alexander „empfingen den Eindruck vom Volksgeiste"; „die Wirkung dieses volkstümlichen Charakters der griechischen Literatur und Kunst" sei die „gänzliche Freiheit aller Geisteserzeugnisse Griechenlands aus der besten Zeit von allem irgend manierierten Wesen" (S. 8/9). — H. Motz, Über die Empfindung der Naturschönheit bei den Alten (1865) S. 39: Die Kunst habe stets aus dem Volksleben geschöpft. — Bergk, Gr. Literaturgeschichte I (1872) 138: „Allgemeingefühl und individuelles Leben . . . . in glücklichster Mischung". — Rohde, Der griechische Roman[1] (1876) S. 11 spricht von dem „nationalen Charakter" der griechischen Poesie (vor der hellenistischen Zeit; auf Grund ihres Zusammenhanges mit dem Mythus). — I. Mähly, Gesch. der antiken Lit. I (1880) 2: Die griechische Literatur trage „durch und durch den Charakter einer natürlichen Volksliteratur". — R. C. Jebb, The growth and influence of classical Greek poetry (Boston-New York 1894) betont diese Gesichtspunkte besonders; S. 249: die griechische Dichtung „is . . . the spontaneous . . . expression of their [des Volkes] life and thought"; S. 218: „The whole history of classical Greek poetry [bis und mit Euripides] was that of a natural growth"; Epos, Lyrik, Drama: „each . . . represents an order of beliefs and feelings . . . which was already pervading the Hellenic world of his age". Vgl. S. 228/9: „Greek poetry of the best age — its distinction": „In no second instance has the world seen the most perfect art of expression joined to such direct sympathy with the living soul of the people". Ferner S. 218/9; 220; 222; 224; an allen drei Stellen wird der Zusammenhang mit dem Leben hervor-

Digitized by Google

gehoben, und auch daraus — neben dem griechischen Volkscharakter (224) — „the freshness, the charm of nature, the immortal youth" der griechischen Dichtung abgeleitet. Dieser Zusammenhang mit dem Leben verschwinde in hellenistischer Zeit, S. 231. — Fr. Leo, Die Kultur der Gegenwart I[8] (1905) S. 316: In der griechischen Literatur „ist jede Phase literarischen Werdens ein organischer Teil der politischen und Kulturentwicklung der Nation". — E. Bethe, Einleitung in die Altertumswissenschaft v. Gercke und Norden I (1910) S. 311 von der hellenistischen Poesie: „das Herzblut des Volkes strömt nicht mehr durch ihre Adern."

3. Die Harmonie in andern Kulturgebieten.

Seltener finden wir für andere Gebiete des griechischen Lebens die Vorstellung einer „Harmonie" oder „Mitte" ausdrücklich hervorgehoben. Wir erwähnen u. a., was W. v. Humboldt, Latium und Hellas (1806) (Leitzmann III 151) von der griechischen Religion sagt. In ihr werde klar, „daß der Grieche sich überall zum Übersinnlichen erhob . . . aber . . . doch wiederum auf wundervolle Weise die lebendigste Sinnlichkeit verband". Und ähnlich stellt Schelling, Philosophie der Offenbarung (23. Vorles.; Werke II 3 S. 512) die griechische Religion in die „Mitte" „zwischen eine sinnliche Religion, der er [der Grieche] für die Gegenwart unterworfen ist, und eine rein geistige, die ihm nur in der Zukunft gezeigt wurde."

Vom griechischen Denken Rohde, Psyche (1. Aufl. 1894 S. 104 = I[4] S. 111): „in dieser überschwänglichen Mannigfaltigkeit [des griechischen Denkens] hielten die sich gegenseitig einschränkenden oder aufhebenden Einzelerscheinungen einander im Gleichgewicht."

Vom griechichen Staat W. Oncken, Isokrates und Athen (1862) S. 101: „Nichts Eigentümlicheres haftet am älteren hellenischen Wesen an, als die Einheit von Bürger und Krieger"; und daraus erkläre sich „alles Großartige und Bewunderungswürdige, alles uns Fremde und Unerklärliche". (vorher: „jene Einheit von Staat und Gesellschaft, welche das alte Hellenentum ausgezeichnet", habe sich aufgelöst). — In anderm Sinne wieder S. H. Butcher, Harvard lectures on Greek subjects (London 1904) S. 167: „In politics they never fell under the fanatical sway of any single principle . . . Here too they sought to discover the harmony of opposites". — Kärst, Gesch. d. hellenist. Zeitalters I (1901) S. 1: In der hellenischen Polis erscheine zum ersten Male in der Geschichte „Freiheit und voll ausgebildete staatliche Gemeinschaft in engster Verbindung".

4. Entgegengesetzte Anschauungen.

A. Die ausdrückliche Bestreitung der Lehre von der Harmonie der griechischen Kultur.

Fr. Schlegel, Philosophie der Geschichte I (1829) S. 288: Die Griechen haben „in der Kunst und in ihrem dichterischen Kunstleben die innre Harmonie noch am meisten erreicht; wenigstens in der großen alten Zeit und Blüte derselben, viel weniger in der Wissenschaft und am wenigsten im

Digitized by Google

Leben, namentlich dem öffentlichen, welches fast immer dem Zwiespalt hingegeben war, und zuletzt ganz davon zerrissen, zerstreut und verschlungen ward." — In neuerer Zeit ist namentlich Pöhlmann den Vorstellungen von griechischer Harmonie entgegengetreten, hauptsächlich von zwei Gesichtspunkten aus. Einmal auf Grund der Ergebnisse seiner Forschungen über die soziale Seite der griechischen Kultur, die alles eher als „harmonische" Zustände enthüllten; sodann, nach Vierkandts allgemeingeschichtlicher Theorie [s. unten 38. Kap. 2], unter Hervorhebung der notwendigen geistigen Spaltung innerhalb jeder „Vollkultur". Vgl. „Sokrates und sein Volk" (1899) S. 18 (gegenüber Nietzsches Satz von der Stileinheit der griechischen Kultur; vgl. oben S. 92, 197; nachdem er bemerkt, daß die hellenische Kultur „für die ästhetische Betrachtung . . . ein unvergleichlich einheitlicheres Gepräge" zeige „als die moderne"): „In den rein geistigen [Gegensatz: ästhetischen] Lebensäußerungen des Volkes ist auf der Höhe der Kultur eine innere Einheit doch nur in beschränktem Masse zu erkennen"; S. 19: „Das Wesen der Vollkultur ist . . . auf rein geistigem Gebiete gerade nicht Harmonie, sondern recht eigentlich Zwiespältigkeit und Widerspruch"; S. 31 betont er „die Tatsache, daß durch das Leben und Denken dieses Volkes, wie jedes Kulturvolkes, ein Dualismus hindurchgeht zwischen den Tendenzen der sozialen und geistigen Bewegung und denen des Beharrens" (allgemein 1/2, 15, 19). Dazu „Griechische Geschichte im neunzehnten Jahrhundert" (1902; auch in der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung" vom gleichen Jahr) S. 9f. über Grotes harmonisierende Auffassung des griechischen Staates als ein Gegenstück zum ästhetischen Klassizismus; S. 14: für Grote seien „die inneren Gegensätze im Leben des hellenischen Staates gewissermaßen nur . . . Dissonanzen in der Harmonie . . . während für eine nüchternere realpolitische Betrachtung die inneren Widersprüche und Gegensätze, an denen gerade der hellenische Volksstaat krankte, zum Teil Disharmonien schlimmster Art sind, die auf das ganze Volksleben wahrhaft zersetzend und zerstörend eingewirkt haben"; S. 15: „die innere Zwiespältigkeit und Zerrissenheit . . . die recht eigentlich die höchste Kultur in ihrem Schoße erzeugt und die daher auch dem Hellenentum nicht erspart geblieben ist". Weiterhin wird ausgeführt (S. 16), wie „gerade mit dem Fortschritt der Geisteskultur eine immer weiter und tiefer werdende Kluft sich auftut zwischen dem Seelenleben des Einzelnen und jenem psychischen Gemeinschaftsleben, welches eben das Ergebnis massenpsychologischer Vorgänge ist". — Grundsätzlich äußert sich über die Frage der „Harmonie" griechischer Kultur auch P. Natorp, Was uns die Griechen sind (1901) S. 8: Es liege „ein Kern von Wahrheit" in der Lehre, daß „die Harmonie aller menschlichen Sonderrichtungen niemals in einer einzelnen Nation annähernd so dargestellt gewesen sei, wie in der griechischen". Dann aber macht er eine Reihe von Einschränknngen (S. 9/10), die man nach zwei Richtungen einteilen kann; auf der einen Seite, gegenüber der Lehre von dem harmonischen Frieden griechischen Lebens, macht er auf Erscheinungen des Zwiespaltes aufmerksam, auf die Schäden des Staatswesens nach Platos Darstellung, auf den Mangel einer organischen Volksbildung, auf die religiöse Spaltung (neben der Religion des Herrenstandes eine Volksreligion der Schuld und Versöhnung); anderseits verweist er — für die Kunst — gegenüber der Auffassung Lessings und Winckelmanns auf die Pergamener und faßt (S. 10) zusammen: „Die grie-

Digitized by Google

chische Kultur ist reicher als die Formel, auf die man sie gebracht ... hat"; also besonders auf die Verallgemeinerung, wie sie die harmonisierende Auffassung leicht mit sich bringt, wird hingewiesen.

Auf geistigem Gebiete im besonderen wandte sich Fr. A. Lange im Eingang seiner „Geschichte des Materialismus" (1866) S. 4 gegen den „Irrtum", „das Vorhandensein, ja das tiefe Eingreifen" des Kampfes zwischen der Philosophie und Theologie (wie ihn die Philosophie jeder Zeit führen müsse) im hellenischen Altertum zu verkennen. Er führt das darauf zurück, daß es „den größten Männern aller Zeiten eigen" sei, „daß sie die Gegensätze ihrer Epoche in sich zu einer Versöhnung gebracht haben. So stehen im Altertum Plato und Sophokles da". Die Mythologie aber, „welche uns in dem heiteren und leichten Gewande hellenischer und römischer Dichter erscheint", sei „weder die Religion des Volkes noch die der wissenschaftlich Gebildeten" gewesen.

Gegenüber der Lehre von der griechischen Harmonie des Geistigen und Natürlichen (für die er Hegel und namentlich Zeller nennt) gibt Cassirer, Das Erkenntnisproblem in der Philosophie und Wissenschaft der neueren Zeit I (1906) S. 21 zwar zu, „das Verharren in den Fragen und Aufgaben des diesseitigen Seins" bilde in der Tat „einen charakteristischen Vorzug des antiken Geistes". Aber auch das Griechentum, führt er auf Grund von Rohdes „Psyche" aus, S. 21/22, habe „schwere geistige Erschütterungen" „durch den Gedanken der Transzendenz erfahren". Doch neigt er im ganzen doch wieder der von ihm bekämpften Anschauung zu, nur gibt er ihr eine neue Fassung (S. 22, 23): „Immer von Neuem regen sich die geistigen Grundkräfte, die das Maßlose zu gestalten und in feste künstlerische und verstandesgemäße Formen einzugrenzen suchen". „Die Harmonie des griechischen Wesens" sei nicht „eine .. Naturgabe des antiken Geistes, sondern ... eine Errungenschaft, die er gegenüber feindlichen Mächten beständig ... zu behaupten hat"; um so deutlicher trete uns ihre „selbstbewußte Energie" entgegen.

Anders wieder gibt Alfred Biese, Preuß. Jahrb. Bd. 63 (1889) S. 148/9 [„Homer und der Hellenismus"] zwar für die ältere, insbesondere die durch den ersten Namen in der Überschrift seines Aufsatzes bezeichnete Epoche zu, man bewundere mit Recht „die harmonische Geschlossenheit in der organischen Entfaltung aller geistigen Kräfte, wie sie uns in der Geschichte der Poesie und Prosa dieses einzig gearteten, dem Kultus der Schönheit und der Sophrosyne huldigenden Volkes entgegentritt". Aber diese „unschuldsvolle Harmonie von Geist und Natur" habe nicht immer gedauert; nicht erst im Christentum sei, wie Vischer [Krit. Gänge 2, 252] annehme, „der Bruch des Geistes mit der Natur" erfolgt; Subjektivismus und Individualismus seien auch im Griechentum mächtig geworden, und erweiterten, von der Lyrik beginnend, jenen Bruch, bis im Hellenismus die Wandlung der „gesamten Denk- und Anschauungsweise" vollzogen sei (S. 151). — Ähnlich S. H. Butcher, Some aspects of the Greek Genius[3] (London 1904) S. 245/6 schildert die Anschauung, die „many critics appear to have assumed that in the classical world of Greece and Rome the individual was not yet aware of a divided self; the harmony of consciousness remained unbroken ... the breach between nature and spirit is supposed to date only from the definite triumph of Christianity over Paganism. From that time forth there is conflict and disturbance in the soul, manifesting itself in vague longings, visions, doubts, illusions; hearts

Digitized by Google

and eyes are full of regret for something lost or unattainable. The tone of feeling grows more inward and intense ... The reign of reverie and melancholy begins." Diese Gegenüberstellung, auf die Ausdrücke wie „ancient and modern, classical and romantic" sich bezögen, sei „true and expressive ... if properly limited and interpreted." Aber oft übersehe man dabei „the literary affinities which are unexpectedly revealed between epochs of history separated by a wide interval of time" und „the fine gradations by which the transition from one age to another is frequently marked." In diesem Sinne weist Butcher dann weiterhin die Anfänge jener neuen Gefühlsrichtung im Griechentum nach.

B. Weitere Anschauungen über Gegensätze und Kämpfe in der griechischen Kultur.

Weit häufiger als eine solche ausdrückliche Bekämpfung der Lehre von der Harmonie des Griechentums finden sich Auffassungen, die nur tatsächlich — ohne daß dies ausgesprochen oder bewußt würde — jener Vorstellung widersprechen. Wir können hier nur die Richtungen selbst bezeichnen und durch einige ausgewählte Belege erläutern; weiteres Eingehen würde zu sehr ins einzelne führen. Es sind Disharmonien im geistigen, im staatlichen und sozialen Leben, um die es sich handelt, und die z. T. früh erkannt worden sind, ohne daß diese Einsicht aber auf die harmonisierenden Anschauungen Einfluß gewonnen hätte.

a) Im Geistesleben.

Auf solche tiefgreifende Gegensätze im geistigen Dasein des griechischen Volkes wies schon Grote hin, indem er — ähnlich wie später Vierkandt, nur in bedeutend engerer Fassung — die Spaltung wahrnahm, die mit der Entwicklung höherer geistiger Kultur, vor allem der Wissenschaft, innerhalb des Volksganzen eintreten mußte: A History of Greece I (1846) 504f.: „the scission between the superior men and the multitude, in consequence of the development of science and the scientific point of view". (Immerhin habe die Wissenschaft auch auf die Menge eingewirkt, S. 505.) Vgl. auch S. 503: „that radical discord between the mental impulses of science and religion, which manifests itself so decisively during the most cultivated ages of Greece"; dazu S. 483.

Hier ist sodann auch die eben berührte neuere Theorie zu nennen, daß allgemein gerade die Steigerung der Kultur bei einem Volke die geistigen Disharmonien vermehre: Vierkandt, Naturvölker und Kulturvölker (1896) S. 415f. („Der Dualismus der Vollkultur"); danach Pöhlmann, Sokrates und sein Volk (1899) S. 1f. In diesem Zusammenhang ist auch hinzuweisen auf Ed. Meyer, Gesch. des Altert. III (1901) 554/5; IV (1901) 148.

b) Im Staatsleben.

Weit stärker als solche geistige Disharmonien mußte die staatliche Zerspaltung Griechenlands der Aufmerksamkeit sich aufdrängen, vor allem seit der Gedanke des nationalen Einheitsstaates sich in der modernen Welt

Digitized by Google

mehr und mehr durchsetzte. Wir geben im folgenden nur eine kleine Auswahl von Stellen, an denen die Tatsache der Zersplitterung Griechenlands in kleine sich befehdende und oft vernichtende Kleinstaaten betont wird. Vgl. auch unten 56. Kap., 1, C. — Herder, Ideen z. Philos. d. Gesch. d. Menschh. 15. Buch, Kap. 2 (Cotta 1853/4, Bd. 29, 226) (die „innere Uneinigkeit"). — Am eindringlichsten hat W. Mitford auf Schritt und Tritt in seiner History of Greece auf diese Seite der griechischen Geschichte hingewiesen. Er ist darin ein Vorläufer von Jakob Burckhardt zu nennen, der im ersten Bande seiner griechischen Geschichte den Kampf der „Poleis" unter sich mit so kräftigen Farben gemalt hat. Von Älteren nennen wir noch W. Wachsmuth Europäische Sittengeschichte I (1831) 57: der „Fluch der Zwietracht, die den Griechen gleich einer Erbsünde anhaftete". — Die Stimme eines Neugriechen über den „Bruderzwist" seiner Vorfahren bei Ed. Engel, Griechische Frühlingstage[2] (1904) 369 („Verrat und Tücke und Br."). Ganz ähnlich („envies, hates, and jealousies") H. O. Taylor, Ancient ideals I (New York 1900) 252. — Endlich noch aus neueren Darstellungen des griechischen Staatslebens: Georg Busolt, Die griechischen Staats- und Rechtsaltertümer[2] (1892) 6: „diese für die politische Entwicklung so unheilvolle Zersplitterung und Mannigfaltigkeit der politischen Bildungen"; J. Kärst, Geschichte des hellenistischen Zeitalters I (1901) 2f.; II 1 (1909) 85: „Die politischen Kräfte von Hellas lähmten sich gegenseitig in eifersüchtiger Rivalität oder rieben sich in verheerendem und vernichtendem Kampfe auf." Wir schließen mit dem Ausspruch Belochs, Hist. Zeitschr. 1900, 16: „Von jeher war der Partikularismus der Erbfehler der Hellenen gewesen."

Auch das Maß und die Heftigkeit der inneren Kämpfe in den griechischen Staaten konnte nicht übersehen werden. Vor allem hat auch hier Mitford die Dinge ins Licht gesetzt, freilich geleitet von bestimmten politischen Werturteilen (siehe unten 47. Kap., 1). Weiter führen wir Limburg Brouwer an, Hist. de la civilisat. morale et relig. des Grecs III (1837) 77 f. — E. Curtius, Altertum und Gegenwart I[3] 137 (1856): die „ruhelosen Kämpfe und Gärungen" (in der griechischen Staatengeschichte; er leitet dies aus dem Wettkampf als herrschender Macht des griechischen Lebens ab; vgl. das nächste Kapitel). — Auch hier ist dann wieder Burckhardt zu nennen, über dessen Auffassungen in dieser Richtung Pöhlmann, Griech. Gesch. im neunzehnten Jahrhundert (1902; auch in der Beilage zur allgemeinen Zeitung vom gleichen Jahre S. 18 ff.) u. a. äußert, gerade Burckhardt sei berufen gewesen, „die harte und oft düstere, ja furchtbare Wirklichkeit, die sich hier ähnlich wie in dem Italien der Renaissance hinter einer hochgesteigerten geistigen und künstlerischen Kultur nur zu oft verbirgt, zu lebendigster Anschauung zu bringen: den tragischen Riß, der durch die hellenische Hochkultur wie durch alle hohe Kultur hindurchgeht."

c) Auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiet.

Die wirtschaftlichen und sozialen Gegensätze endlich hat wiederum Mitford in der neueren Zeit wohl zuerst stark betont. Ausgesprochen waren sie ja längst in Platos Wort von den zwei Staaten im Staate (Politeia IV c. 2, p. 422/3, wo aber dies als typische Erscheinung genannt wird, die bei Griechen

Digitized by Google

und Barbaren sich zeige; vgl. auch V c. 10 p. 462 A/B). Wir nennen aus Mitford, The History of Greece (1784—94; zit. nach der 3. post. ed. London 1838) V 277: „in Greece, where the opposition between the higher and lower orders formed the prominent point in the character of the national politics"; IV 31, wo auf die „impossibility of lasting harmony" zwischen arm und reich hingewiesen wird und im Zusammenhang damit auf „that readiness for extreme discord, so strikingly exhibited among the Grecian republics". — Interessant, aber leicht begreiflich ist, wie Grote, als Liberaler Mitfords politischer Antipode, der seine History of Greece recht eigentlich zur Widerlegung der Mitfordschen schrieb, gerade auch hier zu einer entgegengesetzten, harmonisierenden Auffassung gelangte, die ja zudem mit liberal-manchesterlichen Leitsätzen übereinstimmte. Zu Letzterem und überhaupt zu Grotes Verkennung der sozialen Gegensätze im Griechentum Pöhlmann, Aus Altertum und Gegenwart (1895) S. 323/4. Wie bereits gesagt (S. 208), ist es namentlich Pöhlmann, der wieder und wieder diese Seite griechischen Lebens eindringlich geschildert hat. — Über die inneren Gegensätze und Krisen in der Polis vgl. auch Kärst, Geschichte des hellenistischen Zeitalters I (1901) 19f., 61f.

d) Anderweitiges.

Gegenüber der so oft wiederholten Vorstellung von der Volkstümlichkeit der griechischen Literatur vgl. Ed. Norden, Die antike Kunstprosa II (1898) 456 über die „soziale Exklusivität der antiken Literatur." „Populär ist die antike Literatur bei den Griechen nur in der ältesten Zeit gewesen, als das Volksepos geschaffen wurde, und dann im perikleischen Athen, weil in diesem das Durchschnittsmaß der ästhetischen und intellektuellen Bildung so hoch war wie nie wieder nachher."

Dazu Allgemeiner Teil S. 44/45.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die Anschauungen von der Eigenart der griechischen Kultur III.

Der Wettkampf (Agon) als Mittelpunkt des griechischen Lebens.

Der Ausgangspunkt dieser Vorstellung, die in gewissem Sinne ein Gegenstück zu der Lehre von der „Harmonie" des griechischen Lebens bildet, ist wohl die Überzeugung von der überragenden Bedeutung der Spiele, vor allem der olympischen, für die Griechen; ein Glaube, zu dessen Befestigung wohl jene bekannte Herodotstelle (VIII 26: οὐ περὶ χρημάτων τὸν ἀγῶνα ποιεῦνται, ἀλλὰ περὶ ἀρετῆς, und überhaupt die ganze Situation) nicht wenig beitrug. — Zuerst finden wir diese Erweiterung des Agonbegriffes bei E. Curtius (Altertum und Gegenwart I[3] 132f.; zuerst im Jahre 1856). In einem Briefe aus derselben Zeit (vgl. Fr. Curtius, „E. Curtius" [1903] S. 493) faßt er die Grundgedanken seines Vortrages selbst so zusammen: „Mein Gedanke ist, den agonistischen Charakter des griechischen Lebens zu entwickeln . . . zu zeigen, wie das ganze griechische Leben ein Wettkampf entfesselter Kräfte gewesen ist, ein Wettkampf zwischen Stämmen und Städten, in Krieg und Frieden, in Kunst und Wissenschaft im Gegensatz zu dem Genußleben des Orients,

Digitized by Google

zur Überschätzung des Besitzes, des Habens." Dazu Altert. und Gegenwart a. a. O. 133/4, wo nun aber diese „wetteifernde Tatenlust" als ein „Grundzug des arischen Volkscharakters" erscheint, freilich „bei den Hellenen in größter Reinheit und vorbildlicher Bedeutung sich uns offenbart". So ist für ihn der Kranz das Symbol des Griechentums. Er führt die Vorstellung vom „Agon" dann namentlich für den Staat und die Kunst der Griechen durch, fügt aber S. 140 im allgemeinen bei: „sie haben den wilden Trieb [„welcher den Wetteifer anregt"] gezähmt und veredelt, indem sie ihn der Religion dienstbar machten". Vgl. ferner Altert. und Gegenwart I^2 189; III 79; Gr. Gesch. III (1867) 377. — Nach Curtius wohl K. B. Stark, Vorträge und Aufsätze aus dem Gebiete der Archäologie und Kunstgeschichte (1880) S. 216: „Als Wettkampf faßt . . . der jüngere Hellene alles menschliche Streben und Tun" und Leop. Schmidt, Die Ethik der alten Griechen I (1882) 190: „ein eigentümlich nationaler Zug, der alle Lebensgebiete durchdrang, die Neigung den Wetteifer zu spornen"; auf diesen beruft sich wieder K. Köstlin, Geschichte der Ethik I 1 (1887) 125$_4$. Vgl. auch Ad. Holm, Gr. Gesch. I (1886) 283/4.

Von Curtius beeinflußt ist wohl auch Jak. Burckhardt, bei dem aber diese Anschauungen der Bedeutung des Wettkampfes im griechischen Leben eine weit gewichtigere Rolle spielen als bei jenem. Vgl. Gr. Kulturgeschichte I 173: das „agonale Wesen", der „Wettstreit unter Gleichen, welcher dann [seit der aristokratischen Periode, welche ihn nach Burckhardt geschaffen] in zahllosen Gestaltungen das ganze Tun und Denken der Hellenen durchzieht". Ferner I 313, 320; II 35, 220: „jene Grundkraft aller griechischen Dinge" (ganz ähnlich auch IV 140); III 4 (von der Kunst); IV 32, wo er als Motiv des Handelns des „heroischen Menschen" und als „das allgemeine Motto für das ganze spätere Griechentum" den homerischen Vers nennt: „Immer der Erste zu sein und vorzustreben den Andern" (vgl. dazu Nietzsche gleich unten). IV 89: eine „Triebkraft, die kein anderes Volk kennt" (und ebenso mächtig wie die Polis); 94: „So wird nach dem Ausgang des heroischen Königtums alles höhere Leben der Griechen, das äußere wie das geistige, zum Agon"; 221, 618, 628. Über das Zurücktreten des „Agonalen" im 5. Jahrhundert und später IV 213, 392f., 618, 628. Vgl. auch noch I 148 (über die „Ruhmlust"); II 387 (der Grieche sei „zur persönlichen Auszeichnung veranlagt".)

Auch Nietzsche war wohl durch den Aufsatz von Curtius wenigstens angeregt, so sehr er sich wohl sonst, wie Rohde, im Gegensatz zu dessen Betrachtungsweise des Altertums mit ihrer klassizistischen und harmonisierenden Richtung fühlen mochte. Doch unterscheidet sich Nietzsches eigene Auffassung bedeutend von der bisher erwähnten; freilich findet sich auch diese bei ihm, so „Morgenröte" (W. IV, 1899) S. 43 (No. 38): „bei einem Zustande der Dinge, dessen Seele der Wettstreit war"; vgl. damit „Also sprach Zarathustra" 1. Buch, „Von tausend und Einem Ziele" (W. IV, 1902 S. 85): „'Immer sollst du der Erste sein und den Andern vorragen: niemanden soll deine eifersüchtige Seele lieben, es sei denn den Freund' — dies machte einem Griechen die Seele zittern: dabei ging er seinen Pfad der Größe." Seine selbständige Auffassung aber ist eine andere. Hier handelt es sich nicht um einen ganz allgemeinen Begriff des Wettstrebens, sondern um den

Digitized by Google

sportlichen Wettkampf. Diesen faßt er als das Mittel, durch das die Griechen gewisse unsoziale Triebe bändigten. Diese Anschauung wollte Nietzsche ursprünglich ausführlich begründen; der Entwurf steht W. IX [1903] 273f. (aus dem Jahre 1871/2); die wichtigsten Sätze sind etwa diese: S. 273: „Der Mensch, in seinen höchsten und edelsten Kräften, ist ganz Natur und trägt ihren unheimlichen Doppelcharakter an sich. Seine furchtbaren und als unmenschlich geltenden Befähigungen sind vielleicht sogar der fruchtbare Boden, aus dem allein alle Humanität . . . hervorwachsen kann. So haben die Griechen, die humansten Menschen der alten Zeit, einen Zug von Grausamkeit, von tigerartiger Vernichtungslust an sich"; S. 276: „Der Kampf und die Lust des Sieges wurden anerkannt"; S. 282: „Nehmen wir . . . den Wettkampf aus dem griechischen Leben hinweg, so sehen wir sofort in jenen vorhomerischen Abgrund einer grauenhaften Wildheit des Hasses und der Vernichtungslust"; S. 283: „ohne Neid, Eifersucht und wettkämpfenden Ehrgeiz" entarte der hellenische Staat und der hellenische Mensch bald. „Er wird böse und grausam". Vgl. noch 288, 290, 293. Es findet sich sodann später dieser Gedanke als Aphorismus ähnlich wieder, wie ja so oft gleichsam die Bruchsteine und Torsi aus dem nie vollendeten „Griechenbuch" in dieser Gestalt wieder erscheinen. So — freilich abgeschwächt — Menschliches, Allzumenschliches II (W. III, 1899) S. 320 (Nr. 226): „da das Siegen- und Hervorragenwollen ein unüberwindlicher Zug der Natur ist . . . so hat der griechische Staat den gymnastischen und musischen Wettkampf . . . sanktioniert, also einen Tummelplatz abgegrenzt, wo jener Trieb sich entladen konnte, ohne die politische Ordnung in Gefahr zu bringen" (mit dem Verfall dieses Wettkampfes sei der Staat in Unruhe und Auflösung geraten); W. XIV (1904) [1882—1888] S. 113: „Durch den Wettkampf wurde der Hybris vorgebeugt, welche durch lange Unbefriedigung des Machtgelüstes entsteht". Man bemerke, wie hier der Gedanke der „Macht" in charakteristischer Weise an Stelle des „Neides", des „Siegenwollens" u. a. tritt. — Zum Schlusse sei noch eine Stelle erwähnt, die in gewissem Sinne wieder eine andere Variante des Gedankens des Wettkampfes enthält; sie klingt eher an die Auffassung von Curtius und Burckhardt an, ist aber doch selbständig: „Wir Philologen" (1875) (W. IX 1903) S. 386: „Die geistige Kultur Griechenlands eine Aberration des ungeheueren politischen Triebes nach ἀριστεύειν". (Unter dem „politischen Trieb" ist wohl namentlich der „Wille zur Macht" verstanden.)

Bei Rohde ist bald vom griechischen Wettkampf im allgemeinen Sinne die Rede, so Kl. Schr. II 329/30 [Die Religion der Griechen, 1895]: „Alles war in diesem Volke, in dem unbegrenzten Reichtum seiner Fähigkeiten, der stählernen Spannkraft seines Willens, angelegt auf einen freiesten Wettkampf der Kräfte . . . Man weiß ja, wie in der Tat das ganze Leben der Griechen, das politische, das künstlerische, das Leben in körperlicher Kraftübung und Rüstigkeit, die Form und Bedeutung des Wettkampfs hatte, wie der Individualismus und Subjektivismus in Griechenland, wie sonst nirgends wieder in der Welt, sich hervorbildete"; bald hat er den Agon im engeren Sinne, den Sportkampf, im Auge, Psyche I⁴ 151 (= 1. Aufl. [1894] 141): „die für griechisches Leben so eigen charakteristische, als Schule des Individualismus, der Griechenland groß gemacht hat, bedeutende Einrichtung des ‚Agon'". Hier haben wir eine neue — auch von den Auffassungen Nietzsches ver-

Digitized by Google

schiedene Variante vor uns: der Sport als Schule des Individualismus. Im Grunde jedoch berührt sich diese Auffassung doch mit der alten von Curtius.

Zum Schlusse seien noch zwei Äußerungen genannt, die erste im Sinne von Curtius, die zweite ganz ähnlich wie der zuletzt genannte Satz Rohdes: E. Horneffer, Vorträge über Nietzsche (1904) 72: „Die ganze antike Kultur war so zu sagen ein einziges großes olympisches Wettspiel". Und Gerhard Hauptmann, Griechischer Frühling (1908) 177/8: „nur vom Stadium aus erschließt sich die Griechenseele in alle dem, was ihr edelster Ruhm und Reichtum ist... Was wäre die Welt des Griechen ohne friedlichen Wettkampf und Stadion? Was ohne olympischen Ölzweig und Siegerbinde? eben das gleiche erdgebundene Chaos brütender, ringender und quellender Mächte, wie es auch andere Völker darstellen."

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Dazu Allgemeiner Teil S. 45/46

Die Anschauungen von der Eigenart der griechischen Kultur IV.

Das Griechentum als Frühzeit und Verwandtes.

1. Das Griechentum als Natur.

Sehr oft handelt es sich nicht um das ganze Dasein und Wirken der Griechen, sondern im besonderen um ihre geistigen Schöpfungen, vor allem um die Literatur — auch etwa die bildende Kunst —, in der man die „Natur" wiedergegeben sah.

Über den Begriff der „Natur" und seinen Zusammenhang mit der Hinwendung zur Antike bei Rabelais, Montaigne, Boileau und überhaupt dem französischen Klassizismus vor der Querelle des anciens et des modernes vgl. Gust. Lanson, Hist. de la littérature française[8] (Paris 1903) S. 257: „Rabelais fonde . . . le culte antichrétien de la nature, de l'humanité raisonnable et non corrompue"; S. 331: Montaigne „trouve le principe fondamental de la littérature classique: il s'assure que les anciens ont parlé selon la vérité, selon la nature, et voilà leur autorité fondée en raison"; S. 496/7: „Dans son naturalisme, Boileau trouve le moyen de fonder en raison l'admiration, l'imitation des anciens" (indem er in der „raison" die Schönheit findet, diese aber nur im Wahren sieht, das Wahre aber der „Natur" gleichsetzt). Vgl. S. 497: „c'est la nature qu'on aime dans l'antiquité." — Für uns wäre hier namentlich wichtig zu wissen, ob solche Stimmungen bereits irgendwo zu einer ausdrücklichen historischen Feststellung sich verdichtet haben. Unseres Wissens ist dies an der folgenden Stelle bei Voltaire zuerst geschehen, doch haben wir diese ältere französische Literatur nur in sehr beschränktem Maße durchgangen: Dissertation sur les principales tragédies . . . qui ont paru sur le sujet d'Électre, troisième partie (Oeuvres 1785 f., IV S. 179): „ces anciens... ne consultaient que la nature. Ils puisaient dans cette source de la vérité la noblesse, l'enthousiasme, l'abondance et la pureté." — Herder, Ähnlichkeit der mittleren engl. und deutschen Dichtkunst [1777] (Cotta 1861/2, Bd. 16, 53/54; Suphan 9, 534]: „selbst in den Blüten ihrer schönsten Zeit ist weit mehr Natur, als das blinzende Auge der Scholiasten und Klassiker findet." — Schelling,

Digitized by Google

Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums (Werke I 5; S. 290, 8. Vorles.]: „Die ewige Notwendigkeit offenbart sich .. als Natur, wo der Widerstreit des Unendlichen und Endlichen noch im gemeinschaftlichen Keim des Endlichen verschlossen ruht. So in der Zeit der schönsten Blüte der griechischen Religion und Poesie". — W. v. Humboldt, Geschichte des Verfalls und Unterganges der griechischen Freistaaten (1807/8, Leitzmann III 188): „wir sehen auf sie, wie auf einen aus edlerem und reinerem Stoffe geformten Menschenstamm"; „die noch frischer aus der Werkstatt der Schöpfungskräfte hervorgegangene Natur" habe sie gebildet; sie „treten gänzlich aus dem Kreise derselben [anderer Völker] heraus". — Goethe, Winckelmann (1805) unter „Heidnisches": „Jenes Vertrauen auf sich selbst, jenes Wirken in der Gegenwart, die reine Verehrung der Götter als Ahnherren, die Bewunderung derselben gleichsam nur als Kunstwerke, die Ergebenheit in ein übermächtiges Schicksal, die in dem hohen Werte des Nachruhms selbst wieder auf diese Welt angewiesene Zukunft . . . bilden sich zu einem von der Natur selbst beabsichtigten Zustand des menschlichen Wesens, daß wir in dem höchsten Augenblicke des Genusses wie in dem tiefsten der Aufopferung, ja des Untergangs, eine unverwüstliche Gesundheit gewahr werden." An Knebel 9. Nov. 1814: „die breite und tiefe, immer lebendige Natur, die Werke der griechischen Dichter und Bildner". Vgl. Maximen und Reflexionen (Heinemann Bd. 24, Nr. 1135), wo er die „Antike" „edle Natur" nennt. — Novalis, Fragmente (Ausg. v. Bölsche [Hesse] III S. 52): „Ist die Natur etwas anderes als eine lebende Antike?" — Böckh, Enzyklopädie S. 266 nennt unter den sieben „Kategorien", auf die er „den Unterschied des Antiken und Modernen" zurückführt, an erster Stelle die „Herrschaft der Natur" dort, gegenüber der „Herrschaft des Geistes" hier; die übrigen Begriffspaare sind noch: Gebundenheit — Freiheit, Individualität — Universalität, Streben nach Vielheit — Streben nach Einheit, Realismus — Idealismus, Äußerlichkeit — Innerlichkeit, Objektivität — Subjektivität (immer das erste Glied als antik, das zweite als modern). Er führt dann weiter aus (S. 267), wie diese begrifflichen Gegensätze sich auch „in den einzelnen Sphären des antiken Lebens" nachweisen lassen, wobei freilich zu berücksichtigen sei, „daß sich die entgegengesetzten Begriffe nicht ausschließen, und daß im Altertum einzelne Individuen der allgemeinen Entwicklung vorausgeeilt sind, während die Neuzeit wieder auf manchen Punkten zurückgeblieben, ja zeitweilig zurückgeschritten" sei. — Fr. Theod. Vischer, Ästhetik II (1847) S. 249: „die Bildung der alten Völker war Naturbildung". — Schopenhauer, Parerga (II Rekl. 430, § 195 bis. Einige archäolog. Betrachtungen): „Vielleicht kann man den Geist der Alten dadurch charakterisieren, daß sie durchgängig und in allen Dingen bestrebt waren, so nahe als möglich der Natur zu bleiben" usf. — Nietzsche, Vom Nutzen und Nachteil der Historie (W. I, 1903) 352: „der altgriechischen Urwelt des Großen, Natürlichen und Menschlichen" [Gegensatz: die alexandrinisch-römische Kultur]. — Christ. Muff, Humanistische und realistische Bildung (1901) S. 58/9: „die schlichte Natürlichkeit des Daseins, das naturgemäße, jeder Künstelei . . . bare Sichgeben". — Ad. Harnack, Die Notwendigkeit der Erhaltung des alten Gymnasiums in der modernen Zeit (1905) S. 13: „Überall sind ihre [der Griechen] Linien stark wie die der Natur." — W. J. Anderson und R. Ph. Spiers, Die Architektur von Griechenland und

Digitized by Google

Rom (1902; deutsche Ausgabe Leipzig 1905) S. 7: „Sie besaßen die Kunst des Lebens, ihre soziale Wirtschaft war so vollkommen, sie lebten so nahe der Natur, daß sie, wie es scheint, den höchsten Typus des natürlichen Menschen hervorgebracht haben, den die Welt bis jetzt gesehen hat." — Carl Neumann, in seinem gedankentiefen Vortrag über „Byzantinische und Renaissancekultur" (1903) S. 35: „die antike Empfindung des sozusagen kreatürlichen Menschen" [Gegensatz S. 36: „die spirituale Seele des Mittelalters"]. (Zur Sache sei hier nur bemerkt, daß Homer und Dante, von denen Neumann — übrigens in äußerst anregender Weise — ausgeht, insofern nicht durchaus vergleichbar sind, als Homer am Anfang einer Entwicklung steht, deren Ende in gewissem Sinne durch Dante bezeichnet wird. Gerade die Überwindung jener kreatürlichen Seele setzt in der Antike selbst schon früh ein.) — M. Sauerlandt, Griechische Bildwerke (1907) S. III sieht in den Griechen den Menschen, „wie er heil und gesund zum erstenmal aus den Händen der Natur hervorgegangen ist . . . da ist nichts erzwungen . . . durchaus herrscht überall die reizendste Leichtigkeit natürlichen Empfindens".

Mit ausdrücklicher Beschränkung auf die vorhellenistische Zeit Droysen, Gesch. des Hellenismus III 2^2 (1878); in der hellenistischen Zeit findet er nicht mehr „jenes naturkräftig erwachsene . . Leben" (S. 174); „mit ihm [dem Hellenismus] zum ersten Mal erfüllen . . die Welt gemachte Zustände, Formen, die Verstandeswillkür schuf . . Es ist eine Zeit der Absichtlichkeit, des Bewußtseins, der Wissenschaft, des verschwundenen Jugendhauches der Poesie" (S. 177), während er das „eigenste Wesen" der frühern Zeit u. a. in der „dreisten Ursprünglichkeit und Zuversicht in allem Wollen und Können" erblickt (S. 173).

Die Naivität des Griechentums.

Zum Teil dasselbe ist gemeint, zum Teil eine etwas andere Färbung des Begriffes des Natürlichen liegt vor, wenn die „Naivität" des griechischen Lebens und Schaffens betont wird. Zuerst hat wohl Schiller in seiner bekannten Abhandlung die antike Dichtung als die „naive" der neueren sentimentalen gegenübergestellt. Es ist aber zu beachten, daß er selbst (Säkularausgabe Bd. XII S. 189 A.) eine „sentimentale" Unterströmung der griechischen Dichtung nicht in Abrede stellt („unter den alten lateinischen, ja selbst griechischen Dichtern fehlt es nicht an sentimentalischen"). In der Schilderung des Griechentums, die Schiller in diesem Aufsatz gibt (Über naive und sentimentalische Dichtung, 1795; a. a. O. XII 181/2), geht er indessen nicht von dem besonderen Begriff des „Naiven", sondern allgemein von dem der Natur aus, genauer gesagt, von der Vorstellung der Harmonie zwischen Natur und Kultur, so daß also im Grunde ziemlich dieselbe Auffassung vorliegt, wie im 6. ästhetischen Briefe (oben S. 190). Wir führen die Hauptstelle an: „Sehr viel anders war es mit den alten Griechen [als bei uns, vgl. S. 180: „die Naturwidrigkeit unsrer Verhältnisse, Zustände und Sitten"]. Bei diesen artete die Kultur nicht so weit aus, daß die Natur darüber verlassen wurde. Der ganze Bau ihres gesellschaftlichen Lebens war auf Empfindungen, nicht auf einem Machwerk der Kunst errichtet; ihre Götterlehre selbst war die Einbildung eines naiven Gefühls, die Geburt einer fröhlichen Einbildungskraft, nicht der grübelnden Vernunft, wie der Kirchenglaube der

Digitized by Google

neuern Nationen . . . . Einig mit sich selbst und glücklich im Gefühl seiner Menschheit, mußte er bei dieser als seinem Maximum stille stehen und alles andre derselben zu nähern bemüht sein, wenn wir, uneinig mit uns selbst und unglücklich in unsern Erfahrungen von Menschheit, kein dringenderes Interesse haben, als aus derselben herauszufliehen". Zu „Griechen" die Anmerkung: „Aber auch nur bei den Griechen; denn es gehörte gerade eine solche rege Bewegung und eine solche reiche Fülle des menschlichen Lebens dazu, als den Griechen umgab, um Leben auch in das Leblose zu legen und das Bild der Menschheit mit diesem Eifer zu verfolgen". Beizuziehen ist noch der Brief an Humboldt vom 26. Oktober des gleichen Jahres: „Es ist etwas in allen modernen Dichtern (die Römer mit eingeschlossen), was sie, als modern, mit einander gemein haben, was ganz und gar nicht griechischer Art ist, und wodurch sie große Dinge ausrichten. (In meiner Abhandlung habe ich mich darüber weitläuftiger erklärt.) Es ist eine Realität und keine Schranke, und die Neuern haben sie vor den Griechen voraus". Zum Verständnis ist der Satz aus dem Folgenden beizuziehen: „daß ein Produkt immer ärmer an Geist ist, je mehr es Natur ist". — Zwanzig Jahre später hat Goethe („Shakespeare und kein Ende" II; 1815; Hempel 28, 733; Heinemann 25, 270 f.) im Anschluß an Schiller und ihn fortführend den Gegensatz der antiken und modernen Dichtung in folgender Art zu bestimmen gesucht; nachdem er vorausgeschickt, ein „entschieden moderner Dichter" sei „von den Alten durch eine ungeheure Kluft getrennt", stellt er dieses Schema von Gegensätzen auf: Antik — Modern; Naiv — Sentimental; Heidnisch — Christlich; Heldenhaft — Romantisch; Real — Ideal; Notwendigkeit — Freiheit; Sollen — Wollen. — Fr. Jacobs, Verm. Schr. III 518 (v. J. 1810) findet „den Charakter der Naivetät" im ganzen Leben der Griechen, in ihrer Religion und Poesie.

Zur Kritik der Schillerschen Theorie von der „naiven" Dichtung der Alten bemerkte ihm Humboldt am 14. Dezember 1795, er hätte noch mehr hervorheben sollen, „daß nicht bloß (wie Sie auch ausdrücklich sagen) immer von beiden Ingredienzen etwas in jedem Dichter sich befindet, sondern daß auch, wie es mir scheint, die naiven schon immer in ziemlich hohem Grade sentimentalisch sind" (sogar Homer). — Zu derselben Frage äußerte Böckh, Kl. Schr. 7, 609 (1850): „In dem Schillerschen Gegensatz des Naiven und Sentimentalen liegt doch auch eine tiefe Wahrheit; nur hat Schiller die sentimentalen Elemente des Altertums viel zu gering angeschlagen. Wilhelm v. Humboldt hielt, wie mir Alexander v. Humboldt erzählt hat, die Alten für sehr sentimental, und wie Sie schon bemerkt haben [Raumer ist angeredet], ist das Sentimentale selbst natürlich". Vgl. auch Enzyklopädie 274: „Aber auch durch die alte Naturreligion geht ein sentimentaler Zug, der in der Musik und Poesie seinen Ausdruck findet; indes sind die Griechen selbst in der Sentimentalität natürlich, ja sinnlich." — Aus neuerer Zeit nennen wir eine Auffassung, nach der, in etwas anderm Sinne, die Naivität des Griechentums betont wird; Nietzsche, „Wir Philologen" (1875) (W. X, [1903] S. 367/8): „Das Menschliche, das uns das Altertum zeigt, ist nicht zu verwechseln mit dem Humanen"; S. 368: „Das Menschliche der Hellenen liegt in einer gewissen Naivetät, in der bei ihnen der Mensch sich zeigt, Staat, Kunst, Societät, Kriegs- und Völkerrecht, Geschlechtsverkehr, Erziehung.

Digitized by Google

Partei; es ist genau das Menschliche, das sich überall bei allen Völkern zeigt, aber bei ihnen in einer Unmaskiertheit und Inhumanität, daß es zur Belehrung nicht zu entbehren ist;" vgl. auch S. 386. — Zu der Schillerschen Unterscheidung hat sich neuerdings noch Alfr. Biese geäußert. Er hält zunächst der seit Schiller eingebürgerten Gleichstellung des Antiken mit dem Naiven entgegen, sie geschehe „ohne Rücksicht auf die 'tiefe Melancholie' eines Euripides, auf das 'schmerzlich tolle Lachen' des Aristoplanes . . ., auf die Aufgeklärtheit eines Thukydides und auf die raffinierte Empfindsamkeit des Hellenismus" (Preußische Jahrbücher Bd. 63 [1889] S. 150); er selbst unterscheidet innerhalb des Griechentums eine ältere, „naive" Epoche und eine jüngere „sentimentale", a. a. O. S. 149: „Homer und der Hellenismus bezeichnen Angelpunkte in der Entwickelung des griechischen Geistes; sie repräsentieren das naive und das sentimentale Zeitalter der Hellenen"; vgl. denselben, Die Entwicklung des Naturgefühls bei den Griechen (1882) S. 2, 6, 47, 67 über die „Bewegung zum Modernen hin" und die „Ansätze . . . eines stimmungsvollen, empfindsamen, romantischen Naturgefühls" (S. 6). — Ferner H. O. Taylor, The classical heritage of the middle ages (New York 1901) S. 27 f. über die Entwicklung der „emotional sides of the human spirit" in den letzten Jahrhunderten v. Chr. — Vgl. noch den Satz von Wilamowitz, den wir oben S. 95 angeführt haben.

Die Herrschaft des Instinktes.

Etwas Ursprüngliches, Naturwüchsiges ist auch gemeint, wenn im Griechentum eine Herrschaft des „Instinktes" angenommen wird, wie es Nietzsche getan hat, allerdings nur für das noch nicht „entartete", vorsokratische Griechentum; vgl. Götzendämmerung (W. VIII, 1899) 170: „des älteren, des noch reichen und selbst überströmenden hellenischen Instinkts". Etwas anders heißt es W. IX [1903] S. 78 (1870): „Die griechische Welt eine Blüte des Willens". Offenbar im Schopenhauerschen Sinne, so daß der Wille als das elementarere, urtümliche, als „Natur" erscheint. Und wieder einigermaßen abweichend, im Grunde aber doch auf dasselbe hindeutend „Götzendämmerung" a. a. O. S. 172: „in der Psychologie des dionysischen Zustands spricht sich die Grundtatsache des hellenischen Instinkts aus — sein 'Wille zum Leben'." — Ganz im Sinne der zuerst genannten Auffassung Nietzsches heißt es bei Rohde (vgl. Crusius, „E. Rohde" [1902] S. 223/4 (1870): „Nach Sokrates bildet sich im Griechentum immer mehr eine einseitige Richtung auf das Bewußte aus, mit gänzlicher Verwerfung alles Instinktiven: diese, mit ganz hellenischer Virtuosität gepflegte Richtung gibt, fürchte ich, für das gewöhnliche Bild vom Hellenentum ein zu starkes Ingrediens". Und gegen Nietzsche in der Zeitbestimmung des Umschwungs sich wendend, im Kerne aber mit ihm übereinstimmend Leop. Ziegler, Der abendländische Rationalismus und der Eros (1905) 31: Nicht Sokrates und Plato, sondern Aristoteles habe „an Stelle großer und fruchtbarer Instinkte die Herrschaft der theoretischen Vernunft, des Intellekts" errichtet. (Mit ihm löse sich die Philosophie von ihrem rein menschlichen Grunde.)

An dieser Stelle mag auch noch eine Äußerung Th. Birts angeführt werden, die zwar ganz unabhängig von den eben besprochenen Anschauungen

Digitized by Google

ist, aber sich mit ihnen berührt. Er findet (Griech. Erinnerungen eines Reisenden, 1902; S. 7) bei den Griechen der „klassischen Zeit" und so noch bei den heutigen Bewohnern Neapels „ein lachendes, sprudelnd geniales, frech graziöses Tierdasein des Menschen".

Anhang zu 1.

In diesen Zusammenhang muß wohl auch die Vorstellung von der „Objektivität" der griechischen oder der antiken Kunst, im weitesten Sinne des Wortes, eingereiht werden. Zwar steht sie entschieden auch in Beziehung zu der Anschauung von dem „plastischen" Charakter des griechischen Sehens und Schaffens; aber mehr wohl noch — wegen des Gegensatzes zum Subjektivismus — zu dem Glauben an das „natürliche", „naive" Wesen der Antike und des Griechentums im besonderen. — Fr. Schlegel, Die Griechen und Römer (1797) S. VIII/IX (= Minor I S. 78/79); S. XXII (= Minor 83); er stellt die objektive, durch die Antike (z. B. durch die griechische Dichtart) vertretene Kunst der modernen, auf dem Prinzip des Interessanten beruhenden gegenüber. — W. v. Humboldt, Einleitung zur Übersetz. des Agamemnon (Werke, alte Ausg. III 280): „bei denen Alles objektiv ist" (in bezug auf die Dichtung). — Schopenhauer, Die Welt als Wille und Vorstellung (2. Buch § 40, Rekl. I 280): der antike Künstler habe „mit rein objektivem, von der idealen Schönheit erfülltem Geiste" die nackten Gestalten geschaffen. — Ferd. Bender, Gesch. der griech. Lit. [1886] 15: „der Charakter der griechischen Literatur ist bedingt durch die Objektivität und Einseitigkeit der griechischen Schriftsteller". — (Ohne Beziehungen zu diesen älteren Anschauungen und wohl neugeprägt erscheint die Auffassung der eigentlich antiken bildenden Kunst als objektiv bei A. Riegl, Beilage zur Allgem. Zeit. 1902 Nr. 93, S. 154, 155.)

2. Das Griechentum als Jugend der Menschheit u. ä.

Daß bald der Begriff der „Jugend", bald im besonderen der „Kindheit", oder des „Jünglingsalters" angewendet wird, ist nicht von großer Bedeutung; wir haben daher diese Varianten nicht für sich zusammengestellt. Dagegen geben wir die Nachweise für Analogien wie „Blütenalter", „Morgenzeit" am Schlusse getrennt. — Ob die meist vorhandene Bewertung eine positive oder negative sei, ergibt sich meist aus dem Wortlaut leicht. Gelegentlich haben wir es beigefügt.

Auf die Vorstellungen von der „Jugend" oder „Kindheit" des Griechentums hat wohl der oft zitierte Satz, den Plato ägyptischen Priestern in den Mund legt, bedeutend eingewirkt, Timaeus c. 3 p. 22 B: „Ἕλληνες ἀεὶ παῖδές ἐστε, γέρων δὲ Ἕλλην οὐκ ἔστιν." — Immerhin ist es in der Neuzeit doch allermeist ein in dieser Welt wurzelndes Gefühl, das in den folgenden Stellen zum Ausdruck kommt. Francis Bacon, De dignitate et augmentis scientiarum lib. I (Works, London 1824, VII S. 81): „antiquitas seculi, iuventus mundi. Nostra profecto sunt antiqua tempora, cum mundus iam senuerit"; vgl. Novum Organum lib. I cap. 84 (Works VIII S. 37); stets im Sinne der Überlegenheit der neuen Zeit. — Pascal, Pensées (prem. part., article I): „Ceux que nous appelons anciens étaient véritablement nouveaux en toutes choses, et formaient l'enfance des hommes proprement" (mit besonderem Bezug auf die Wissenschaften). — Ähnliche Äußerungen in Perraults

Digitized by Google

„Parallèles“ (die uns nicht zugänglich sind) Bd. I S. 50/51; vgl. A. Lombard, La querelle des anciens et des modernes. l'abbé du Bos (1908; Académie de Neuchâtel, Recueil de travaux) S. 14: „C'est nous qui sommes les anciens ... Figurons-nous que la nature humaine n'est qu'un seul homme; il est certain que cet homme aurait été enfant dans l'enfance du monde“. Nur für die Skulptur macht Perrault vom „progrès continu“ eine Ausnahme. — Voltaire nennt die Griechen „Kinder“ mit besonderem Bezug auf die Philosophen der Neuzeit und ihre „großen Entdeckungen“, Dialogues et entretiens philosophiques. Dialogues d' Euhemère VIII (Oeuvres 1785 f., Bd. 46, 291): „Grandes découvertes des philosophes barbares; les Grecs ne sont auprès d'eux que des enfans“ (dabei ist auch an die Naturwissenschaften gedacht); vgl. S. 292 f. — Namentlich Herder wiederholt den Satz von der Jugend der Antike gern; vgl. „Haben wir noch das Publikum und Vaterland der Alten?“ [alte Fassung bei Suphan 1, 13 f.; zit. nach den „Briefen zur Beförderung der Humanität“, Cotta 1853/4, Bd. 35, 249; Suphan 17, 314]: „die Zeiten Griechenlands und Roms ... diese Jugend der Welt“. „Auch eine Philosophie der Geschichte“ usf. [1774] (Cotta 1853/4, Bd. 27, S. 190; Suphan 5, 494): „der schöne griechische Jüngling“ (dazu S. 183; Suphan 487: „im Oriente die Kindheit“ und in Ägypten „ein Teil des Knabenalters“); S. 190/1 (Suphan 495): „in der Geschichte der Menschheit wird Griechenland ewig der Platz bleiben, wo sie ihre schönste Jugend und Brautblüte verlebt hat“ ... „edler Jüngling mit schönen gesalbten Gliedern, Liebling aller Grazien und Liebhaber aller Musen, Sieger in Olympia und all' anderm Spiele, Geist und Körper zusammen nur Eine blühende Blume“; „von allem brach er die Blüte einer neuen schönen Natur“; S. 192 (Suphan 496): „Alles Jugendfreude, Grazie, Spiel und Liebe“; S. 194 (Suphan 498): „Urbild und Vorbild aller Schöne, Grazie und Einfalt: Jugendblüte des menschlichen Geschlechts“; S. 193 (Suphan 497): „Unsäglich vieles von der alten frühern Stärke“ (des Orients ist gemeint) sei verloren gegangen. „Über die Wirkung der Dichtkunst auf die Sitten“ usf. (1778) (Cotta 1861/2, Bd. 24, S. 363; Suphan 8, S. 373): „Die Griechen waren immer Kinder, wie sie jener Ägyptier nannte, also immer auf etwas Neues begierig, und alles Neue ... zur Ergötzlichkeit brauchend“; vgl. S. 367 (Suphan S. 378): die griechische Dichtkunst werde „ewig eine schöne Blüte der Sittlichkeit menschlicher Jugend bleiben“; Briefe zur Beförderung der Humanität (Cotta 1861/2, Bd. 24, S. 162/3; Suphan Bd. 17, S. 376): „Die Griechen lebten im Jünglingsalter der Menschheit; bei ihnen lief oft die Einbildungskraft mit dem Verstande davon ... Sinnlichkeit schadet dem Verstande; durch seine Liebe zum Schönen ging Griechenland unter“. Ideen zur Philosophie d. Gesch. d. Menschh., 13. Buch, 2. Kap. (Cotta 1853, Bd. 29, S. 108): „Die Kultur der Griechen traf auf dies Zeitalter jugendlicher Fröhlichkeit“; S. 109: „Ihre Einbildungskraft“ habe „oft den Verstand ... überwogen“ ... „die naturvolle Lebhaftigkeit ihrer Empfindungen“; 15. Buch, 4. Kap. (Cotta 1853/4, Bd. 29, 245): „Der einfache Kindersinn, die unbefangene Art die Welt anzusehen, kurz, die griechische Jugendzeit ist vorüber“. — Schiller, bei W. v. Humboldt, Über das Studium des Altert. (1793) (Ausg. Leitzmann I 269_1): Man müsse nicht vergessen, „daß die Griechen es auch im Politischen nicht über das jugendliche Alter brachten“. — Jean Paul, Vorschule der Aesthetik (1804) 1. Teil, 4. Progr.

Digitized by Google

§ 16 (Ausgabe Wustmann IV 115): „Nicht bloß ewige Kinder waren die Griechen, wie sie der ägyptische Priester schalt, sondern auch ewige Jünglinge". Die griechischen Dichter seien „Geschöpfe einer Morgenzeit und eines Morgenlandes". — Fr. Jacobs, Verm. Schr. III, S. 439/440 (v. J. 1810): Vielgötterei sei für das „jugendliche Menschengeschlecht" notwendig gewesen. — Novalis, Fragmente (Ausgabe Bölsche [Hesse] III, S. 112): „Die Kinder sind Antiken . . . auch die Jugend ist antik". — Hegel, Vorl. über die Philos. der Gesch.[3] (Werke IX[3], 1848) S. 131 (Einleitung): (während der Orient das Kindesalter der Geschichte sei, S. 129): „Dem Jünglingsalter ist dann die griechische Welt zu vergleichen, denn hier sind es Individualitäten, die sich bilden"; S. 273 (2. Teil, Vorbemerk.): „Griechenland bietet uns den heitren Anblick der Jugendfrische des geistigen Lebens". — Herm. Ulrici, Charakteristik der antiken Historiographie (1833) S. 15 spricht vom „griechischen Jünglingsgenius". — Böckh, Kl. Schr. II 197 (1850) führt aus, „daß wir groß geworden sind durch die Empirie, daß aber die Grundideen des schöpferischen Geistes und die Urformen des Schönen eine alte prometheische Mitgabe für die Menschheit sind und das Altertum, weil es diese mit jugendlicher Begeisterung erzeugt und kräftig ausgeprägt hat, einen unvergänglichen Wert für die gesamte Nachwelt behält". Vgl. dazu Enzyklopädie 279: In der Philosophie „haben sie die höchsten philosophischen Grundideen mit jugendfrischer Begeisterung geschaffen". — E. Weber bei K. Fr. Hermann, Lehrbuch der gr. Privataltertümer[1] (1852) S. 24: Das Altertum habe keine anderen oder besseren Menschen oder Sitten gehabt als die heutige Welt; „es war nur ehrlicher, weil es eine größere Jugendfrische besaß, und wie die noch neue Erde üppiger und kolossaler in der Produktionskraft seiner Triebe; und gerade in Griechenland vermischt sich nicht selten die Begehrlichkeit eines jugendlichen Geschlechts mit der geistigen Schärfe einer hochbegabten Nation zu einem Raffinement der Selbstsucht". — E. v. Lasaulx, Studien des klassischen Altertums (1854) S. 403: „jener den Griechen eingeborne jugendliche Idealismus". — Taine, Essais de critique et d' histoire[10] S. 49 (1855): „L'antiquité est la jeunesse du monde et partant la nôtre" . . . „ces belles années"; vgl. auch S. 55, 56. — A. W. Ambros, Geschichte der Musik I (1862) 323: „Das Griechentum ist im Leben der Menschheit, was im Leben des Individuums die seligen Jugendtage sind" und ebenda: „Die Kunstwerke Griechenlands wirken noch jetzt mit wunderbar anregender Jugendfrische. Dieser Grundzug alles griechischen Lebens muß sich notwendig auch in der griechischen Musik geäußert . . . haben". — Bergk, Griech. Literaturgeschichte I (1872) 3: „frisches, jugendliches Volk"; vgl. 4/5. — Nietzsche, Die Geburt der Tragödie (W. I, 1903) 119: „Die Griechen sind, wie die ägyptischen Priester sagen, die ewigen Kinder"; vgl. „Wir Philologen" (1875) (W. X, 1903) 398: „Der kindliche Charakter der Griechen von den Ägyptern empfunden". „Das eigentlich wissenschaftliche Volk . . . sind die Ägypter, nicht die Griechen". — Lotze, Mikrokosmos III (1. Aufl. 1864; zit. nach der 5. Aufl. 1909) S. 138 über die Jugendlichkeit des Triebes der Selbsterfassung des menschlichen Geistes bei den Griechen; vgl. S. 140. — M. Carrière, Die Kunst im Zusammenhang der Kulturentwickel. II[3] (1877) 443: „die heitere Jugend der Menschheit"; vgl. S. 10: „Diese naturwüchsige Harmonie des Geistigen und Sinnlichen, diese Kraft und Freudigkeit des Lebens gibt den Hellenen

Digitized by Google

das Gepräge ewiger Jugend" (er führt dazu die genannte Platostelle an). — G. Hirschfeld, Deutsche Rundschau 1878 (Bd. 15) S. 133: „Griechenland ist nicht mehr das alte, und kann es so wenig sein, wie andere Länder zurückkehren können in ihre erste blütenfrohe Jugendzeit". — Otto Benndorf, Über die jüngsten geschichtl. Wirkungen der Antike (1885) S. 27: die „schönste Jugend" der Menschheit. — Al. Riehl, Zur Einführung in die Philosophie der Gegenwart (1903) 16: „ein . . . jugendliches Denken". — P. Natorp, Was uns die Griechen sind (1901) S. 17 nimmt das Wort, die Alten seien vielmehr die Jungen, und wir ihnen gegenüber die Alten, „in dem veränderten Sinne" auf: „Ja, die Alten, sie sind die ewig Jungen" usf.; er betont „ihre Ursprünglichkeit und Frische, ihre einfache Kraft und Größe". Vgl. noch S. 19: „Die Kultur und Literatur der Römer ist nicht in dem gleichen Grade ursprünglich wie die der Griechen". — Arth. Rößler, Die Seele der Gothik (1904) S. 20: „ich empfinde [läßt er den einen Mitunterredner sagen] die Griechen und ihre Kunst als uninteressant . . . Sie waren zu stumpf, um den Reiz der Individualität spüren zu können. Ihre gerühmte Heiterkeit ist wie die des Kindes, das von heimlichem Leben, dem geheimnisvollen Leib und der verborgenen Seele nichts weiß . . . sie kannten die Sehnsucht nicht". Vgl. S. 25, 26. — L. Fulda, Schiller und die neue Generation (1904) S. 20/1: „eines werden die Hellenen immer vor uns voraus behalten: sie standen am Anfang . . . wie der einzelne Mensch nur einmal jung sein kann, so konnte es auch nur einmal die Kulturmenschheit. Ihr Frühling aber, ihre Jugend heißt Griechenland". — Herm. Peter, Neue Jahrb. f. das klass. Altertum 1906, II, 224: „wie das gesamte Volk ein jugendliches". — E. Horneffer, Das klassische Ideal (1906) 261/2: „Die Werke der Griechen sind die Genieschöpfungen aus dem Kindheitszeitalter der Menschheit. Mit einer Naivität, mit einer Wahrheit und Schlichtheit, mit einer Herzlichkeit und Wärme treten sie auf, die auf Erden nicht ihresgleichen hat . . . Sie sind das erste geistige Erwachen des Menschen . . . Zum erstenmal sprach hierin der höhere Mensch". (Der Orient als „allererste Kindheit der Menschheit", S. 267.) — Eucken, Die Lebensanschauungen der großen Denker[7] (1907) 132: Die „antike Lebensführung" sei darin „unvergleichlich", „daß sie mit jugendlicher Frische eine einfache, gesunde, natürliche Ansicht der Dinge entwickelt . . . daß sich in ihr der erste Eindruck der menschlichen Lage . . . mit wunderbarer Reinheit spiegelt".

Von dem „holden Blütenalter der Natur" spricht Schiller in den „Göttern Griechenlands", und das wiederholt, in leicht veränderter Form, Alex. v. Humboldt, Kosmos II (1847) 7: „in dem hellenischen Altertum, in dem Blütenalter der Menschheit". Diese Worte können allerdings — nach der bekannten biologischen Analogie — auch auf den Höhepunkt bezogen werden; hier aber ist das Bild entschieden nicht von der einzelnen Blume, sondern von der Jahreszeit entlehnt. So hat auch Rückert das Wort erklärt (Die Weisheit des Brahmanen, 7. Buch Nr. 13; Beyer V S. 135): „Als Blütenalter ist die Jugend wohl bekannt". — Ähnlich sprach Herrmann von der Antike als dem „Blütenmai des Menschengeschlechtes" [angef. bei Fr. Jacobs Verm. Schr. VIII S. 16 (v. J. 1840), der selbst die Geschichte des Menschengeschlechts mit ihrem Frühling beginnen läßt und einen Abglanz davon in der klassischen Zeit findet]. — J. Mähly, Geschichte der antiken Literatur

Digitized by Google

(1880) S. 1 vergleicht die antike Welt (des Wortes und der Schrift) mit „des Lebens Mai".

Ein anderer Vergleich wieder bei A. W. Ambros, Geschichte der Musik I (1862) 322; er nennt die Empfindung der Griechen für Musik „einfach, wahr und gesund" und leitet dies ab von der „unentweiheten Morgenfrische der Empfindungen", aus „jener naiven Hingabe an jedes Gute, Bedeutende, Höhere", aus „der Unverschrobenheit des Lebens und der Lebensverhältnisse".

3. Weitere Auffassungen des Griechentums als Frühkultur.

Oft wird das Griechentum — unter Weglassung jeder biologischen oder anderweitigen Analogie — als eine ältere, frühere Welt bezeichnet.

A. Allgemeines.

Zunächst allgemein. Wir trennen hier die Anschauungen, bei denen eine positive Bewertung stattfindet, also diese Ursprünglichkeit als Vorzug betrachtet wird, von den entgegengesetzten. Droysen, Gesch. des Hellenismus III 2^2 (1878) S. 173: „die dreiste Ursprünglichkeit und Zuversicht in allem Wollen und Können" (in bezug auf die vorhellenistische Zeit; über eine organische Analogie ebenda vgl. oben S. 217). — Arthur Bonus, Vom Kulturwert der deutschen Schule (1904) S. 9 weist darauf hin, daß „die Kraft des menschlichen Lebens durch die Last der Überlieferung noch nicht gehemmt war"; S. 13: „einer so ursprünglichen Kultur"; S. 9: die „Voraussetzungslosigkeit" gebe der „antiken Kultur ein gutes Teil ihrer Frische, Größe und ihres Reizes". — Eucken, Die Lebensanschauungen der großen Denker[7] (1907) S. 79: „die Frische und Freude, welche jedem ersten Sehen ... innewohnt" (mit organischer Wendung aber S. 80: „die ... Welt des klassischen Altertums mit ... ihrer unversieglichen Jugendkraft").

Nietzsche, Wir Philologen (1875) (W. X, 1903) 404: „Auf immer trennt uns von der alten Kultur, daß ihre Grundlage durch und durch für uns hinfällig geworden ist. Eine Kritik der Griechen ist insofern zugleich eine Kritik des Christentums, denn die Grundlage im Geisterglauben, im religiösen Kultus, in der Naturverzauberung ist dieselbe".

B. Das Zurückbleiben in der materiellen Kultur.

Von dem Zurückbleiben in der „Zivilisation" bei den Griechen im Sinne „bürgerlicher Polizierung", „eines Sicherheit, Ordnung und Bequemlichkeit bedürfenden Lebens" spricht Fr. Aug. Wolf, Darstellung der Altertumswissenschaft (Museum der Altertumswissenschaft I 1807; auch Leipzig 1833) S. 16/17; durch die Griechen sei zuerst „Kultur" als geistige Aufklärung geschaffen worden, und es könne dies „bei einem glücklich organisierten Volke schon früher anfangen .. als Ordnung und Ruhe des äußern Lebens". So sei es (S. 17 A. *) „bis weit in die Zeiten ihrer schönen Literatur" geblieben. „Man würde sich von der bürgerlichen Polizierung dieses Zeitraums einen viel zu vorteilhaften Begriff machen, wenn man dessen Geisteswerke und Denkmäler der Kunst zum Maßstabe von jener nehmen wollte." In dieser Hinsicht seien die Griechen hinter den Römern und Asiaten zurück-

Digitized by Google

geblieben. — Fr. v. Hellwald, Kulturgeschichte in ihrer natürl. Entwickl. I² (1876) S. 398: „Auf dem Gebiete des Geistes haben sie viele Theorien und wenig Praktisches ... in materieller Hinsicht auch nicht Eine nennenswerte Erfindung hinterlassen." — H. St. Chamberlain, Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts (1899) S. 748: Man dürfe behaupten, „daß bei den Griechen Kultur das vorwiegende Element war ... im Verhältnis zu solchen unvergleichlichen Leistungen bleibt bei den Hellenen die Zivilisation entschieden zurück". (Unter „Kultur" versteht er [vgl. S. 731] Weltanschauung und Kunst; unter „Zivilisation" „Industrie, Wirtschaft, Politik und Kirche".) — Dubois-Reymond, Kulturgeschichte und Naturwissenschaft (1878) S. 12: „planmäßige Bewältigung und Ausnutzung der Natur durch den Menschen zur Vermehrung seiner Macht, seines Wohlbefindens und seiner Genüsse" habe es bei Griechen und Römern nicht gegeben; vgl. S. 18: „das Mißverhältnis zwischen technischer und ästhetischer Leistung". (Er bringt dieses technische Zurückbleiben zunächst mit dem Versagen der Naturerkenntnis in Zusammenhang, S. 12; dieses wieder mit dem Vorwiegen des Ästhetischen, S. 18/19, und damit, daß der „freien, heitern Heidenwelt" [S. 25] die strenge Erziehung durch den Monotheismus gefehlt habe (S. 28/29), der Ernst der christlichen Religion, wodurch die Menschheit „jenen schwermütigen, in die Tiefe gehenden Zug, der sie zu mühsamer Forscherarbeit .. geschickter machte, als des Heidentums leichtsinnige Lebenslust" (S. 28/29) bekommen habe.)

C. Der primitive Charakter des griechischen Denkens.

Namentlich das Denken der Griechen wurde, zumal in der „Querelle des anciens et des modernes" und in ihren Ausläufern, als ein gegenüber dem modernen unentwickeltes bezeichnet. — Fontenelle, Digression sur les anciens et les modernes (1688; Oeuvres, Paris 1742, Bd. III S. 180. 181); er bemerkt unter anderm: „la manière de raisonner s'est extrêmement perfectionnée dans ce siècle". — Gédoyn, Hist. de l'Acad. royale des inscript. et belles lettres; Amsterdamer Ausgabe Bd. VI 1743 [vom Jahre 1736; über den Titel und die Absicht des Aufsatzes vgl. unten 46. Kap., 3 A] S. 127, 128 über den geringen Umfang der griechischen Kenntnisse und Wissenschaften; vgl. dazu S. 151, wo der Unterschied gegenüber der Neuzeit genauer dahin bestimmt wird, daß diese durch „expérience" und „découverte" die Wissenschaften gefördert, während die Griechen durch ihr „génie" in den „sciences spéculatives" (er nennt Astronomie, Geometrie, Algebra) Großes geleistet. — Voltaire, Siècle de Louis XIV, Kap. 34 (Oeuvres 1785f., Bd. 24 S. 252): „la prodigieuse supériorité de notre siècle sur les anciens", namentlich in der Philosophie; das.: „Locke seul serait un grand exemple de cet avantage que notre siècle a eu sur les plus beaux âges de la Grèce". Vgl. ferner Dictionnaire philos., Artikel Plato, Sect. II (Bd. 54, 223): die englischen Philosophen ragen so hoch über Plato, als dieser über die nicht Philosophierenden seiner Zeit. Vgl. noch Conseils à un journaliste (ebenda Bd. 62, 114): „l'éloquente et ignorante Grèce". — Hier ist auch Schillers neuerdings öfter besprochene Notiz zu W. v. Humboldts Aufsatz „Über das Studium des Altertums" (1793; Leitzmann I 261_1; auch in einigen Schillerausgaben) anzuführen. Er unter-

Digitized by Google

scheidet in „dem Fortschritt der menschlichen Kultur" drei Perioden, wie „bei jeder Erfahrung": 1. „Der Gegenstand steht ganz vor uns, aber verworren und ineinanderfließend. 2. Wir trennen einzelne Merkmale . . . Unsere Erkenntnis ist deutlich, aber vereinzelt und borniert." In der ersten Periode stehen nach ihm die Griechen, in der zweiten wir, während in der Zukunft beide sich in eins verschmelzen sollen. Auch hier wird also dem griechischen Denken nach der einen Seite wenigstens ein Merkmal des Primitiven, Unentwickelten zugeschrieben. Über diese Schillersche Theorie vgl. auch O. Walzel, Säkularausgabe von Schillers Werken XI, S. LXI f.; Ed. Spranger W. v. Humboldt und die Humanitätsidee [1909] S. 257 f. — In gewissem Sinne mag hier auch verglichen werden, was Böckh, Enzyklopädie 285/6 über die „Einseitigkeit" der „harmonischen Bildung der Griechen" sagt: „indem sie alles Einzelne in seiner konkreten Gestalt auffaßten und in all ihrem Tun nach Virtuosität strebten, blieb ihnen der Blick auf den allgemeinen Zusammenhang der Dinge verschlossen . . . . . Die Einseitigkeit der Griechen besteht nicht darin, daß sie von Natur und Geist nur eine Seite gesehen, sondern darin, daß sie alle Seiten nur auf eine Weise, d. h. von wenigen Gesichtspunkten aus betrachtet . . . haben." — Namentlich Frau von Staël betont in ihrem Buche „De la littérature" die Unentwickeltheit des griechischen Denkens, wozu sie aber nicht nur das philosophische Denken rechnet, sondern auch von den „Künsten" alles, was nicht der „imagination" angehört (S. 12/13); auch „moralische" Ideen scheinen dazu zu gehören; jedenfalls läßt sie die „sensibilité", wie sie sich z. B. im Ausdruck des Liebesgefühles zeige, sich „en proportion des idées" vergrößern (S. 13_1). Vgl. a. a. O. 2. Aufl. Préface (Oeuvres IV, Paris 1820) S. 5: „que la raison et la philosophie ont toujours acquis de nouvelles forces"; S. 19: „les sciences ont une connexion intime avec toutes les idées dont se compose l'état moral et politique des nations". Zur genannten Entwicklung noch S. 85 (1. Teil, 1. Kapitel): den Griechen fehle „une philosophie plus morale, une sensibilité plus profonde". In allem aber, was die „imagination" schafft, ist eine ursprüngliche Kultur wie die griechische im Vorrang (vgl. gleich unten D). — A. Drews, Plotin und der Untergang der antiken Weltanschauung (1907) 1: „sie standen noch am Anfange des Prozesses" (dem „Ringen der menschlichen Vernunft nach dem wahren Begriff des Geistes").

D. Die Stärke der Phantasie als Zeichen der Ursprünglichkeit.

Umgekehrt wird auch — wiederum von Frau von Staël — auf die stärkere Entwicklung der ursprünglichen, antiken Phantasie hingewiesen; vgl. an dem eben angeführten Orte S. 72 (1. Teil, 1. Kapitel), wo die „supériorité des Grecs dans les beaux-arts" (S. 71) daraus abgeleitet wird, daß „l'imagination qui leur (den schönen Künsten) donna naissance, est-elle beaucoup plus brillante dans ses premières impressions"; S. 74/5: „Les anciens étaient animés par une imagination enthousiaste, dont la méditation n'avait point analysé les impressions. Ils prenaient possession de la terre non encore parcourue, non encore décrite . . . aucune littérature antécédente ne leur servait de guide . . . On peut considérer les Grecs, relativement à la littérature, comme le premier peuple qui ait existé"; S. 76: „loin qu'il faille s'étonner que la pre-

Digitized by Google

mière poésie ait été peut-être la plus digne de notre admiration, c'est à cette circonstance même qu'est due sa supériorité". Vgl. S. 127 (1. Teil, 4. Kapitel): „On doit recourir aux anciens pour le goût simple et pur des beaux-arts . . . sentiments jeunes et forts des premiers peuples civilisés" (während das philosophische Denken noch primitiv sei). — Ähnlich schon Fontenelle an dem oben S. 225 angeführten Orte S. 183, von dem die Staël vielleicht abhängig ist.

4. Die Einfachheit der griechischen Kultur.

In diesen Zusammenhang reihen wir auch die Anschauungen ein, nach denen die „Einfachheit" ein Kennzeichen des Griechentums ist, sei es allgemein, oder ihrer geistigen Schöpfungen überhaupt, oder der Literatur und namentlich der bildenden Kunst. Oft ist nicht durchaus deutlich, was im Besonderen vorschwebt; wir haben deshalb auf eine Scheidung der Nachweise nach diesen Gesichtspunkten verzichtet; wo die Beziehung klar ist, ergibt sich dies ohnehin aus dem Wortlaut. Dieser Begriff griechischer „Einfachheit" kann entweder durchaus selbständig sein — so wenn er aus der Betrachtung der griechischen Kunstwerke abgeleitet ist — oder er hat Beziehungen zu den Vorstellungen des „Natürlichen", des Urwüchsigen und Ursprünglichen, des Frühen, also eben zu den im vorhergehenden zusammengestellten Anschauungen. — Voltaire, Orestie, Épître à Madame la duchesse du Maine (1750) (Oeuvres 1785f., IV S. 12): „l'antique dans toute sa noble simplicité"; S. 23: „cette simplicité, tant recommandée par les Grecs" (er geht vom griechischen Drama und Theater aus). — Am bekanntesten ist die Winckelmannsche Formel „edle Einfalt und stille Größe", die er zunächst (S. 19) „das allgemeine vorzügliche Kennzeichen der griechischen Meisterstücke" nennt, S. 21 allgemeiner von „den griechischen Statuen" aussagt, zugleich aber als „das wahre Kennzeichen der griechischen Schriften aus den besten Zeiten, den Schriften aus Sokrates' Schule" bezeichnet (die Zitate beziehen sich auf seine „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst", 1755). Wie in der Gegenwart (S. 20/21), so war es aber auch in Griechenland einst anders (S. 21): „Die schönen Künste haben ihre Jugend so wohl wie die Menschen, und der Anfang dieser Künste scheinet wie der Anfang bei Künstlern gewesen zu sein, wo nur das Hochtrabende, das Erstaunende gefällt. Solche Gestalt hatte die tragische Muse des Äschylus . . . Vielleicht haben die griechischen Maler nicht anders gezeichnet, als ihr erster guter Tragicus gedichtet hat" Das Frühere und Wirksame ist nach Winckelmann übrigens bei jenen Eigenschaften der griechischen Kunst und der griechischen Seele das Zweite; vgl. S. 19/20: „So wie die Tiefe des Meers allezeit ruhig bleibt, die Oberfläche mag noch so wüten, ebenso zeigt der Ausdruck in den Figuren der Griechen bei allen Leidenschaften eine große und gesetzte Seele . . . Der Ausdruck einer so großen Seele gehet weit über die Bildung der schönen Natur: der Künstler mußte die Stärke des Geistes in sich selbst fühlen, welche er seinem Marmor einprägete. Griechenland hatte Künstler und Weltweisen in einer Person . . . Die Weisheit reichte der Kunst die Hand und blies den Figuren derselben mehr als gemeine Seelen ein." — Über Caylus als Vorgänger Winckelmanns in einer ähnlichen Art der Charakterisierung griechischer Kunst vgl. C. Justi, Winckelmann III² (1898) S. 84; über Oeser

Digitized by Google

das. S. 321 und dazu Goethe an Reich, 20. Febr. 1770 (Weim. Ausg. IV 1 S. 229): „Er [Oeser] lehrte mich, das Ideal der Schönheit sei Einfalt und Stille". — Herder, Briefe zur Beförd. der Humanität (Cotta 1861/2, Bd. 24, S. 55; Suphan Bd. 17, S. 151): „Was wir kraus sagen und verwickelt denken, gaben sie hell und rein an den Tag ... die Probleme, welche die neuere Staatskunst verwickelt vorträgt, sind in der griechischen Geschichte hell und klar auseinandergesetzt und durch die Erfahrung längst entschieden." Von dem „einfältigen Ideal" der Griechen (im Prosastil) und ihrer „Einfalt" (in der Poesie) spricht Herder in den Fragmenten zur deutschen Lit. 1. Sammlung II K. 10 (Cotta a. a. O. Bd. 18, S. 86; Suphan II 52). — Schiller an Goethe, 19. Juli 1799: „die Simplizität und Naivetät der Alten". — Fr. Aug. Wolf, Darstellung der Altertumswissenschaft (Museum der Altertumswiss. I, 1807, S. 123/4; auch Leipzig 1833): „Welche Mannichfaltigkeit politischer Einrichtungen sehen wir dort überall versucht ... woraus wir die zusammengesetzteste aller menschlichen Künste in ihren einfachern Formen ... kennen lernen". — Fr. Jacobs, Verm. Schriften III 528/9 (v. J. 1810): „Es wird ewig der Ruhm des Altertums sein, daß es Viel mit Wenigem tat ... Die einfache Organisation ihrer Staaten, die so Großes ausführten; die anspruchslose Einrichtung ihrer Gedichte, die so mächtig wirken; die stille Ruhe ihrer Kunstwerke, die so laut zur Seele spricht; überall finden wir jene weise Sparsamkeit, die dem großen Genius der Natur abgelernt scheint und eben darum das untrüglichste Kennzeichen der Genialität ist." — Limburg Brouwer, Hist. de la civilisation mor. et religieuse des Grecs I (1833) 183: „bien loin de perdre, par les progrès de la civilisation, l'antique simplicité de leur manière de penser et d'agir, ce fut justement à cette simplicité et cette naïveté que les productions de leurs poètes, de leurs peintres et de leurs statuaires dûrent ce caractère particulier qui a toujours fait des Grecs les premiers maîtres dans l'art d'imiter la nature". Vgl. dazu S. 208: „l'extrême simplicité qu'ils ont gardée même dans les siècles les plus civilisés". Dazu Bd. IV (1838) 279 f.; 304, 310 (von der Poesie). — F. C Dahlmann, Die Politik I (1835) 261 betont die „gewinnende Einfalt [der alten Schriften] in aller ihrer Vollendung". — Bergk, Kl. Schr. II, S. XXXI (am Anfang der vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts): die griechische Dichtung übertreffe die germanische an „Einfachheit, Ruhe" (er fährt dann noch fort: „Anschaulichkeit, Gleichmaß und Schönheit der Darstellung", während sie „an geistiger Tiefe und Bedeutsamkeit, an Innigkeit und Erhabenheit" zurückbleibe). — D. Fr. Strauß, Der Romantiker auf dem Throne der Cäsaren (1847) 4: „wie überhaupt in der alten Welt die Gegensätze sich noch einfacher und unvermischter gegenüberliegen". — Ludw. Friedländer, Erinnerungen, Reden und Studien I 253 f. (v. J. 1866) findet in der antiken Kunst (so im Drama, in der Musik, Skulptur, Malerei, Architektur, S. 254—264) eine „Darstellungsweise, die überall die künstlerische Absicht mit einem Minimum von Mitteln zum Ausdruck bringt" und die dem Modernen als „Kälte, Strenge und Herbheit" erscheine. — Am eingehendsten hat Taine die Vorstellung von der Einfachheit des Griechentums durchgeführt, und zwar bringt er dieses Merkmal in Verbindung mit dessen zeitlicher Stellung; Philosophie de l'art II[11] S. 135: „non seulement un Grec de l'ancienne Grèce est grec, mais encore il est ancien ... placé à une époque antérieure de l'histoire il a d'autres idées et d'autres sen-

Digitized by Google

timents". Er faßt sodann S. 135/6 in „zwei Worten" den Gegensatz des Antiken und des Modernen zusammen: „leur vie et leur esprit sont simples, notre vie et notre esprit sont compliqués. Partant, leur art est plus simple que le nôtre." Zunächst werden die „dehors de leur vie" betrachtet (S. 137); als die Zivilisation nach dem Norden wanderte, wurden die Bedürfnisse dieser Art zahlreicher als „dans ses premières stations du sud" (so für Kleidung und Wohnung, S. 138—140). Auch die „constructions morales" wurden verwickelter (S. 140), vor allem der Staat gegenüber der griechischen „cité" (S. 140/1). Die Folgen hievon werden S. 144 zusammenfassend beschrieben: „Toutes ces particularités de la vie antique dérivent de la même cause, qui est la simplicité d'une civilisation sans précédents, et toutes aboutissent au même effet, qui est la simplicité d'une âme bien équilibrée, en qui nul groupe d'aptitudes et de penchants n'a été développé au détriment des autres . . . Plus voisins de la vie naturelle . . . il était plus homme." Noch größere Unterschiede findet er zwischen der antiken, besonders der griechischen, und der modernen Kultur hinsichtlich der „culture religieuse" wie der „culture laïque": „et l'une et l'autre", heißt es S. 145, „opèrent dans le même sens, alors pour les garder simples, aujourd'hui pour les rendre compliqués". So sei namentlich das Christentum „une religion de seconde pousse"; „combien plus naturel et plus sain est le spectacle que nous présente Homère!" (gegenüber Dante; S. 146/7); hier sehe man (S. 150): „l'aisance harmonieuse du jeune monde où les instincts naturels se déployaient intacts". Auch die „culture laïque" sei seit den Griechen stets verwickelter geworden, indem immer zahlreichere überlieferte Gedanken übernommen werden (S. 151f.). Er faßt nochmals seinen Grundgedanken zusammen S. 156: „Toutes ces oppositions se réduisent à une seule, cette qui sépare une civilisation prime-sautière et nouvelle d'une civilisation élaborée et composite. Moins de moyens et d'outils, moins d'instruments industriels, de rouages sociaux, de mots appris, d'idées acquises; un héritage et un bagage plus petits, et, partant, d'un maniement plus aisé; une pousse droite et d'une seule venue, sans crises ni disparates morales; partant un jeu plus libre des facultés, une conception plus saine de la vie, une âme et une intelligence moins tourmentées, moins surmenées, moins déformées: ce trait capital de leur vie va se retrouver dans leur art." Diese allgemeinen Zustände spiegeln sich also wider in der Kunst. Während im Mittelalter die Kunst beeinflußt wird durch „le développement exagéré de l'homme spirituel", in der Neuzeit durch dessen seelische „altérations" und „maladies" (S. 157) — ist doch jetzt der Mensch (S. 158) nicht mehr „un animal de haute espèce", sondern „un prodigieux cerveau, une âme infinie" — im Gegensatz zu all dem (S. 160): „en Grèce, les sentiments sont simples, et, par suite, le goût l'est aussi", wie er an dem Beispiel der Tragödie, der Komödie Menanders und den Dialogen Platos nachweist (über Ausnahmen in der Lyrik S. 181). Daher sei die Plastik (S. 161): „l'art national"; „car il n'y a pas d'art qui exige davantage un esprit, des sentiments et un goût simples"; vgl. 166, 167.

Nietzsche, Werke IX (1903) S. 3 [v. J. 1869]: „die unsägliche Einfachheit und edle Würde des Hellenischen"; Morgenröte (W. IV, 1899) S. 167 (Nr. 169): „Das Griechische uns sehr fremd. — Orientalisch oder modern, asiatisch oder europäisch: im Verhältnis zum Griechischen ist diesem allen

Digitized by Google

die Massenhaftigkeit und der Genuß an der großen Quantität als der Sprache des Erhabenen eigen, während man in Pästum, Pompeji und Athen und vor der ganzen griechischen Architektur so erstaunt darüber wird, mit wie kleinen Massen die Griechen etwas Erhabenes auszusprechen wissen und auszusprechen lieben. — Ebenfalls: wie einfach waren in Griechenland die Menschen sich selber in ihrer Vorstellung." (Vgl. dazu S. 229 [Nr. 245] über Napoleon.) Etwas anders S. 240 (Nr. 272): „Die Griechen geben uns das Muster einer rein gewordenen Rasse und Kultur" (er schildert dann eingehend, aber zum Teil wenig deutlich eine Art Vereinfachungsprozeß). Die fröhliche Wissenschaft (W. V 1899) S. 112 (Nr. 82): „Die Griechen sind in allem ihrem Denken unbeschreiblich logisch und schlicht". — Theod. Vogel, Neue Jahrbücher für Philologie Bd. 118 (1878) II. Abteilung S. 415/6: er nennt die Einfachheit „das wesentlichste Unterscheidungsmerkmal von modernem und antikem und ein ganz besonderes Merkmal ... des hellenischen Volkslebens" und sucht dies für Staat und Städte, Verwaltung, Geselligkeit, Verkehrs- und Geschäftsleben, Kleidung, Sitte und Kunst nachzuweisen; er hebt z. B. in letzterer Beziehung die geringe Zahl der Schauspieler hervor; ferner: „ein Paar Gestaltengruppen genügen zur Ausschmückung eines Palastes und Tempels"; „ganz bescheidene Anwendung der Perspektive in der Malerei"; „ebenso hat ... Philosophie, Geschichte und Beredsamkeit das Größte erreicht mit den denkbar geringsten Mitteln". — Wilamowitz, Homer. Untersuchungen (1884) S. 389: „der stillen Größe und hohen Einfalt der Homer Platon Aischylos". — Ad. Stern, Gesch. der Weltlit. (1888) 90: die „einfachen, lebensfrohen, schaffensfreudigen Zustände" (vor dem alexandrinischen Zeitalter). — Iwan v. Müller, Die griech. Privataltertümer[2] (1893) S. 98: „der Charakter edler Einfachheit und Natürlichkeit" (habe sich im Privatleben der hellenistischen Zeit mehr und mehr verloren; vgl. S. 112, 130). — J. Overbeck, Geschichte der griech. Plastik II[4] (1894) 217: „Es ist der weltgeschichtliche Grundcharakter des Griechentums in allen Perioden seiner eigentümlichen Entwickelung gewesen, im engsten Raume und mit den geringsten Mitteln durch die allseitige Ausbildung und Verwendung seiner Kräfte das Großartigste zu leisten. Griechenland selbst ist das kleinste Stück Erde, auf dem jemals ein für die Geschicke der Menschheit bestimmender Akt der Weltgeschichte gespielt hat". — C. Justi, Winckelmann I[2] (1898) 136: „Es gab und gibt überall jene kleinen Männer und feinen Köpfe, denen die Alten zu ... einfältig, zu männlich und unhöflich, zu sinnlich und verständig sind". — C. Jentsch, Drei Spaziergänge eines Laien ins klassische Altertum (1900) 118: „Haben die alten Hellenen das Menschheitsideal reiner, faßlicher dargestellt, als wir Neuern es vermögen, so haben sies dafür auch leichter gehabt: in mäßiger Zahl bewohnten sie ein kleines Land in einem glücklichen Himmelsstrich in einer Zeit sehr einfacher Wirtschaftsverhältnisse und eines Wissens von sehr mäßigem Umfange. Uns Moderne erdrückt die Masse: die Masse der Menschen, die Masse des Wissens, die Masse der Eindrücke". — Ad. Harnack, in den „Verhandlungen über Fragen des höheren Unterrichts" (1902) S. 80: „die großen, einfachen, schönen und zugleich durchsichtigen Verhältnisse des Altertums". — P. Cauer, Neue Jahrb. f. das klassische Altert. 1904 II 184: „Einfachheit und Klarheit ... finden wir bei den Griechen zwar auch nirgends vollkommen, aber doch um so reiner

Digitized by Google

und mächtiger, je mehr wir zu dem jugendlichen Alter ihres Geistes emporsteigen. . . . Die Stärke und die Schwäche unserer Zeit beruht in dem geläufigen Gebrauch abgeleiteter, überlieferter Formen". — R. Saitschik, Menschen und Kunst der ital. Renaiss. Ergänzungsband (1904, S. X): die Griechen, „deren Echtheit gerade in der Schlichtheit besteht" (er meint besonders den sprachlichen Ausdruck). — Henry Thode, Böcklin und Thoma (1905) 63: „die einfache, kraftvoll erhabene Schönheit des Griechentums" (habe Winckelmann entdeckt). — P. Gardner, A Grammar of Greek art (London 1905) S. 8 nennt die griechische Zivilisation „very simple and harmonious" und findet auch in der bildenden Kunst wie der Dichtung, der Philosophie und Geometrie der Griechen „extreme simplicity, when compared with the more complicated productions of modern Europe"; vgl. S. 12: „the simplicity and regularity of Greek art"; s. auch S. 16. — O. Weißenfels, Handbuch für Lehrer höherer Schulen I (1905) 296 [vom Altertum, namentlich dem griechischen]: „aus einer fernen, einfachen, aber der Hauptsache nach vollständigen, nicht zur höchsten sittlichen und geistigen Höhe gelangten, aber von unklaren Verschrobenheiten fast freigebliebenen Vergangenheit (ihr Gegensatz die „durch ihre vielseitige Bedingtheit verwirrende Gegenwart"); vgl. noch S. 301 [vom Griechentum] u. a.: „einer nicht durchaus vorbildlichen, aber wegen ihrer Einfachheit und Natürlichkeit hervorragend lehrreichen Periode der Vergangenheit". — Hermann Peter, Neue Jahrbücher für das klassische Altert. 1906 II, 223: „Einfache und durchsichtige, ewig geltende Gründe haben das Handeln des griechischen und römischen Volkes bestimmt". — Alfred Giesecke, Neue Jahrb. f. das klassische Altert. 1908 II, 251: „die einfacheren äußeren Verhältnisse, die einfachere Auffassung und Darstellung menschlicher Beziehungen, die all jenen Werken [der antiken Literatur] eignet". — Friedr. Gundelfinger, Preuß. Jahrb. Bd. 128 (1907) 334: Die Griechen „werden noch auf lange hinaus die Vereinfacher und Beseeler bleiben, so oft es gilt, die Erde wieder kindlich rein und männlich fest anzusehen. Was von Homer gesagt ist, daß er noch heute uns die dumpfe Last der Jahrtausende abnehmen könne, gilt vom Hellenischen ganz und überall. Den Zersplitterungen und Klauseln aller späteren Zustände gegenüber bedeutet es eben für uns, so bedingt es an sich sein mag, nicht eine Volkseigentümlichkeit unter vielen, sondern, wie sich die europäische Kultur nun einmal entwickelt hat (man mag es wünschen oder verwünschen), die Menschlichkeit schlechthin, die natürlichste und gelösteste Bildungsform".

Die Bestreitung dieser Vorstellungen.

Als durchaus überwunden stellen die Vorstellung von der griechischen „Einfachheit" dar Herm. Nohl, Sokrates und die Ethik (1904) 11_2: „der alte Irrtum von der Einfachheit des griechischen Geistes" und Ed. Spranger, Wilh. v. Humboldt und die Humanitätsidee (1909) S. 500: „Der alte Wahn, daß die Griechen den Vorzug größerer Einfachheit hätten, ist zerstört". Zu einer Entscheidung des Problems, das sicher nicht in dieser summarischen Weise erledigt werden kann, müßte vor allem scharf unterschieden werden, welche Tatbestände innerhalb des Griechentums gemeint sind und womit sie verglichen werden.

Digitized by Google

5. Das Griechentum als vorchristliche Welt.

Wir beschränken uns für diese Anschauung, die seit den ältesten Zeiten des Gegensatzes zwischen Hellenentum und Christentum immer wieder vorschwebte, auf eine kleinere Zahl von Nachweisen neuerer Zeit.

Herm. Ulrici, Charakteristik der antiken Historiographie (1833) S. 3/4 läßt durch die Geburt Christi „gleichsam zwei Welten" „sich scheiden", in deren einen die Ideen der Politik und Kunst, der andern die der Religion und Wissenschaft vorherrschen; so findet er in der griechischen Welt im Besondern wieder (S. 15) durch Sparta das Vorherrschen des Staatlichen, in Athen des Künstlerischen vertreten. — Heinr. Leo, Lehrbuch der Universalgeschichte I (1835) S. 21/22 führt aus, wie die eine Richtung unter den Völkern von „der in der menschlichen Natur selbst gegebenen Offenbarung Gottes" „nur das unmittelbare Gefühl der konkreten Gesetzmäßigkeit" bewahre. Diese Richtung gehöre in Religion und Staat vorzugsweise dem griechischen Volke an. „Es ist diese Religion . . . eine Vergötterung aller Motive des Schönen in der sinnlichen Welt. Es ist die Religion des rechten Maßes". (Der einer solchen Religion entsprechende Staat sei notwendig ein wechselnder.) — Im wesentlichen als vorchristliche Welt sucht das Griechentum auch Max Stirner, Der Einzige und sein Eigentum (1844) zu erfassen; er spricht zwar von den „Alten", hat aber doch vor allem die Griechen im Auge. Diese „Unsere vorchristlichen Ahnen", die „gegen Uns erfahrene Leute eigentlich die Kinder heißen müßten" (S. 24 Reklam), „lebten . . . in dem Gefühle, daß die Welt und weltliche Verhältnisse . . . das Wahre seien, vor dem ihr ohnmächtiges Ich sich beugen müsse" (S. 25). So gelte „beiden Teilen das Umgekehrte für Wahrheit, den Einen das Natürliche, den andern das Geistige" (S. 25/26); „die Alten dienten . . . dem Natürlichen, Weltlichen". „Was sucht . . . das Altertum? Den wahren Lebensgenuß, Genuß des Lebens" (S. 31). Doch führt Stirner dann weiter aus, wie im Altertum selbst ein „Kampf gegen die Welt" entsteht (S. 113); wie es auf Weltüberwindung hinarbeitete (S. 28f., 34), die in drei Stufen erreicht wird: Sophistik, Sokrates, Skeptiker. Er stellt als die Aufgabe hin (S. 26) zu betrachten „wie aus dem Altertum die neue Zeit und jene unleugbare Umkehrung hervorgehen konnte". — H. O. Taylor, The classical heritage of the middle ages (New York 1901) 19: „The Greek, as well as the Roman, was self-reliant; he looked to himself for his own strength"; S. 20: beide waren „self-controlled". — Vgl. außerdem etwa noch Ad. Holm, Griechische Geschichte I (1886) S. 1, 4.

Zu einer besonderen Gruppe vereinigen wir jene Stimmen, die den Begriff des „Vorchristlichen" als den des „Natürlichen" fassen und hier die Schranke finden, die dem Griechentum gesetzt war, innerhalb dessen ihnen dann freilich oft das höchste Erreichbare zugeschrieben wird. — A. W. Schlegel, Dramaturgische Vorlesungen[2] (1816; Werke V) S. 12/13: „Die Bildung der Griechen war vollendete Naturerziehung. Von schönem und edlem Stamme, mit empfänglichen Sinnen und einem heitern Geiste begabt, unter einem milden Himmel, lebten und blühten sie in vollkommener Gesundheit des Daseins und leisteten durch die seltenste Begünstigung der Umstände alles,

Digitized by Google

was der in den Schranken der Endlichkeit befangene Mensch leisten kann". ... Ihre Bildung habe „keinen höhern Charakter", „als den einer geläuterten, veredelten Sinnlichkeit", eben wegen der Religion, die eine „sinnliche" war (S. 16). Die Religion aber sei (S. 13/14) „die Wurzel des menschlichen Daseins. . . . Wenn dieses Zentrum verrückt wird, so muß sich . . . die gesamte Wirksamkeit der Gemüts- und Geisteskräfte anders bestimmen. Und dies ist denn auch im neueren Europa durch die Einführung des Christentums geschehen". Er erklärt aber diesen Unterschied auch noch durch weitere Gründe. So durch die Verschiebung der Lage (S. 14): „Die strenge Natur des Nordens drängt den Menschen mehr in sich selbst zurück, und was der spielenden freien Entfaltung der Sinne entzogen wird, muß bei edlen Anlagen dem Ernste des Gemüts zugute kommen". Und außerdem, wie es scheint, durch den Volkscharakter (S. 15): „Bei den Griechen war die menschliche Natur . . . genügsam, sie ahndete keinen Mangel, und strebte nach keiner andern Vollkommenheit, als die sie selbst . . . durch ihre eigenen Kräfte erreichen konnte". So sei (S. 16) die „Poesie der Alten . . . die des Besitzes, die unsrige ist die der Sehnsucht". — Hettinger, Timotheus[2] (1897) S. 83: „Dem Altertum soll der Ruhm bleiben, das Höchste erreicht zu haben, was der natürliche Mensch erreichen kann" (angef. bei R. Banz, Jahresheft des Vereins schweiz. Gymnasiallehrer 1899, 45). — A. Baumgartner, Geschichte der Weltliteratur IV (1905) S. 686/7: „das natürlich Gute und Schöne, das die Antike hervorgebracht". — Beissel, Stimmen aus Maria-Laach (1905) S. 25: „Das Heidentum hatte die natürliche Kultur oft gut entwickelt, viel von der natürlichen Religion und auch einiges von der Uroffenbarung bewahrt" (durch „Vielgötterei und Sittenlosigkeit" sei dieses verdorben).

Ähnlich, doch ohne daß der Begriff des Natürlichen dabei gebraucht wird, C. Schmidt, Die bürgerliche Gesellschaft in der altröm. Welt und ihre Umgestaltung durch das Christentum (Aus d. Franz. 1857) 118: Das Altertum sei groß bis zu dem Punkt, „bis auf welchen die Menschen sich durch sich selbst erheben konnten". — J. P. Mahaffy, A Survey of Greek civilization (London 1897) S. VII: die griechische Kultur zeige, „what was possible for the human intellect apart from revelation and what flaws and faults adhere to the highest manifestations of that intellect".

Die Betonung der Griechentum und Christentum verbindenden Züge.

Aber auch was Griechentum und Christentum verbindet, wurde nie ganz übersehen. Die Christen suchten seit jeher gern auch solche Seiten der griechischen Welt, die sie vom Standpunkt ihrer Werte aus bejahen konnten (vgl. z. B. die Stellen aus den Patristikern bei E. v. Lasaulx, Studien des klassischen Altertums (1854) S. 83 u. f., der selbst diese Richtung vertritt); ein Gegner des Christentums wie Nietzsche nimmt mit Unwillen in der griechischen Philosophie von Sokrates an „das präexistente Christentum" wahr, „die bereits verdüsterte, vermoralisierte . . . alt und krank gewordene alte Welt" (Der Wille zur Macht [W. XV, 1901] S. 244). — Daneben suchte man diese Frage, wie weit das Christentum durch analoge Strömungen im Griechentum vorbereitet worden sei, unabhängig zunächst von jeder Wertung zu erfassen. Wir nennen hier (außer Stirner, s. oben S. 232) nur einige

Digitized by Google

neuere Stellen, an denen der grundsätzliche Standpunkt kurz gekennzeichnet wird. So sagt Ed. Norden, Die antike Kunstprosa II (1898) S. 460/1, nachdem er den Gegensatz zwischen der antiken und der christlichen Literatur in ihren Hauptzügen geschildert: „während oben von deren [Hellenentum und Christentum] unvereinbaren Hauptströmungen die Rede war", wolle er jetzt zeigen, „daß in der hellenischen Literatur besonders der späteren Zeit Unter- und Nebenströmungen vorhanden waren, die bis zu einem gewissen Grade einen Ausgleich der Gegensätze ermöglichten" (so der Autoritätsgedanke, der Pessimismus usf.). Vgl. auch L. v. Sybel, Christliche Antike I (1906), der S. 15 in ähnlicher Art wie Norden die Gegensätze darstellt, die Griechentum und Christentum trennten und dann die beide verbindenden Züge. Gut betont Sybel: „Wenn die Griechen jener Wandlung sich unterzogen, so muß sie ihnen psychisch möglich gewesen sein". Um die Frage zu lösen, „warum eigentlich die Griechen Christen wurden" (S. 16), müsse man (S. 17) ihre religiöse Entwicklung darlegen, „ihren Aberglauben und ihre Aufklärung" beleuchten, „den Einschlag der Mystik und der Philosophie" abwägen. — E. Wolff, Philanthropie bei den alten Griechen (1902) S. 4 schließt aus der „engen Verbindung", die Griechentum und Christentum im Laufe der Zeit eingingen, daß im Griechentum, in intellektueller und sittlicher Beziehung, „eine dem Christentum stark entgegenkommende . . . Strömung existiert hat". Es sei falsch, heißt es vorher, Christentum und Griechentum auf Grund der Gegensätze Jenseitigkeit und Diesseitigkeit, Weltverneinung und Weltfreudigkeit als unversöhnliche Gegensätze zu betrachten, und betont den griechischen Pessimismus und Unsterblichkeitsglauben. Wir nennen noch Max Wundt, Geschichte der griech. Ethik I (1908) S. III: „Bedeutet die Ethik doch das Drängen des griechischen Geistes nach der Überwindung der Welt, wie sie am Ende der antiken Kultur in einer neuen Religion sich erfüllte". — Vgl. auch Wendland oben S. 144; Butcher oben S. 209/10.

Dazu Allgemeiner Teil S. 46.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Die Anschauungen von der Eigenart der griechischen Kultur V.

1. Das Griechentum als vorgeschrittene Welt.

Wir führen hier mit Absicht nur Quellen aus älterer Zeit an, aus dem 18. Jahrhundert, da nur damals die Gegensätze: das Griechentum als „Jugend" der Menschheit und „Natur" und das Griechentum als Kulturvolk — recht bedeutungsvoll waren, besonders auch im Zusammenhang mit der Querelle des anciens et des modernes. — „Cette nation si savante et si polie", lesen wir von den Griechen in der Histoire de l'Académie royale des inscriptions et belles lettres. Paris. I 1736, S. 48 aus der Feder des ungenannten Schriftführers. — Auch Rousseau nennt Griechenland „toujours savante" (S. 13) und rechnet zu den „peuples policés", wie seine Zeit, so auch Athen und Rom „dans les jours si vantés de leur éclat" (S. 8/9 des Discours sur les sciences et les arts, 1750. Oeuvres Paris 1826 I). Freilich leitet er, wie bei ihm leicht begreiflich, daraus auch die zu erwartenden Folgen ab,

Digitized by Google

S. 13: „le progrès des arts, la dissolution des moeurs et le joug du Macédonien se suivirent de près", und nach „toujours savante" fährt er fort: „toujours voluptueuse et toujours esclave". — Voltaire, Essai sur les moeurs et l'esprit des nations. Introduction; des Grecs, de leurs anciens déluges etc. (Oeuvres 1785 f., XVI S. 138): „la belle architecture, la sculpture perfectionnée, la peinture, la bonne musique, la vraie poésie, la vraie éloquence, la manière de bien écrire l'histoire; enfin la philosophie même, quoiqu' informe et obscure, tout cela ne parvint aux nations que par les Grecs". — Diderot (Oeuvres éd. Naigeon [An VIII] Bd. V S. 396) [Opinions des anciens philosophes; Philosophie des Grecs]: „Combien ce peuple a changé! Du plus stupide des peuples, il est devenu le plus délié; du plus féroce, le plus poli".

2. Die griechische Humanität.

A. Allgemeines.

Wir geben die Nachweise in zeitlicher Reihenfolge. Welche Bedeutung dem so mannigfach schillernden Begriffe in jedem Falle beigelegt wird, ergibt sich aus dem Wortlaut, soweit sie überhaupt deutlich wird, was freilich nicht stets zutrifft. — Über die Entstehung des Begriffes „Humanität" — Menschlichkeit ist Bedeutungslehnwort — vgl. R. Reitzenstein, Werden und Wesen der Humanität im Altertum (1907) S. 4: „erst die Einwirkung griechischen Geistes auf ein kraftvoll entwickeltes Volkstum hat den Begriff und das Wort geschaffen" (S. 7: in dem Kreise des jüngeren Scipio).

Stark gewirkt hat auf die Anschauungen der Folgezeit von griechischer „Humanität" wohl die Stelle bei Cicero, ad Quint. fratr. I 1 § 27: „cum vero ei generi hominum praesimus [Gegensatz: Afris aut Hispanis aut Gallis . . immanibus ac barbaris nationibus], non modo in quo ipso sit, sed etiam a quo ad alios pervenisse putetur humanitas, certe iis eam potissimum tribuere debemus, a quibus accepimus". — Benutzt ist sie bei Plinius, Ep. VIII 24 § 2, doch mit einer hübschen Variante („homines maxime homines"), in der geradezu spätere Auffassungen der Griechen als der Vollmenschen, der Menschen im eigentlichen Sinne, vorweggenommen sind, allerdings wohl ohne klares Bewußtsein der Tragweite eines solchen Begriffes, und mehr wohl nur als geistreiche Umschreibung des andern Ausdruckes: „provinciam Achaiam, illam veram et meram Graeciam, in qua primum humanitas, litterae, etiam fruges inventae esse creduntur . . . liberarum civitatum, id est ad homines maxime homines, ad liberos maxime liberos" . . . — Hier darf auch die Stelle bei Libanios Orat. XV § 25/26 (ed. F.) angeführt werden, wo er hellenisch nennen will „τὸ τοῖς βαρβάροις ἀντίπαλον"; den Barbaren schildert als „λυττῶν", „ἀγριαίνων" und „τὰ τῶν θηρίων μιμούμενος", während „ἡμῖν ἡ μεγίστη σπουδὴ τῶν θηρίων ὅτι πλεῖστον διεστάναι" κτλ. Ohne daß das zusammenfassende Abstraktum gebraucht wäre — das es ja im Griechischen nicht gab — ist doch der Begriff des „Menschentums" sehr klar zum Ausdruck gebracht. — Lionardo Aretino (zit. bei Burckhardt, Die Kultur der Renaissance [10] II S. 33 A. 3 (Anfang des 15. Jahrhunderts): „che gli antichi Greci d'umanità e di gentilezza di cuore abbino avanzato di gran lungo i nostri Italiani" (hier ist wohl „um." ungefähr gleichbedeutend mit

Digitized by Google

dem nächsten Ausdruck; vgl. auch die Angabe bei B. über den Zusammenhang). — Athenian letters [geschr. zw. 1741 und 1743] (Ausgabe Basel-Straßburg 1800) I 323: „the humanity and politeness, for which the Grecians are so famous" (Gastfreundschaft ist gemeint); und auch I 143 (beides von Athen gesagt). — Herder, Auch eine Philosophie der Geschichte usf. (1774; Cotta 1853/4, Bd. 27, S. 191/2; Suphan 5 S. 496): „Griechenland ward die Wiege der Menschlichkeit, der Völkerliebe" (er fährt dann noch fort: „der schönen Gesetzgebung, des Angenehmsten in Religion, Sitten, Schreibart, Dichtung, Gebräuchen und Künsten"); Anmerkungen über die Anthologie der Griechen, 1. Teil (Cotta 1861/2, Bd. 20, S. 130; Suphan 15, 218): „das sanfte Maß der Menschlichkeit, das dieser wohlgebildeten Nation in ihrem gemäßigten Himmelsstrich zuteil worden war"; Briefe zur Beförderung der Humanität (Cotta 1861/2, Bd. 24, 55; Suphan 17, S. 150/1): „Die Griechen hatten das Wort Humanität nicht . . . aber . . . der Begriff dieses Worts (war) die Kunst ihrer Musen. Ich bin weit entfernt, die griechischen Sitten und Verfassungen zu jeder Zeit und allenthalben als Muster zu preisen; das kann indessen nicht geleugnet werden, daß das *emollit mores nec sinit esse feros* mittelbar oder unmittelbar der Endzweck gewesen, auf den ihre edelsten Dichter, Gesetzgeber und Weise wirkten. Von Homer bis auf Plutarch und Longin ist in ihren besten Schriften . . . eine so reizende Kultur der Seele eingepräget, daß . . . sie auch uns kaum ungebildet lassen mögen". An anderer Stelle (S. 127 f., Suphan 343 f.) geht er von der bildenden Kunst der Griechen aus und zur Religion weiter, und schließt dann wieder allgemeiner mit der griechischen Humanität in der Literatur und Kunst: die griechische Kunst stelle „das Ideal der Menschenbildung in ihren reinsten Formen" dar (S. 129; Suphan 345); „anschauliche Kategorien der Menschheit" (S. 129; Suphan 344) usf.; S. 139 (Suphan 354): „die Griechen allein wagten es, humanisierte Gottheiten . . . in Kunst . . . darzustellen. Oder vielmehr sie . . . theifizierten die Menschheit"; S. 149 (Suphan 363): „ich schrieb von den Idealen der Humanität in der griechischen Kunst, und diese bleiben fest, wenn auch bei Dichtern und Künstlern tausend Inhumanitäten vorkämen; von diesen möge ein andrer schreiben"; S. 162 (Suphan 375): „diesen zarten Keim der Humanität, der in ihren Schriften, wie in ihrer Kunst liegt". — W. v. Humboldt, Werke, Ausg. Leitzmann VII 2 (Parallelarbeit zu der aus d. J. 1807/8 stammenden „Geschichte des Verfalls und Unterganges der griech. Freistaaten") S. 611: „Was nun dem Charakter der Griechen das Dasein gab, war, daß in ihnen der Trieb, rein und voll Menschen zu sein, sich durchaus herrschend zu machen verstand". — Böckh, Kl. Schr. I 70 (1819): „Graeci . . . ipsius humanitatis magistri". — Limburg Brouwer, Hist. de la civilisation morale et religieuse des Grecs, faßt unter Humanität Begriffe wie „hospitalité", „sociabilité" und „toutes les vertus qu'on peut désigner sous la dénomination générale d'humanité" (I, 1833, S. 215). All das gehöre zur griechischen Humanität; vgl. ferner 211 f.: humanité (worunter er besonders das Fehlen der Grausamkeit versteht) habe die Griechen seit den ältesten Zeiten von den Barbaren, z. B. vom Orient unterschieden; III (1837) 90: sie zeige sich in den „relations domestiques et individuelles"; ferner 255 f.; IV (1838) 343 f.; 356 f. (das Strafrecht); 364 f. Humanität nur als „sociabilité", als „vertus sociales . . . qui le [den Menschen] rendent sensible aux agréments

Digitized by Google

du commerce avec ses semblables" IV 346; in diesem Sinne nennt er auch V (1839) S. 165, A. 81 „l'humanité" „la vertu grecque". Doch findet er auch Mangel an Humanität, so I 215 (Grausamkeit u. ä.), III 255 f. (Sklavenfolter); IV 102 (die Stellung der Frau); 355 f. Erbitterung und Grausamkeit in Parteikämpfen, Bürgerkriegen und den Kämpfen der Kleinstaaten untereinander. Doch erklärt er dies eben aus der Kleinheit dieser Staaten, wo jeder als Soldat beteiligt gewesen sei. Auch stehen die Griechen im Vergleich mit dem Mittelalter (S. 358) und dem Orient (S. 358/9) noch günstig da. — Rückert, Die Weisheit des Brahmanen 19. Buch, Nr. 11 [Ausg. v. Beyer (Hesse) V S. 429]: „In Wahrheit lebenswert war einmal nur das Leben — Als schöne Menschheit war des Menschen höchstes Streben" (in den folgenden Versen sind dann die Griechen ausdrücklich genannt). — Bergk, Kl. Schr. II 367: „wahrer Humanität, dem Ziele der griechischen Bildung" (in der Rez. von K. O. Müllers Griechischer Literaturgeschichte). — Fr. Theod. Vischer, Ästhetik II (1847) S. 235: „alle Kulturformen verkündeten die reine Menschlichkeit"; S. 237: es „breitet sich in der vielseitigsten Bildung und Tätigkeit reine Menschlichkeit aus". — A. H. Springer, Handbuch der Kunstgeschichte (1855) S. 58: „Die freie heitere Menschlichkeit, die jeden Kreis griechischer Tätigkeit durchleuchtet". — H. Ahrens, in Bluntschlis Staatswörterbuch 5 (1860) 112: „die Anlage und Richtung des . . . Staates auf die Idee der Menschheit" sei durch den griechischen Genius in das Leben der Menschheit eingeführt worden. — D. Fr. Strauß, Das Leben Jesu für das deutsche Volk bearbeitet [1864] (Ausgabe Bonn 1904) § 29 S. 90: „Daß . . . die ganze Eigentümlichkeit des griechischen [Volkes] auf die Herausbildung des wahrhaft Menschlichen angelegt war", liege „in Staat und Sitte, in Poesie und bildender Kunst dieses Volkes als anerkannte Tatsache vor. An seiner Religion . . . zeigt es sich in der Menschenähnlichkeit der . . . Götter." — V. Hehn, Der Humanismus (Baltische Monatsschrift 1866; zit. nach: „Aus baltischer Geistesarbeit", Riga 1908) S. 92: „Seit dem Erlöschen des Altertums hatte es keine ganzen, schönen und gesunden Menschen mehr gegeben". — Joh. Scherr, Allgemeine Literaturgeschichte I⁴ (1871) S. 87: „Der Mensch war ihnen Anfangs- und Ausgangspunkt, wie der Religion, so auch der Kunst". — Ruskin, Aratra Pentelici [1872] (Deutsch von Knorr; Straßburg, ohne Jahreszahl, S. 57): die Griechen seien „das erste Volk" gewesen, „das in reiner Humanität aufwuchs". — M. Croiset, Hist. de la littérature grecque I (1887) S. 17: „plus voisins qu'aucun autre peuple de la simple vérité humaine . . . Rien d'artificiel ne vient se superposer en lui à la pure humanité". — Iwan v. Müller, Die griechischen Privataltertümer² (1893) 3: „dieser menschlichsten der Menschen". — Ed. Norden, Die antike Kunstprosa II (1898) S. 463: „die Leistungen weniger Generationen von Thukydides bis Aristoteles" seien „für die Aeonen vorbildlich geworden", weil „dasjenige, was jene Heroen unter den Menschen in stolzer einseitiger Beschränkung für exklusiv national gehalten hatten, . . in seinem innersten Wesen . . . der Ausdruck edelster Menschlichkeit überhaupt" gewesen sei. — Jul. Lange, Darstellung des Menschen in der älteren griechischen Kunst (1899) S. 134: „Wenn es eine Zeit . . . gibt, wo man so recht . . . fühlt, wie sich der Mensch zum Menschen entwickelt, so ist es das V. Jahrhundert in Griechenland, namentlich in Athen". (Er spricht dann von der Zähmung der Menschen

Digitized by Google

durch politische Freiheit, demokratische Staatsordnung, und „vielleicht auch durch Kunst, in des Wortes weitgehendster Bedeutung. Auf einmal traten eine Reihe von Geistesbetätigungen auf, die alle den Menschen zum Gegenstand hatten“ (Drama, Geschichtschreibung, philosophische Betrachtung des Menschenlebens, eine neue Plastik); „damit geschah der mächtigste Fortschritt in dem allgemeinen menschlichen Selbstbewußtsein, den die Geschichte aufzuweisen hat. Der Mensch wurde entdeckt“. — In neuerer Zeit hat sich namentlich K. Jentsch bemüht, die Vorstellung von der griechischen Humanität gegen Angriffe zu verfechten. So namentlich in der „Zukunft“ 1900, 27. Januar, 145 f. Er definiert zunächst Humanität als „eine Beschaffenheit und ein Verhalten des Menschen, die der Idee des Menschen entsprechen“ und sucht S. 148 f. in der griechischen Sittlichkeit diese Humanität nachzuweisen und S. 152 f. die Einwände dagegen zu widerlegen. Als Mängel gibt er zu (152/3): „ihre Selbstzerfleischung in unaufhörlichen Kriegen, die Stellung ihrer Frauen und die Sklaverei“. Vgl. ferner „Zukunft“ 1900, 16. Juni S. 464 f. („Humanität und Christentum“); „Drei Spaziergänge eines Laien ins klassische Altertum“ (1900) S. 3/4 f.; S. 38: „Was wollen die Kämpfe der Griechen untereinander bedeuten gegenüber der Selbstzerfleischung der christlichen Völker Europas!“ — Alfr. Fouillée, Esquisse psychologique des peuples européens[2] (Paris 1903) S. 13: „Au lieu d'instincts sauvages et cruels, il a la douceur et l'humanité“.

Die Zeit von Homer bis Herodot nennt Th. Zielinski, Neue Jahrb. f. das klass. Altert. 1898 I S. 1/2 — neben der Renaissance und dem 18. Jahrh. — als eine Epoche, wo „die reine Menschlichkeit . . . von der geistigen Elite zum obersten Prinzip erhoben worden war“.

Von Athen Fr. Creuzer, Opuscula selecta (1854) 72 ff. Oratio de civitate Athenarum omnis humanitatis parente [1809]; er definiert S. 78 humanitas: „contineri iis rebus, quae hominum vitam cultiorem, suavioremque et elegantiorem reddunt“.

Die Kritik der Vorstellungen von der Humanität des Griechentums.

Gegen den Begriff einer griechischen Humanität, im Sinne eines bestimmten sozialen Verhaltens, wendet sich z. B. W. Oncken, Athen und Hellas II (1866) S. 80: „Das klassische Heidentum kann durchaus nicht gepriesen werden als die Blütezeit der Humanität.“ Er nennt S. 78 als Gegeninstanzen die Nichtachtung des Weibes, die Leibeigenschaft der Arbeit, das barbarische Völkerrecht, findet aber (S. 80 f.) im perikleischen Athen einen Fortschritt zu „reineren, menschlicheren Zuständen“. — Ganz im gleichen Sinne — nur mit entgegengesetzter Wertung — Nietzsche W. IX (1903) S. 119 [1869—1871]: „Simplizität des Griechischen: die Stimme der Natur den Frauen und den Sklaven gegenüber unverdorben. Der besiegte Feind. Humanität ist ein ganz ungriechischer Begriff“. Vgl. W. X (1903) „Wir Philologen“ (1875) S. 360: „Inder und Chinesen“ seien „jedenfalls humaner“; S. 367/8: „Das Menschliche, das uns das Altertum zeigt, ist nicht zu verwechseln mit dem Humanen.“ Freilich gegenüber dem Mittelalter „strahlen (sie) . . . im Glanze der höheren Humanität (S. 407). Vgl. auch noch W. IX S. 273 (1872):

Digitized by Google

„Die Griechen, die humansten Menschen der alten Zeit" haben doch, da der Mensch gerade „in seinen höchsten und edelsten Kräften .. ganz Natur" ist und „ihren unheimlichen Doppelcharakter" an sich trägt, „einen Zug von Grausamkeit, von tigerartiger Vernichtungslust". — In seiner derb polternden Art meint sodann Joh. Scherr, Menschliche Tragikomödie XI 48/49 („Deutschland vor hundert Jahren"; ungef. 1880): „das 'reine, freie und schöne Menschentum' der Griechen, auf welches man die Deutschen fortwährend verwies", sei „eigentlich doch nur eine Lüge gewesen. Denn, wenn es jemals ein rassenhaftes, auf Stamm und Blut pochendes, vom Nationalgefühl und Nationalstolz ganz erfülltes Volk gegeben hat, so waren das gerade die Griechen, die sich so wenig um 'Menschenbruderschaft', 'Weltbürgertum' und dergleichen Flunkereien mehr kümmerten, daß sie ausschließlich nur sich selber für Menschen, alle übrigen Völker aber für 'Barbaren' hielten". Wobei Scherr freilich verkennt, daß neben der Geringschätzung des „Barbarischen" auch eine entgegengesetzte Richtung einherging, namentlich in späterer Zeit; vgl. dazu J. Geffcken, Zwei griech. Apologeten (1907) S. IX. — Max Schneidewin, Die antike Humanität (1897) [in diesem Buche ist trotz des Titels in der Hauptsache nur von Cicero die Rede] S. 16/17 findet die Humanität als „gewollte und beabsichtigte Humanität" bei den Griechen nicht (dagegen ein mehr tatsächliches Normalmenschliches). — Wilamowitz, bei Lexis, Die Reform des höheren Schulwesens in Preußen (1902) 171/2: Humanität sei „etwas so sehr Ungriechisches . ., daß die Sprache nicht einmal ein Wort dafür hat". Über die „Humanität" des spätern Griechentums derselbe, Gr. Tragödien II (1900) 27: „der gräzisierende Klassizismus" sei „der Sohn des Rationalismus der Aufklärung". „Deren Losung hieß Raison und Humanität, [dazu A. 1: „Dies ist die Übersetzung von φιλανθρωπία (ein Wort, das von Menschen gesagt, der klassischen Zeit fremd ist) ... Es ist das rechte Wort für die Moral einer Gesellschaft, in der *corrumpere et corrumpi saeculum vocatur*"] und sie meinte beides bei den Griechen zu finden — von denen es allerdings stammt, aber aus ihrer Verfallzeit". Vgl. dazu auch Eucken, Geschichte und Kritik der Grundbegriffe der Gegenwart (1878) S. 221: „im sinkenden Altertum und in der aufstrebenden Neuzeit" habe die Humanität „eine beherrschende Stellung im Leben" eingenommen. Hiezu noch J. Kärst, Die antike Idee der Ökumene (1905) A. 22.

B. Die Humanität in einzelnen Gebieten der griechischen Kultur.

Wesentlich wirksam für die Bildung der Vorstellungen von griechischer Humanität waren wohl die anthropomorphen Gestalten der griechischen Religion, die man eben aus einem allgemeinen Streben des Griechen, alles menschlich zu erfassen, deutete. Statt anderer Nachweise für die Bedeutung dieses menschlichen Charakters der griechischen Götter nennen wir nur eine Stelle aus Schillers 25. Brief zur ästhetischen Erziehung des Menschengeschlechts (1793/4; der Brief ist älter als der eingehender von den Griechen handelnde 6.; vgl. oben S. 190). Im 24. Brief unterscheidet er drei „Stufen der Entwicklung", „die sowohl der einzelne Mensch als die ganze Gattung . . . durchlaufen müssen", den physischen, den ästhetischen und den moralischen Zustand. „Der Mensch in seinem physischen Zustand erleidet bloß die

Digitized by Google

Macht der Natur; er entledigt sich dieser Macht in dem ästhetischen Zustand, und er beherrscht sie in dem moralischen". Und nun heißt es im 25. Brief, mit unzweifelhafter Beziehung auf die Griechen: „Soweit er der Materie Form gibt, ... ist er ihren Wirkungen unverletzlich ... mit edler Freiheit richtet er sich auf gegen seine Götter. Sie werfen die Gespensterlarven ab, womit sie seine Kindheit geängstigt hatten, und überraschen ihn mit seinem eigenen Bild, indem sie seine Vorstellung werden. Das göttliche Monstrum des Morgenländers, das mit der blinden Stärke des Raubtiers die Welt verwaltet, zieht sich in der griechischen Phantasie in den freundlichen Kontur der Menschheit zusammen, das Reich der Titanen fällt, und die unendliche Kraft ist durch die unendliche Form gebändigt."

Heute dagegen hat sich die Erkenntnis befestigt, daß diese „menschlichen Götter", die das Epos geschaffen (Wilamowitz, Jahrbuch des Freien deutschen Hochstifts 1904 S. 9), doch lange und weithin — namentlich in älterer Zeit — nicht die Götter des Glaubens gewesen sind, so daß Wilamowitz geradezu sagen konnte (Griech. Tragödien III [1906] 5): „Die Phantasie der Hellenen hat in der Zeit, wo sie göttliche Personen als Exponenten ihres Glaubens schuf, diese vielleicht mehr als irgend ein anderes Volk in Tiergestalt geschaut."

Für den Ursprung jener Vorstellungen kommt zweifellos auch in Betracht — bei Herder sahen wir ein Beispiel solcher Art (S. 236) —, daß der Mensch in der bildenden Kunst der Griechen eine wesentliche Rolle spielt; vgl. hiezu z. B. Alex. Conze, Sitzungsber. d. Berl. Akad. 1897, S. 98: „Wenn irgendwo auf dem Gebiete der bildenden Kunst, war in Hellas die menschliche Gestalt der Mittelpunkt, um den sich Alles bewegt, war ihre vollendete Darstellung der Gipfel der Leistung"; M. Collignon, Geschichte der griechischen Plastik I 1897 (Deutsche Ausgabe) S. IX: „alle Bestrebungen dieser [der griechischen Kunst] nehmen auf die Person des Menschen Bezug".

In dem „rein Menschlichen und Natürlichen" findet Bergk den gemeinsamen Typus der griechischen Literatur und Kunst (Gr. Literaturgesch. I [1872] S. 5); von der klassischen Poesie sagt Schopenhauer, Die Welt als Wille und Vorstellung (Ergänz. zum 3. Buch Kap. 37; Rekl. II 505), sie kenne, im Gegensatz zur romantischen, „keine anderen als die rein menschlichen, wirklichen und natürlichen Motive" (vgl. auch S. 506). Und endlich sei noch Bender angeführt, Gesch. d. gr. Lit. [1886] S. 17, der die Originalität der griechischen Literatur besonders darin findet, daß die „stete ... Aufgabe" des Hellenen, „Anfang, Mittelpunkt und Ende seines künstlerischen und philosophischen Strebens der Mensch" sei.

Dazu Allgemeiner Teil S. 46/47.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Die Anschauungen von der Eigenart der griechischen Kultur VI.

1. Die Originalität und Priorität der griechischen Kultur.

A. Im allgemeinen.

Die hier angeführten Anschauungen berühren sich zum Teil mit den in Kap. 22 genannten. Doch liegt hier der Nachdruck weniger auf der Ursprünglichkeit, Naturwüchsigkeit als solcher, als vielmehr auf Originalität

Digitized by Google

und Priorität höherer Lebensformen, wie sie z. B. durch Begriffe wie Bildung, Kultur usf. gekennzeichnet werden sollen; welcher dieser Begriffe oder welche verwandten Vorstellungen im einzelnen gemeint sind, zeigen die Nachweise selbst.

Gédoyn (Hist. de l'Acad. royale des inscript. et belles lettres; Amsterdamer Ausgabe Bd. VI; 1743) S. 134 [v. Jahre 1736]: die Griechen „n'ont eu d'autre exemplaire que la nature même, puisqu'aucune nation qu'ils connussent, n'était savante et polie avant eux". — Fr. Schlegel, Über die weiblichen Charaktere in den griech. Dichtern (1794; Minor I S. 29): „Die Bildung der Griechen war durchaus einfach, ihr Geist entwickelte und vollendete sich ganz frei aus eigner Natur. Bei keinem andern Volke konnten alle Kräfte und Anlagen des Menschen sich so frei, rein und bestimmt äußern und üben, und durch alle Stufen der Bildung aufwärts und abwärts, den Kreislauf der sich selbst überlassnen Natur vollenden. Ihre Geschichte ist die Geschichte der menschlichen Natur". Derselbe, Die Griechen und Römer (1797, S. 154 = Minor 143): „Die griechische Bildung überhaupt war durchaus originell und national, ein in sich vollendetes Ganzes, welches durch bloße innre Entwicklung einen höchsten Gipfel erreichte, und in einem völligen Kreislauf auch wieder in sich selbst zurücksank"; Geschichte der alten und neuen Literatur I[2] (Werke I, 1822) S. 18: „die Geistesbildung der Griechen" habe sich „am meisten . . ganz aus sich selbst entwickelt". — Besonders eindringlich hat Fr. Aug. Wolf diesen Gesichtspunkt betont, in seiner „Darstellung der Altertumswissenschaft" [Museum der Altertumswissenschaft I 1807; auch Leipzig 1833], z. B. S. 138: „eigentlich nur hier" werde uns „das Schauspiel einer organischen Volksbildung zu Teil". „Wo wäre eines [der heutigen Völker], das seine Kultur aus innerer Kraft gewonnen?" (Dazu S. 125: „einer organisch entwickelten bedeutungsvollen Nationalbildung"; vgl. auch S. 130.) Was er hier „Bildung" nennt, heißt ihm ein andermal „Kultur", S. 19/20: Die Griechen seien „das erste (Volk) der Erde, bei welchem der Trieb, sich auf mannichfaltige Art auszubilden, aus den innersten Bedürfnissen des Geistes und Gemütes hervorging, ... und ein schön geordneter Kreis von Künsten und Kenntnissen entstand, die das Leben des Menschen zur eigennutzlosen Beschäftigung seiner höhern Kräfte erhoben. . . Mit der Priorität ist zugleich die Originalität der griechischen Kultur ausgedrückt." Zwar seien manche Elementarbegriffe ihrer Wissenschaften, manche technische Regeln und Künste aus dem Orient gekommen, aber trotzdem (S. 20/21) „erscheinen sie gleich in ihren ersten Staatsvereinen und Verfassungen, in Sitten, in Sprache, in allem, was ein Volk charakteristisch unterscheidet, aus angestammter Natur so original, als jemals eines war; sie wußten auch dem von auswärts Entlehnten solch einen Stempel ihres Genius aufzudrücken . . . daß alles bald ihr Eigentum wurde". Dazu S. 114, wo der eigentümliche Glanz der griechischen Werke (der Poesie, Redekunst, Geschichtschreibung und Philosophie) hervorgehoben und zurückgeführt wird auf „die Priorität selbst, die einmal den zuerst schreibenden Völkern durch Gunst des Schicksals zu Teil geworden ist". Man vergleiche ferner noch in der „Vorlesung über die Enzyklopädie der Altertumswissenschaft" (herausgegeben 1831) S. 32, wo er die „unkultivierten" Völker von den „aufgeklärten" unterscheidet, unter diesen wieder die „originalen, d. h.

Digitized by Google

solche, die selbst ihre Kultur geschaffen", von den andern; „ein dergleichen Volk waren die Griechen"; es zeige sich dies in ihrer Sprache, und in den Werken der Beredsamkeit und Poesie, wo die „Originalität" bewirke, „daß die Kultur ein treuer Abdruck ihres Geistes und Charakters wird". Endlich heißt es in der „Vorlesung über d. Geschichte d. griech. Lit." (herausgegeben 1831) S. 5: „ein Umstand, der die griechische Literatur wichtiger, als jede andere macht", sei „daß sie eine originale Nation sind und daß hier das Maß der menschlichen Fortschritte in gelehrten Kenntnissen erkannt werden kann". „Dies Volk folgt der Natur, dem einzigen Lehrer." — Goethe, Geschichte der Farbenlehre (unter: „Betrachtungen über Farbenlehre und Farbenbehandlung der Alten"; Hempel 36 S. 83): „Zu dem gepriesenen Glück der Griechen muß vorzüglich gerechnet werden, daß sie durch keine äußre Einwirkung irre gemacht worden — ein günstiges Geschick, das in der neuern Zeit den Individuen selten, den Nationen nie zu Teil wird; denn selbst vollkommene Beispiele machen irre, indem sie uns veranlassen, notwendige Bildungsstufen zu überspringen." — M. S. Fr. Schöll, Geschichte der griech. Lit. I (Berlin 1828; übersetzt von Schwarze) S. I: Die Griechen, „begünstigt wie kein anderes Volk, durch ein glückliches Zusammentreffen von Umständen, durften, um in ihrer Bildung fortzuschreiten . . . nur sich ihrem Genius überlassen, welcher sie einen durchaus originellen Gang führte"; von der griechischen Literatur S. V: „Der unterscheidende Charakter der griechischen Literatur ist . . ihre Originalität." — E. Bethe, Der Lotse (1901) 444: „Gleich Gewaltiges hat kein Volk geleistet: die Schöpfung und allseitige Darstellung der ersten Menschen-würdigen, weil Menschen-bildenden und -erhebenden Kultur aus sich heraus ohne Vorbild und Muster"; derselbe, Einleitung in die Altertumswissenschaft von Gercke und Norden I (1910) S. 428: „Die griechische Literatur ist eine originale Schöpfung, wie ihre Kultur überhaupt." — C. Neumann, Byzantinische und Renaissancekultur (1903) 30: „Zwischen aller alten und — vom Mittelalter beginnend: neueren Geschichte besteht ein Hauptunterschied. Die antiken Völker genossen eine Art natürlichen Wachstums. Ihre staatlichen Einrichtungen, ihr Recht, die Religion, Sprache, Literatur und Kunst, alles ist aus einer Wurzel gewachsen, wenigstens in der Hauptsache gesehen. Mit dem Vorrücken der Zeiten aber wird die Menschheit älter, sie hat geerbt, sie trägt an ihrer Geschichte". — Gust. Glotz, La solidarité de la famille dans le droit criminel en Grèce (Paris 1904) S. 599: Nachdem er bemerkt, daß er von der rechtsvergleichenden Methode in weitem Umfang Gebrauch gemacht habe, betont er, daß das nicht bedeute „nier l'originalité d'un peuple si profondément original". — P. Cauer, Neue Jahrbücher f. das klassische Altertum 1904 II, 184: „In der geschichtlichen Entwicklung der Menschheit ist den Griechen auf den meisten Gebieten die Rolle der zuerst Suchenden und Findenden zugefallen. Daher haben ihre älteren sprachlichen Schöpfungen alle den Charakter von etwas Ursprünglichem" (er meint das V. und IV. Jahrhundert). Darin liege „etwas Einzigartiges" der Erzeugnisse des Geistes dieser Zeit, wenn sie auch nicht „absolut vollkommen" seien; vgl. denselben, Deutsche Monatsschrift 11 (1907) S. 535: Die Literatur des 5. und 4. Jahrhunderts sei „ein Mächtiges, Ursprüngliches". — F. v. Duhn, Pompeji (1906) 16: Im Gegensatz zum Hellenismus sei „das alte athenische Griechentum des Perikles und Phidias, des Sopho-

Digitized by Google

kles und Aristophanes ... die reinste Vervollkommnung eines in ungestörter national selbständiger Entwickelung vorwärts geschrittenen, einheitlichen, in sich geschlossenen Volkstums". — Paul Wendland, Universität und Schule (1907) 20: „beispiellose Fülle originaler geistiger Schöpfungen"; und weiter: die „nur auf griechischem Boden originalen .. Literaturgattungen".

B. Die Originalität auf einzelnen Kulturgebieten.

Im besonderen wird die Originalität der griechischen Literatur und Kunst hervorgehoben (s. schon unter A). Auch hier schwebt meist der Gedanke vor, daß es sich nicht um bloße Ursprünglichkeit, sondern um eine solche höherer Entwicklungsformen handle. — L. Friedländer, Erinnerungen, Reden u. Studien I 267/8 nach J. Grimm. — Fr. Cauer, Ciceros politisches Denken (1903) 141: „Die Griechen sind das einzige Volk gewesen und geblieben, das aus eigenem Erleben heraus dem Drang nach Schönheit und Wahrheit Gestalt gegeben hat"; S. 142: „Nur bei den Griechen waren Poesie und Kunst zugleich ursprünglich und formvollendet."

Am häufigsten hat man die griechische Literatur allein im Auge, namentlich die Dichtung. Dabei beachte man, daß bald ganz allgemein gesprochen wird, bald von dem Gegensatz zu den übrigen europäischen, oder endlich zu den modernen Literaturen. — Herder, Fragmente zur deutsch. Lit. 1. Sammlung III K. 14 (Cotta 1861/2, Bd. 18, 167; Suphan 2, 106/7): „weil die Literatur dieses Volks nie ein tyrannisches Urbild hatte, was sie nachahmte, so ward ihnen alles Fremde eigen, und alles Eigne gelangte in ihrer Hand zur eigentümlichen Vollendung ... diese zween Vorzüge ... den Adel des Ursprünglichen und das Herrenrecht des Eigentümlichen." — André Chénier, L'invention V. 10 redet die griechischen Dichter an: „Vos pas inventeurs ouvrirent les sentiers." — Welcker, Kl. Schr. IV (1861) S. 9 (v. J. 1841) nennt die griechische Literatur „einzig in der Weltgeschichte" u. a. auch deshalb, weil sie „in und aus sich selber erwachsen" sei. — Will. Mure, Critical history of the language and literature of Ancient Greece I² (Lond. 1854) S 127f.; 129: die griechische Literatur „arose in the bosom of the nation, and was matured by the unaided efforts of the native genius"; S. 135: „exclusive honour of creating and maturing a system of literary polity for civilised Europe; of having originated, classed, and regulated the various departments of composition"; vgl. 144. — E. Curtius, Altert. und Gegenw. I² 263 (1859): „die Griechen als die ersten Urheber einer großen und allseitigen Literatur". — Bergk, Gr. Literaturgesch. I (1872) S. 5: die griechische Literatur sei eine „ursprüngliche"; eine „wahrhaft originale Schöpfung". — J. Mähly, Geschichte der antiken Lit. I (1880) 9: die griechische Literatur sei „innerlich und äußerlich so selbständig, so durchaus original, wie kaum eine andere". — Christ, Griech. Literaturgesch.[1] (1889) S. 7 (= [4]5, fast gleich): Die griechische Literatur habe sich „fast ohne jeden fremden Einfluß, lediglich aus sich entwickelt". — M. Patin, Études sur les tragiques grecs. Eschyle[7] (Paris 1890) 1: „Ce caractère d'originalité qui la distingue de la littérature latine et de nos littératures modernes." — Paulsen, bei W. Lexis, Die Reform des höheren Schulwesens in Preußen (1902) S. 41: „Im besonderen kann der griechischen Literatur ein Vorzug niemals streitig

Digitized by Google

gemacht werden: sie ist Originalliteratur in einem einzigen Sinne, ihr gegenüber sind alle europäischen Literaturen Nachbildungen." — Fr. Leo, Die Originalität der römischen Literatur (1904) 6: „Es gibt nur eine im strengen Sinne originale Literatur auf der Welt, das ist die griechische; denn die Griechen haben die literarischen Gattungen gestaltet". — S. H. Butcher, Harvard lectures on Greek subjects (London 1904) S. 129: „Greek literature is the one entirely original literature of Europe"; sie schufen „almost every form of literary art"; vgl. 131, 136. — Wilamowitz, Kultur der Gegenwart I 8 (1905) S. 1: „Die griechische Literatur ist die einzige unserer Kulturwelt, die sich ganz aus sich selbst entwickelt hat; sie hat eine Fülle nicht nur vollkommener Kunstwerke, sondern fest geschlossener Kunstformen und Kunststile hervorgebracht, durch die sie Grundlage und Vorbild der europäischen und mancher außereuropäischen Literaturen geworden ist". — Rich. Jebb, bei L. Whibley, A Companion to Greek studies (Cambridge 1905) S. 140: die „klassische" Literaturperiode höre gegen das Ende des IV. Jahrhunderts auf. Bis dahin sei die griechische Literatur „creative" gewesen, d. h. ohne „pre-existing pattern"; „and this creative literature, throughout the course of its spontaneous and natural growth, was in touch with life". In dieser Zeit wurden (S. 140/1) „all the principal types of literature" geschaffen. (Doch will er [S. 141] die hellenistische Literatur deswegen nicht unterschätzen.) — R. Eisler, Allgem. Kulturgeschichte (1905) 122: „Die Dichtung der Hellenen ist durch und durch national, bodenständig."

Von der bildenden Kunst H. Brunn, Griech. Götterideale (1893) 1: „Die griechische Kunst bietet vom Anfang bis zu ihrer Vollendung das Bild einer organischen Entwicklung aus eigenster . . Kraft dar". — K. Woermann, Gesch. der Kunst I (1900) 271: „Von innen heraus hatte sie sich, nachdem sie die alten Einflüsse des Ostens verarbeitet, überall in durchaus organischem Wachsen und Werden entwickelt".

In Beziehung auf die Philosophie Fr. Schlegel, Gesch. der alten und neuen Litt. I² (Werke I 1822) S. 66: „In der Kunst und Poesie sind wir schon gewohnt, die Griechen zu bewundern, vielleicht hat sich aber ihr Geist in keinem andern Gebiete so tätig, so erfinderisch reich gezeigt, wie in dem der Philosophie. Selbst ihre Irrtümer sind lehrreich, weil sie überall Frucht des Selbstdenkens waren . . . sie mußten sich selbst überall den Weg bahnen und suchen." Vgl. Philos. Vorlesungen II (Werke Suppl. II²) S. 396: „reinste Originalität" (der griechischen Philosophie). — Rohde (bei Crusius, Erwin Rohde [1902] S. 254) (v. J. 1877) bezeichnet es als einen großen Vorteil der antiken Schriftsteller, daß „die . . . wichtigsten . . . Wahrheiten . . . damals noch ihres rechten Ausdrucks im Worte . . . harrten". — Eucken, Gesch. der philosoph. Terminologie (1879) S. 9/10 bezeichnet als „wesentliche Eigentümlichkeiten und Vorzüge der griechischen Philosophie" „die Ursprünglichkeit . . . und . . . Unabhängigkeit von äußeren Einflüssen". — A. Döring, Geschichte der griech. Philosophie I (1903) S. V betont die „naturfrische Unbefangenheit" der griechischen Philosophie. — Raoul Richter, Der Skeptizismus in der Philosophie I (1904) S. 3: „In Griechenland sind fast sämtliche philosophischen Grundrichtungen zum ersten Male ausgesprochen und in kühner Großzügigkeit ausgeführt worden".

Digitized by Google

2. Die selbständige Verarbeitung fremder Kulturelemente.

Um eine besondere Art der Selbständigkeit und Ursprünglichkeit — eine solche zweiten Grades gleichsam — handelt es sich, wenn man hervorhebt, daß die Griechen fremde Kulturelemente, die sie übernahmen, im eigenen Geiste verarbeitet haben. Wir geben hier überwiegend nur Stellenangaben, da dem Wortlaut meist keine Bedeutung zukommt, weil der Sinn durchweg der gleiche ist. — Als erster und wohl wirksamster Vertreter dieser Auffassung ist der Verfasser der pseudoplatonischen „Epinomis" zu nennen, c. 10, p. 987 D/E: „ὅ τί περ ἂν Ἕλληνες βαρβάρων παραλάβωσι, κάλλιον τοῦτο εἰς τέλος ἀπεργάζονται". Es handelt sich an dieser oft zitierten Stelle zunächst wohl nur um eine Äußerung des griechischen Nationalstolzes, nicht aber um eine Wertung auf Grund ausgedehnter geschichtlicher Beobachtungen. — Winckelmann, Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst (1755) S. 1: „alle Erfindungen fremder Völker kamen gleichsam nur als der erste Same nach Griechenland, und nahmen eine andere Natur und Gestalt an". — Herder, Auch eine Philosophie der Geschichte usf. [1774] (Cotta 1853/4 Bd. 27, S. 194; Suphan V 498/99). — W. G. Tennemann, Gesch. der Philosophie I (1798) S. 3, 9 (verweist auf die Epinomis). — Fr. Jacobs, Verm. Schr. III 455 (v. J. 1810). — Böckh, Kl. Schr. 4, 39 (1811): „accepta ab aliis formantes". — A. H. L. Heeren, Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt III 1[4] (Hist. Werke Bd. XV; 1826) S. 64. — Hegel, Vorles. über die Gesch. der Philosophie I[2] (1840; Werke XIII[2]) S. 168. — Fr. Theod. Vischer, Ästhetik II (1847) S. 239: „Dieses Volk . . . entwickelt sich durch eigene Tat organisch und diese Tat ist wesentlich Aufnahme von Bildungsmomenten aus dem Orient zu freier Umbildung auf der einen, Zurückweisung seiner überflutenden Macht auf der andern Seite". — K. Fr. Hermann, Lehrb. der gr. Privataltert.[1] 1852, S. 21 [= [5]1882, S. 42]); er führt auch die Stelle der Epinomis an. — M. Duncker, Gesch. des Altert. III (1856) S. 615. — E. Curtius, Gr. Geschichte I (1857) 61; III (1867) 387. — Cherbuliez, A propos d'un cheval (Genf 1860) 119. — Nietzsche, W. X (1903) S. 11 [1873]: „bewunderungswürdig in der Kunst, fruchtbar zu lernen". — L. Friedländer, Erinnerungen, Reden und Studien I 268 (v. J. 1866) (von der bildenden Kunst). — Bergk, Gr. Litteraturgesch. I (1872) 49 A. 35 (zit. die Epinomis). — Fr. v. Hellwald, Kulturgeschichte I[2] (1876) S. 327: „verarbeitet in arischem Geiste". — M. Carrière, Die Kunst im Zusammenhang der Kulturentwickel. II[3] (1877) S. 40. — H. Blümner, Das Kunstgewerbe im Altert. I (1885) S. 7. — Thomas H. Huxley, Soziale Essays (Deutsche Ausgabe 1897) S. 305 (Anm. 11 zu „Ethik und Entwicklung" II): „die Aufnahmefähigkeit des griechischen Geistes, seine Macht, alles zu hellenisieren, was er berührte". — P. Stengel, Griech. Sakralaltert. (in Müllers Handbuch der klass. Altertumswiss. 1890) S. 8, 10. — Rohde, Psyche[1] (1894) S. 104/5 (= I[4] S. 111/112). — Albr. Stauffer, Zwölf Gestalten aus der Glanzzeit Athens (1896) S. X. — H. O. Taylor, Ancient ideals I (New York 1900) S. 140. — Fr. Studnitzka, bei Dümmler Kl. Schr. I (1901) S. XIX. — A. Springer-A. Michaelis, Handbuch der Kunstgeschichte I[6] (1901) S. 73. — E. Drerup, „Hochland" 1905 S. 389. —

Digitized by Google

O. Gruppe, Gr. Mythologie u. Religionsgesch. I (1906) S. 3, 387. — U. Wilcken, Neue Jahrb. f. das klass. Altert. 1906 I S. 464. — P. Wendland, Die hellenistisch-röm. Kultur (1907) S. 55.

Dazu Allgemeiner Teil S. 46/47.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Die Anschauungen von der Eigenart der griechischen Kultur VII.

Der künstlerische Charakter der griechischen Kultur.

1. Die Bedeutung der Kunst im allgemeinen für die griechische Kultur.

A. Für die griechische Kultur im ganzen.

Die allgemeine Vorstellung, daß die Kunst eine besonders einflußreiche Stellung im griechischen Leben innegehabt habe, kann im einzelnen sehr mannigfach ausgedrückt sein, namentlich hinsichtlich der Art und Stärke dieses Einflusses. Das einzelne ergibt sich aus den Nachweisen selbst.

Herder, Auch eine Philosophie der Geschichte usf. [1774] (Cotta 1853/4, Bd. 27, S. 194; Suphan V 499) führt aus, daß die Samenkörner der Kultur zwar nach Griechenland gekommen, aber hier alles umgewandelt worden sei, „daß in jeder Art das 'Schöne' im eigentlichen Verstande des Worts ganz gewiß ihr Werk sei"; vgl. S. 202 (Suphan 507): „den leichten alles schön bildenden Griechen". Ideen zur Philos. d. Gesch. d. Menschh., 13. Buch, 2. Kap. (Cotta 1853/4, Bd. 29 S. 107): „Da also einmal [er meint: durch Homer] die griechische Kultur von Mythologie, Dichtkunst und Musik ausging, so ists nicht zu verwundern, daß der Geschmack daran ein Hauptstrich ihres Charakters geblieben, der auch ihre ernsthaftesten Schriften und Anstalten bezeichnet"; 15. Buch 3. Kap. S. 235/6: Es bilde „sich mit jeder Gesellschaft ein höheres Maximum zusammenwirkender Kräfte". Dieses „Ziel, auf welches sie [die Völker] ihre Bestrebungen richteten", sei verschieden. „Die Kultur der Griechen, insonderheit Athens, ging auf ein Maximum des Sinnlich-Schönen, sowohl in der Kunst, als den Sitten, in Wissenschaften und in den politischen Einrichtungen". — Schiller, Brief eines reisenden Dänen (1785): „Die Griechen philosophierten trostlos, glaubten noch trostloser und handelten — ganz gewiß nicht minder edel als wir . . . Dieser Torso erzählt mir, daß vor zwei Jahrtausenden ein großer Mensch da gewesen, der so etwas schaffen konnte — daß ein Volk da gewesen, das einem Künstler, der so etwas schuf, Ideale gab — daß dieses Volk an Wahrheit und Schönheit glaubte, weil einer aus seiner Mitte Wahrheit und Schönheit fühlte — daß dieses Volk edel gewesen, weil Tugend und Schönheit nur Schwestern der nämlichen Mutter sind. — Siehe, Freund, so habe ich Griechenland in dem Torso geahnet"; bei W. v. Humboldt, Über das Studium des Altert. (1793) (Leitzmann I 269_1): „Die Kultur der Griechen war bloß ästhetisch und davon glaube ich, müßte man ausgehen, um dieses Phänomen zu erklären". Auch die „Götter Griechenlands" sind an dieser Stelle zu nennen; wenn es hier heißt: „Damals war nichts heilig als das Schöne" und von der „schönen Welt" gesprochen wird, die die Götter regierten, so soll damit allerdings in erster Linie die griechische

Digitized by Google

Religion als eine Religion der Schönheit gekennzeichnet sein; aber im weitern Sinne erscheint dadurch doch auch die ganze griechische Welt als eine Welt der Schönheit. Endlich führt Schiller im 10. Brief „Über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts" (1793/94) (Säkularausgabe XII, S. 36/37) aus, wie „ein hoher Grad und eine große Allgemeinheit ästhetischer Kultur" nicht „mit politischer Freiheit und bürgerlicher Tugend" vereinbar seien, und nennt als Beispiele die Zeiten des Perikles und Alexander; als damals „das goldne Alter der Künste herbeikam und die Herrschaft des Geschmacks sich allgemeiner verbreitete, findet man Griechenlands Kraft und Freiheit nicht mehr". — Goethe, Über die Parodie bei den Alten (1824; Hempel 29, 497 f.; Heinemann 26, 399 f.) sagt, indem er sich das Satyrspiel zu deuten sucht, das er nicht als Parodie fassen will: „Nein, bei den Griechen ist Alles aus einem Stücke, und Alles im großen Stil. Derselbe Marmor, dasselbe Erz ist es, das einen Zeus wie einen Faun möglich macht, und immer der gleiche Geist, der Allem die gebührende Würde verleiht" ... „Das Rohe, Brutale, Niedrige" werde „durch die Gewalt der Kunst ... emporgehoben." Er besitze eine kleine komische Maske aus Erz, die ihm „täglich das Anschauen von der hohen Sinnesweise" gebe, „die durch Alles, was von den Griechen ausgegangen, leuchtet". Hier mag auch jener Spruch erwähnt werden, den Goethe — als ein Zitat — in Anführungszeichen gibt, ohne daß es bis jetzt gelungen wäre, die Quelle nachzuweisen (Sprüche in Prosa bei Hempel 19, Nr. 257; Maximen und Reflexionen bei Heinemann 24, Nr. 427): „Unter allen Völkerschaften haben die Griechen den Traum des Lebens am schönsten geträumt". — Fr. Schlegel, Cäsar und Alexander (1796) (Werke IV, 1822, S. 263*): „Wie die Idee des Schönen das herrschende Prinzip und das göttlich Positive in der Kunst und im Leben der Griechen ist und aller hellenischen Bildung als der beseelende Mittelpunkt zum Grunde liegt" (so sei es in Rom die „Idee des Großen"). Derselbe, Die Griechen und Römer (1797, S. 106/7 = Minor I 125): „In Griechenland wuchs die Schönheit ohne künstliche Pflege und gleichsam wild. Unter diesem glücklichen Himmel war die darstellende Kunst nicht erlernte Fertigkeit, sondern ursprüngliche Natur". Vgl. S. 118 (= Minor 129): „Die griechische Schönheit war ein Gemeingut des öffentlichen Geschmacks, der Geist der ganzen Masse". Und endlich Gesch. der alten und neuen Lit. I² (Werke I, 1822) S. 141: „eine mehr auf die äußere Erscheinung des Lebens, auf das Schöne und die heitern Gestalten der Kunst gerichtete Geistesbildung". — Wir nennen neben ihm gleich A. W. Schlegel, der in seinen „Dramaturgischen Vorlesungen"² (1816) (Werke V S. 45) äußert: um ohne Kenntnis der Sprache in den „Geist der Griechen" einzudringen, sei das Studium „der Antike" — er meint die Plastik — das Beste. — Jean Paul, Vorschule d. Ästhetik (1804; 1. Teil, 4. Progr. § 16; Ausg. Wustmann IV S. 117): „ein Land, wo Alles verschönert wurde, von der Kleidung bis zur Furie"; „dieses schönheittrunkne Volk". — Fr. Jacobs, Verm. Schr. III 453 (v. J. 1810): „diese das Leben selbst durchdringende Liebe zur Kunst". — F. A. Krummacher, Das Wörtlein „Und" (1811) S. 38/39: „Das Schöne im Leben, begrenzt durch sinnliche Form, war das Ziel seines Strebens. Die Religion bei den Griechen war Kunst und die Kunst Religion"; vgl. S. 59. — Fr. v. Raumer, Vorlesungen über die alte Geschichte I (1821) 206: „wer Alles unter den Händen in Schönes verwandelt" (wie die Griechen, die dies

Digitized by Google

auch mit der Religion taten). — Heeren, Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt III 1[4] (1826) (Hist. Werke Bd. XV) S. VII: „Verschmelzung der Politik und Poesie (dies Wort im weitern Sinne mit Inbegriff der Kunst genommen), Verbindung des Himmlischen und Irdischen, wodurch sie eigentlich zu der einzigen Nation wird". — Hegel, Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte[3] (Werke IX[3], 1848) S. 293 (2. Teil, 1. Abschnitt): „die schöne Individualität, welche den Mittelpunkt des griechischen Charakters ausmacht". Er betrachtet dann „die besonderen Strahlen, in denen sich dieser Begriff realisiert". „Alle bilden Kunstwerke; wir können sie als ein dreifaches Gebilde fassen: als das subjektive Kunstwerk, d. h. als die Bildung des Menschen selbst, als das objektive Kunstwerk, d. h. als die Gestaltung der Götterwelt; endlich als das politische Kunstwerk, die Weise der Verfassung und der Individuen in ihr"; S. 295 (2. Teil, 2. Abschnitt): „Die Griechen machten sich selbst . . . zu schönen Gestaltungen". — Platen, Sonett 76: „da Griechenland der Schönheit ew'gen Schimmer — Auf alles, was bestand, gewußt zu breiten". Vgl. auch das Epigramm „Griechen und Briten": „Griechen erhoben den Jammer sogar in die Sphäre der Anmut". — W. Wachsmuth, Hell. Altertumskunde II 2 (1830) 310: „Bei den Hellenen war die Kunst in allen ihren Richtungen und Leistungen mit dem gesamten Volkstum aufs innigste verwachsen". — Fr. Hebbel, Tagebücher (Ausg. Werner Bd. I Nr. 1143 [1. Mai 1838]): „Die Kunst der Griechen war das Produkt der ganzen Volksbildung". — Feuerbach, Der vatikanische Apollo S. 275 (angeführt bei Ambros, Geschichte der Musik I [1862] S. 323 A. 1): „Ein Volk, dem die Kunst Natur ist" (empfinde mit der Stärke eines Naturvolkes). — Herm. Ulrici, Charakteristik der antiken Historiographie (1833) S. 358: (Es) „herrschte . . . die Kunst überhaupt im ganzen geistigen Leben des Altertums". — John, The Hellenes I (London 1844) S. 293: „essentially Greek, that is, essentially beautiful". — Fr. Theod. Vischer, Ästhetik II (1847) S. 235: „dies eben ist das eigentümlich Griechische, daß hier die Kunst in Alles drang, daß die Erscheinung der Griechen in allen Sphären das Schöne ebensosehr produzierte, als schönes Objekt war . . . die höchste Trunkenheit [der Genüsse] hielt noch das Band der Schönheit fest"; S. 237: „daß dies Volk solche Feste hatte, stempelt es zum schönen Volke". — E. v. Lasaulx, Studien des klass. Altert. (1854) 74: „Ihnen zuerst unter allen Völkern der alten Welt ist die Idee der Schönheit in jedweder Kunst und Wissenschaft geoffenbart worden". — Ed. Zeller, Die Philosophie der Griechen I[3] (1856) S. 53: die „Schönheit des griechischen Lebens", ebenso 111; II 1[2] (1859) S. 59: „die gesättigte Schönheit und die künstlerisch gebildete Form des griechischen Lebens", die „Poesie des griechischen Lebens" (Sokrates bilde einen Widerspruch gegen sie). — J. Burckhardt, Die Zeit Konstantins des Großen (1898[3]; 1. Aufl. 1853) 276: „Die Kunst im höchsten Sinne des Wortes war einst der Lebensatem des griechischen Volkes gewesen". — V. Cherbuliez, A propos d'un cheval (Genf 1860) S. 113: „la vie nationale que reproduisaient . . . les poëtes et les sculpteurs, était déjà elle-même de la sculpture et de la poésie". — H. Ahrens, in Bluntschlis Staatswörterbuch V (1860) S. 113: „die schöne Kunst, das eigentliche Gebiet des griechischen Genius"; vgl. S. 106: „das griechische Volk, welches . . . die wichtigsten Kulturelemente zu einem schönen Ganzen

Digitized by Google

vereinigte". — A. W. Ambros, Geschichte der Musik I (1862) 217: „ein wunderbarer Zauberhauch von Schönheit ist über Alles gebreitet, was das Volk der Hellenen hervorgebracht hat"; S. 218: „ein Volk ... das in jeder Regung durch den Rhythmus maßvoller Schönheit geleitet wurde". — Lotze, Mikrokosmus III (zit. nach der 5. Aufl. 1909; 1. Ausg. 1864) spricht S. 301 von dem „Leben in der Schönheit", das die Griechen führten; vgl. S. 296/7 über die künstlerische Gestaltung des Lebens; vom Staate S. 397: „So erschien ihnen der Staat ... als ein Kunstwerk der menschlichen Vernunft". Dabei macht Lotze noch eine einschränkende Bemerkung, S. 301/2; jenes Leben in der Schönheit habe bei den Griechen „ohne jede Vergötterung der Kunst" bestanden, „die unsern Zeiten so gewöhnlich ist; sie vergötterten die Schönheit, aber nicht die menschliche Tätigkeit ihrer Hervorbringung". — E. Curtius, Altert. u. Gegenwart I[3] 86 (1853): „Der Hellenen ganze Nationalität war ... auf die Kunst angelegt; das Schöne ... war ihnen ein Lebensbedürfnis"; III 171 (1869): die bildende Kunst habe „so zum Leben" gehört „wie die Natur" ... „sie ist der vollkommene Ausdruck des nationalen Lebens geworden" ... „der vollste Ausdruck der nationalen Gemütsart"; I[5] S. 373 (1869): „Die Griechen waren auch hierin ein Kunstvolk, ihre Stadt ein Kunstwerk". — C. Friederichs, Kunst und Industrie im Altertum (1871), zit. bei Iwan v. Müller, Die griechischen Privataltertümer[2] (1893) 50: „die das ganze Leben des Volkes durchdringende Atmosphäre der Schönheit". — Joh. Scherr, Allgem. Gesch. d. Litt. I[4] (1871) S. 86/87: hier sei dem menschlichen Organismus gegönnt gewesen ... „den glücklichen Versuch zu machen, gleichsam das ganze Leben künstlerisch zu gestalten". — Vor allem hat Nietzsche ursprünglich das Griechentum von seiten der Kunst zu erfassen gesucht. Ihm selbst erschien damals die Kunst als der Sinn der Welt und des Lebens: W. IX [1903] (1870) S. 82: „Einzige Möglichkeit des Lebens: in der Kunst"; S. 178: „Zweck der Welt ist ... der reine ästhetische Genuß"; S. 156 (1870/1): „die Natur strengt sich an zur Schönheit zu kommen" und schafft darum den „Genius", der wieder das höchste Kunstwerk hervorbringt; „Geburt der Tragödie" Vorwort (S. 18 [1886]; Ausg. 1903): „der Kunst als der höchsten Aufgabe und der eigentlich metaphysischen Tätigkeit dieses Lebens"; S. 45: „nur als ästhetisches Phänomen ist das Dasein und die Welt ewig gerechtfertigt"; so definiert er etwas später „Kultur" als „Herrschaft der Kunst über das Leben" (W. X, 1903, S. 245 [1873]); vgl. S. 188: Kultur könne „immer nur von der zentralisierenden Bedeutung einer Kunst oder eines Kunstwerks ausgehn". Auch hier, wie so oft, findet er bei den Griechen das Ideal verwirklicht. Er nennt (W. IX S. 80; dies und das Folgende aus 1870/1) „das Hellenentum die einzige Form, in der gelebt werden kann: das Schreckliche in der Maske des Schönen" und bezeichnet (S. 119) als „das Ziel der hellenischen Kultur" „die Verherrlichung durch die Kunst". Und zwar ist für ihn (S. 144) „das hellenische Leben in seinen wichtigsten Erscheinungen" „Vorbereitung für die Geburt des Genius", der (S. 146/7) das „dionysisch-apollinische Kunstwerk" — die Tragödie — schafft. Damit erfüllt der hellenische Wille (144f.) nur die Absicht der Natur, deren „Zielpunkt" der Genius ist (S. 147 und oben). Und neben der Erzeugung des Schaffenden geht die Ausbildung der Genießenden einher, S. 157: die griechische „Erziehung des Staates" sei „nichts als die Erziehung Aller zum

Digitized by Google

Genuß des Kunstwerks". Interessant ist zu sehen, wie Nietzsche, als er bald darauf daran ging, die griechische Philosophie, insbesondere die vorsokratische, zu erforschen und in sein Bild des Griechentums einzureihen, die Erscheinung dieser Denker mit der Vorstellung einer reinen künstlerischen Kultur in Einklang zu bringen sich genötigt sah: W. X S. 101 [1872]: „Der Philosoph unter Griechen" ... „der Nichtkünstler in einer künstlerischen Welt"; S. 102: „Metastase des tragisch-künstlerischen Triebes auf die Wissenschaft"; vgl. S. 106: „der künstlerische Trieb in der Verpuppung als Philosophie". (Dazu S. 118 über die Bändigung des Erkenntnistriebes zugunsten der künstlerischen Kultur.) In Wahrheit sprengte die Einbeziehung jener Philosophen diesen ganzen einheitlich-engen Rahmen. In etwas anderer, weiterer Fassung erscheint die Lehre von der zentralen Bedeutung des Künstlerischen im Griechentum in der „Fröhlichen Wissenschaft" (W. V, 1899, S. 11; ganz gleich auch W. VIII 209 [Nietzsche kontra Wagner]): „Sie verstanden sich darauf, zu leben: dazu tut not ... den Schein anzubeten, an Formen, an Töne, an Worte ... zu glauben".

Fr. v. Hellwald, Kulturgesch. I² (1876) 385: „Die Blüte der hellenischen Kunst ward auf Kosten der sonstigen sozialen und scientifischen Entwicklung erkauft". — M. Carrière, Die Kunst im Zusammenhang der Kulturentwickel. II³ (1877) S. VII: Von der Kunst empfange „alles sein Gepräge". — Theod. Vogel, Neue Jahrb. f. Philol. Bd. 118 (1878) II. Abteil. S. 411: „kein Volk der Geschichte" habe „nach der vorherrschenden Richtung seiner Entwicklung" sich so wie die Griechen entwickelt „nach den ewigen Gesetzen der Schönheit". — Dubois-Reymond, Kulturgeschichte und Naturwissenschaft (1878) S. 19 nennt die antike Kultur — im Grunde meint er die griechische — „wesentlich ästhetisch"; vorher (S. 11 f.) reiht er die Griechen in das „spekulativ-ästhetische Zeitalter" ein — was doch wesentlich ein weiterer Begriff ist. — Ed. von Hartmann, Das religiöse Bewußtsein der Menschheit (1882) S. 111: „Hellas ist das klassische Land der Schönheit"; S. 131: „die ästhetische Vergeistigung des natürlichen Daseins". — Renan, Souvenirs d'enfance et de jeunesse (Paris 1883) (Prière sur l'Acropole) S. 59/60: „à côté du miracle juif venait se placer pour moi le miracle grec, une chose qui n'a existé qu' une fois ... un type de beauté éternelle". — H. Brunn, Kl. Schr. I 53 [v. J. 1884] geht von dem Satze aus, „daß der Kultus des Schönen das Leben der Hellenen nach allen Richtungen durchdrungen" habe, und sucht zu beweisen, daß „dieser Kultus seinen höchsten Triumph feiern mußte in der Verklärung des Entsetzlichen und Häßlichen durch die ewigen Gesetze der Schönheit". Vgl. S. 67. — Neumann-Partsch, Physikal. Geographie von Griechenland (1885) S. 39: „ein völliger Kultus des Schönen bildete sich im öffentlichen wie im Privatleben". — Rohde bei Crusius, Erwin Rohde (1902) 135 (v. J. 1886): die Hervorbringungen der griechischen Kultur hätten nicht der Abwehr des Störenden [wie die moderne Kultur], sondern der „freien Hinstellung des Schönen in der Kunst" gedient. Aber es sei auch bei den Griechen eine Zeit gekommen, wo der Geist „seinen Lebenshalt suchte in der ... Wissenschaft". — Mommsen, Röm. Gesch. I⁸ (1888) 29: „Die ideale Welt der Schönheit war den Hellenen alles und ersetzte ihnen selbst bis zu einem gewissen Grade, was in der Realität ihnen abging". — V. Duruy, Hist. des Grecs [Nouv. éd. ill.] III (Paris 1889) 644:

Digitized by Google

„ce culte du beau, qui fut la seconde religion de la Grèce". — K. Köstlin, Geschichte der Ethik I 1 (1887) S. 121: „die möglichst schöne Gestaltung des Menschlichen" sei von den Griechen als das Höchste empfunden und erstrebt worden. — Chantepie de la Saussaye, Lehrbuch der Religionsgeschichte II (1889) S. 60: Die Griechen haben „das ganze Leben künstlerisch zu verklären gesucht". — H. St. Chamberlain, Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts (1899) S. 63 führt aus, daß die „gesamte Kultur" der Griechen „auf einer künstlerischen Grundlage" ruhe. „Das freischöpferische Werk menschlicher Phantasie war ... der Ausgangspunkt ihres so unendlich reichen Lebens ... Alles strahlt von diesem Werk aus, und alles findet sich in ihm, wie in einem ... Mittelpunkt wieder. ... In diesem Mittelpunkt steht Homer"; vgl. S. 71: „Der poetische Urborn"; S. 72: „So lange die Kunst ... blühte, schlug die Leuchte des Geistes auf allen Gebieten hoch zum Himmel empor" (dazu S. 73, 74); S. 55 A. 3: Bei den Griechen sei „der Angelpunkt des 'Menschwerdens'" die Kunst. Daneben geht aber bei ihm auch eine weiter gefaßte Vorstellung einher, das Griechentum beruhe auf einem „Schöpferischen und — in einem weitesten Sinne des Wortes — ... Künstlerischen" (S. 76); er nennt es das „Gestalten", S. 77; vgl. auch S. 82; wieder etwas anders S. 62, wo aus der „schöpferischen Freiheit", die er aber auch Kunst nennen will, griechische Kunst, Philosophie und Wissenschaft abgeleitet wird. Als selbständige Grundrichtungen des griechischen Lebens werden endlich S. 606 Kunst und Wissenschaft genannt: das griechische Leben sei „im künstlerischen Schauen und in der wissenschaftlichen Beschäftigung mit der empirischen Welt" aufgegangen. — Wilczek bei Helmholt, Weltgesch. IV (1900) S. 19: ein „Kultus des Schönen, der bei keinem andern [Volke] zu so allgemeiner und herrlicher Blüte gelangt ist". — K. Woermann, Gesch. der Kunst I (1900) 272: „Die Kunst saß den Griechen tief im Blut. Sie hatten schon angefangen, ihr Leben zu einem Kunstwerk zu gestalten, als ihre Hände noch nicht imstande waren, dem Auge zu folgen". — Herm. Schiller, Weltgesch. I (1900) 376: „Die ideale Welt des Schönen war den Griechen Alles". — H. O. Taylor, The classical heritage of the middle ages (New York 1901) S. 20: Der Grieche wollte „beauty in all things"; er besitze „artistic love of beauty in the visible world and in the world of spirit"; vgl. S. 21: „the love of beauty entered life's small details"; dazu derselbe, „Ancient ideals" (das. 1900) I 153/4 und 253. — Bernarda v. Nell, Preuß. Jahrb. 1901 Bd. 105, 434: „die Schönheit ... war die Frömmigkeit des griechischen Heidentums"; S. 437: „Nur einmal, nur bei den Griechen, war es die Kunst, die das königliche Szepter führte"; S. 435: „aus dem Borne der Kunst haben die Griechen dies alles geschöpft" (daß sie „fromm, heiter und stark" seien); S. 434: „die liebenswürdigen Künstler ... des fröhlichsten Lebensgenusses". — C. Neumann in Spemanns Goldenem Buch der Kunst (1901) Nr. 32: „die gesamte Bildung und Auffassungsweise der Griechen" sei „eine vorwiegend künstlerische" gewesen, während seitdem „bei allen Kulturvölkern sich andere wichtige und wichtigere Bildungskreise daneben erhoben haben, z. B. die religiöse, die wissenschaftliche Bildung, welche die Kunst nur als eine Kulturerscheinung neben anderen gelten lassen"; vgl. auch Nr. 33: „In Griechenland verschlang die künstlerische Begabung jede andere, und die auf Verstandesübung und nüchternem Wirklichkeitssinn erwachsende Wissen-

Digitized by Google

schaft entstand oder verbreitete sich viel zu spät, um das sinnlich naive und poetische Erfassen der Dinge wesentlich zu korrigieren oder gar zu unterdrücken". — Pöhlmann, Gr. Geschichte im neunzehnten Jahrhundert (1902; auch in der Beilage zur Allgem. Zeit. 1902) S. 4: „einer im eminenten Sinne künstlerischen Kultur". — Th. Reinach, L'histoire par les monnaies (Paris 1902) S. 9: die Griechen seien gewohnt gewesen, „de donner un caractère artistique à tous les objets d'usage"; es sei dies einer der Züge, in denen sich „les tendances idéalistes de cette race privilégiée" enthüllen. — Antonio Caccianiga, La vita campestre[3] (Milano 1902) S. 8: „l'amore del bello coltivato con gloria immortale dai Greci, non si limitava alle arti". — Ad. Müller, Ästhetischer Kommentar zu den Tragödien des Sophokles (1904) 478: „der Künstlergeist dieses Volkes, dem sich alles in Schönheit und Harmonie auflöste". — Lübke-Semrau, Grundriß der Kunstgeschichte I[13] (1904) 312: „Die Griechen waren ein Volk der Kunst, die Römer ein Volk der Politik". — D. Lampsas, Die künstlerische Erziehung der athenischen Jugend im 5. und 4. Jahrhundert v. Chr. (Aus dem pädagogischen Universitätsseminar zu Jena 11 [1904]) S. 8: „Der Grieche suchte überall das Schöne, überall schaffte er es, überall forderte er es". — H. Landsberg, Die moderne Literatur (1904) S. 19 nennt als „harmonische Kunstepochen"; „wo die Kunst das Leben . . . in feste Linien gezwungen hat", Antike und Renaissance. — Lucka, Preuß. Jahrb. Bd. 121 (1905) S. 395: „das ästhetische Element", „das die ganze antike Kultur durchtränkt" und „auch allem hellenischen Denken sein Stigma aufdrückt". — Fr. Berolzheimer, System der Rechts- und Wirtschaftsphilosophie II (1905) S. 82: „Zentralpunkt der griechischen Kultur ist der Mensch . . . sofern er Gegenstand des ästhetischen Interesses ist". — E. Drerup, „Hochland" 1905 S. 389: „das klassische Zeitalter der Griechen, die glänzendste Verkörperung einer harmonisch abgeschlossenen, künstlerischen Kultur" (vgl. S. 392: „die künstlerische Kultur des 5. und 4. Jahrhunderts"). — Berlepsch-Valendàs, Das künstlerische Leben der Japaner (Der Orient. 1905) S. 1 schildert die Stellung der Kunst in Japan; sie sei eine wesentlich andere als in Europa und Amerika, aber „die gleiche Kulturmacht, die sie einst in Hellas gewesen ist"; jeder Japaner habe „eine ausgeprägt künstlerische Ader in sich"; die Kunst sei ein „allgemein wirkendes wahres Lebenselement"; „sie spielt in alle Lebensverhältnisse hinein". — Ant. Hirsch, Die Frau in der bild. Kunst (1905) S. 18: „in diesem Lande atmet alles Schönheit; Natur und Mensch erkennen sie als ihr oberstes Gesetz". — Otto Pfleiderer, Religion und Religionen (1906) 162: „der Sinn für Maß und Ordnung, für Klarheit und Schönheit. Diese künstlerische Veranlagung war das Charisma der Griechen, das sich auch in ihrer Religion und Philosophie immer bewährt hat". — M. Neuburger, Geschichte der Medizin I (1906) S. 128: Das Corpus Hippocraticum enthülle „auf einem Teilgebiet die ganze Schönheit ... des Griechentums". — Rich. Bürkner, in „Schaffen und Schauen" II (1909) S. 257: „weil . . . das gesamte geistige Leben seine Verklärung durch das Schöne fand"...; „wie allbeherrschend diese griechische Art des Schönheitskultus gewesen ist". — Jul. Hart, Gesch. der Weltlit. I (ohne Jahreszahl) 204: „die Kunst wird hier zu einer . . . unbeschränkten Fürstin im Reiche des Geisteslebens".

Mit Beschränkung auf Athen Fr. Jacobs, Verm. Schr. III 397 [1808]:

Digitized by Google

„Hier [in Attika] wurde zuerst die Kunst der Mittelpunkt aller Bestrebungen". — Ed. Meyer, Gesch. des Altert. IV (1901) 97: „Überhaupt hat niemals wieder . . , ein Staat, der zugleich große politische Aufgaben erfüllen mußte, die Kunst so in den Mittelpunkt des gesamten Volkslebens gestellt" (wie das perikleische Athen); S. 167: „Nirgends so wie hier ist die Kunst eine Sache des ganzen Volks."

B. Der künstlerische Charakter der griechischen Religion.

Von einzelnen Gebieten der griechischen Kultur war es namentlich die griechische Religion, in der man ein künstlerisches Element besonders wirksam fand, ja die man oft gern als die „Religion der Schönheit" bezeichnete. Bald hat man dabei die griechische Religion im allgemeinen, bald bestimmte Zeitalter im Auge (s. auch A). — Zuerst ist hier wohl Lessing zu nennen, wenn auch bei ihm diese Auffassung noch nicht in eine unmittelbare Formel gebracht erscheint. Aber er meint doch ungefähr das Gleiche, wenn er („Wie die Alten den Tod gebildet", Schluß; 1769), auf Grund seiner Vorstellung von dem „alten heiteren Bild des Todes" in der Antike ausspricht: „Nur die mißverstandene Religion kann uns von dem Schönen entfernen". Also genügte eben dieser Forderung die griechische Religion. — Über Schiller oben S. 246/7. — Als die „Religion der Kunst" bezeichnet die griechische Religion Hegel, Vorlesungen über die Ästhetik II (Werke X 2, 1837) S. 13, 17. — Ed. Zeller, Die Philosophie der Griechen I^2 (1856) S. 39: „ästhetischer Charakter seiner Religion" (vgl. S. 37). — Joh. Scherr, Geschichte der Religion I^2 (1860) 153: „Der griechische Genius" habe „seiner Natur gemäß nach einer künstlerisch-humanistischen Durchbildung . . . des ganzen Glaubenskreises" gestrebt; S. 198: „die hellenische Religion" habe „eben nur die Bedeutung eines Kunstwerkes" gehabt. — Ferd. Bender, Gesch. der gr. Lit. [1886] 9: „mehr das Produkt einer künstlerischen Tätigkeit". — H. St. Chamberlain, Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts (1899) S. 101: der „kunstbeseelten Religion". — A. Baumgartner, Geschichte der Weltlit. III (1900) S. 11/12: kein Volk habe in gleichem Grade die Kunst mit der Religion verschmolzen. — A. Mosso, Mens sana in corpore sano (Mail. 1903) S. 4: „la religione della bellezza". — Rich. Fritzsche, Neue Jahrb. f. das klass. Altert. 1904 I S. 545: Die griechische Religion sei „ästhetisch verkümmert"; vgl. S. 625. — Auf Hegel berufen sich Otto Pfleiderer, Religion und Religionen (1906) S. 163 und Georg Brunner, Die religiöse Frage im Lichte der vergleichenden Religionsgesch. (1908) 44, indem sie von der „Religion der Schönheit" sprechen. — J. Kärst, Gesch. des hellenist. Zeitalters II 1 (1909) 205: „der eigentümlich künstlerische Charakter der griechischen Religion", vgl. S. 204.

Unter Beschränkung auf eine bestimmte Periode Chr. Petersen, bei Ersch und Gruber, Allgemeine Enzyklopädie I, Teil 82 (1864) S. 154f.; in der „6. oder hellenischen Periode" der griechischen Religion — also in ihrer wichtigsten Zeit — ist sie für ihn eine „Religion der Schönheit". Ähnlich spricht O. Gruppe, Gr. Mythologie und Religionsgesch. II (1906) S. 972f. von der „Ausbildung der griechischen Religion durch die Kunst" in der „Blütezeit"; er zitiert beistimmend Schiller und betont S. 973 die Eigenart dieser Seite der griechischen Religion.

Digitized by Google

C. Der künstlerische Charakter der griechischen Wissenschaft.

Nicht selten schreibt man auch dem griechischen Denken, ja der griechischen Wissenschaft einen künstlerischen Grundcharakter oder doch ein solches Element zu; dabei werden bald die Vorzüge, mehr aber die Nachteile hervorgehoben. — Al. Riehl, Zur Einführung in die Philosophie der Gegenwart (1903) S. 17 erklärt die Tatsache, daß das griechische Denken nicht induktiv gewesen sei, aus „der besonderen Ausstattung des griechischen Geistes, seiner vorwiegend künstlerischen Natur“ ... „Der griechische Denker überträgt die Ideen des Geistes unmittelbar auf die Anschauungen der Sinne. Er verhält sich zu den Dingen spekulativ“; S. 17/18: „Wie er die den Zahlen und Raumverhältnissen innewohnende Gesetzlichkeit als etwas seinem künstlerischen Sinn Verwandtes empfindet, so scheint ihm die Welt draußen in der Harmonie ihrer Verhältnisse, der Schönheit ihrer Maße jene innere Gesetzlichkeit wiederzuspiegeln.“ — Alfr. Fouillé, Esquisse psychol. des peuples europ.[2] (Paris 1903) 23: „Artistes en pensée, comme ils l'étaient pour tout le reste“; S. 29/30: „Ce peuple dialecticien et artiste devait aboutir à la sophistique“. — M. Scheler, Beilage zur allgem. Zeitung 1904, 12. Februar, S. 275 führt aus, daß die griechische Wissenschaft unfruchtbar geblieben sei, weil „das bilderfrohe Volk“ das Verhältnis des erkennenden Geistes zur Natur unter der Analogie des Bildes ergriffen habe. — Eucken, die Lebensanschauungen der großen Denker[7] (1907) S. 131: „Die enge Verbindung von Wahrheit und Schönheit, von durchdringendem Erkennen und gestaltendem Schaffen, worin die griechische Arbeit gipfelt“ (vgl. S. 111: „die künstlerische Grundanschauung des Griechentums“). — Rich. Fritzsche, Neue Jahrb. f. d. kl. Altert. 1904 I 626f. über den ästhetischen Charakter der griechischen Wissenschaft. (Vgl. auch S. 628.) — M. Neuburger, Geschichte der Medizin I (1906) 133: „jener Künstlersinn ... belebt ... auch das wissenschaftliche Streben der Griechen“; es „sucht auch der Forscherdrang das Wesen der Dinge mittels plastischer Konzeption zu ergründen, bevor noch eine annähernd genügende Menge kritisch geprüfter Einzelfakten ein grundlegendes Gesetz durchschimmern läßt“. — Vgl. auch unter A.

2. Die Bedeutung einzelner Zweige der Kunst für die griechische Kultur.

A. Der Dichtung.

Statt von der griechischen Kunst im allgemeinen wird nicht selten von bestimmten Zweigen Ähnliches ausgesagt. So von der Dichtung. Herder, Über die Wirkung der Dichtkunst auf die Sitten usf. (1778) (Cotta 1861/2, Bd. 24, 361f.; Suphan Bd. 8, 370f.): „Alles, was sie bei den Nachbarn sahen, von den Ausländern lernten, faßten sie ... als Gedicht, als schöne Weise“ (S. 361; Suphan 370); „die Götter der Ägyptier wurden bei ihnen schöne, dichterische Wesen“ (ebenda); „der Geschmack ihres Lebens konnte dem Gange ihrer Dichtkunst voll Götter und Helden nicht unähnlich werden“ (das.; Suphan 370/1); „aus Homer holten sie Sittlichkeit, Kunst und Weisheit“; dies nennt er den „dichterischen Charakter der Griechen“ (362; Suphan 371); „der feine Blick, das leichte, richtige, natürliche Verhältnis in Allem

Digitized by Google

[bei Homer] wurde auch ihr Blick" (ebend.); S. 362 (Suphan S. 371/2): „Daß in diesem dichterischen Charakter der Griechen alles zu bewundern und nachzuahmen sei, will ich nicht sagen. Offenbar ward hiemit Manches zu sehr schaugetragen, alles zu flüssig und leicht gemacht. Die Religion ward auch, der Wirkung und dem Werte nach, Mythologie ... die Staatsweisheit Rednerei, die Philosophie Sophistik. Wahrer Wert verlor sich mit der Zeit aus allem, und es blieb schönes Spielwerk, bunte Oberfläche übrig"; S. 363 (Suphan S. 372): „Ihr Charakter, ihr Kriegs- und Nationalglück war also auch nur ein Gedicht, d. i. eine schöne Fabel". — Eingeschränkter F. Schlegel, Über die weiblichen Charaktere in den griech. Dichtern (1794; Minor I, S. 29): „Die Poesie war bei ihnen einheimisch ... ein Teil ihres Charakters selbst". — Jean Paul, Vorschule der Ästhetik (1804) 1. Teil, 4. Progr. § 16 (Ausgabe Wustmann IV S. 115): „eine poetische Wirklichkeit". — M. Patin, Études sur les tragiques grecs. Eschyle[7]. (Paris 1890) 2: „un intérêt poétique se mêlait aux actes les plus sérieux, aux détails les plus vulgaires de leur existence. La poésie était chez eux dans les mœurs et dans les institutions". — Vgl. auch unter 1 A, S. 246 f.

Im besonderen die Tragödie erscheint als der eigentliche Ausdruck des hellenischen Geistes bei Nietzsche (oben S. 249). Vor ihm schon ähnlich J. L. Klein, Geschichte des Dramas I (1865) 49 f.; besonders S. 51: „diese gegenseitige Durchdringung der beiden, im attischen Drama, als dem vollkommensten Gestaltungsausdruck des hellenischen Geistes und der hellenischen Kunst, tiefsinnig verschmolzenen Kunststimmungen: Apollinischer Erleuchtung mit Dionysischer Gemütstrunkenheit". Ob hier eine Beeinflussung oder ein zufälliges Zusammentreffen vorliegt, möchte ich nicht entscheiden; möglich und bis zu einem gewissen Grade wahrscheinlich ist das erstere gewiß.

B. Die Bedeutung der Musik in der griechischen Kultur.

Namentlich wird auch die Bedeutung der Musik für das griechische Leben betont. So z. B. von Limburg Brouwer, Hist. de la civilisat. morale et religieuse des Grecs IV (1838) 442 f.; Bergk, Griechische Literaturgeschichte II (1883) 122; Burckhardt, Gr. Kulturgesch. I 119, III 138, 151 f. — Bei Musikhistorikern erscheint die Musik als der Mittelpunkt des griechischen Lebens, wobei freilich die weitere Bedeutung des antiken Wortes nicht immer ganz ferngehalten ist: O. Fleischer, Zeitschrift der internationalen Musikgesellschaft 1899, S. 49 und 50 bestreitet, daß die bildenden Künste „im Brennpunkte des hellenischen Geistes- und Kulturlebens" gestanden hätten; das sei vielmehr die Musik. „Ursprünglich und im Grunde war diese Kultur musikalisch. Sie blieb es im innersten Wesen bis zu den Zeiten ihres Niederganges". — A. Möhler, Geschichte der alten und mittelalt. Musik (1900) S. 22: „Bei den Griechen war Musik der Inbegriff der gesamten Entwicklung des geistigen Lebens". — H. Riemann, Handbuch der Musikgeschichte I 1 (1904) nennt S. 4 „den Gesamtgeist, der das Hellenentum beherrscht, einen künstlerischen", S. 2: „wie die Kunst überhaupt", so habe „besonders auch die Musik im öffentlichen Leben der Griechen eine seither nicht wieder erreichte bedeutsame Rolle" gespielt. — Friedr. Spiro, Gesch. der Musik (1907) S. 13: Die Musik habe „im Zentrum des Lebens der Nation" gestanden.

Digitized by Google

Von einer bestimmten Zeit Wilamowitz, Die Kultur der Gegenwart I 8 (1905) S. 28: „Im Leben eines Volkes hat ja die Musik niemals eine so große Rolle gespielt wie bei den Hellenen dieser Zeit“ (der Epoche des Terpander, der Sappho usf.).

C. Die Bedeutung der Spiele.

Die „Spiele“ betrachtet Fr. Schlegel als charakteristisches Merkmal griechischen Daseins, Der Epitaphios des Lysias [1796] (Minor I S. 182): „Die Hellenen waren ein spielendes Volk“; Die Griechen und Römer (1797, S. 105 = Minor I 125): Die „Heiligkeit schöner Spiele und diese Freiheit der darstellenden Kunst sind die eigentlichen Kennzeichen echter Griechheit“. — Im besonderen der Tanz ist wiederum in den Vordergrund gestellt worden von Alb. Dresdner, Der Weg der Kunst (1904) S. 282: Das Leben des griechischen Volkes sei nichts anderes, „als die Verwirklichung ... des nationalen Schönheitsideals in Körper und Geist, in Staat und Familie, in Handel und Wandel, in Kunst und Wissenschaft“, und zwar sei (S. 317) „ihre ganze Kunst die eines tanzenden Volkes“.

3. Die Bedeutung der „Form“ für die griechische Kultur.

Nur eine Variante der Lehre von der Herrschaft der Kunst im griechischen Leben liegt vor, wenn der „Form“ eine ähnlich zentrale Bedeutung zugeschrieben wird. — J. J. Honegger, Katechismus der Kulturgeschichte[2] (1889) S. 75 führt den Gegensatz von Antik und Modern u. a. auf den weiteren zurück: „Vorherrschen des formal-sinnlichen und ... des gedanklichen Elementes“, „Zeitalter der Äußerlichkeit (Form) und der Innerlichkeit (Inhalt)“; vgl. S. 76: „Die Hauptarbeit des Altertums“ sei „ganz überwiegend formschaffend ... daher geht die bei weitem überherrschende Richtung der Alten auf Ausbildung der Kunst“. Diese Unterschiede findet er „in allen Lebens- und Denkformen“, besonders in der Religion, ihrer „Veräußerlichung“ und ihrem „sinnlich-plastischem Kultus“. — J. Kärst, Hist. Zeitschr. 1899 S. 206: „Die Form hat für das staatliche, wie geistige Leben der Hellenen eine ungeheure Bedeutung; ihrem Einflusse verdanken wir die wunderbaren, klassischen Kunstschöpfungen ... ihre Kraft zeigt sich in der reichen Gliederung eines freien Verfassungslebens und ebenso in der mannigfaltigen und feinen Gestaltung des Denkprozesses, aber im Zusammenhange hiermit steht zugleich eine einseitige Schätzung und Überschätzung der Verfassungsformen für das staatliche, der logischen Formen für das geistige Leben, und wir brauchen nicht erst in die Zeiten des sinkenden Altertums, der verfallenden Freiheit, die ganz unter dem Zeichen der Rhetorik und des Formalismus stehen, hinabzusteigen, um zu ermessen, was die Form für die hellenische Kultur bedeutete“. — A. Bartels, Geschichte der deutschen Literatur I (1901) S. 2 nennt die Kultur der „arischen“ „Mittelmeervölker“ eine „Kultur ... der Form“.

4. Der plastische Charakter der griechischen Kultur.

A. Im allgemeinen.

Im weiteren ist hier die — bereits oben S. 161 erwähnte — Anschauung zu nennen, nach der der „plastische“ Sinn und daher „plastische“

Digitized by Google

Kulturschöpfungen die Griechen charakterisieren. Im Grunde liegt hier, wie wir sahen, in der Hauptsache eine Übertragung der neuzeitlichen Wertung der griechischen Plastik auf die Griechen selbst vor, im weiteren eine Verallgemeinerung dieses vorausgesetzten plastischen Kunstideals der Griechen zu einem plastischen Lebensideal. Tatsächlich spielte ja selbst innerhalb der griechischen Kunst die Malerei im ganzen eher die überragende Rolle. — Welcker, Kl. Schr. III 332 (1834): „Was die Griechen auszeichnet, ihrer Mythologie und Poesie den höchsten Wert gibt und ihre ganze Bildung durchdringt, das Plastische, tritt in den Werken der Künste, die von ihm den Namen haben, in größerer Anschaulichkeit und Fülle hervor als in allem Übrigen." — Max Duncker, Gesch. des Altert. III (1856) S. 7 spricht von dem „besonders ausgeprägten plastischen Charakter" der „Menschen, ihres Verkehrs und ihrer Werke". — A. W. Ambros, Geschichte der Musik I (1862) 220: die Plastik drücke „das Wesen des griechischen Geistes am schärfsten und reinsten" aus; ihre Architektur, Malerei und Dichtung zeige „ein reinplastisches Gepräge"; 221: Die Plastik sei die „eigentliche klassische, die Musik die eigentlich romantische Kunst". Die Musik der Griechen sei ebenfalls plastisch, soweit Musik das zu sein vermöge. — Taine, Philosophie de l'art I[11] 75: „La statuaire est l'art central de la Grèce . . . aucun n'a si bien exprimé la vie nationale". — Bergk, Griech. Literaturgesch. I (1872) S. 30: „In allem . . . was der griechische Geist geschaffen hat, offenbart sich ein entschieden plastisches Talent". — Rud. Nicolai, Griech. Literaturgeschichte I (1873) S. 5: „die plastische Ruhe" (des griechischen Lebens) sei „nur durch politische Umwälzungen vorübergehend gestört" worden. — M. Carrière, Die Kunst im Zusammenhang der Kulturentwickel. II[3] (1877) S. VII: im klassischen Altertum sei die Plastik „die tonangebende Kunst". Ihre Eigentümlichkeit zeige sich in Architektur, Malerei, Poesie, Musik, in den Charakteren der großen Männer, in der Ordnung des öffentlichen Lebens und in der Religion. Vgl. S. 15 (wo außerdem noch die Wissenschaft genannt ist). — J. Zeitler, Nietzsches Ästhetik (1900) 47: der Genius der Griechen sei „wesentlich bildnerisch veranlagt. Im griechischen Leben spielte der Gesichtssinn die hervorragendste Rolle. Der Grieche besaß ein ungemein feines Gefühl für das sinnlich Schöne; seine ganze Phantasie war auf das körperhafte Sehen angelegt . . . Die plastischen Vorstellungen beherrschten . . . das griechische Leben im höchsten Maße"; dazu S. 48 und S. 109. — Lübke-Semrau, Grundriß der Kunstgeschichte I[18] (1904) S. 169: „Die Phantasie der Griechen war, wie selbst das Gepräge ihres Tempelbaues beweist, eine vorzugsweise plastische". — L. Ziegler, Der abendländische Rationalismus und der Eros (1905) 28: „der plastisch-künstlerische Sinn der Griechen"; „das innerste Wesen der griechischen Kunst" sei „überall ein plastisches Schauen"; vom griechischen Denken S. 29: „im Volke der absoluten Plastik und der absoluten Anschaulichkeit" habe nur die intellektuale Anschauung zur erkennenden Methode werden können (Plato ist gemeint); S. 30: „plastische Ruhe und Kraft" der Philosophie „in der guten Zeit"; mit Aristoteles trete der Verfall ein; dieser verleugne (S. 31) „die intuitive Methode der Plastik".

Digitized by Google

B. Der plastische Charakter der griechischen Kunst.

Oft bezieht man den „plastischen" Charakter des Griechentums besonders auf seine Kunst im weitern Sinne des Wortes. A. W. Schlegel, Dramaturgische Vorlesungen[2] (1816) (Werke V S. 10): „Der Geist der gesamten antiken Kunst und Poesie ist plastisch, so wie der modernen pittoresk". — Böckh, Enzyklopädie 274: „Die spezifische Eigentümlichkeit der griechischen Kunst ist . . ihre plastische Form; sie besteht darin, daß alle künstlerischen Ideen in festen, individuell abgerundeten, objektiven Gestalten dargestellt werden" (der Gegensatz des Plastischen sei das Romantische, nicht das Klassische); S. 275: „Da der plastische Charakter in der Plastik selbst normal ist, haben die Alten in dieser auch das Höchste erreicht und für alle Zeiten unübertreffliche Muster geschaffen". Dagegen habe der antiken Malerei die romantische Fernsicht gefehlt; am meisten stehe die Musik zurück; „in der perikleischen Zeit näherte sie sich dem modernen Stil; aber dies wurde als Entartung angesehen". In der Poesie sei „das Epos, die objektivste Gattung, von den Griechen ebenfalls in der vollkommensten Reinheit des Stils ausgebildet . . . In höchster Vollendung aber erscheint der plastische Charakter in der Tragödie". Vgl. dazu S. 461 (= 479[2]): „Alles, was Gegenstand der Plastik ist, haben die Griechen vollendet und unübertrefflich dargestellt". — Ganz ähnlich Fr. Theod. Vischer, Ästhetik III S. 475 (1851): „Die griechische Phantasie war eine so entschieden plastische, daß die Darstellung des Wesens der Bildnerkunst mit der Darstellung seiner geschichtlichen Erscheinung bei dem griechischen Volk in einer Weise zusammenfällt, welche der Zukunft fast keinen weiteren Entwicklungsstoff übrig ließ". Auch die griechische Malerei sei plastisch, S. 580, 695 [1854]; ebenso die Musik, S. 1125 [1854] und endlich auch die Poesie „im Geiste der Plastik", S. 1211 (1857); vgl. S. 1246: „der direkt idealisierende plastische Stil des klassischen Ideals"; S. 1247: „die ruhige wohlgemessene rein gegossene Form der unmittelbaren, plastischen Schönheit der griechischen Muse". — Ed. von Hartmann, Philosophie des Unbewußten I[10] (ohne Jahreszahl) S. 324: „die plastische Empfindungsweise auf allen Kunstgebieten". — S. H. Butcher, Harvard lectures on Greek subjects (London 1904) S. 137: „The plastic clearness of outline which is caracteristic of the classical Greek manner".

Auch die griechische Dichtung im besonderen wird als plastisch bezeichnet. So schreibt W. v. Humboldt am 18. Dez. 1795 an Schiller (nachdem er zuvor musikalische und plastische Poesie unterschieden), daß „die Griechen, dünkt mich, bei weitem mehr plastisch waren." — Jean Paul, Vorschule der Ästhetik (1804) 1. Teil, 4. Progr. § 16 (Ausgabe Wustmann IV S. 114f.): „griechische oder plastische Dichtkunst" gegenüber der neueren, romantischen oder auch musikalischen; vgl. S. 118 („Das Plastische oder Objektive der [griechischen] Poesie"). — Die Dichtung meint auch G. G. Gervinus, wenn er (Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen I[2] [1840] S. 362) von „der rein plastischen, objektiven Kunst der Alten" spricht. (Vgl. auch unter C.)

Die bildende Kunst hat Ad. Rosenberg, Handbuch der Kunstgeschichte[2] (1908) S. 85 im Auge, der von dem plastischen „Geiste der gesamten griechischen Kunst" redet.

Digitized by Google

C. Anderweitiges.

Von der Sprache Fr. Jacobs, Verm. Schrift. III S. 442 (v. J. 1810) (und von der Poesie). — J. B. Bury, A History of Greece (London 1900) S. 583: „the plastic nature of the Greek language".

Vom Denken Gottfried Hermann, Opuscula VIII (v. J. 1847) S. 467: Das Altertum sei „seine Begriffe plastisch in sinnlichen Bildern darzustellen gewohnt"; und von einem besonderen Gebiet der Wissenschaft Böckh, Enzyklopädie 280: „die alte Mathematik ist dem plastischen Charakter des Altertums gemäß auf die Anschauung der geometrischen Form gerichtet".

5. Einschränkungen und Bestreitungen der Vorstellungen von dem künstlerischen Charakter der griechischen Kultur.

Zuerst erwähnen wir hier solche Auffassungen, bei denen die Vorstellung von der Herrschaft der Kunst im griechischen Leben zwar nach gewissen Richtungen bestritten oder wenigstens eingeschränkt erscheint, aber doch in irgendeiner Form noch Geltung behält. So bekämpft Böckh, Enzyklopädie S. 284/5 gewisse Anschauungen von der Schönheit des antiken Lebens: „Die Begründer der Geschichte der Philosophie [es ist zu lesen: Philosophie der Geschichte] sahen als das eigentliche Wesen des Antiken den Charakter des Schönen an. Allein das Schöne ist in der Neuzeit wie im Altertum das Ideal der Kunst und man kann in anderen Lebensgebieten auch bei den Alten nur metaphorisch von einer schönen Gestaltung reden." Aber die Gründe, womit Böckh weiterhin diesen Vorstellungen entgegentritt, sind zum Teil doch nur eine Variante des Grundgedankens von einem ästhetischen Griechentum: „Die Schönheit tritt im hellenischen Leben nur deshalb so stark hervor, weil darin die Kunst eine so außerordentliche Bedeutung hat und weil vermöge der individuellen Bildung alle Seiten des Lebens sich in einer wunderbaren Harmonie entwickelten." Und vollends, was S. 286/7 ausgeführt wird, ist durchaus bloß als eine der vielen Fassungen der Lehre vom ästhetischen Charakter der griechischen Kultur zu betrachten: „Die griechische Nation lebte in fröhlichem Spiel und allseitiger Entwickelung ihrer Kräfte, in einer reinen Durchdringung von Theorie und Praxis. Daher dient nicht Alles, was die Griechen tun, der Notdurft des Lebens; aber Alles trägt das Gepräge humaner Bildung. Sie waren abgewandt von dem bloß Nützlichen; das Schöne zum Guten war ihr Wahlspruch; die ursprüngliche Richtung ihres Geistes auf das Schöne offenbart sich auch in der Gestaltung dessen, was dem bloßen Bedürfnis dient. Bei dieser Liberalität, bei diesem angeborenen poetischen und ästhetischen Sinn ist es natürlich, daß sie, wo nicht die Erfinder, so doch die Bildner aller Künste und Wissenschaften wurden und zugleich herrlich vollendete Staatsformen schufen." Der Grundzug des Charakters der Römer sei „statt des fröhlichen Spiels . . . der praktische Ernst". — Eine Einschränkung jener Grundanschauungen vom ästhetischen Charakter des Griechentums haben wir bei W. Wachsmuth, Europäische Sittengeschichte I (1831) 50: „Das Gemeinsame im griechischen Volkstum erwuchs aus zwei Grundtrieben, dem politischen und dem ästhetischen." (Vgl. auch S. 53: „Erscheint uns nun der politische Trieb im Gesamtverkehr der griechischen

Digitized by Google

Staaten als der abstoßende Pol, so dagegen der ästhetische als der anziehende; durch ihn wurde ausgeglichen, gesühnt und geeint, was im Bereich des politischen feindselig einander gegenüber stand.") -- Comte, Cours de philosophie positive V² (Paris 1864; geschr. 1840) S. 98 wendet sich gegen „une irrationnelle exagération, encore trop commune, qui attribue aux beaux-arts un office tellement fondamental dans la société antique, que son économie générale n'aurait pas eu réellement d'autre base intellectuelle" usf. Aber auch er nimmt (S. 103) für dieses Zeitalter der Entwicklung der Menschheit ein Übergewicht der Phantasie an: „Pour l'espèce, comme pour l'individu, ce second âge mental constitue ... la prépondérance franche et explicite de l'imagination sur la raison"; dazu S. 108/9: „cette prépondérance de l'imagination sur le sentiment, constituée par l'évolution esthétique accomplie sous le polythéisme." — Eine noch stärkere Einschränkung sehen wir bei J. Burckhardt, Weltgeschichtliche Betrachtungen (herausgegeben 1905) 23: es sei für die Naturwissenschaften relativ wenig getan worden, „weil Staat, Spekulation und plastischer Kunsttrieb die Kräfte vorwegnahmen".

Von besonderer Bedeutung ist der Protest, den neuere Forscher, deren Lebensarbeit dem Griechentum zugewendet ist, gegen die Vorstellung von einem griechischen Leben in Kunst und Schönheit erheben. Wir nennen Wilamowitz, Ed. Schwartz und O. Kern. So bezeichnet Wilamowitz (Aristoteles und Athen II [1893] S. 99 A. 35) „das 'perikleische Zeitalter' mit seinen heiteren dem Kultus der Schönheit hingegebenen Griechen" als eine „Erfindung" (wenn er freilich fortfährt „des deutschen romantischen Philhellenismus", so können wir auf Grund unserer Nachweise dies nicht für richtig halten; die Vorstellung von dem ästhetisierenden Griechentum wurzelt tiefer und breiter). Hier sei auch eine Stelle aus dem Vorwort zu seinem griechischen Lesebuch (Text, 1902. S. IV) angeführt; das Werk solle zeigen, „daß Griechisch mehr ist als eine Sprache, in der etliche Heroen in einem fernen, schönen Weltenfrühling mit unerreichbarem Wohllaute gesungen und geredet haben. Unter diesem Lichte wird das alte Hellas selbst zu einem Märchenlande". — „Trotz aller Mühe der Gelehrten," meint Ed. Schwartz, Charakterköpfe aus der antiken Literatur (1903) S. 45, sei es „für weite Kreise immer noch ein Axiom, daß die hellenische Kultur eine wesentlich ästhetische gewesen sei". Demgegenüber betont er namentlich das ernste und erfolgreiche Ringen der Griechen mit ethischen und religiösen Problemen. Vgl. auch S. 23: „Im Altertum haben die Menschen allerdings einmal vom Schönheitstraum leben wollen, aber nicht im sogenannten perikleischen Zeitalter, sondern zur Zeit des Kaisers Hadrian und der Antonine." — Als eine Vorstellung des Laien bezeichnet O. Kern („Goethe, Böcklin, Mommsen", 1906, S. 14) die Auffassung, „das ganze Leben der Hellenen" sei „ein Kult der Schönheit", die griechische Religion „lediglich eine Religion der Schönheit" gewesen; vgl. auch S. 21; zur Religion noch S. 22, 24 („wie falsch es ist, von der Hellenenreligion als einer Religion der Schönheit zu reden"); S. 23: „Der tiefe ethische Gehalt auch der griechischen Religion ist durch diese weit verbreitete Anschauung völlig verdunkelt worden."

Im Anschluß an diese neueren Äußerungen nennen wir noch einen Satz von E. Curtius. Freilich erscheint er bei diesem mehr gelegentlich ausge-

Digitized by Google

sprochen als tatsächlich durchgeführt; Altertum und Gegenwart I³ S. 36 (1862): „Es wird so viel vom Kultus der Schönheit bei den Alten geredet und die ästhetische Seite des Griechentums über die Maßen betont. Das wahrhaft Bewunderungswürdige — das ist die Energie und Konsequenz in Allem, was die Hellenen der guten Zeit gemacht haben, die resolute Durchführung ihrer Lebensaufgaben in Staat, Wissenschaft und Kunst, die Klarheit der Gedanken, der volle und wahre Ausdruck derselben in ihren Werken und die unerreichte Tüchtigkeit auch in den geringsten Leistungen."

Gegen die Vorstellung, daß „die Grundkraft des griechischen Lebens ... ein unwiderstehlicher ... Trieb zu schöner Form" gewesen sei, wendet sich V. Norström, Das tausendjährige Reich. Eine Streitschrift gegen Ellen Key und den radikalen Utopismus (Deutsche Ausgabe 1907) S. 73; weiterhin heißt es: „Bei all ihrer Darstellung des Schönen findet man ethische, gesellschaftliche und religiöse Ausgangspunkte"; auch kämpft er (S. 72/73) gegen den Glauben an die griechische Heiterkeit, als ob eine solche aus dem — vermeintlichen — ästhetischen Grundcharakter des Griechentums habe hervorgehen müssen. — Tadelnd bemerkt Louis Bertrand, La Grèce du soleil et des paysages (Paris 1908) S. 254: „Notre Grèce à nous, c'est celle du Louvre ou du British Museum .... une Grèce de théâtre, une Grèce de tragédie ou d'opéra." Die Griechen seien, heißt es S. XXII, weit entfernt gewesen „de l'esthétisme émasculé de ces derniers temps". Sie hätten das Schöne „sensuellement" geliebt. Er schildert hübsch (S. XXI) gewisse Auffassungen der Griechen als eines Volkes „où tout le monde est artiste, ou philosophe, où toutes les femmes sont des courtisanes, des danseuses, des prêtresses d'Aphrodite ou des Muses ... où l'on passe son temps à faire l'amour et des processions, à jouer de la flûte et à théoriser sur l'esthétique". Zwar gesteht er: „les Grecs aimaient beaucoup tout cela". Aber das seien doch nur „des délassements dans leur existence". „Le reste, tout le pratique, toutes les tristesses, et toutes les misères de cette existence, nos romanciers ne s'en soucient point, ou le rejettent dans l'ombre." Im besonderen wendet er sich gegen die ästhetisierende Auffassung der griechischen Religion (S. XXVII f.) und nennt „le culte esthétique ou philosophique des douze olympiens" „une invention à peu près moderne". Davon überzeuge man sich „en parcourant les innombrables chapelles des divinités locales ... pour un Hermès de Praxitèle ou un Zeus de Phidias, il faut compter des centaines et des milliers de fétiches aux linéaments barbares et à l'expression stupide ou bestiale."

Eine besondere Form nimmt die Bekämpfung der Lehre von dem künstlerischen Charakter des Griechentums dort an, wo man bestreitet, daß die Masse des griechischen Volkes einen Willen zur Kunst gezeigt. In diesem Sinne äußerte sich der Maler J. Mc. N. Whistler, Zehnuhrvorlesung (Deutsch von Knorr 1904) S. 14: Man sage, „die Griechen seien als Volk Verehrer alles Schönen gewesen, und nicht minder habe die Kunst im 15. Jahrhundert die Menge durchdrungen"; demgegenüber stellt er die Sätze auf, S. 15: „es hat nie ein künstlerisches Zeitalter gegeben, so wenig als es je ein kunstliebendes Volk gegeben hat"; S. 18: „das Volk fragte nicht lange und hatte nichts in der Sache zu sagen. So war's in Griechenland zur Zeit seiner

Digitized by Google

Blüte, und die Kunst führte eine erhabene Herrschaft, kraft ihrer Gegenwart, nicht durch Erwählung." — J. Durm, Die Baukunst der Griechen[2] (1892) S. 12/13: „die herrlichsten Bauwerke Griechenlands" seien „nicht dem Verlangen des Volkes . . . zu verdanken", sondern der Erkenntnis und dem freien Willen einzelner. Ähnlich Ad. Rosenberg, Handbuch der Kunstgeschichte[3] (1908) S. 42. Beide haben übrigens Männer wie Peisistratos und Perikles im Auge.

Nur mittelbar wird die ästhetisierende Auffassung des Griechentums bestritten, wenn darauf hingewiesen wird, daß andere Interessen als die ästhetischen im Vordergrunde standen.

So die wirtschaftlichen. Wir erwähnen hier eine Äußerung Platos — als seine Überzeugung; ihre Prüfung kann hier nicht unsere Sache sein — Gesetze VIII c. 3, p. 831 B/C: (jetzt stehe es „ἐν ταῖς πόλεσιν" derart): „ὑπ' ἔρωτος πλούτου πάντα χρόνον ἄσχολον ποιοῦντος τῶν ἄλλων (er meint bes. χορεία und ἀγωνία in seinem Sinne) ἐπιμελεῖσθαι πλὴν τῶν ἰδίων κτημάτων, ἐξ ὧν κρεμαμένη πᾶσα ψυχὴ πολίτου παντὸς οὐκ ἄν ποτε δύναιτο τῶν ἄλλων ἐπιμέλειαν ἴσχειν πλὴν τοῦ καθ' ἡμέραν κέρδους· καὶ ὅτι μὲν πρὸς τοῦτο φέρει μάθημα ἢ καὶ ἐπιτήδευμα, ἰδίᾳ πᾶς μανθάνειν τε καὶ ἀσκεῖν ἑτοιμότατός ἐστι, τῶν δὲ ἄλλων καταγελᾷ." Vgl. dazu XI, c. 4 p. 918 C/D über die Maßlosigkeit der wirtschaftlichen Begierde der „τῶν ἀνθρώπων πλήθη" und Politeia IX c. 10 p. 586 A/B über die beiden Haupttriebfedern der Masse, die ökonomische und die sexuelle. — Zu dieser antiken Äußerung nur noch eine neueste: K. Riezler, Über Finanzen und Monopole im alten Griechenland (1907) S. 97: ohne „den Trieb zu erwerben" sei die Entwicklung der griechischen Kultur nicht zu verstehen.

Oder man betont, daß die politische Tätigkeit und Leidenschaft im Mittelpunkt gestanden habe. Herder, Ideen zur Philos. d. Gesch. d. Menschh. 13. Buch, 5. Kap. (Cotta 1853/4, Bd. 29, 130/1): „Menschen zu regieren oder als ein lebendes Glied der Gesellschaft zu wirken, war der herrschende Zug jeder emporstrebenden griechischen Seele." — Ad. Holm, Gr. Gesch. I (1886) S. 366: „die ganze Geisteskraft" sei „den politischen Bestrebungen" zugewandt worden. — K. Köstlin, Gesch. der Ethik I 1 (1887) S. 139: „dem Griechen gilt nur die ins Große und Weite gehende politische Tätigkeit im Staat als manneswürdige Beschäftigung." — Dümmler, Kl. Schr. II 190 (v. J. 1892): „Die Ausbildung einer hohen Geisteskultur ist die höchste Leistung der Griechen, nicht ihr höchstes Ziel, wenigstens nicht in der guten Zeit. Da ist die Ausdehnung von Macht und Einfluß . . . durchaus das normale Ziel jedes freien griechischen Gemeinwesens"; vgl. S. 162: „Der ganze Ehrgeiz . . . des Griechen ging im politischen Treiben auf"; dazu S. 163. — Über Grote vgl. Wilamowitz, Aristoteles und Athen I (1893) 378/9: Bei Grote sei „gegenüber der Vorstellung von einem Griechenland schöner und hochgesinnter Männer und Knaben, die sich im Kulte der Schönheit ergehn und den Traum des schönsten Lebens träumen, während über ihnen der ewigblaue Himmel lacht, auch gegenüber den romantischen Gemälden von biderber Dorerweisheit und Tugend die grausame Realität des leidenschaftlichsten politischen Kampfes, ja die Berechtigung dieser Leidenschaften mit Recht zu Worte" gekommen. Um Mißverständnissen zu begegnen, muß

Digitized by Google

hinzugefügt werden, daß Grote sich des hier geschilderten Gegensatzes der Auffassungen nicht bewußt gewesen ist; er knüpfte an Mitford an, als dessen politischer Gegner, bei dem bereits jene grausame Realität ausgiebig zum Wort gekommen war — nur eben nicht ihre „Berechtigung", wurzelten doch Mitfords Anschauungen im Ancien régime.

In diesem Zusammenhang seien auch einige Äußerungen genannt, bei denen der ästhetischen, aber auch im weiteren Sinne der idealisierenden Auffassung des Griechentums ein anderes Bild gegenübergestellt wird. So schreibt K. Mendelssohn Bartholdy in der schönen Einleitung zu seiner „Geschichte Griechenlands von der Eroberung Konstantinopels" usf. I (1870) S. 57: „Wir sehen stets die Olivenhaine der Akademie, und vergessen die Agora und den Piräus. Wir sehen das Volk, wie es im Theater von Begeisterung trunken der Aufführung unsterblicher Meisterwerke lauschte, und vergessen, daß es dabei Knoblauch kaute. Wir erträumen uns eine Nation von Halbgöttern, und wollen nicht begreifen, daß die alten Griechen ein heißblütiges, grausames und berechnendes Geschlecht waren." Überaus interessant ist es aber zu sehen, wie auf der gleichen Seite die von ihm eingeschränkte Auffassung doch wieder, wenigstens in der Art der Ausdrucksweise, sich geltend macht, wenn es heißt: „Statt eines Volkes von Denkern und Künstlern steht heutzutage ein Volk von Kaufleuten und Seefahrern vor uns." In Wirklichkeit sollten für das antike Griechentum alle vier Begriffe vereinigt erscheinen. — In einen ähnlichen Gegensatz stellt Eucken, Die Lebensanschauungen der großen Denker[6] (1905) S. 9 die Höhepunkte des geistigen Lebens der Griechen und das Treiben des Alltags: „Weil das Schaffen an seinen Höhepunkten in sich selbst Freude und Seligkeit fand, und weil von hier eine sonnige Heiterkeit ausstrahlte, schien das gesamte griechische Leben ein glanzvoller Festtag; weil dort eine vornehme Gesinnung alle bloße Nützlichkeit verscheuchte, schien aller Denken und Sinnen zu geistigem Adel erhoben." Demgegenüber weist er auch hin auf „das politische Durchschnittstreiben der Griechen mit seiner Hast und Leidenschaft, seiner Scheelsucht und Gehässigkeit", auf „die vielgestaltige Betätigung griechischen Erwerbssinnes und griechischer Schlauheit ... das oft recht widerwärtige Alltagsleben".

6. Ansichten über den Ursprung dieser Vorstellungen; Literatur zur Geschichte des ästhetischen Interesses bei den Griechen.

Über eine Wurzel der in diesem Kapitel dargelegten Vorstellungen von der Stellung der Kunst im griechischen Leben vgl. Burckhardt, Gr. Kulturgeschichte IV 135: Weil uns Kunst und Poesie der Griechen als das Höchste erscheinen, was sie geleistet, liege es nahe, „eine ähnliche Hochschätzung der Kunst und der Künstler bei den Griechen selbst vorauszusetzen." Vgl. auch J. P. Mahaffy, A Survey of Greek civilization (London 1897) S. 212: Der „Idealismus" der griechischen Skulptur dürfe uns nicht verleiten, „beauty, delicacy" und „refinement" im griechischen Alltagsleben vorauszusetzen.

Zur Geschichte des tatsächlichen ästhetischen Interesses der Griechen, seiner Richtung und Wandlungen vgl. u. a. Beloch, Griech. Gesch. I (1893)

Digitized by Google

569; II (1897) 368, 379, 404; III 1 (1904) 436, 508, 530. — Ed. Meyer, Gesch. des Altert. IV (1901) 176, 270; V (1902) S. 326/7. — Ed. Schwartz, Charakterköpfe aus der antiken Literatur II (1910) S. 23, 52. — Über „Kunsturteil", „Kunstliebe" und „Kunstschwärmerei" — gemeint ist die bildende Kunst — vgl. Th. Birt, Laienurteil über bildende Kunst bei den Alten (1902) 10f., 17f.; für die Kaiserzeit auch Friedländer, Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms III⁶ (1890) 315f.

Dazu Allgemeiner Teil S. 48.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Die Anschauungen von der Eigenart der griechischen Kultur VIII.

Die Körperkultur als wesentliches Element des Griechentums.

„Ein Hauptelement des hellenischen Wesens" nennt Böckh, Enzyklopädie S. 403 (= 417²) die Gymnastik; keine Institution habe einen solchen Einfluß erlangt, äußert W. A. Becker, Charikles I (1840) S. 309. Als „das Unterscheidendste an der spezifisch hellenischen Bildung" bezeichnet die gymnastische Ausbildung Wilamowitz, Gött. gel. Anzeigen 1900 S. 55, und Ad. Furtwängler, Die Bedeutung der Gymnastik in der griechischen Kunst („Der Säemann" 1905) S. 5 (des Sonderabdrucks) sagt, die „kunstmäßige Gymnastik" sei der „griechischen Kultur eigentümlich gewesen". „Sie ist neben der bildenden Kunst eine der am meisten charakteristischen Erscheinungen hellenischer Kultur".

Allgemeiner, von der Züchtung des Leibes überhaupt und ihren geistigen Wirkungen, spricht Nietzsche, der auch hier seine eigene Forderung bei den Griechen erfüllt sieht; Götzendämmerung (W. VIII, 1899) S. 161: „Es ist entscheidend über das Los von Volk und Menschheit, daß man die Kultur an der rechten Stelle beginnt — nicht an der „Seele" ... die rechte Stelle ist der Leib ... Die Griechen bleiben deshalb das erste Kulturereignis der Geschichte — sie wußten, sie taten, was not tat ..." Vgl. auch W. XIII (1903) [1882—1888] S. 363: „Erst den Leib hoch bilden: es findet sich da schon die Denkweise ... Bisher, nach langer kosmopolitischer Umschau, der Grieche als Mensch, der es am weitesten brachte". (Im besonderen von der guten Ernährung: Menschliches, Allzumenschliches II [W. III, 1899] S. 293 [Nr. 184]: „da wurden endlich die Gehirne so voll und so fein".) — Auch A. Mosso, der neben seiner wissenschaftlichen Arbeit vor allem auch die Erziehung seines Volkes zur körperlichen Ausbildung zu fördern sucht, hält ihm hierin das griechische Beispiel vor; „l'educazione fisica, heißt es unter anderm (Vita moderna degli Italiani, Mail. 1906. S. 358), segna l'origine e l'ideale della coltura greca ... essa costituisce il metodo col quale lo spirito greco si è svolto". Besonders in „Mens sana in corpore sano" (Mail. 1903) kommen diese Gesichtspunkte zur Geltung; z. B. S. 22: „la perfezione raggiunta dall' educazione fisica è un fatto caratteristico della civiltà greca". — Wir erwähnen hier noch Maupassants Worte (Sur l'eau; 11. April): „Les soins du corps, les jeux de force et de souplesse, l'eau glacée et les étuves firent des Grecs de vrais modèles de beauté humaine".

Digitized by Google

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Dazu Allgemeiner Teil S. 48.

Die Anschauungen von der Eigenart der griechischen Kultur IX.

Der freiheitliche Charakter des Griechentums.

1. Allgemeines.

A. Nachweise bis 1890.

Hier haben wir es mit einer der verbreitetsten Anschauungen zu tun, die — im Gegensatz zu der im 25. Kapitel dargestellten Vorstellung von dem künstlerischen Grundcharakter des Griechentums — auch heute noch, ja vielleicht stärker noch als früher, gerade von den Vertretern der Forschung ausgesprochen wird Um welche Art von „Freiheit" es sich im einzelnen handelt — z. B. geistige oder politische — oder um welche Verbindungen solcher Begriffe bis hinauf zu einem allgemeinen Begriff der Freiheit heit — ergibt sich meistens aus den Nachweisen. Hier nach weiteren Gruppen die Belege zu sondern, erschien uns untunlich, da sie eine zu starke Zersplitterung bewirken würde. Doch s. über religiöse Freiheit und Freiheit der Kunst weiter unten.

Von antiken Belegen geben wir nur eine kleine Auswahl. Die Rolle, welche der Begriff der „ἐλευθερία" im Griechentum spielt, ist ja bekannt. Bewußt mußten diese Vorstellungen namentlich werden durch die Berührung mit dem monarchisch-absolutistischen Orient; so z. B. bei Herodot VII 103: „ἐλεύθεροι πάντες ὁμοίως καὶ μὴ ὑπ' ἑνὸς ἀρχόμενοι" (so läßt Her. den Xerxes sprechen). — Xenophon, Anabasis I 7 § 3: „τῆς ἐλευθερίας ἧς κέκτησθε καὶ ἧς ὑμᾶς ἐγὼ εὐδαιμονίζω" (die Worte sind dem jüngeren Kyros in den Mund gelegt). — Als Beleg für spätere griechische Vorstellungen nennen wir noch Plutarch, Apophthegm. reg. et imp. s. v. Perikles 1: „ἐλευθέρων μέλλεις ἄρχειν [habe er zu sich selbst gesagt] καὶ Ἑλλήνων καὶ Ἀθηναίων."

Voltaire, Essai sur les mœurs et l'esprit des nations. Introduction; Des sectes des Grecs (Œuvres 1785 f., Bd. XVI S. 143): „dans la Grèce, plus libre et plus heureuse [als die Orientalen], l'accès de la raison fut ouvert à tout le monde: chacun donna l'essor à ses idées; et c'est ce qui rendit les Grecs le peuple le plus ingénieux de la terre" (so seien heute die Engländer die aufgeklärteste Nation geworden). — Abbé de Mably, Œuvres IV (London 1789) (Observations sur l'hist. de la Grèce; 2. Aufl.) S. 8: „L'amour de l'indépendence devint dès-lors le caractère distinctif des Grecs . . . Sans cette révolution, qui fit prendre aux Grecs un génie tout nouveau, il est vraisemblable qu'ils auraient eu le sort de tous ces peuples obscurs, dont nous ignorons l'histoire"; S. 9: „La Grèce, despotiquement gouvernée, n'aurait produit ni les loix, ni les talents, ni les vertus que la liberté et l'émulation y firent naître". — Herder, Kritische Wälder 1, K. 7 (Cotta 1861/2 Bd. 23, S. 73; Suphan 3, 66): „bald aber entwölkte sich dies allegorische Gehirn der Ägypter und Asiaten in der freien griechischen Luft"; Ideen zur Philos. d. Gesch. d. Menschh. 13. Buch 1. Kap. (Cotta 1853/4, Bd. 29 S. 101): „Von keinem Allgemeinherrscher war ihnen Kultur aufgezwungen worden . . .

Digitized by Google

auch im Gange zur Kultur also ein griechisches Freivolk"; 4. Kap. (S. 122/3) (nachdem er die Tatsache, daß „aus den meisten griechischen Königreichen Republiken wurden" eine „Revolution" genannt, „die allerdings eine der merkwürdigsten ist in der gesammten Menschengeschichte"): Wenn es auch nicht ausgemacht gewesen sei, „daß die neue Regierung auch die bessere wäre" ... „indessen waren doch damit einmal die Würfel geworfen, daß Menschen, wie aus der Unmündigkeit erwacht, über ihre politische Verfassung selbst nachdenken lernten. Und so war das Zeitalter griechischer Republiken der erste Schritt zur Mündigkeit des menschlichen Geistes in der wichtigen Angelegenheit, wie Menschen von Menschen zu regieren wären. Alle Ausschweifungen und Fehltritte der Regierungsformen Griechenlands hat man als Versuche der Jugend anzusehen, die meistens nur durch Schaden klug werden lernet". — Fr. Schlegel, Gesch. der alten und neuen Literatur I[2] (Werk I, 1822) S. 22/23: „Eben diese von den Banden der priesterlichen Verfassung, welche im Orient Alles bestimmte, und selbst von dem politischen Zweck, der bei allen Römern vorherrschend war, ganz unabhängige, freie, geistige Entwicklung, bloß nach dem innern Sinn und Bedürfnis, hat in Kunst und Wissenschaft den Griechen und ihrer Poesie und Philosophie, ja ihrer ganzen Literatur, diesen eigentümlichen Charakter gegeben, der sie vor allen andern auszeichnet"; S. 24: „Wäre Griechenland eine Provinz des großen persischen Reiches geworden, so würden sie eine ganz andere Stelle in der Geschichte des menschlichen Geistes einnehmen, als die, welche ihnen jetzt gebührt ... Sie wären immer ein geistreiches, und auch bis auf einen gewissen Grad ein gebildetes Volk geblieben" (aber es hätte nicht jenen Aufschwung der Kunst und Geisteskraft erlebt). — Niebuhr, Vorträge über alte Gesch. II (1848) 15 setzt „griechischen Geist" dem „freien Geiste" gleich. — Heeren, Hist. Werke VII (1821) S. 147 nennt den „Sinn für politische Freiheit" „einen Hauptzug im Charakter der Nation". — Bedeutungsvoll war es wohl, daß auch Hegel die „griechische Freiheit" stark betonte; er faßt diese übrigens als eine in bestimmtem Sinne begrenzte auf; Vorles. über die Philosophie der Geschichte[3] (W. IX[3], 1848) S. 23 (Einleitung): Die Weltgeschichte sei „die Darstellung des Geistes ..., wie er sich das Wissen dessen, was er an sich ist, erarbeitet" ... „Die Orientalen wissen es noch nicht, daß der Geist oder der Mensch als solcher an sich frei ist; weil sie es nicht wissen, sind sie es nicht; sie wissen nur, daß Einer frei ist ... In den Griechen ist erst das Bewußtsein der Freiheit aufgegangen, und darum sind sie frei gewesen, aber sie, wie auch die Römer wußten nur, daß Einige frei sind ... Darum haben die Griechen nicht nur Sklaven gehabt, und ist ihr Leben und der Bestand ihrer schönen Freiheit daran gebunden gewesen, sondern auch ihre Freiheit war selbst nur eine zufällige, vergängliche und beschränkte Blume, teils zugleich eine harte Knechtschaft des Menschlichen, des Humanen". (Zur Erklärung dieser Stelle ist daran zu erinnern, daß für Hegel der Staat die Verkörperung des „Geistes" ist, s. S. 58/9 [Einl.].) Vgl. ferner S. 128 (Einl.); S. 291 (2. Teil, 1. Abschnitt): die „Grundbestimmung" des griechischen Geistes mache dies aus, „daß die Freiheit des Geistes bedingt und in wesentlicher Beziehung auf eine Naturerregung ist"; S. 292: „der griechische Geist ... geht von der Natur aus ... die Geistigkeit ist daher noch nicht absolut frei"; S. 268 (1. T., 3. Abschnitt): „der freie hei-

Digitized by Google

tere Geist Griechenlands"; S. 314 (2. T., 2. Abschnitt): Gegen die Perser habe gesiegt die Sache „der freien Individualität". Eine Zusammenfassung des Grundgedankens gibt Hegel auch in den Vorles. über die Gesch. der Philosophie I² (W. XIII², 1840) S. 117: „In Griechenland sehen wir die reale Freiheit aufblühen, aber ... noch ... mit einer Einschränkung behaftet, da es noch Sklaven gab ... Im Orient ist nur ein Einziger frei, der Despot; in Griechenland sind Einige frei; im germanischen Leben gilt der Satz, es sind alle frei, d. h. der Mensch als Mensch ist frei". Vgl. ferner das. S. 111: „ein Volk, das dieses Bewußtsein der Freiheit hat" (der politischen und des freien philosophischen Denkens); s. auch S. 112 über den „Zusammenhang der politischen Freiheit mit der Freiheit des Gedankens" (deren Abhängigkeit von jener). — Von Hegel ist offenbar Böckh beeinflußt. Besonders deutlich Kl. Schr. 2, 73/4 (1852): Während auf der frühesten Stufe, der morgenländischen oder asiatischen, „der Geist noch überwiegend durch ein Naturprinzip" gebunden gewesen, sei es „der hellenische Geist ..., der zuerst aus jener Gebundenheit aufstrebte zum individuellen Bewußtsein und zur Freiheit, die er zunächst als politische verwirklichte" ... „Doch hat auch in dieser Bildung der alte Naturgeist sein Recht noch nicht verloren; sie hat sogar gegen die moderne verhältnismäßig eine Einseitigkeit und Beschränkung, ohne welche sie nicht einmal erreichbar gewesen wäre, selbst einen Mangel an Freiheit" (er meint die Sklaverei und die Stellung der Frau). (Vgl. hiezu Kl. Schr. I, 228/229 [1835].) Dazu Enzyklopädie S. 265: „ihre ganze Bildung beruht auf der Entwickelung des freien Menschengeistes"; aber S. 266: „Den Griechen ist es gelungen sich zur individuellen Freiheit zu erheben". Und vorher schon (265): „Die Griechen haben sich ... aus der Naturgebundenheit herausgearbeitet, während die orientalische Bildung ... darin befangen blieb. Trotzdem überwiegt auch bei den Griechen noch die Naturseite des geistigen Lebens." In anderm Sinne, mehr nach dem Durchschnittsbegriff politischer Freiheit, Kl. Schr. II 345 (1846): „Das klassische Altertum atmet den Geist gesetzlicher Freiheit"; vgl. noch „Die Staatshaushaltung der Athener" II¹ (1817) S. 159 (= I³ S. 711): „jenes rege Leben des Einzelnen, jene Freisinnigkeit und Großherzigkeit, jener unversöhnliche Haß gegen Unterdrückung und Knechtschaft und Willkür der Machthaber, die den Hellenen auszeichneten". — Herm. Ulrici, Charakteristik der antiken Historiographie (1833) 36: „die Idee der Freiheit, gewurzelt in einem jugendlichen Lebensmute", sei „das Centrum des geistigen Lebenskreises der Alten" (im politischen, künstlerischen und sittlichen Leben). — E. v. Lasaulx, Das pelasgische Orakel des Zeus zu Dodona (1840) (= Studien des klassischen Altertums 283 f.) S. 1: „die Griechen, die, im Ganzen betrachtet, vorzugsweise als die Repräsentanten geistig freier Lebensentwicklung in der Geschichte dastehen". — Welcker, Kl. Schr. IV (1861) S. 8 (v. J. 1841): „die Wunder des unbeengten Genius ... die geistige sowohl als bürgerliche Freiheit und Gesetzmäßigkeit" („die aus dem Altertum in so bestimmten Zügen hervortreten"). — Bergk, Kl. Schr. II 365 (Rez. von K. O. Müllers Gr. Literaturgeschichte): Es sei „allgemein anerkannt", „daß die Hellenen das Volk sind, bei dem zuerst das Selbstbewußtsein gegenüber dem Naturleben des Orientes vollständig ausgebildet erscheint" ... „Aber diese Aufgabe ... den Geist von den Fesseln der Natur-

Digitized by Google

gewalten zu befreien, um seine Freiheit im Wissen und Wollen zu erwerben" habe die Arbeit von Jahrhunderten in Anspruch genommen. — J. W. Loebell, Weltgeschichte I (1846) 415: „das Bewußtsein des ganzen Wertes der Freiheit im Staatsleben, und das kräftigste Ringen nach ihrer Erlangung". — Fr. Theod. Vischer, Ästhetik II (1847) S. 237: „Es ist einem hier, wenn man von den Orientalen kommt, zu Mute, als sprängen Riemen und Knebel vom Leibe"; S. 238: „Der Staat ersteht zur Freiheit"; vgl III S. 1407 (1857) (über die Freiheit in Religion und Staat der Griechen). — W. Vischer, Kl. Schr. I (1877) S. 309 [v. J. 1849]: „Wenn irgendwo, so hat das erstere Prinzip, das der Freiheit der einzelnen Glieder des Volkes, sich geltend gemacht bei den Griechen, welche auch dadurch als die ersten Vertreter europäischer Freiheit gegenüber asiatischem Despotismus erscheinen ... sie ist die Quelle der unendlich reichen Mannigfaltigkeit, ... zugleich auch seiner Zerrissenheit". — Ed. Zeller, Die Philosophie der Griechen I^2 (1856) S. 53: „die Freiheit ... des griechischen Lebens". — Mommsen, Römische Geschichte I^1 (1854) S. 18: „Jenes hellenische Wesen, das den Staat dem Menschen, dem Einzelnen das Ganze aufopfert, ... dessen religiöse Anschauung erst die Götter zu Menschen machte und dann die Götter leugnete, das die Glieder entfesselte in dem Spiel der nackten Knaben und die Gedanken freigab" (in späteren Auflagen, z. B. der 8. v. J. 1888, S. 23: „und dem Gedanken in aller seiner Herrlichkeit und in aller seiner Furchtbarkeit freie Bahn gab") I^1 S. 306 (= ^{8} S. 457): „Rom ... hat seine Größe teuer bezahlt mit der Aufopferung der anmutigen Mannichfaltigkeit, der bequemen Läßlichkeit, der innerlichen Freiheit des hellenischen Lebens". — Fr. Kortüm, Geschichtl. Forsch. (1863) 204: Die Griechen, als ein „freies Volk" verschmähten „im Bewußtsein errungener Mündigkeit die Kinderschuhe des Morgenlandes ..., um durch organische Ausbildung des Freistaats die europäische Menschheit ihrem Ziele näher zu führen". — J. L. Klein, Geschichte des Dramas I (1865) 130/1: „Gegensätze von europäischer mit Völkerfreiheit identischer Kulturmission und orientalischer Knechtungsherrschaft". — E. Curtius, Gr. Gesch. II (1861) S. 88/89: „Ohne diese Freiheit [des geistigen Lebens] ist ... kein griechischer Staat, keine griechische Religion, keine griechische Kunst und Wissenschaft, also überhaupt kein Griechentum denkbar"; Altertum und Gegenwart I^3 83 (1853): Hier „erhebt sich ... der Mensch zur geistigen Freiheit, für die er geschaffen ist"; vgl. S. 243 (1873), wo Griechen und Römer „die Völker des Gesetzes und der Freiheit" genannt werden, die „nach Erschöpfung ihrer sittlichen Kraft der Unfreiheit des Orients wieder anheim gefallen" seien; S. 169/70 (1864) über die „Freiheit des Geistes" in der Mantik; S. 173: „Mit der Besiegung des Orients wurde auch auf geistigem Gebiete jeder Überrest von Unfreiheit beseitigt, jede priesterliche Bevormundung aufgehoben"; vgl. auch S. 254 (1859): „Ihr Beruf war es, frei ... von jedem Gesetzeszwange, in Geist und Natur den Schöpfer zu suchen". Ferner S. 84 (1883) (daß sie zuerst von „kastenmäßiger Beschränkung" frei gewesen); S. 180/1 (1864) über staatliche Freiheit. Altert. und Gegenwart II 6 (1872): „Die Hellenen sind zur Freiheit geboren"; vgl. 39; S. 292: „mit der ihnen eigentümlichen geistigen Freiheit". — Bergk, Gr. Literaturgesch. I (1872) 136: „die allmähliche Entfesselung des Geistes der Einzelnen" könne man nirgends so deutlich wahrnehmen als in der Geschichte der griechischen

Digitized by Google

Dichtkunst (weil „alle echte Poesie" „aus der individuellen Freiheit" entspringt). Vgl. S. 136: „Hier, wo ... der Geist zuerst frei und mündig ward". — J. Burckhardt, Griech. Kulturgesch. I 11: „Was sie taten und litten, das taten und litten sie frei und anders als alle frühern Völker. Sie erscheinen original und spontan und bewußt da, wo bei allen andern ein mehr oder weniger dumpfes Müssen herrscht. Darum erscheinen sie mit ihrem Schaffen und Können wesentlich als das geniale Volk auf Erden, mit allen Fehlern und Leiden eines solchen"; III 456: „die historische Wissenschaft der Griechen" mache „denselben Eindruck auf uns wie ihre übrige Wissenschaft: den der Jugendlichkeit und des Erfrischenden. Wir fühlen bei ihnen die vollkommene Unabhängigkeit von allen Vorschriften und die Freude des Selbsterwerbens heraus. Bei ihnen ist immer freier Wille gewesen; darum sind sie Vorbilder für alle Zeiten geworden." Vgl. IV S. 12: „Gegenüber dem ganzen übrigen alten Orient [mit Ausnahme vielleicht der phönikischen Städte, wird vorher ausgeführt] sind die Griechen wie lauter Geist gegenüber der Materie oder wie lauter freier Geist gegenüber von rassenhaft oder despotisch gebundenem Geist". — Ad. Holm, Gr. Geschichte I (1886) 2: „Freiheit" sei „das erste charakteristische Kennzeichen des hellenischen Wesens" (in religiöser, sittlicher und politischer Hinsicht.) — K. Köstlin, Gesch. der Ethik I 1 (1887) 120: am griechischem Volke falle „vor Allem als charakteristischer Grundzug ins Auge, ... daß es das Volk der Freiheit, der freien Individualität" gewesen sei (gegenüber „den meisten andern Nationen der Vorzeit, namentlich denen des semitischen Orients") ... „auf Freiheit gründeten sie insbesondere ihr Staatsleben".

B. Nachweise seit 1890 (nach den Namen der Autoren angeordnet).

Die folgenden Nachweise aus den zwei letzten Jahrzehnten ordnen wir der Übersichtlichkeit wegen nach den Namen der Autoren; die zeitliche Reihenfolge ist bei der Übereinstimmung der meisten Auffassungen von keiner Bedeutung. — Ad. Bauer, Lehrbuch der Geschichte des Altert. (1904) 97: um 450 v. Chr. habe die gr. Nation gewonnen „die Freiheit der Persönlichkeit, der Wissenschaft und der Kunst". — Beloch, Histor. Zeitschr. 1900, S. 13: „Etwas viel größeres ist es [als die — zwar unerreichte — griechische Kunst], daß die Hellenen der Welt zuerst das Ideal politischer Freiheit gezeigt und es auch bis zu einem gewissen Punkte verwirklicht haben. Das größte aber, was die Hellenen geleistet haben, das, was ihnen für alle Zeiten den ersten Platz sichert unter allen Völkern, die auf die Geschicke des Menschengeschlechts Einfluß geübt haben, das ist, daß sie zuerst die Menschheit befreit haben aus den Banden des Aberglaubens, daß sie die Begründer der Wissenschaft geworden sind"; vgl. auch Gr. Gesch. I [1893] S. 33: „Alle die Kämpfe, die wir heute noch kämpfen um Wahrheit, um Freiheit, um Gleichheit, sie sind schon von den Griechen gekämpft worden ... die Griechen sind es, denen wir die Güter verdanken, die uns das Leben erst lebenswert machen, unsere Wissenschaft, unsere Kunst, die Ideale der geistigen und politischen Freiheit." Zur Entstehung der freiheitlichen Richtung aus anders gearteten früheren Zuständen vgl. denselben in Ullsteins Weltgeschichte I (1909) S. 169 über die „Befreiung von dem Kon-

Digitized by Google

ventionalismus, der das griechische Denken wie das griechische Leben so lange in Fesseln gehalten hatte." — W. Bölsche, Was ist die Natur (1907) 67: „In Allem, was die Griechen anfassen, liegt etwas Furchtloses. Darum sind sie langen Zeiten später so absolut jung vorgekommen." — Breysig, Kulturgeschichte der Neuzeit II 1 (1901) 326: „Die Griechen haben zuerst Demokratien gehabt, das wird immer der höchste Ruhm ihrer Staatsgeschichte bleiben"; S. 327: Erst im Vergleiche mit den „versklavten Nationen Westasiens und Nordafrikas" komme „die Summe von Persönlichkeit, Freiheit und Eigenwüchsigkeit, die es [das „Bild dieser Volksherrschaften"] geschaffen hat," recht zur Geltung. — Bury, A History of Greece (Lond. 1900) S. 836: „The republics of Greece had performed an imperishable work; they had shown mankind many things, and, above all, the most precious thing in the world, fearless freedom of thought." — S. H. Butcher, Some aspects of the Greek genius[3] (London 1904) S. 45: „Greece had ... won freedom in all its branches — freedom for society, freedom for the individual, freedom for thought"; S. 5: Durch sie „man's spiritual and intellectual freedom is assured"; S. 26: „Together with intellectual enfranchisement Greece found also political freedom." — H. St. Chamberlain, Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts (1899) S. 98: „die Freiheit, die der Grieche ... dem Menschengeschlecht erfocht, war nicht die politische — er war und blieb ein Tyrann und ein Sklavenhändler — sondern die Freiheit der nicht bloß instinktiven, sondern schöpferischen Gestaltung, die Freiheit zu dichten"; dazu Beilage zur allgem. Zeitung 1899, 7. Okt. S. 1: „das herrlich ungebundene, schöpferische Geistesleben der Hellenen". — Chantepie de la Saussaye, Lehrbuch der Religionsgeschichte II[3] (1905) S. 242: „die eigentümliche griechische Geistesfreiheit"; S. 236: „Es war den Griechen ein tiefes Bedürfnis, sich sein ganzes geistiges Leben frei auszubilden" (und daher auch die Religion); ebenso S. 240. — Eucken, Die Lebensanschauungen der großen Denker[7] (1907) S. 15: Vom 8.—5. Jahrhundert ergreife „der Geist der Befreiung und Vertiefung" alle Gebiete; S. 17: „Die gleichzeitige Entwicklung aller dieser Bewegungen ... bietet ein .. Schauspiel, wie es die Geschichte an keiner anderen Stelle aufweist. Mit unvergleichlicher Kraft und Frische erfolgt ein sicheres Aufsteigen von traumhafter Befangenheit und kindlicher Gebundenheit zu einem wachen, freien, männlichen Lebensstande." — E. Horneffer, Das klassische Ideal (1906) S. 269: „In den griechischen Schriftwerken wie in dem ganzen griechischen Volkstum lebt ein seltsamer Geist der Freiheit, der persönlichen Selbstbestimmung, der eigenen Verantwortlichkeit"; vgl. noch 270, 223, 252; 220: „die griechische Freiheit, die auch die sittliche Freiheit in sich schließt". — R. C. Jebb, The growth and influence of classical Greek poetry (1894, Boston-New York) S. 15 f. findet bereits bei Homer die Griechen „exempt from both the forms of despotism which had benumbed or paralysed human progress of the East. They wear the yoke neither of priests nor of kings" (S. 17). Und weiter stellt er fest (S. 19), daß in Ilias und Odyssee „the human faculties have free place in word and deed. No trammels of rigid tradition check the utterance of human feeling". Dies seien (S. 15) „the new tendencies", welche die Ilias (oder allgemein Homer) „reveals in this new race". — J. V. Jensen, Neue deutsche Rundschau 1907, S. 1153 bezeichnet das „freie und glückliche

Digitized by Google

Heidentum der Griechen" als eine der Blütezeiten des „Humanismus", worunter er das Streben versteht, „der Menschheit ihre harmonischen Entwicklungsbedingungen zurückzugeben, indem man sie von Dogmen und geistigen Verkrüppelungen befreit". — Otto Immisch, Wie studiert man klassische Philologie (1909) S. 176: „die Hauptleistung der Griechen, daß sie das Denken aus der Umklammerung der Religion (was dem Orient niemals gelungen ist) befreiten und dadurch der Menschheit ein unvergängliches Geschenk hinterließen, den Geist freier wissenschaftlicher Forschung". — Kärst, Neue Jahrbücher f. das klass. Altert. 1902 I, 52: „Die Idee der Freiheit, eine der wesentlichsten Grundlagen wahrhaft humaner Kultur, ist nicht in Ägypten und Babylon erwachsen. Den Hellenen verdanken wir die erste große Entwickelung eines freien Staatslebens, ihnen vornehmlich die Ausbildung der freien Persönlichkeit, die als solche aus dem Kreise der Sippe, des Volkes heraus — und der Welt selbständig entgegentritt, ihr die freie Kunst, deren Vollendung die menschliche Persönlichkeit in ihrer harmonischen Ausbildung darstellt, die freie Wissenschaft, die nach ihrem eigenen Wesen, ohne hierarchische Bevormundung, ... sich entfaltet hat." — Ed. Meyer, Gesch. des Altertums II (1893) S. 827: Der Kampf mit dem Orient sollte darüber entscheiden, „ob in der griechischen Welt eine theologisch gefärbte Kultur entstehen soll wie im Orient oder ob sich hier eine neue ganz andersartige Kultur auf dem Grunde freiester geistiger Bewegung erheben wird, wie sie die Welt bisher noch nicht gesehen hat"; III (1901) 220/1: Die jüdische Entwicklung zur Zeit Ezras und Nehemias sei „der stärkste Gegensatz gegen die gleichzeitig sich ausbildende griechische Kultur, der denkbar ist. Hier die stets weitergreifende Bewegung zur Freiheit, die mit allen überkommenen Anschauungen bricht und vor keiner Autorität Halt macht, der Menschengeist, der durch eigene Kraft die Welt und das innere Leben des Geistes zu begreifen und zu beherrschen strebt". — G. Misch, Gesch. der Autobiographie I (1907) S. 43: in der „griechischen Kultur, die den Menschen entdeckt und befreit hat"; vgl. S. 42: die hellenische Kultur habe „allein sich selbständig zu den freien höheren Weisen menschlicher Selbsterkenntnis erhoben." — M. Neuburger, Gesch. der Medizin I (1906) S. 127: „des freien, durch Traditionen nicht gebundenen Griechentums"; S. 128: die „ganze Freiheit des Griechentums" (zeige sich im Corpus Hippocraticum). — Ed. Norden, Die antike Kunstprosa II (1898) 453/4: „Der christlichen Literatur fehlt die Freiheit der antiken. Das Altertum hat in seiner Blütezeit keine Autoritäten anerkannt, selbst seinen Göttern stand es in stolzer Menschlichkeit gegenüber; dafür war die Unabhängigkeit des Individuums um so größer" ... Mit dem Christentum sei verloren gegangen „das stolze Gefühl der Selbstherrlichkeit ... jene Freude, durch eigenes Wollen und eigenes Können die Wahrheit zu suchen, jener Mut zu irren, jenes stolze Siegesgefühl, gefunden zu haben, also gerade das, wodurch die antike Wissenschaft so Gewaltiges geleistet hatte." (Über spätere Gegentendenzen im Griechentum selbst S. 461.) — Pöhlmann, Griech. Gesch. im neunzehnten Jahrhundert (1902; auch in der Beilage zur allgem. Zeitung 1902) S. 16: „Unser heutiges Interesse für die hellenische Kultur" gelte besonders dem, was sich „zum erstenmale in der Geschichte auf hellenischem Boden vollzogen" habe: „dem politischen Freiheitsgedanken, der Ausbildung der freien

Digitized by Google

Persönlichkeit . . . . der freien Wissenschaft . . . der freien Kunst." Vgl. „Sokrates und sein Volk" (1899) S. 22: „die 'Befreiung des Menschen', die wir als ureigenste Tat des hellenischen Geistes verehren" (vgl. dazu S. 25). Von der geistigen Freiheit im besonderen: „Sokrates und sein Volk" S. 125: Daß die hellenische Zivilisation „in mancher Hinsicht die edelste Ausprägung" geworden sei, welche die Vollkultur bisher gefunden, verdanke sie „eben wesentlich der Befreiung der spekulativen Intelligenz von allen bloß . . . gewohnheitsmäßigen Autoritäten". . . . „In Hellas hat das Wissen zuerst die dumpfe Schwelle der Tempel überschritten, hat der übermächtige Drang nach geistiger Freiheit die Natur- und Geisteswissenschaften erzeugt und mit ihnen jene Atmosphäre der Freiheit, in der sie allein gedeihen kann." Von der Wendung der späteren Zeit zur Unfreiheit: Grundriß der gr. Gesch.[3] (1906) S. 251: „Hatte einmal der hellenistisch-römische Staat das politische Individuum zu völliger Bedeutungslosigkeit herabgedrückt, so war es nur eine naheliegende Konsequenz, daß nun auch das geistig-religiöse Individuum von demselben Schicksal erreicht . . . ward." Sodann gegenüber Burckhardt das. S. 10: Bei diesem kommen nicht genügend zur Geltung „die welthistorischen politischen Leistungen des Griechentums, die Begründung des bürgerlichen Rechtsstaates, die Einführung des politischen Freiheitsbegriffes in das Staatsleben des geschichtlichen Europa, die Bedeutung, welche dieses politische Freiheits- und Gleichheitsprinzip, — trotz allem von der Polis auf den Einzelnen ausgeübten Druck, — für die Entwicklung der freien eigenwüchsigen Persönlichkeit und für die unvergleichliche Betätigung dieses hochgespannten Persönlichkeitsdranges auf allen Gebieten geistigen und künstlerischen Schaffens gehabt hat" (ähnlich „Griechische Geschichte im 19. Jht." S. 21). Und gegenüber Th. Gomperz sagt Pöhlmann (Sokrat. S. 20): „Ist nicht gerade das, was den Hellenen von dem Barbaren und seiner autoritätsgläubigen Befangenheit unterscheidet, die Weite und Freiheit seines Strebens und Denkens?" Vorher: „Sind sie — ein Anaxagoras, Thukydides und so viele andere, nicht auch Geist vom hellenischen Geist? Und warum sollen es diese freien Geister weniger sein als die gebundenen?" (Vgl. hiezu S. 22/23: „was die hellenische Kultur an mittelalterlicher Gebundenheit noch in sich schloß, und was in gewisser Hinsicht nicht einmal spezifisch hellenisch, sondern ebengut orientalisch war"; und S. 20 gegen Nietzsches Anschauung, daß nur der von Mythen geleitete Mensch der echte Hellene sei.) Vgl. auch denselben in Ullsteins Weltgeschichte I (1909) S. 575 f. über die spätantike Abkehr von dem früheren Willen zur geistigen Freiheit; s. auch S. 606, 618. In Beziehung auf eine Voraussetzung griechischer Geistesfreiheit stimmt Pöhlmann, Grundriß der gr. Gesch.[3] (1906) S. 108 Ed. Meyer darin bei, daß infolge der Perserkriege „die Bahn offen blieb für die Entfaltung jenes freien Geisteslebens".

Sal. Reinach, Apollo (1905; zitiert nach der ital. Übersetz. Bergamo 1906) S. 37 schildert es als den Vorzug der Griechen vor Assyrern und Ägyptern „quello di non essere prostrati sotto il giogo dell' dispotismo e della superstizione". Bei ihrem Eintritt in die Geschichte zeigen sie gegenüber allen anderen Völkern diese Eigenart (das.): „essi hanno l' istinto della libertà, amano le cose nuove e sono avidi di progresso. I Greci non sono mai stati vincolati al passato dalle catene d' una tradizione tirannica. La

Digitized by Google

religiose stessa pocissimo usurpava della loro libertà". Vgl. S. 42: Zwischen 480 und 470 läßt die Kunst „presagire il completo affrancamento del genio greco". — M. Sauerlandt, Griechische Bildwerke (1907) S. III/IV: „die vollkommene geistige Freiheit der griechischen Menschheit", „die freie Selbstbestimmung" (aber nicht Ungebundenheit). — H. Schurtz, bei Helmholt, Weltgeschichte IV (1900) S. 495/6 bezeichnet den „Geist, der das klassische Altertum durchweht", und von dem er einen Hauch ähnlich in der islamitischen Kultur Spaniens findet, als „edelste Duldsamkeit und geistige Freiheit". — O. Seeck, Geschichte des Untergangs der antiken Welt II (1901) 447: „gerade in dieser Eigenschaft [der Pietätlosigkeit gegenüber den Traditionen, namentlich religiösen] liegt die Größe des hellenischen Volkes. Denn nur sie konnte ihm den Mut geben, immer wieder das Veraltete abzustoßen und nach dem besseren Neuen zu streben, und hierdurch ist es die einzige Nation geworden, die im Altertum eine rein profane Wissenschaft aus sich hervorbringen konnte." — Carl Snyder, Der Mechanismus des Weltalls (Deutsche Ausgabe 1908) S. 153: „jene vollendete geistige Freiheit, die so bezeichnend für die Hellenen war" (findet er auch bei den Sarazenen); S. 145: „hellenische Freiheit vom Aberglauben, klares Denken und vernünftige Naturforschung." — Rud. Stübe, Grenzboten 1908 II S. 367/8: Der Wesensunterschied zwischen dem Orient und Griechenland sei dieser: „bei aller Kulturhöhe . . sind die orientalischen Völker niemals aus einer gewissen Gebundenheit herausgetreten . . . es fehlt der sein eigenes Leben frei darstellende, in sich und aus sich eine Welt gestaltende Mensch . . . Die griechische Demokratie entfesselte die auf einen engen Raum beschränkten Kräfte des persönlichen Lebens, das sich in der Wissenschaft und Kunst, im Staate wie in der Religion darstellt. Darauf beruht die Vielgestaltigkeit und Beweglichkeit des griechischen Lebens, darauf seine Schwäche." — H. O. Taylor, Ancient ideals II (New York 1900) 386/7: „it (die griechische Entwicklung nach Homer) is the growth of human freedom, individual, social, civic." — Alfr. Vierkandt, Naturvölker und Kulturvölker (1896) S. 154: „In der griechischen Welt, in der gleichsam zum ersten Male die Menschheit völlig losgelöst von dem drückenden Vorstellungskreise des Orients frei und selbstbewußt ihr Auge zum Himmel aufschlug." — Wilamowitz, Herakles[2] (1895; neuer Abdruck 1909) S. XIII: „Die Hellenen hat in der entscheidenden Stunde ihr Weg zur Wissenschaft, zur Philosophie geführt, wie er sie eben damals zum nationalen freien Staate führte. Darin liegt ihre Größe, das erhebt sie über alle Völker." (Über den Orphismus als eine der persischen und indischen ähnliche Krisis der hellenischen Religion das.): „Diese Bewegung ist niemals zum Stillstande gekommen; wir können daran sehr wohl ermessen, was aus der Religion und der Kultur der Hellenen geworden wäre, wenn die Geschichte hier einen Verlauf genommen hätte, wie in Baktrien oder Indien." Griech. Tragödien I (1899) 98: „den Hellenen hatten die Götter . . . beides gegeben, sowohl die Phantasie wie die Form, hatten ihnen die Aufgabe gestellt, die Summe aus der Kultur der Jahrtausende zu ziehn, indem sie, dieses von sich heraus, den freien Staat, den freien Menschen, die freie Wissenschaft hinzubrachten". Griech. Tragödien II (1900) 28: „Grade in der Zwischenzeit [zwischen dem Heraklesglauben und Sokrates] hat der Mensch sich selbst entdeckt, hat sich befreiend auch

Digitized by Google

uns befreit, indem er den freien Staat und die freie Wissenschaft schuf, die im Orient auch kein Prophet geahnt hat"; vgl. S. 29: „seit der Entfesselung der Individualität"; s. auch S. 124. Griech. Trag. III (1906) 294/5: „Das wissen wir wohl und dürfen es nicht vergessen, daß die Befreiung der Geister von jeder Autorität als der der Logik gewaltige Gefahren mit sich brachte; gefährlich war auch der ungemischte Feuertrank der politischen Freiheit: aber ist es nicht das Geschenk dieser doppelten Freiheit, das die Menschen auf ewig zu Schuldnern der Hellenen macht?" Im „Jahrbuch des Freien deutschen Hochstifts" 1904, S. 30 nennt Wilamowitz als die „Ideale ... zu denen sich einst die Hellenen erhoben hatten: Freiheit und Wissenschaft". Reden und Vorträge S. 127 (1897): „die in Wahrheit unvergleichbare Blütezeit, da sowohl die Freiheit und Ehre des nationalen Staates wie die Freiheit des Menschen in seinem Fühlen und Denken, Glauben und Handeln erfaßt und behauptet wird, da die Wissenschaft offenbart wird, nicht als eine fertige Wahrheit, sondern als das menschliche Streben zur Wahrheit." „Das Griechentum als lebendige Kraft" (1909) S. 4: „(weil) wir im Griechentum den Gedanken der Freiheit mitbekommen haben". — U. Wilcken, Neue Jahrbücher für das klassische Altertum 1906, I, 464: Etwa seit dem VII. Jahrhundert trete die „innere Entwicklung in immer schärferen Gegensatz zum Orient, und das spezifisch Hellenische tritt immer klarer hervor. Jetzt fangen die Kämpfe um die politische Freiheit an ... jetzt drängen sich die starken Persönlichkeiten hervor"; S. 465: Die ionischen Philosophen „wagen es, sich loszulösen von der alten mythologischen Naturerklärung". Damit sei die Bahn frei gemacht „für die Begründung der Wissenschaften". „In diesem entscheidenden Moment der Menschheitsgeschichte sehen wir die Griechen in einem Gegensatz zum Orient. Niemals hat dieser sich von seinen mythologischen Voraussetzungen ... frei gemacht"; S. 471: Bei den Griechen allein sei „im Gegensatz zum Orient, die Vorbedingung für wissenschaftliche Forschung gegeben" gewesen „in der Anerkennung der Freiheit des Individuums im Denken und Glauben". — Albr. Wirth, Geschichte Asiens und Osteuropas (1905) 43: „Es war damit [mit der Abschaffung des Königtums bei einer Reihe griechischer Stämme] etwas Neues in die Welt gekommen ... Erst die Hellenen brachten die Herrschaft mehrerer und vieler, brachten aber auch den Gedanken der persönlichen Freiheit auf." — Wilh. Wundt, Einleitung in die Philosophie (1901) S. 88: „Dadurch [daß die Männer außerhalb der Priesterschaft stehen, die den Kampf der beginnenden Wissenschaft „gegen das im Mythus befangen bleibende religiöse Leben" führen] hat von Anfang an die abendländische Wissenschaft ihr eigentümliches Gepräge empfangen: es ist das des freien, nur durch das Erkenntnisbedürfnis geleiteten, durch keine äußeren Rücksichten beschränkten Nachdenkens über die Probleme."

2. Die religiöse Freiheit.

Besonders häufig wird die Freiheit der Griechen von Priesterherrschaft und die Freiheit der griechischen Religion von Dogmen, heiligen Büchern usw., überhaupt die religiöse Entwicklungsfreiheit betont, und oft damit im Zusammenhang die dadurch ermöglichte freie Entwicklung des Denkens. Vgl. bereits oben unter 1. Wir geben außerdem noch eine Auswahl von Nach-

Digitized by Google

weisen, wo die erwähnten Anschauungen oder einzelne von ihnen ausgesprochen sind, doch beschränken wir uns im allgemeinen auf kürzeste Auszüge, da es sich um einen enger begrenzten Gegenstand handelt und zudem der Wortlaut hier meist von geringerer Bedeutung ist. Athenian letters [geschr. zw. 1741 und 1743] (Ausgabe Basel/Straßburg 1800) I 162 (kein Dogma und daher die Philosophie geduldet). — Condorcet, Esquisse d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain (1795) S. 71 (keine Priesterkaste, welche die Wissenschaft in Beschlag nehme). — Schelling, Philosophie der Offenbarung (23. Vorlesung; Werke II 3 S. 512) spricht von „jener unendlichen Freiheit" (gegenüber der Religion); „Nirgends war weniger religiöser Zwang als in Griechenland". — Heeren, Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt III 1[4] (1826) (Histor. Werke Bd. XV) S. 87/88: „Möglichkeit einer freien Entwicklung des philosophischen Geistes" ... „die Religion konnte ihr [der Philosophie] nicht fortdauernd Fesseln anlegen. Sie hinderte nicht, daß der Geist des freien Untersuchens erwachte": vgl. auch S. 61; 371/2: „jene Trennung der Philosophie von der Religion, die das eigentümliche Verdienst der Griechen war"; vgl. 353. — Limburg Brouwer, Hist. de la civilis. mor. et relig. des Grecs I (1833) 318/9 (die Priester nicht die alleinigen Bewahrer der Wissenschaft). — Ed. Zeller, Die Philosophie der Griechen I[2] (1856) 36: was die griechische Religion von der aller andern Völker unterscheide, sei „die Freiheit, welche sie der Entwicklung des philosophischen Denkens ... gelassen hat"; S. 91: „Erst die Griechen haben jene Freiheit des Denkens gewonnen, daß sie sich nicht an die religiöse Überlieferung, sondern an die Dinge selbst wandten". — M. Duncker, Gesch. d. Altert. III (1856) S. 314 (kein Kanon usf.); 528: „das Leben und die Kultur ... würden damit vollständig andere geworden sein"; vgl. IV (1857) S. 115. — Taine, Essai de critique et d'histoire[10] S. 151 (v. J. 1856) (die griechische Wissenschaft „laïque"). — Döllinger, Heidentum u. Judentum (1857) S. 181 u. 221 (kein Dogma). — J. Burckhardt, Gr. Kulturg. II 8, 19, 31, 32, 70, 95, 133, 135, 139, 142 (an diesen Stellen wird die Abwesenheit einer systematischen Theologie, das „Laienhafte" der griechischen Religion betont); III 7 und 13 (die Freiheit der Kunst von Theologie und Priestertum); III 161 (die laienhafte Entwickelung der Poesie); S. 306 (die „große Schwäche der Religion war für die Philosophie sehr förderlich"); III 323 (die Unabhängigkeit der Anfänge der Wissenschaft von Religion und Priesterschaft). — Fr. v. Hellwald, Kulturgesch. I[2] (1876) S. 353, 359 (leitet die nach ihm mangelhafte Entwicklung der griechischen Wissenschaft vor Aristoteles von dem Fehlen eines eigentlichen Priesterstandes ab). — Droysen, Gesch. d. Hellenismus III 1[2] (1877) S. 10 (keine Priesterkaste, keine heilige Urkunde). — V. Duruy, Hist. des Grecs (Nouv. éd. ill.) I (Paris 1887) 239 (keine heiligen Bücher). — Chantepie de la Saussaye, Lehrb. d. Religionsgesch. II (1889) S. 60: „kein eminent religiöses Volk"; „ihre Kultur ruht nur sehr teilweise auf religiösen Grundlagen"; ebenda: „diese Weltkinder"; vgl. S. 64, 84, 124, 155, 189; II[3] (1905) S. 236, 240; 241: keine „das Leben beherrschende Religiosität". — P. Stengel, Gr. Sakralaltert. (1890) 8, 9, 24, 116 (kein Dogma, keine Priesterkaste). — Rohde, Psyche[1] (1894) S. 430/1 = II[4] S. 138/9 (die Religion läßt die Wissenschaft frei). — Beloch, Gr. Gesch. I (1893) S. 128, 129 (keine eigent-

Digitized by Google

liche Priesterkaste, keine heiligen Schriften). — Th. Gomperz, Gr. Denker I (1896) S. 36 (keine Priesterschaft wie im Orient, aber die Ionier die Erben von deren wissenschaftlicher Tätigkeit). — H. O. Taylor, Ancient ideals I (New York 1900) S. 234 (Freiheit von Priesterherrschaft). — Breysig, Kulturgesch. der Neuzeit II[1] (1902) 292 (leitet das „höchste Produkt griechischen Denkens, die Philosophie" aus der Schwäche der Religion ab). — Ähnlich A. Döring, Gesch. d. gr. Philos. I (1903) S. 2. — P. Barth, Die Stoa (1903) 14/15: „Nur so [weil kein Priesterstand wie im Orient da war] konnte hier das Denken sich von der Religion frei machen ... konnte mit einem Worte die Wissenschaft entstehen." — S. H. Butcher, Harvard lectures on Greek subjects (Lond. 1904) S. 101, 102 („lay mind" in der Wissenschaft); Some aspects of the Greek genius[3] (1904) S. 25: „awakening of the lay mind"; S. 35: „lay instinct"; S. 32 (gegenüber dem Orient): „a layman". — W. Kroll, Grenzboten 1906 I, S. 718: „frei von dem Wust theologischer Dogmen" (in Beziehung auf die griechische Wissenschaft). — M. Neuburger, Gesch. der Medizin I (1906) S. 131/2 (führt die Selbständigkeit der griechischen Wissenschaft auf die Abwesenheit einer Priesterkaste zurück). — Pöhlmann, Grundriß der griech. Gesch.[3] (1906) S. 48: „Die hellenische Welt hat die verschiedensten Formen der Klassenherrschaft durchzumachen gehabt, aber unter eine priesterliche Klassenherrschaft hat sich dies geistvollste aller Völker niemals gebeugt". Vgl. 49, 108. — O. Gruppe, Griechische Mythologie und Religionsgeschichte I (1906) 1, II (1906) 973, 974, 1482 (kein Dogma usf.; dies „gleich den heidnischen Völkern des Orients" vgl. dar. S. 1); S. 974: „die beispiellose Erneuerungsfähigkeit der griechischen Religion" (weil die Priesterschaft sich der weltlichen Macht gefügt habe). — Zunächst von Homer R. C. Jebb, The growth and influence of classical Greek poetry (1894; Boston und New York) S. 16: „The hieratic spirit has given place to the lay spirit" (in der homerischen Welt, in der er bereits „the new tendencies" des Volkes findet).

Mit einer bestimmten Einschränkung Ed. Meyer, Gesch. d. Altertums II (1893) S. 749: „Die allgemein herrschende Anschauung, die geistige Entwickelung Griechenlands unterscheide sich von der des Orients vor Allem dadurch, daß in ihr von einer Selbständigkeit, von einer leitenden Mittlerstellung des Priestertums keine Spur zu finden sei, ist zwar nicht falsch, aber sie trifft den Kern der Sache nicht". Auch im Orient sei — wird weiter ausgeführt (749—51) — Theokratie und damit Priesterherrschaft nicht ursprünglich, sondern erst ein Ergebnis religiöser Bewegungen ähnlich wie die orphische in Griechenland. Erst damit, daß diese hier durch die Philosophie niedergeworfen wurde, unterscheide sich die griechische Entwickelung durchaus von der orientalischen.

Einschränkungen.

Seltener werden auch die Fälle von religiöser „Intoleranz" stärker hervorgehoben; wir nennen z. B. Hertz, Moderne Rassentheorien (1904) S. 170; Fr. Scheichl, Das Griechentum und die Duldung (1903); an beiden Orten auch weitere Literatur.

Digitized by Google

3. Die Freiheit der griechischen Kunst.

V. Duruy, Hist. des Grecs (Nouv. éd. ill.) I (Paris 1887) 613: „l'art libre et laïque". — K. Sittl, Archäologie der Kunst (1895) 590 ff.: „Die erste hellenisierende Periode: Erringung der Freiheit" [525—445 v. Chr.]; S. 590: „Aus der Konventionalität des Bisherigen heraus strebt Alles nach Natur, aus dem Gebundenen nach Freiheit und Beweglichkeit". — K. Woermann, Gesch. der Kunst I (1900) nennt neben Wahrheit und Schönheit auch die Freiheit als Wesenszug der bildenden Kunst der Griechen (S. 220/1) und versteht darunter „die fessellose Darstellung aller leiblichen und geistigen Regungen", und die „Selbständigkeit gegenüber allen übrigen Geistesmächten, und gegenüber den benachbarten Kunstwelten" (die ihre Jugend noch beeinflußt hatten). — Ad. Furtwängler, Die antiken Gemmen III (1900) S. 13 findet bereits in der mykenischen Kunst diese Züge: „Hier steht der Mensch nicht angstvoll zitternd ... der Übergewalt irdischer und überirdischer Herrscher gegenüber wie im Orient — hier blickt das Auge vertrauend frei, genießt und spiegelt Lebensfreude wieder", also die „Freiheit", die, wie er an anderm Orte sagt (Deutsche Rundschau 1905 [Bd. 123] S. 53), „zu den Grundeigenschaften der griechischen Kunst gehört" und die jene „nie rastende Entwicklung" mit sich gebracht habe. — W. Bölsche, Goethe im 20. Jahrhundert (1901) 18: „die erste ganz große Blüte freier Kunst". — Ed. Meyer, Gesch. d. Altert. IV (1901) 172: „die alte Kunst und die Kunst des Orients ... wiederholt sich immer aufs neue ... die griechische Kunst des sechsten Jahrhunderts sucht diese Schranken zu durchbrechen; der Künstler fordert das Recht seiner Individualität ... In der neuen Kunst des fünften Jahrhunderts erreicht diese Entwickelung ihr Ziel". — W. Spiegelberg, Geschichte der ägypt. Kunst (1903) 85: „der freie individuell geartete Geist des Hellenentums hat zur Verkörperung der Idee der Schönheit geführt". — L. v. Sybel, im „Humanist. Gymnasium" 1904, S. 138: „die Lehre von der stetigen Entwicklung der griechischen Kunst, ihrer organischen Entfaltung in Ehren, sie behält ihre Wahrheit, aber wahr ist auch, daß die griechischen Künstler eine Kruste nach der andern durchbrochen haben, bis sie in ganzer Freiheit dastanden". — Vgl. auch unter 1, S. 265 f.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Dazu Allgemeiner Teil S. 48.

Die Anschauungen von der Eigenart der griechischen Kultur X.

Der griechische Individualismus.

1. Allgemeines.

Wenn von dem griechischen „Individualismus" die Rede ist, sind nicht stets ganz dieselben Vorstellungen gemeint; so handelt es sich z. B. um den „Individualismus" der Einzelnen, oder um den größerer Verbände (Staaten, Stämme usf.); auch können mannigfache Gesichtspunkte sich verbinden.

Ohne daß der Begriff des Individualismus selbst gebraucht wäre, ist doch die Sache selbst gemeint bei Jaucourt, Encyclopédie (Ausgabe Genf

Digitized by Google

1777; tom. 16, Article „Grecs"; S. 597): Während die Römer nicht über ihre Zeit und Nation hinausgekommen seien, finden sich bei den Griechen „ces génies vastes, puissants et créateurs, qui s'ouvrent un chemin nouveau". Er hat dabei die Staatsmänner im Auge (so Lykurg, Solon, Themistokles u. a.). — W. v. Humboldt, Über die Aufgabe des Geschichtschreibers (Leitzmann IV 52) „die plötzliche Entwicklung freier, und sich doch wieder gegenseitig in Schranken haltender Individualität . . ., mit welcher Sprache, Poesie und Kunst auf einmal in Vollendung dastehen". Und weiter: durch „vielfachere Teilung des urnationellen Geistes, als es je in einem Volke gegeben hat, in Stämme, Völkerschaften und einzelne Städte, und durch wieder eben so aufsteigende Verbindung" brachten sie „die Verschiedenheit der Individualität zu dem regsten Zusammenwirken". „Griechenland stellt dadurch eine, weder vorher noch nachher jemals dagewesene Idee nationeller Individualität auf". Etwas anders: „Latium und Hellas" (1806; Leitzmann III S. 137/8): „der wesentliche Charakter" des griechischen Geistes bestehe darin, „die Form der menschlichen Individualität, wie sie sein sollte, darzustellen". Diese „Form der geläuterten Individualität" findet er (S. 141) in Plastik, Dichtkunst und Religion. — Hegel, Vorles. über die Philosophie der Geschichte[3] (W. IX[3], 1848) S. 274 (2. Teil, Vorbem.) unterscheidet drei Perioden der griechischen Geschichte: das Werden, die Selbständigkeit, das Sinken und den Verfall „der realen Individualität". — Eine eigenartige Anschauung von griechischem Individualismus finden wir bei Böckh, der hierauf starkes Gewicht legt. Sie hängt zusammen mit seiner Vorstellung, daß das Griechentum noch vorwiegend Natur sei — im Gegensatz zum Geistigen (vgl. oben S. 216); Enzyklopädie S. 266: „Da . . . in der Natur Alles individuell und das Universale das Gebiet des rein Geistigen ist, so ist die Bildung des Altertums vorwiegend individuell; die der Neuzeit dagegen strebt nach Universalität. Die Eigentümlichkeit der Griechen besteht aber darin, daß sie die menschliche Natur zu einer freien Vollkommenheit der Individualität ausgebildet haben . . . hiermit hängt es zusammen, daß sie in allen Gebieten des Lebens eine große Mannigfaltigkeit und Vielheit abgerundeter Formen hervorgebracht haben . . , die Richtung auf die Vielheit liegt in der Natur begründet . . . das Prinzip der Einheit ist der Geist; daher herrscht in der modernen Entwickelung das Streben nach Einheit vor." Diesem Gegensatz der Vielheit und Einheit entspreche der des Realen und Idealen; S. 267: „Diese Gestaltung ins Einzelne, Besondere zeigt sich auch darin, daß Griechenland stets in kleine Staaten zersplittert war. Die Tendenz zur Bildung großer Staaten ist modern". Die Politik Alexanders des Großen überschreite bereits das Antike; S. 268 findet er „das individuelle Prinzip" auch in der Abwesenheit der Repräsentation, S. 272 f. für die Religion in dem Fehlen einer Priesterkaste und Hierarchie und in der „heiteren und freien olympischen Welt" des homerischen Götterstaates, „ein ideales Abbild der individuellen Freiheit, welche der griechische Geist errungen hatte". Allgemein S. 285: „In der individuellen Bildung der Griechen liegt zugleich die Originalität ihres Geistes". — Heinr. Leo, Lehrbuch der Universalgeschichte I (1835) 159: „Wie im religiösen Leben so auch im politischen war die dominierende Richtung durchaus . . . die des Individualisierens". Daher nennt er Griechenland S. 161: „das Land des geistigen Egoismus". Vgl. auch S. 148 (gegen-

Digitized by Google

über dem Orient): der Grieche suche die Bildung, „indem er ... von dieser Individualität und ihrer Anlage zur Harmonie ... ausgeht und sie zur Schönheit zu entfalten sucht"; S. 149: „Jeder will es [das Leben] nach seiner Individualität einrichten ... und so entsteht ein Zerspringen der griechischen Welt in kleine Kreise ... eine Mannigfaltigkeit des Lebens und der Schicksale ... wie sie sonst kein Volk in der Weltgeschichte aufzuweisen hat"; S. 377: „die individuelle Regsamkeit der Einzelnen, wie der Völker ... kam in der griechischen Welt zur vollsten Anerkennung und Entwicklung. Von diesem durch die Natur gegebenen, concret Eigentümlichen ging man überall aus" (gegenüber dem Orient). — J. W. Loebell, Weltgesch. I (1846) 415: die „Kraft, innerhalb des Ganzen der Nationalität viele individuelle Gestalten zu erzeugen, und der Trieb, sie mannigfach auszubilden". — Hertzberg, bei Ersch und Gruber, Allgem. Enzyklop. I, Teil 80 (1862) S. 256: „der dieser Nation so eigentümliche Trieb nach individuellen Gestaltungen". — Chr. Petersen a. a. O., Teil 82 (1864) 163: das „Streben der Griechen nach individueller Entwicklung" (zeige sich auch in der Mannigfaltigkeit der Götter). — L. Friedländer, Erinnerungen, Reden und Studien I (1905) 215 (vom Jahre 1860): „Der Zug der freien Selbstbestimmung des Individuums geht durch das ganze hellenische Leben" (im Gegensatz zum Orient und zu Rom). — K. Mendelssohn Bartholdy, Geschichte Griechenlands von der Eroberung Konstantinopels usf. I (1870) 48: „In der höchsten Blüteperiode Griechenlands hat dies individuelle Nebeneinander verschiedener Kleinstaaten, weit entfernt davon, dem Patriotismus zu schaden, ihn vielmehr gehoben und den Sporn zu gemeinförderlicher wetteifernder Tätigkeit abgegeben. Individualismus ist auch heutzutage der hervorstechende Zug des Landes und seiner Bewohner; er bedingt eine reiche Mannigfaltigkeit, eine Fülle von Gegensätzen, wie sie sich auf so engem Gebiet schwerlich wieder beieinanderfinden." — Bergk, Griech. Literaturgesch. I (1872) 32: „Griechenland ist recht eigentlich das Land der individuellen Entwickelung"; S. 135/6: „Im Orient sind die Geister gleichsam gebunden ... es dauerte lange Zeit, ehe der Mensch zu klarem Bewußtsein gelangte und sich als individuelle Persönlichkeit erkannte". Die Griechen seien das erste Volk des Altertums, „wo die individuelle Entwickelung des Geistes entschieden hervortritt, und die allseitige harmonische Ausbildung der Persönlichkeit als hauptsächlichste Aufgabe des Lebens gefaßt wird". — Droysen, Geschichte des Hellenismus III 2^2 (1878) S. 174: „die Tendenz individueller, persönlichster Entwickelung" sei „der unendliche Vorzug der Hellenen gegen die Barbaren" gewesen. — J. Burckhardt, Gr. Kulturgeschichte I 318: Der Grieche sei „individuell entwickelt", der Asiate „gebunden" („durch das Kastenwesen und durch den absoluten Despotismus"); II S. 386: „Der Grieche ..., war früher ein individueller Mensch geworden als die Übrigen und trug nun hievon den Ruhm und das Unheil in unvermeidlicher Mischung"; IV S. 159: „Überall erwacht nur [lies „nun"; gemeint ist das 7. und 6. Jahrhundert] die Individualität als solche, und erst damit werden die Griechen ein Volk, das keinem andern gleich sieht". Vgl. auch „Die Kultur der Renaissance in Italien"[10] I S. 141: „Der Mensch wird geistiges Individuum und erkennt sich als solches [in der Renaissance]. So hatte sich einst erhoben der Grieche gegenüber den Barbaren, der individuelle Araber gegenüber den anderen Asiaten

Digitized by Google

als Rassenmenschen". Über die Bedeutung des Stadtstaates (der „Polis") für diese Entwicklung s. IV 12, 89; ferner I 290: „Sie [die Polis] bildete das Individuum nicht nur zur Persönlichkeit aus, sondern trieb es auf das Heftigste vorwärts". — Ad. Holm, Griech. Geschichte I (1886) S. 4: „Individualisationstrieb" (als „Schöpfer ihres Freiheitstriebes"); S. 5: „Trieb der Selbstbestimmung". — W. Windelband, Gesch. der alten Philosophie (1888; in Müllers Handbuch d. klass. Altertumswiss.) 130: „dieser Geist der Wissenschaft [in Ionien] fließt ... aus jener Befreiung und Verselbständigung des individuellen Denkens, zu der es die orientalische Kultur nicht gebracht hat". — Harnack, Dogmengeschichte I[3] (1894) 47_1: „eine allgemeine, durch das Griechentum geschaffene, geistige Atmosphäre, die vor allem eine Erstarkung des individuellen Elements und damit der geschlossenen, in sich lebendigen und verantwortlichen Persönlichkeit zur Folge gehabt hat". — Pöhlmann, Aus Altertum und Gegenwart (1895) S. 25: „an der Betrachtung hellenischen Kulturlebens" lerne man „individuelle Freiheit und Selbstbestimmung als den Brunnquell höchster schöpferischer Kraft, als die Grundbedingung einer harmonischen Entwicklung aller menschlichen Anlagen" schätzen; Grundriß der gr. Gesch.[3] (1906) S. 45: „der tief im Nationalcharakter wurzelnde Trieb nach individueller Gestaltung ihrer Gemeinwesen". — W. Pater, Plato und der Platonismus (1893; zit. nach der deutschen Ausgabe 1904) S. 20 f.: gegenüber einer Welt „in der ... der bewußte Einzelmensch ... so gut wie nichts gegolten hatte" (21/22), habe „im Individualismus ... zweifelsohne zum mindesten die Hälfte ihres [der Griechen] Berufes in der Geschichte" gelegen (S. 22/23). Er leitet diese, von ihm übrigens besonders als ionisch, „halbasiatisch" bezeichnete Erscheinung S. 23 aus der Natur des Landes ab (Fülle der Inseln und Halbinseln, gewaltige Küstenausdehnung, trennende Gebirge). Dazu S. 118/9: „ihre rastlose Beweglichkeit treibt sie zur Verkündung der Grundsätze des Individualismus, des Separatismus" (die ionische Tendenz im Griechentum). — H. St. Chamberlain, Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts (1899) S. 45: „Drüben, im asiatischen Osten, hatten und haben nicht einmal die Menschen Persönlichkeit, hier, in Hellas, ist jeder Fluß, jeder Stein belebt, individualisiert ... Hier wurde der Mensch geboren: jener Mensch, fähig, ein Christ zu werden"; S. 69: „das Geheimnis der hellenischen Zaubergewalt" liege „in dem Begriff ‚Persönlichkeit' eingeschlossen ... dieses höchste Glück besaßen die Griechen wie nie ein Volk"; vgl. noch S. 384 A. 1 und S. 504: „Bei den Griechen überwiegt das individualistisch Schöpferische sogar bis in die Staatenbildung". — Wilczek, bei Helmholt, Weltgesch. IV (1900) S. 19: „die bisher beispiellose Freiheit und Mannigfaltigkeit der persönlichen Entfaltung des Einzelnen". — Breysig, Kulturgesch. der Neuzeit II 1 (1901) 327/8: „derselbe allzu hoch gespannte Persönlichkeitsdrang, der, von den Großen auf die Niederen und Vielen übergegangen, Staat und Unabhängigkeit ... zuletzt hat zunichte werden lassen" sei aber auch die Voraussetzung gewesen „für die in Wahrheit unvergleichlichen Geistestaten ... im Reiche der Phantasie und des Intellekts" (zum ersten Satz s. indes auch S. 319: „nicht ... an dem allzu hoch gespannten Persönlichkeits- und Absonderungstrieb der Massen ist das hellenische Volk zugrunde gegangen"). — E. Bethe, Der Lotse (1901) 556: „Der griechischen männlich-kräftigen Selbstherrlichkeit, aus eigener Macht

Digitized by Google

die Glückseligkeit erringen zu können, setzt Jesus die Resignation alternden Menschentums entgegen." — Karl Joël, Philosophenwege (1901) S. 13: „der Grundschnitt der heutigen Kultur" sei „weit mehr der einer orientalischen Massenkultur als der einer hellenischen Individualkultur". Derselbe, Der Ursprung der Naturphilosophie aus dem Geiste der Mystik (1906) 38: Die Griechen seien „das Volk der Selbständigkeit und Selbsterkenntnis, der vielen Persönlichkeiten, des hochgesteigerten Individualismus"; vgl. S. 119. — J. Kärst, Gesch. des hellenist. Zeitalters I (1901) S. 37: „Das Streben des Individuums, sich selbst zur Geltung zu bringen ... tritt uns schon verhältnismäßig früh in der griechischen Entwickelung entgegen" (er betont aber die Hemmung dieses Strebens durch die Polis); S. 1/2: „Wie in der hellenischen Kunst die menschliche Persönlichkeit in der freien und selbständigen Entwickelung und Bewegung ihrer Glieder sich loslöst ... von dem stofflichen Untergrunde der Darstellung, so gelangt sie auch im hellenischen Staate zuerst zu einer lebensvollen Entfaltung ihrer eigentümlichen Kräfte"; II 1 (1909) S. 85 f. über die Emanzipation des Individuums [neben dem Ideal der Gemeinschaft], die begründet sei „in einem starken Zuge hellenischen Wesens, der eigentümlichen Kraft und Kühnheit persönlicher Initiative" (S. 85; hiezu S. 86: als Wirkung der Polis). Dazu derselbe, Die antike Idee der Ökumene (1903) 8, 9 („das Individuum" werde „der Träger ... der politischen und kulturellen Entwicklung"). — Theod. Lindner, Weltgeschichte seit der Völkerwanderung I (1901) S. 28/28 hebt hervor, wie der „Individualismus", „das Recht zum selbständigen Sein der Person" „einst bei den Griechen so mächtig" gewesen sei; „die Griechen hatten das individualistische Menschentum in der ihnen eigenen ... Art ausgebildet". — A. Stauffer, Beilage zur allgem. Zeitung (1902) Nr. 14, S. 106: „Das Griechentum ... entwickelt als ein Fundamentales die künstlerische und wissenschaftliche Bildung der Persönlichkeit". — F. J. Schmidt, Preuß. Jahrb. Bd. 108 (1902) S. 14 findet als „die zentrale Kraft des griechischen Geistes" (S. 17; S. 14: „des antiken Geistes") „die Entdeckung des Individuums"; aus dieser „Befreiung des Individuums" sei jene geistige, künstlerische, politische Expansion erfolgt, welche die festen Grundlagen für die gesamte europäische Kultur geschaffen habe. — Alfr. Fouillée, Esquisse psychol. des peuples europ.[2] (Paris 1903) S. 28: „l'individualisme des citoyens, l'individualisme des cités, voilà ... ce qui fit la grandeur, mais aussi la faiblesse du peuple grec". — S. H. Butcher, Harvard lectures on Greek subjects (London 1904) S. 8: „the Hellene with his self-knowledge and self-control". — Rich. Fritzsche, Neue Jahrb. f. das klass. Altertum 1904 I 624: „Bei den Griechen besteht persönlicher und politischer Individualismus, in Poesie und Leben haben sie die erstaunlichste Mannigfaltigkeit hervorgebracht". — Albr. Wirth, Geschichte Asiens und Osteuropas (1905) S. 172: „der individuellen, aber flatterhaften ... Art der Hellenen". — Ad. Harnack, Die Notwendigkeit der Erhaltung des alten Gymnasiums in der modernen Zeit (1905) 13: „Wo kann ein junger, heranwachsender Mann sicherer berührt werden von persönlichem Leben, von freier Individualität ..., als an diesen Gestalten der Antike?" — E. Horneffer, Das klassische Ideal (1906) S. 209: „das Griechentum mit seinem Individualismus". — W. Nestle, Die Vorsokratiker in Auswahl übersetzt (1908) S. 9: „die Ausbildung der Persönlichkeit ist das

Digitized by Google

Hauptergebnis des griechischen Geisteslebens in den drei Jahrhunderten von 800—500 v. Chr."

2. Einzelne Gebiete.

Von der Kunst: Ad. Furtwängler in den „Denkmälern griechischer und römischer Skulptur" von Furtwängler u. Urlichs, Handausgabe, 2. Aufl. (1904) S. 1 u. 3 (er führt aus, wie die griechische Kunst, gegenüber der ägyptischen, individuelles Leben zum Ausdruck gebracht habe). — (Vgl. auch oben 1.)

Vom fünften Jahrhundert Wilamowitz, Antigonos von Karystos (1881) S. 147: „dem Zeitalter, welches jede Subjektivität entfesselt, dem des Protagoras Euripides Alkibiades Sokrates". Vgl. namentlich auch Ed. Meyer, Gesch. d. Altertums IV (1901) S. 259: Mit den Sophisten halte „der Subjektivismus und Individualismus seinen Einzug in die griechische Welt"; vgl. S. 182 über die neue Musik, die „wie nichts anderes die geheimsten Triebe und Gefühle der modernen Kultur" zum Ausdruck gebracht habe, „die Emanzipation des Individuums mit all seinen Leidenschaften und seinen Schwächen so gut wie mit allen Tiefen der subjektiven Empfindung"; ferner S. 147/8 u. 419; V (1902) S. 321/2

Namentlich der „Hellenismus" wird als Epoche des Individualismus dargestellt. — Rohde, Der griechische Roman[1] (1876 S. 17) findet in der hellenistischen Zeit eine „immer eigensinnigere Ausbildung eines ganz sich selbst bestimmenden Individualismus". — Über die Steigerung des Individualismus in dieser Zeit Pöhlmann, Geschichte des antiken Kommunismus und Sozialismus II (1901) S. 80. — S. H. Butcher, Some aspects of the Greek genius[3] (Lond. 1904) S. 289: „It is the age of individual interests, individual culture, individual aims." — P. Wendland, Die hellenistisch-römische Kultur (1907) 19 f.; S. 20: „Es ist die Zeit der befreiten Individualität." — Wilamowitz, Die Kultur der Gegenw. I 8 (1905) S. 93: „In Wahrheit wurzelt beides in der befreiten Individualität" (solche sich widerstreitende Grundzüge des Hellenismus, wie die Freude am äußeren Pomp und an der weltverlorenen Stille). — G. Misch, Geschichte d. Autobiographie I (1907) 101: „das Freiwerden mannigfachen individuellen Lebens gehört zu den markantesten Zügen dieser Epoche"; dazu aber auch 102: der Hellenismus habe aus der attischen Kultur „die starke Rüstung des Menschentums" besessen, „das gegen jede Unterdrückung der Person nach Art der orientalischen Despotien gefeit war". Vgl. noch S. 111: „So modern die hellenistische Zeit wegen ihres 'Individualismus' erscheint . ." (er betont doch die Grenzen dieser Analogie). — Von „der sich steigernden Subjektivität" des Hellenismus spricht Alfr Biese, Preuß. Jahrb. Bd. 63 (1889) S. 151; vgl. S. 155.

3. Einschränkungen und entgegengesetzte Anschauungen.

Auf die im Griechentum auftretenden Gegentendenzen gegen den Individualismus der Persönlichkeit machte namentlich Pöhlmann aufmerksam, „Gr. Geschichte im 19. Jahrh." (1902; auch in der Beilage zur allgem. Zeit vom selben Jahre) (S. 16/17); nachdem er die oben S. 271/2 erwähnten Worte geschrieben, fährt er fort: Es genüge nicht, darauf hinzuweisen, „wie hoch sich hier die freie Persönlichkeit und die Souveränität der Vernunft über das

Digitized by Google

unpersönliche Massenleben ... emporhob". Auch das müsse man sich vergegenwärtigen, „daß durch die fortschreitende politische Entwicklung der Nation dies Massenleben und die Massenwirkungen extensiv und intensiv eine Steigerung erfuhren, die — obwohl unter der Parole der Freiheit und Gleichheit erfolgt — für die freie Betätigung der Individualität die schwersten Gefahren enthielt". Vgl. auch „Sokrates und sein Volk" (1899) an vielen Stellen.

Namentlich aber ist es die alte und lange weitverbreitete Vorstellung von der Allmacht des griechischen Staates, die der Lehre vom griechischen Individualismus der Persönlichkeit schroff widerspricht. Reiches Material und eine geschichtliche Übersicht der Entwicklung dieser, von ihm bekämpften, Theorie gibt G. Jellinek, Das Recht des modernen Staates I² (1905) S. 285f. — Von ihren Vertretern nennen wir nur ganz wenige. Ad. Ferguson, Essay on the history of civil society (zit. nach der deutschen Ausgabe 1904; 1. Aufl. 1767) S. 78 (1. Teil, Kap. 8): „Für den alten Griechen oder Römer war das Individuum nichts, das Volk alles." — Böckh, Enzyklopädie S. 268/9 (der Einzelne gehe ganz im Staate auf; „das Privatleben fast ganz im Staatsleben aufgelöst"); E. Curtius, Altertum und Gegenwart I³, S. 333 (1867); Döllinger, Heidentum und Judentum (1857) S. 664; sodann namentlich Fustel de Coulanges, La cité antique (1864; wir zitieren nach der 14. Aufl. 1893) S. 265f., der außerdem — was meist bei den Anhängern dieser Anschauung nicht geschieht — die Folgerungen zieht und die Vorstellungen von griechischer „Freiheit" bekämpft, soweit damit die Freiheit des Einzelnen gemeint ist (er nennt namentlich das Privatleben, die Erziehung, die Religion). Von ihm war wohl J. Burckhardt in seiner Auffassung der „Polis" beeinflußt, vgl. Gr. Kulturgeschichte I 83f., 87 (84_1 und sonst wird Fustel zitiert). Auch Burckhardt ist seinerseits auf jene Folgerungen aufmerksam geworden; nur nimmt er — anders als Fustel — zwei, sich widerstrebende Strömungen an; vgl. I 285, wo er Platos „Staat" die griechische Polis nennt in „ihren verborgensten Wünschen und ursprünglichen Intentionen", die aber doch kontrastiere „mit dem reich und schrankenlos entwickelten Individualismus des damaligen Griechen" [S. 286], zu dem gerade auch die tatsächliche Polis wesentlich beigetragen habe, S. 290. — Hier ist wohl auch Nietzsches Wort von den Griechen als den „Staatsnarren" zu nennen, „Menschliches, Allzumenschliches" II (W. III 1899) S. 323 (Nr. 232).

Gegen diese Auffassung Pöhlmann, Gesch. d. antik. Kommunismus und Sozialism. I (1893) S. 395; L. Felix, Beilage zur allgem. Zeit. 1896, 21. Mai; Beloch, Zeitschr. f. Sozialwiss. 1902 S. 95 und besonders Jellinek a. a. O.; dieser hebt namentlich die Wandlungen des antiken Staates hervor (290); während er am Anfang der antiken Geschichte eine derartige Allmacht des Staates findet (S. 292), sieht er in seiner weiteren Entwicklung eine solche zur Freiheit; so habe sich (S. 294f.) der griechische Staat seit den Perserkriegen, zumal in Athen, in der Richtung steigender Loslösung des Individuums, größerer individueller Freiheit entwickelt. Daher betont er die Analogie zur modernen Zeit (S. 290, 295), erblickt aber doch in der „Schätzung der menschlichen Persönlichkeit" den „bedeutsamsten Unterschied zwischen antikem und modernem Staat" (304/5). — Vgl. zu dieser Frage noch Ad. Deißmann, Licht vom Osten [1908] S. 161 A. 1 gegen H. Peters Ansicht, daß die

Digitized by Google

„Niederhaltung der Individualität" ein „charakteristischer Zug des klassischen Altertums" [so D.] sei (Der Brief in d. röm. Lit., Abhandl. der sächs. Gesell. d. Wissenschaften 1903 [Bd. 20, Nr. 3] S. 4: „ganz anders [als die Neuzeit] dachten die Alten in der Zeit ihrer republikanischen Größe. Diese verlangte das Aufgehen des Einzelnen in der Gesamtheit, im Staat".)

Dazu Allgemeiner Teil S. 48.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Die Anschauungen von der Eigenart der griechischen Kultur XI.

Der intellektualistische Charakter der griechischen Kultur.

1. Allgemeines.

Im einzelnen ist das in der Überschrift genannte Kennzeichen griechischer Eigenart in den unten angeführten Nachweisen verschiedenartig aufgefaßt. — Herodot I 60: „ἐπεί γε ἀπεκρίθη ἐκ παλαιτέρου τοῦ βαρβάρου ἔθνεος τὸ Ἑλληνικὸν ἐὸν καὶ δεξιώτερον καὶ εὐηθείης ἠλιθίου ἀπηλλαγμένον μᾶλλον". — Isokrates, Περὶ ἀντιδόσεως § 126: „οἵσπερ ἡ φύσις ἡ τῶν ἀνθρώπων τῶν ἄλλων ζώων (sc. διαφέρει) καὶ τὸ γένος τὸ τῶν Ἑλλήνων τῶν βαρβάρων, τῷ καὶ πρὸς τὴν φρόνησιν καὶ πρὸς τοὺς λόγους ἄμεινον πεπαιδεῦσθαι τῶν ἄλλων". — Paulus, Korinth. I 1 § 22: „ἐπειδὴ καὶ Ἰουδαῖοι σημεῖα αἰτοῦσιν καὶ Ἕλληνες σοφίαν ζητοῦσιν". — Schiller, „Griechheit": „Griechheit, was war sie? Verstand und Maß und Klarheit". — Herder, Ideen z. Philos. d. Gesch. d. Menschh. 13. Buch, 7. Kap. (Cotta 1853/4, Bd. 29, S. 151): „die aufgeklärten Griechen". — Fr. Aug. Wolf, Darstellung der Altertumswissenschaft (Museum der Altertumswiss. I [1807]; auch Leipzig 1833) S. 16/17 weist darauf hin, daß Ägypter, Perser, Hebräer und andere Nationen des Orients „gar nicht oder nur wenige Stufen sich über die Art von Bildung erhoben, welche man bürgerliche Polizierung oder Zivilisation, im Gegensatze höherer eigentlicher Geisteskultur, nennen sollte. Jene Art von Kultur ... ist mit den Bedingungen eines Sicherheit, Ordnung und Bequemlichkeit bedürfenden Lebens fleißig beschäftigt ... sie braucht hingegen weder noch schafft sie eine Literatur, d. i. einen Vorrat von Schriften, worin nicht eine einzelne Kaste nach amtlichen Zwecken und Notdurften, sondern jeder aus der Nation, welcher bessern Einsichten vertrauet, Beiträge zur Aufklärung der Zeitgenossen darlegt. Das letztere, was bei einem glücklich organisierten Volke schon früher anfangen kann als Ordnung und Ruhe des äußern Lebens, ist vor den Griechen überhaupt von keinem Volke geschehen". Dazu S. 17, A. zu „Lebens": „Dies war wirklich bei den Griechen der Fall, und blieb es bis weit in die Zeiten ihrer schönen Literatur. Man würde sich von der bürgerlichen Polizierung dieses Zeitraums einen viel zu vorteilhaften Begriff machen, wenn man dessen Geisteswerke und Denkmäler der Kunst zum Maßstabe von jener nehmen wollte"; vgl. auch Vorles. über die Gesch. d. griech. Lit. (herausgegeb. 1831) S. 3; Vorles. über die Enzyklopädie d. Altertumswiss. (herausgegeb. 1831) S. 14f. — Comte, Cours de philosophie positive V² (geschr. 1840; Paris 1864) S. 289: „l'élaboration mentale, réservée à la Grèce"; S. 290: „cette marche

Digitized by Google

décisive, source intellectuelle des destinées occidentales"; S. 177: Griechenland habe die Menschheit „préservée de cette torpeur intellectuelle et morale" (der Theokratie); ebenda: „rapide développement de l'évolution intellectuelle, soit scientifique, soit esthétique"; S. 178 hebt er hervor, wie es entzogen habe „à l'envahissement toujours imminent des immenses armées théocratiques ce petit noyau de libres penseurs, alors chargés, en quelque sorte, des destinées intellectuelles de notre espèce"; S. 275: „éternelle gloire .. pour avoir garanti la destination propre au polythéisme intellectuel", nämlich: „empêcher ce foyer mental de subir l'oppression d'une théocratie dégénérée". — John, The Hellenes I (London 1844) S. XI: „Their power, vast and astonishing for the age in which they flourished, arose entirely out of their national character and the spirit of their institutions. It was the power of intellect. They were in reality the sun and soul of the ancient world, and darted far into the darkness around them .. vivifying rays." — Grote, A History of Greece I (1846) S. VII: „the spontaneous movement of Grecian intellect, ... lighting up a small portion of a world otherwise clouded and stationary"; S. VIII: „a people by whom the first spark was set to the dormant intellectual capacities of our nature"; S. 486: „Expansive force of Grecian intellect, a quality in which this remarkable people stand distinguished from all their neighbours and contemporaries"; II (1846) 105: „the intellectual eminence of the nation" (gegenüber dem „mental torpor" der umliegenden Länder). — Buckle, Geschichte d. Zivilisation in England (1857; zit. nach der Übersetz. von Ruge I 1870) S. 124: „In Griechenland war zum ersten Male in der Weltgeschichte die Phantasie einigermaßen vom Verstande gemäßigt". (Zwar sei deren Stärke nicht vermindert, sie sei nur gebändigt worden; „das Gleichgewicht beider sei in Griechenland „näher erreicht worden als in irgendeinem Kulturlande". Immerhin habe „der reine Verstand niemals hinlängliche Beachtung" gefunden [S. 125].) — Lotze, Mikrokosmus III (1864; zit. nach der 5. Aufl. 1909) S. 138: Wenn man nicht die griechische Welt als Ganzes erfassen, sondern „nur einseitig ihren Unterschied gegen die Vorzeit hervorheben" wollte, so seien die im Recht, „die in dem griechischen Leben das erste jugendliche Sichselbsterfassen des menschlichen Geistes und das erste Aufflammen des Bewußtseins finden, mit dem er seine eigene Bestimmung sowie das Recht prüft, welches die gegebenen Verhältnisse der Natur über ihn geltend machen wollen. In den verschiedensten Richtungen des Lebens bricht dieser kritische Trieb und zugleich seine Jugendlichkeit durch." Aus dieser Jugendlichkeit leitet er auch den „übermütigen Doktrinarismus" ab und die „Überschätzung des reinen Denkens und ... der logischen Formen", die sich in der Wissenschaft und im Leben geltend gemacht haben (S. 140). Vgl. noch S. 244. — Charl. Lévêque, Revue des deux mondes 1865, 15. Oktober, S. 928/9: „un instinct naturel" habe die Griechen getrieben, „à dégager de mieux en mieux des choses, des formes et des notions l'élément purement rationnel"; S. 930: „ce côté intellectuel de la religion nationale". — R. C. Jebb, Te growth and influence of classical Greek poetry (Boston-New York 1894) 225: „their obedience to reason". — J. P. Mahaffy, A Survey of Greek civiliz. (Lond. 1897) VI: „culture of intellect without moral forces to balance it". — J. Kärst, Historische Zeitschrift 1899 S. 210: „das für die gesamte hellenische Kultur charakte-

Digitized by Google

ristische Vorherrschen des Intellektualismus"; S. 211: Daher gelange „das Innerliche des psychischen Lebens gegenüber der Welt, der allgemeinen Natur, wenig zu selbständiger Bedeutung"; S. 218: „die antike geistige Entwicklung" habe „im Allgemeinen sich von der Herrschaft des rationalistischen oder vorwiegend intellektualistischen Elements überhaupt nicht frei gemacht." — Bury, A History of Greece (Lond. 1900) S. 320/1 führt nach Ed. Meyer aus, wie die ionische Philosophie über Orphismus und Mystizismus und damit über eine mögliche Priesterherrschaft gesiegt habe, und wie dieser „triumph of reason over mystery" „ensured the free political and social progress of Hellas"; er fährt dann fort (S. 321): „We see that the victory of philosophy over the doctrines of priests was simply the expression of the Greek spirit, which inevitably sought its highest satisfaction in the full expansion of its own powers in the free light of reason." — H. O. Taylor, Ancient ideals I (New York 1900) S. 151: „Very striking is the part which reason plays with Greeks"; S. 244: „To the Greeks of the best Greek days, all sides of life and modes of viewing it were ... correlated in the bonds of reason" usf.; vgl. auch denselben, The classical heritage of the middle ages (New York 1901) S. 236. — In diesem Zusammenhang führen wir wohl am besten auch den Satz Ed. Meyers an (Gesch. d. Altert. IV, 1901, S. 461): „die einzigartige Stellung, die sie [die griechische Nation] in der Geschichte der Menschheit einnimmt, beruht ... in letzter Linie auf ihm" [Sokrates]. — Herm. Oldenberg, Buddha[4] (1903) 6: „die kühne Klarheit, die zu wissen versucht ohne zu glauben" (wie sie in Sokrates zum Ausdruck komme), habe dem „indischen Geiste" gefehlt. — S. H. Butcher, Some aspects of the Greek genius[3] (London 1904) S. 24/25: „The application of a clear and fearless intellect to every domain of life was .. one of the services rendered by Greece to the world"; S. 45: Das Schrifttum der Griechen bezeuge „the supremacy of mind over sense, of spirit over matter"; S. 56: „Instead of obedience to a despotic will, or the unending conflict of individual passions, it established Reason as the arbiter and guide of civic life". Dazu S. 9: „It was the privilege of the Greeks to discover the sovereign efficacy of reason"; derselbe, Harvard lectures on Greek subjects (Lond. 1904) S. 8: „his [des Griechen] belief in reason and in the supremacy of the spirit over the senses". — H. Nohl, Sokrates und die Ethik (1904) S. 13: keine Entwicklung zeige diesen Prozeß, „das langsame Herausarbeiten des logisch-verständigen Denkens", „die Differenzierung der einzelnen seelischen Kräfte aus dem einheitlichen Grunde und ihre Durchsetzung mit den rationalen Elementen" „so organisch, wie die griechische"; vgl. S. 18f. über das Eindringen der Intellektualität in die verschiedensten Lebensgebiete. — Die Schillersche Definition des Griechentums („Verstand und Maß und Klarheit") billigt Chantepie de la Saussaye, Lehrbuch d. Religionsgeschichte II[3] (1905) S. 240 (aber nur im Sinne einer allgemeinen Richtung). — Sal. Reinach, Apollo (1905; zit. nach der ital. Übersetz. Bergamo 1906) S. 37 findet bei den Griechen von Anfang an „l'abitudine di considerare le cose umane come semplicemente umane, di ragionare intorno ad esse come se non dipendessero che dalla ragione. Tale tendenza è il razionalismo. Insieme all'amore della libertà ed al gusto del bello, il razionalismo è il dono più prezioso che la Grecia abbia fatto all'umanità". — K. Joël, Der Ursprung der Naturphilo-

Digitized by Google

sophie aus dem Geiste der Mystik (1906) S. 119: „die religiöse Kraft" sei fast die einzige, in der die Griechen „dem Orient nachstehen"; durch die Philosophie seien sie „das Volk der Aufklärung und Skepsis geworden". — Osk. Schütz, Der große Mensch der Renaissance (1906) 17: „die griechische Kultur ist auf die Entwicklung des Intellekts . . . gerichtet" (in ästhetischer wie in „kritisch-rationaler" Richtung). — Th. Zielinski, in „Schaffen und Schauen" II (1909) S. 112 betont die starke Willenskraft der nordischen, besonders der germanischen Völker, „im Gegensatz zum vorwiegend verstandesmäßig veranlagten Hellenentum"; S. 113: „des antiken Intellektualismus"; S. 114: „der voluntaristische Norden . . . der intellektualistischen Antike". Vgl. auch denselben, Die Antike und wir (Deutsche Ausgabe 1905) S. 102: „eines intellektualistischen Volkes"; S. 29 und 38: „intellektualistischer Charakter" der alten Sprachen; S. 53: „auch der antiken Literatur". „Die Anerkennung der Oberhoheit der Vernunft durchzieht sie in ihrer ganzen Ausdehnung"; S. 54 (über die antike Philosophie und Literatur von Äschylos an, die auf „dem Prinzip des vollständig freien, von der Vernunft geleiteten Willens" aufgebaut seien); S. 102 von der Kunst.

2. Der intellektualistische Charakter einzelner Kulturgebiete und Epochen (vgl. auch unter 1).

Von Mythologie und Kunst Schelling, Philosophie der Kunst (1802—5) (Werke I 5, S. 417; § 42): Die griechische Mythologie sei ganz rational konstruiert. „Hier drängt sich uns . . . die durchgängige Rationalität der griechischen Kunst und Poesie auf" . . . „Jede ihrer Idee gemäß konstruierte Kunstgattung, ja fast das Kunstindividuum" sei „in der griechischen Bildung anzutreffen. Die moderne Poesie und Kunst dagegen ist die irrationale."

Von der bildenden Kunst P. Gardner, A Grammar of Greek art (Lond. 1905) S. 8/9 (vgl. noch S. 33, 38, 150).

Von der Dichtung M. Bréal, Pour mieux connaître Homère (Paris, ohne Jahreszahl) S. 131: „La poésie grecque, déjà en son premier âge, a ce caractère rationnel qu'elle gardera toujours."

Athen wird „source de raison" genannt bei Gust. Larroumet, Vers Athènes et Jérusalem[8] (Paris 1898) S. V.

Über den rationalistischen Zug des Hellenismus J. Kärst, Geschichte d. hellenist. Zeitalters II 1 (1909) S. 192f., 202, 294.

3. Die Wissenschaft als griechische Schöpfung.

Ephrem, Erklärende Reden über ausgew. Stellen der heil. Schrift 1, (zu Genesis 1, 27) (Übersetzung eines Anonymus, Kempten bei Koesel 1843; Bd. 30, S. 269/70): Moses habe den Quell der Weisheit für alle Völker eröffnet [dazu unten 51. Kap.], aber es „machten die Griechen in solchen Wissenschaften größere Fortschritte als die übrigen" (er nennt Redner, Sophisten, Grammatiker, Ärzte, Astronomen, Philosophen). — J. Chr. Gatterer, Handbuch der Universalhistorie I (1763) 597: „Was durch das Nachdenken und den Gebrauch eines erhabenen und durchdringenden Verstandes in der Gelehrsamkeit entdecket werden kann, das haben wir Alles den Griechen zu

Digitized by Google

danken." — Herder, Ideen z. Philos. d. Gesch. d. Menschh. 13. Buch, 5. Kap. (Cotta 1853/4, Bd. 29 S. 134): „Zu allem Gewissen der Wissenschaft wie zu allem Schönen der Form ist in Griechenland der Grund gelegt worden"; vgl. 134/5. — Condorcet, Esquisse d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain (1795) S. 67/8: das griechische Volk, „dont le génie lui a ouvert toutes les routes de la vérité, que la nature avait préparé ... pour être le .. guide de toutes les nations". Er betont namentlich die Leistungen der Griechen in den exakten Wissenschaften, S. 72f., 84f., 98f. — W. G. Tennemann, Gesch. der Philosophie VI (1807) S. 490: „Bei allen diesen Mängeln und Fehlern sind doch die Griechen die einzige Nation der alten Welt, welche Sinn für Wissenschaft hatte"; S. 491: „den Grund zu den meisten angewandten empirischen Wissenschaften" haben sie gelegt. — Fr. Aug. Wolf, Darstellung der Altertumswissenschaft (Museum d. Altertumswissenschaft I, 1807, S. 133; auch Leipzig 1833): „die ... mit einem außerordentlich zarten Gefühle für das Edle und Anmutige in den Künsten nach und nach einen so großen Umfang, so viel Tiefe in wissenschaftlichen Untersuchungen verbanden" usf.; Vorlesung über die Enzyklopädie der Altertumswissenschaft (herausgegeben 1831) S. 14: „Es ist ... kein einziges Volk vor und neben den Griechen zu einer gelehrten oder wissenschaftlichen Kultur fortgegangen." — Fr. Schlegel, Philosophie der Geschichte I (1829) S. 296: Der „ihnen beschiedne ... Anteil war das natürliche Licht der menschlichen Wissenschaft in seiner vollen Ausbreitung"; vgl. S. 280/1, wo er als „das allgemein Interessante" an den Griechen — neben der „Götterkunst" und dem „Vernunftstaat" der späten Zeit — nennt: „ihre Naturwissenschaft, oder ihr so ganz natürliches, alle Gegensätze der Welt .... umfassendes Wissen". — Comte, Cours de philosophie positive V[2] (geschr. 1840; Paris 1864) S. 179: „cette apparition décisive du véritable esprit scientifique". Vgl. S. 181f. die Würdigung des Archimedes (den er „le premier créateur de toutes les méthodes fondamentales" nennt, S. 181) und des Hipparch. — Welcker, Kl. Schr. IV (1861) S. 9 (v. J. 1841) „In ihren Schriften ist die Grundlage aller exakten Wissenschaften enthalten." — Lotze, Mikrokosmus III (1864; zit. nach der 5. Aufl. 1909) S. 138: „Die Stiftung der Wissenschaft .. wird für immer der Ruhm der Griechen bleiben." — Böckh, Kl. Schr. 2, 73 (1852): dem griechischen Geiste sei es gelungen, „den Grund der Künste und Wissenschaften ... zu legen ... dieselben, soweit seine Eigentümlichkeit es zuließ, ... ja zum Teil sogar unbedingt zu vollenden". — E. Curtius, Altertum und Gegenwart II 12 (1872): die „alle Gebiete der Natur und der Geschichte .. durchmessende Forschung der Hellenen". Vgl. I[3] 84: die „hellenische Wissenschaft, in welcher der Gedanke zuerst die Dinge der Außenwelt wie die Gesetze der eigenen Natur ergründet hat". — Taine, Philosophie de l'art II[11] S. 99: „leur grande oeuvre, celle qui les recommande le plus aux sympathies et à l'admiration du genre humain; c'est la science". — J. Burckhardt, Gr. Kulturgesch. I 11: „alle seitherige objektive Kenntnisnahme der Welt spinnt an dem Gewebe weiter, welches die Griechen begonnen haben". Vgl. S. 52/3; S. 29: „später ... als auch sie eine wissenschaftliche Nation geworden waren"; s. auch III 414: Das Wissen der Orientalen habe „innerliche Grenzen, das der Griechen nicht". — G. Dalla Vedova, Antologia nuova, August 1877, S. 814/5 führt aus, wie die Griechen

Digitized by Google

die „secolarizzazione della scienza" durchführten, „l'autonomia della mente" entdeckten, und nicht nur in der Kunst Unübertroffenes leisteten, sondern für die Wissenschaft mehr als andere Völker taten. — V. Duruy, Hist. des Grecs (Nouv. éd. ill.) III (Paris 1889) 642: „C'est aux Grecs que nous devons les principes et les méthodes, c'est-à-dire les commencements véritables et les progrès sérieux des sciences" [gegenüber dem Orient]. Dazu A. 1 nach Moleschott: „Les Grecs, maîtres du beau, l'ont été aussi du vrai" (hauptsächlich in Hinsicht auf Mathematik und Naturwissenschaft). Vgl. auch S. 638. — George Perrot, Revue des deux mondes 1892, 1. Febr., S. 530: „Les Grecs ont tout su ou plutôt tout deviné" (so auch Alfr. Fouillée, Esquisse psychol. des peuples européens[2] [Paris 1903] S. 17). — M. Berthelot, Revue des deux mondes 1893, 15. Sept., S. 315: „Ce sont les Grecs qui ont constitué la science sous la forme que nous connaissons aujourd'hui"; S. 316: sie schufen „la science rationnelle, dépouillée de mystère et de magie". „L'époque alexandrine vit le triomphe de la nouvelle méthode." — Beloch, Gr. Gesch. I (1893) 596: „die Griechen ... denen der Ruhm gebührt, die Wissenschaft begründet zu haben"; dazu S. 637 (über die geistige Wandlung von Sophokles und Herodot zu Euripides und Thukydides): „Dort ... noch der altväterische naive Glaube und Aberglaube; hier ... bereits die Voraussetzungslosigkeit des wissenschaftlichen Denkens. Und damit beginnt eine neue Epoche in der Geschichte der Menschheit". Vgl. auch oben S. 269. — Th. Gomperz, Gr. Denker I (1896) S. 221: „Mehr als unvergleichlich ... geradezu einzig ist eine andere Schöpfung des griechischen Geistes: die positive oder rationelle Wissenschaft"; ferner Essays und Erinnerungen (1905) 210 (v. J. 1901): „echte Wissenschaft" sei „einzig und allein das Werk der Griechen gewesen". — C. Jentsch, Zukunft 1900 (27. Januar) 148: Es sei zu sagen, „daß sie die Wissenschaft, die wissenschaftliche Methode geschaffen haben." — Ed. Meyer, Gesch. d. Altert. IV (1901) 199: Es „eröffnet sich die wissenschaftliche Diskussion. Erst dadurch ist die echte Wissenschaft begründet" [im Hinblick auf das perikleische Zeitalter]. — J. Geffcken, Grenzboten 1902, IV, S. 719: Ihnen sei „der Sinn für die ... voraussetzungslose Wissenschaft zu allererst verliehen worden". — A. Mosso, Mens sana in corpore sano (Mail. 1903) S. 148: „il popolo greco così meravigliosamente fecondo nelle scienze"; vgl. S. 23: „Non si può decidere, se siano stati più grandi nelle scienze speculative o nelle positive". — Al. Riehl, Zur Einführung in die Philosophie der Gegenwart (1903) S. 16: „was das Denken ohne Hilfe des Experimentes zu ergreifen ... vermag, das haben schon die Griechen ergriffen ... nämlich die Form für alle Erfahrung". — C. Neumann, Byzantinische und Renaissancekultur (1903) S. 40: „ihr [der Antike] praktischer Erfolg in der Entdeckung der Welt, in der Verbreitung des Wissens um die Realien". — Wilamowitz, Die Kultur der Gegenwart I 8 (1905) S. 1: „Die Wissenschaft überhaupt ist von den Hellenen in die Welt gebracht." Vgl. Reden und Vorträge S. 167 (1900): die Griechen als die „Schöpfer" der Wissenschaft; „Verhandlungen über Fragen des höheren Unterrichts" (1902) S. 206: „die wissenschaftliche und künstlerische Größe der Griechen". — Ad. Bauer, Lehrbuch der Gesch. des Altert. (1904) S. 72: „Die Griechen Kleinasiens haben der Menschheit ... die Wissenschaft geschenkt." — M. Scheler, Beilage zur allgemeinen Zeitung 1904, 12. Februar,

Digitized by Google

S. 275: Das Volk, das „zuerst mit hellem Auge das Gespinnst mythischer Völkerphantasie durchdrang und eine Wissenschaft schuf". — P. Guiraud, Revue des études grecques 1904, S. 393: „La Grèce a créé la science". — W. Lexis, Die Kultur der Gegenwart I 1 (1905) 26: „Die Griechen haben zuerst die reine, sich selbst genügende Wissenschaft in die Welt eingeführt." — W. Otto, Zeitschr. f. Sozialwiss. 1905 S. 712_{33}: die Griechen haben „der Welt das abstrakte Denken gelehrt und ihr so die Wissenschaft geschenkt ... diese ihre vielleicht größte Ruhmestat". — Chantepie de la Saussaye, Lehrbuch der Religionsgeschichte II³ (1905) S. 242: „Die Griechen waren ... das Volk der Philosophie und Wissenschaft." — R. Eisler, Allgemeine Kulturgeschichte (1905) S. 119/120: „Bei den Griechen zuerst löste sich das begriffliche Denken von der mythenbildenden Phantasie ab ... hier erst wird das Forschen nach Erkenntnis Selbstzweck". — Joël, Der Ursprung der Naturphilosophie aus dem Geiste der Mystik (1906) S. 8: die „Naturphilosophie, in der hellenische Klarheit und Geistesschärfe ... die europäische Wissenschaft begründen"; vgl. S. 4: durch sie sei „die wirkliche Naturerkenntnis" begründet worden; S. 193 über die Schaffung „universaler, systematischer Erkenntnis" durch die Griechen (gegen Ostwald). — C. Snyder, Der Mechanismus des Weltalls (Deutsche Ausgabe 1908) S. 140f., bes. 144, 145. — Th. Zielinski, in „Schaffen und Schauen" II (1909) S. 104: die hellenische Wissenschaft sei in Jonien entstanden „nicht als ein im Banne der Nützlichkeit stehendes System von praktischen Maßnahmen ... sondern, und das ist eben das Einzigartige, als ein Erzeugnis des freien und uneigennützigen Forschungstriebes".

Besonders wird auf die hellenistische Epoche als das Zeitalter des Höhepunktes griechischer Wissenschaft hingewiesen. So z. B. bei Herder, Ideen z. Philos. d. Geschichte d. Menschheit 13. Buch, 5. Kap. (Cotta 1853/4, Bd. 29, S. 135/6): „Ihren [der Ptolemäer] Anlagen sind wir den Euklides, Eratosthenes, Apollonius Pergaeus, Ptolemaeus u. a. schuldig, Männer, die in den Wissenschaften den Grund gelegt, auf welchem jetzt nicht nur das Gebäude der Gelehrsamkeit, sondern gewissermaßen unsrer ganzen Weltregierung ruhet. Es hatte also auch seinen Nutzen, daß die Zeit der griechischen Rednerei und Bürgerphilosophie mit den Republiken zu Ende ging; diese hatte ihre Früchte getragen; dem menschlichen Geiste aber waren aus griechischen Seelen noch andre Keime der Wissenschaft nötig. Gern verzeihen wir dem ägyptischen Alexandrien seine schlechteren Dichter; es gab uns dafür gute Beobachter und Rechner". — Böckh, Enzyklopädie S. 278 gibt zwar die Leistungen der hellenistischen Wissenschaft zu, will sie aber — vom Standpunkt einer einheitlichen Erfassung des Griechentums und der Antike überhaupt — nicht mehr als recht „antik" gelten lassen; die Wissenschaft habe, sagt er, „in Griechenland ihre Blüte erst am Ausgange der echt antiken Zeit". — Fr. Schlegel, Gesch. d. alten und neuen Liter. I³ (Werke I 1822) S. 26: „Ein gebildetes, geistreiches Volk blieben die Griechen immerfort; ein wissenschaftliches, gelehrtes wurden sie unter den Ptolemäern in Ägypten fast noch mehr, als sie es in der alten Heimat gewesen waren". Vgl. S. 90: „Auch in solchen Wissenschaften, welche von dem öffentlichen Leben sehr abgesondert ... sind, zeigte sich noch jetzt der erfinderische Geist der Griechen glänzend und in seiner Kraft". — Fr. Chr. Schlosser, Universalhisto-

Digitized by Google

rische Übersicht der alten Welt I 3 (1827) S. 259 (Mathematik und damit zusammenhängende Wissenschaften erst von Alexander an Hauptgegenstand der Gelehrsamkeit). — M. S. Fr. Schöll, Gesch. d. gr. Lit. I (Berlin 1828; übersetzt von Schwarze) S. IX: „Die strengeren Wissenschaften, die Erdkunde, die Mathematik und insbesondere die Kritik, erreichten ihre Vollkommenheit". — Th. Mommsen, R. Gesch. I^8 (1888) S. 689: „die Tendenz des Zeitalters nach ernster Forschung in allen Gebieten des Könnens und Wissens"; vgl. Reden und Aufsätze S. 126 (v. J. 1884): „der Hellenismus Alexanders" sei „die Geburtsstätte physikalischer und allgemein realer Forschung"; „von jenem bewaffneten Apostolat des hellenischen Volkstums, das Alexander vertritt", sei „etwas übrig geblieben in der Geistesgewalt der freien Forschung, welche die Natur theoretisch erkennt und praktisch bezwingt". — Mit eher ungünstiger Bewertung sagt Ed. Zeller, Die Philosophie der Griechen II 1^2 (1859) S. 7: Aristoteles sei der Sohn einer Zeit, „in welcher die wissenschaftliche Arbeit an die Stelle des frischen politischen Schaffens zu treten begonnen hat". — E. Curtius, Gr. Gesch. III (1867) 746: „je mehr die bürgerlichen Interessen sich verengten und verflachten, um so reicher entfaltete sich der Wissenstrieb der Hellenen, und der Geist der Forschung ging jetzt mit größerer Energie als je zuvor in die Weite und in die Tiefe". Vgl. Altertum und Gegenwart I^3 S. 96 (1870): „die schaffende Kraft war erlahmt und in demselben Grade hatte der Trieb der Forschung sich über alle Gebiete der Natur und des Geisteslebens ausgedehnt"; Altertum und Gegenwart III 33 (1889): „So arbeitete der hellenische Geist nach dem Untergang des Staats mit neuer Energie weiter". Man beachte die Kombination entgegengesetzter Werturteile, der allgemeinen Verfallstheorie, nach der die hellenistische Zeit eine Epoche zumal politischen und künstlerischen Niedergangs ist [vgl. auch Gr. Gesch. a. a. O. S. 748: „nach Erschöpfung seiner bildenden Kraft"], und der Anerkennung hellenistischer Wissenschaft. — J. W. Draper, Geschichte der Konflikte zwischen Religion und Wissenschaft (Deutsche Ausgabe 1875) S. 19 f. über die Leistungen der alexandrinischen Wissenschaft; ähnlich F. v. Hellwald, Kulturgeschichte I^2 (1876) S. 414. — Rohde, Der griech. Roman^1 (1876) S. 177: „der nunmehr allmächtig werdenden Wissenschaft"; vgl. auch Psyche 1. Aufl. S. 589 (1894; = II^4 S. 298): „Die Kultur [des Hellenismus] . . . beruhte auf der Wissenschaft". — L. M. Mitchell, A History of Ancient sculpture (London 1883) S. 541: „the intense striving to grasp the reality of things, which now prevailed, and the search for the essential foundations of knowledge, paved the way for the genuine scientific research, and made this time a time of reflection.". — Ivo Bruns, Vorträge und Aufsätze (1905) S. 199 (v. J. 1896): „nach der wissenschaftlichen Richtung ist die Bedeutung dieser Kultur zu suchen". — B. Niese, Die Welt des Hellenismus (1900) S. 8: „Der Hellenismus ist das wissenschaftliche Zeitalter der antiken Welt". — Wilamowitz, Griechisches Lesebuch, Text (1902) S. 265: das dritte Jahrhundert sei „die wahre Blütezeit auch der Mechanik"; S. 301: „den wahrhaft naturwissenschaftlichen Sinn des dritten Jahrhunderts" (den das spätere Altertum verloren habe). — J. Kärst, Gesch. d. hellenist. Zeitalters II 1 (1909) S. 298/99.

Neben der Wissenschaft im allgemeinen finden wir oft namentlich auch die Schaffung der Philosophie im wissenschaftlichen Sinne als besonders

Digitized by Google

charakteristische und bedeutsame Leistung des Griechentums hervorgehoben. So vor allem bei Ed. Meyer, Gesch. d. Altert. II (1893) S. 751: „Gleichzeitig mit der Orphik entsteht eine Gegenströmung, welche die religiöse Bewegung durchbricht und in langem Ringen zu Boden wirft, und so die Einzigartigkeit der griechischen Entwicklung begründet". Ionien habe der Nation das gebracht, „worauf für alle kommenden Generationen der Menschen die befreiende Kraft der griechischen Kultur beruht, die Philosophie". (Vgl. auch III [1901] S. 428/9.) — Martha, Études morales sur l'antiquité[3] (Paris 1896) S. 62/63 (die Griechen als Schöpfer der „philosophie scientifique"). — Raoul Richter, Der Skeptizismus in der Philosophie I (1904) S. 3: in Griechenland sei die Philosophie als „selbständige, von der Volksreligion losgelöste Welt- und Lebensdeutung" entstanden. — Eug. Heinr. Schmitt, Kritik der Philosophie vom Standpunkte der intuitiven Erkenntnis (1908) S. 189: „selbständige . . . Gestalt gewinnt die Philosophie erst bei den Griechen" (während sie im Orient mit Theologie verwoben gewesen sei).

4. Die Betonung entgegengesetzter Erscheinungen des griechischen Lebens.

A. Die Bedeutung religiöser Elemente.

In einem — meist unausgesprochenen — Gegensatz zu den Anschauungen, nach denen „Aufklärung" und „Rationalismus" das Griechentum kennzeichnen, stehen die Vorstellungen von der zentralen Bedeutung der Religion innerhalb der griechischen Kultur. Im Grunde freilich widersprechen sich diese Auffassungen nur in ihren ausgeprägtesten Formen unbedingt; sobald nur starke Strömungen des griechischen Lebens gemeint sind, vermindert sich der Gegensatz der Anschauungen auf die Abschätzung des Maßes und der Stärke dieser Strömungen. Wir geben eine Anzahl Nachweise für die ausgeprägtere Formulierung. Hölderlin, An die jungen Dichter (1798): „Seid nur fromm, wie der Grieche war". — Fr. Jacobs, Verm. Schr. VIII 21 (v. J. 1840): „Frömmigkeit . . . durchdringt das ganze Altertum". — M. Duncker, Gesch. d. Altert. III (1856) S. 532: „die religiöse Grundstimmung des hellenischen Volkes"; vgl. S. 527. — Döllinger, Heidentum und Judentum (1857) S. 199: „da das ganze Leben der Griechen von Religion durchdrungen . . . war". — In diesem Zusammenhang ist auch die „Cité antique" von Fustel de Coulanges zu nennen (1864; zit. nach der 14. Aufl. 1893), der die gesellschaftlichen und staatlichen Zustände und Wandlungen der griechischen und römischen Antike aus der Religion zu erklären sucht. Er geht im allgemeinen von dem Satze aus (S. 2), die großen Veränderungen der Gesellschaft seien aus der „intelligence" abzuleiten, die sich stets in Bewegung befinde. Insbesondere werden die antiken Institutionen aus „croyances" gedeutet (S. 3) und zwar aus denen „sur l'âme et sur la mort" (S. 7 f.), zumal dem Totenkult (S. 15 f.); vgl. auch die Zusammenfassung S. 464. (Noch gezwungener freilich als die Ableitung der Familie aus dem Ahnenkult ist diejenige der „cité" aus den „dieux de la nature physique" [146 f.]; er will denn auch selbst die Entstehung der „cité" dahingestellt sein lassen [S. 143]; wie auch weiterhin deren Verfall nicht nur auf

Digitized by Google

die Auflösung dieses Götterglaubens, sondern [S. 415 f.] auch auf die römische Eroberung zurückgeführt wird.) — E. Curtius, Altert. und Gegenwart I[3] 29 (1889) stimmt Luthers Wort von den „guten frommen Heiden" bei; III 243 (1846): „dem frommen Auge der Griechen". — Bergk, Griech. Literaturgesch. I (1872) S. 28: „das griechische Volk ist religiös". — W. Bousset, Das Wesen der Religion (1903) 92: Die griechische Religion gebe uns „das hervorragendste Beispiel der Durchdringung des gesamten nationalen Lebens durch die Religion". — Michalsky, Das alte Gymnasium im Dienste der neuen Zeit (1904) S. 10/11: „das gesamte Leben des klassischen Altertums durchdrungen . . . von Glauben und Gottesfurcht". — Fr. Poland, Die hellenische Kultur (1905) 103: Das religiöse Bedürfnis sei „so lebhaft" gewesen, „wie nur bei irgendeinem Volke auf der Welt". — E. Prato, Storia della cultura greca (Livorno 1907) S. 2: „che vivissimo fu il sentimento religioso presso i Greci"; S. 63: „questa grande religiosità dei Greci".

Ausdrücklich gegen die Vorstellungen von einer „Grèce intellectuelle et rationaliste des Taine et des Renan" wendet sich Louis Bertrand, La Grèce du soleil et des paysages (Paris 1908) S. 287 f., indem er ausführt, die Meinung, als seien die Griechen „d'aimables sceptiques", als glaubten sie „pas plus que nous aux fables de leur mythologie", und ihre Religion sei nur „un dilettantisme d'esthètes, de peintres et de sculpteurs", sei nur für eine „élite", „une infime minorité" richtig. „Et encore les plus libres esprits étaient sujets à de déconcertantes superstitions". *„Majores nostri religiosissimi mortales* . . . Cette phrase d'un Latin s'applique aussi bien aux Grecs" (S. 287/8).

Von der Kunst Breysig, Kulturgeschichte der Neuzeit II 1 (1901) 72/73: „Nichts ist bezeichnender für das innerste Wesen der hellenischen Kultur, als der innige Zusammenhang, in dem die Entwicklung ihrer Kunst und die ihres Glaubens miteinander stehen". Vgl. auch über Kunst und Poesie P. Stengel, Gr. Sakralaltertümer (1890) S. 3.

In diesem Zusammenhang sind auch die Beobachtungen über die Wendung der späteren griechischen Kultur — wie der Antike überhaupt — zur Religion, jenes mächtige Anwachsen religiöser Stimmungen und Betätigungen zu nennen. So erwähnt schon Ed. Zeller (Die Philosophie der Gr. II 1[2] [1859]) in seiner Schilderung der nacharistotelischen Geisteslage unter anderm (S. 24) auch diesen Zug, wie das Selbstvertrauen des Denkens sich in die Hingebung an höhere Mächte verwandelt habe. Von der „leidenschaftlichen religiösen Reaktion der ersten nachchristlichen Jahrhunderte" sprach dann Rohde, Der griech. Roman[1] (1876) S. 18, und er bringt sie mit der Schwäche des religiösen Empfindens in der hellenistischen Epoche in Verbindung [vgl. Psyche 1. Aufl. (1894) S. 684 = II[4] S. 397]. Über diesen Gegensatz ähnlich O. Gruppe, Gr. Mythologie und Religionsgeschichte II (1906) S. 1478: Die Mystik habe „den in den ersten beiden Jahrhunderten des Hellenismus siegreichen Rationalismus" zurückgedrängt, und P. Wendland, Die hellenistisch-römische Kultur (1907) S. 61: „Die Signatur der beiden ersten Jahrhunderte des Hellenismus ist . . . der Rationalismus", und dazu S. 135: „in der antiken Entwickelung selbst wird der Rationalismus verdrängt durch Stimmungen, die jenen christlichen verwandt sind" (vgl. S. 139). Vgl.

Digitized by Google

auch denselben, Einleitung in die Altertumswissenschaft von Gercke und Norden I (1910) S. 353: die hellenistische Philosophie bereite „jene Vertiefung des Innenlebens vor, die in der religiösen Richtung des niedergehenden Altertums und in der Ausbreitung des Christentums seine Vollendung findet"; vgl. S. 364: „die religiöse Entwickelung, die in der augusteischen Romantik eine Weltmacht wird und im Neuplatonismus gipfelt". — Namentlich bei W. Windelband, Geschichte der Philosophie (1892) sehen wir dann den religiösen Charakter der späteren Antike stark betont (S. 165 f.: „Die religiöse Periode") und allgemein wird der Satz aufgestellt (S. 165): „So wurde der Boden der antiken Kulturwelt, nachdem er die Früchte der Kunst und Wissenschaft getragen, zum Kampffeld der Religion". — Von weiteren Darstellungen oder Erwähnungen dieser Stimmungen nennen wir noch Ad. Harnack, Dogmengeschichte I[3] (1894) S. 111 f.; Eucken, Die Lebensanschauungen der großen Denker[7] (1907) S. 81, 98 f. 128 f.; Wendland a. a. O. S. 61, 84, 94, 135; W. Stärck, Neutestamentliche Zeitgeschichte I (1907) S. 73; G. Misch, Geschichte der Autobiographie I (1907) S. 202 f. („Übergang aus dem Zeitalter der positiven Wissenschaften in eine neue religiöse Epoche"); J. Geffcken, Preuß. Jahrb. Bd. 127 (1907) S. 22 und „Sokrates und das alte Christentum" (1908) S. 7; vgl. auch denselben, Aus der Werdezeit des Christentums[2] (1909) S. 1 f.; O. Seeck, Geschichte des Untergangs der antiken Welt III (1909) S. 113 f.. — Vgl. noch A. Döring. Gesch. der gr. Philosophie II (1903) S. 487 („die eigentlich treibende Kraft der neuen Weltansicht ist eine veränderte Gefühlslage").

Auch die Anschauungen von der Bedeutung des Mythos — der Götter- und Heldensage — für die griechische Kultur sind hier zu erwähnen. Vgl. z. B. K. O. Müller, Gesch. d. gr. Lit. I (1841) S. 469/70, wo er anführt, daß der Mythus verhältnismäßig lange dem Denken und Dichten den Stoff gegeben habe; „die ganze griechische Kultur hat dadurch allein werden können, was sie geworden ist. Die griechische Poesie hat durch die Freiheit von der unmittelbaren Wirklichkeit jene innere Wahrheit, jene allgemein menschliche Giltigkeit erhalten"; die Kunst jenen „Adel und Schwung der Gestalten"; „die ganze Geisteskultur der Griechen würde nicht diese liberale Richtung auf das Edelschöne (καλὸν κἀγαθόν) gewonnen haben, wenn die Grundlage der Bildung eine andre gewesen wäre". — Grote, A Hist. of Greece I (1846) S. 460, 469. — Bergk, Gr. Literaturgesch. I (1872) S. 141 (die Bedeutung des Mythus für das ganze Geistesleben). — Burckhardt, Gr. Kulturgesch. I 5, 28 f., 52; III 307: „der Bruch mit ihm sollte sich doch nur langsam und nie ganz vollständig vollziehen" [dazu 308 f.]; vgl. noch 422, 428. — Wilamowitz, Herakles I[1] (1889) S. 95. — C. Neumann, Hist. Zeitschr. Bd. 85 (1900) S. 402/403.

Hier sind auch solche Äußerungen zu nennen, bei denen auch auf die mystischen Elemente des Griechentums ausdrücklich als Bestandteile des Ganzen hingewiesen wird. So bei Fr. Schlegel, Gesch. der Poesie der Griechen und Römer I 1 (1798; Minor I S. 243/4): „Wir sollten die hellenischen Orgien und Mysterien ... nicht als fremdartigen Flecken und zufällige Ausschweifung, sondern als wesentlichen Bestandteil der alten Bildung, als eine notwendige Stufe der allmähligen Entwicklung des hellenischen Geistes be-

Digitized by Google

trachten". Vgl. das. S. 245, wo der hellenischen Mystik, dem Republikanismus und der lyrischen Kunst der gleiche Ursprung zugeschrieben wird und es heißt: „in diesen großen Veränderungen offenbarte sich bei den Hellenen zuerst das erwachte Streben nach dem Unendlichen und das Vermögen freier Selbstbestimmung". Vgl. noch S. 352. — Schelling, Philosophie der Mythologie (W. II 2 S. 647/8; 28. Vorles.): „Die Mysterien sind ... die andere [neben dem im Homer erscheinenden „äußerlichen Polytheismus"], und zwar nicht zufällige, sondern notwendige Seite der Religion". — R. Fritzsche, Neue Jahrbücher f. d. kl. Altert. 1904 I S. 632/33 über die Mysterien: „Auch die Griechen empfanden die religiöse Lücke in ihrem Geistesleben und füllten sie aus durch Anleihen im Orient"; S. 633: „Aus diesen drei Elementen, der Kunst, der Wissenschaft und den Mysterien setzt sich das Geistesleben zusammen in der hellenischen Welt". — Joël, Der Ursprung der Naturphilosophie aus dem Geiste der Mystik (1906) S. 119 nennt die Griechen das Volk der Aufklärung und Skepsis, legt aber auch Gewicht auf die Mystik, die (S. 120) „das irreligiöse, intellektuelle Hellas mit dem Glauben und Aberglauben aller alten Völker verbindet"; immerhin weist er auf das besondere Hellenische dieser Mystik hin.

Interessant ist Rohdes Stellung. Zwar wurde gerade er durch den Gegenstand seiner „Psyche" auf die Beobachtung mystischer Elemente im griechischen Dasein geführt, und hat auch mehr als ein anderer diese Seite des Griechentums weiteren Kreisen zum Bewußtsein gebracht. Aber in das Gesamtbild dieser Kultur will er sie doch nicht recht aufnehmen: „Mystik war ein fremder Blutstropfen in griechischem Blute" („Die Religion der Griechen", 1895, Kl. Schr. II 338; wo S. 331 f. über die Mystik gesprochen wird); vgl. noch S. 338: „Beherrschung der Welt durch die Erkenntnis, nicht asketische Weltüberwindung, blieb doch zuletzt jedem Griechen, jedem griechischen Denker unausrottbares Streben seiner wahren Natur." Vgl. auch über die Askese u. ä. Psyche I⁴ 319 (= 1. Aufl., 1894, S. 294); II⁴ 102 (= ¹394).

Mythus und Mystik ist für Nietzsche der Mittelpunkt des alten, vorsokratischen, wahren Griechentums; mit Sokrates beginnt der theoretische Mensch, die Wissenschaft. Wir geben einige charakteristische Stellen aus der „Geburt der Tragödie" (W. I, 1903) S. 94/5: Sokrates als „Vorläufer einer ganz anders gearteten Kultur, Kunst und Moral"; S. 95: „der spezifische Nichtmystiker"; S. 104: „Typus des theoretischen Menschen"; S. 106: der „Mystagoge der Wissenschaft" und daher der „eine Wendepunkt und Wirbel der sogenannten Weltgeschichte"; S. 160/1: „jenes auf Vernichtung des Mythus gerichteten Sokratismus"; S. 160: „Ohne Mythus .. geht jede Kultur ihrer gesunden schöpferischen Naturkraft verlustig"; S. 162/3: „Jener Untergang der Tragödie war zugleich der Untergang des Mythus"; S. 162: Mit dem Untergang der Tragödie sei „eine Degeneration und Umwandlung des griechischen Volkscharakters im Einklang" gewesen.

B. Das Instinktive.

Im Grunde sind hier alle jene — oben S. 215 f. dargestellten — Anschauungen wieder zu nennen, wo das Natürliche, Naive und Instinktive als Merkmal des Griechischen betrachtet wird. Der Gegensatz dieser Vorstel-

Digitized by Google

lungen zu der Betonung des intellektuellen Elementes kommt zum Ausdruck, wenn z. B. Pöhlmann, Sokrates und sein Volk (1899) S. 20 gegenüber Schillers Wort in den Göttern Griechenlands von der „entgötterten Natur" hervorhebt: „Vielmehr sind es gerade hellenische Denker, welche Helios entthront, Natur und Geschichte entgöttert haben." Vgl. auch H. Nohl, Sokrates und die Ethik (1904) S. 11, der ausführt, Sturm und Drang, Herder, Jacobi, Goethe, Schiller, Nietzsche und die Romantik hätten die griechische Existenz von dem Einfluß der Rationalität auf die schöpferischen Funktionen frei geglaubt; jene Wertung der Rationalität habe nachgewirkt bei der Beurteilung der Sophisten, des Euripides, der Hinrichtung des Sokrates, in der Vernachlässigung der griechischen Wissenschaft, vor allem der späteren Zeit.

C. Grenzen der Durchdringung der griechischen Kultur durch die Wissenschaft.

Endlich weisen wir noch auf Stellen hin, an denen ausdrücklich die Schranken und Hemmnisse durch geistige Strömungen anderer Art hervorgehoben werden, die der griechischen Wissenschaft entgegenstanden und die Durchdringung des griechischen Lebens durch sie verlangsamten oder unmöglich machten. So nennt Comte (Cours de philosophie positive V², geschr. 1840; Paris 1864) S. 183, obschon er die Bedeutung der griechischen Wissenschaft als einer Neuschöpfung nicht verkennt (vgl. oben S. 284/5, 288), doch innerhalb des griechischen Lebens „l'esprit scientifique alors nullement constituant". — Über die Hemmung der exakten Wissenschaft durch andere geistige Richtungen H. Berger, Gesch. d. wiss. Erdkunde der Gr.² (1903) S. 51, 223f., 488f. Über die Reaktion gegen die Wissenschaft im 5. und 4. Jahrhundert Beloch, Gr. Gesch. II (1897) 1f. (aber S. 405f. über den Sieg der Wissenschaft). — Auch C. Snyder an der oben S. 290 angef. Stelle betont — neben den Leistungen der griechischen Wissenschaft — die Unwissenschaftlichkeit des Denkens der Menge (S. 145). Vgl. dazu auch Grote, A Histor. of Greece I (1846) S. 608/9.

Dazu Allgemeiner Teil S. 48/49.

Dreißigstes Kapitel.

Die Anschauungen von der Eigenart der griechischen Kultur XII.

Die eigenartige Differenzierung des Griechentums.

1. Die Stärke der vorzugsweise gleichzeitigen Differenzierung.

Vielfach und nach verschiedenen Richtungen wird die Mannigfaltigkeit der griechischen Kultur als ihr besonderes Kennzeichen dargestellt. Wir geben zuerst solche Nachweise, wo mehr — wenn auch nicht immer ausschließlich — das Nebeneinander differenzierter Kulturelemente hervorgehoben wird. Beizuziehen ist hier noch Kap. 49, 2, E, wo jene Anschauungen genannt sind, nach denen diese Mannigfaltigkeit der griechischen Kultur aus der Natur des Landes abgeleitet wird. — Im einzelnen kann es sich um verschiedenartige Vorstellungen über diese Differenzierung handeln,

Digitized by Google

wie die Nachweise zeigen. — Fr. Schlegel, Philosophie der Geschichte I (1829) S. 266/7 weist gegenüber der „ganz in sich abgeschlossenen Einheit des asiatischen Geistes und der mehrenteils unveränderlich fest stehen bleibenden Einförmigkeit der orientalischen Lebensordnung" auf „diese so vielfach verschiedenartige Regsamkeit, diese lebendige Mannigfaltigkeit des griechischen Volkes ... eine Mannigfaltigkeit der geistigen Entwicklung und sittlichen Richtung, die nicht bloß in den verschiedenartigsten Gesetzen und Staatsformen, Sitten, Gewerben und Lebensgebräuchen gefunden wird, sondern schon in den zerstreuten Wohnorten ... in ihrer ... aus ganz verschiedenartigen Elementen gemischten Herkunft, und erstem Bildungsanfang ... in der Zerteilung unter mehrere sich entgegenstehende Volksstämme, so viele kleine und etwas größere Staaten, und selbst in der Sage, Geschichte und den daraus hervorgehenden Künsten und Kunstarten ... endlich in der durch lauter Gegensätze von einem System zum andern fortschreitenden und im nie ruhenden Streit sich bewegenden Wissenschaft sich kund gibt ... in Griechenland ... war [im Gegensatz zu Indien] die Wissenschaft wie das Leben selbst durchaus republikanisch". Vgl. ferner Geschichte der alten und neuen Literatur I[2] (Werke I, 1822) S. 26 über den Zeitraum von Solon bis Alexander: „diese ganze Fülle von so manichfaltigen herrlichen Schöpfungen und Regungen des Geistes" ... „ein großes und ewig denkwürdiges Schauspiel, unermeßlich fruchtbar im Guten wie im Bösen". — Heeren, Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt III 1[4] (1826; Hist. Werke Bd. XV) S. 224: „Ist Einförmigkeit in der politischen wie ästhetischen Welt die Mutter der Beschränktheit, und Mannigfaltigkeit dagegen die der Kultur, so war keine Nation auf einem bessern Wege wie die Griechen". — K. O. Müller, Gesch. der gr. Lit. I (1841) 21 nennt den „Geist der griechischen Nation" „in seinen Formen reicher und mannigfaltiger und ... zugleich freier und edler als der der orientalischen Nachbaren". — M. Duncker, Gesch. d. Altert. IV (1857) S. 604: „der Individualismus ... die Fülle verschieden gearteter Lebensformen". — E. Curtius, Altertum und Gegenwart I[3] S. 151 (1875): „die ganze Vielseitigkeit und Fruchtbarkeit des Griechentums" beruhe darauf, daß „es zwei verschiedenen Kulturkreisen angehört" (dem arischen und semitischen). In dem Bestreben, diesen Gegensatz (zwischen dem „arischen Stolz, der jeden kaufmännischen und industriellen Erwerb verachtete" und der „den Phöniziern abgelernten Betriebsamkeit") „richtig zu vermitteln", seien die Griechen „über die Einseitigkeit der älteren Völker hinausgegangen, haben die verschiedenen Richtungen des Menschenlebens zuerst klar überblickt". — George Perrot, Revue des deux mondes 1892, 1. Febr., S. 536: Griechenland sei „multiple et diverse dans l'espace aussi bien que dans le temps". — Ed. Meyer, Gesch. d. Altertums II (1893) 63: „So [infolge der Vereinigung aller äußeren Bedingungen] konnte der im Volke ruhende Keim ureigenster Begabung sich voll entfalten und die Nation zu einem Reichtum geschichtlichen Lebens gelangen, wie er niemals einem anderen Volk beschieden gewesen ist". An anderer Stelle wird dies zunächst auf eine bestimmte Epoche beschränkt, S. 583: „So nimmt die neue Kultur, in scharfem Gegensatz zu der Gleichförmigkeit der mittelalterlichen [griechischen] Welt, die verschiedensten Gestaltungen an [aber S. 292 heißt es von der griechischen mittelalterlichen

Digitized by Google

Kultur selbst: „Die Grundzüge sind überall die gleichen, die Gestaltung im Einzelnen zeigt große Mannigfaltigkeit"]; überall macht sich das lokale Element geltend, jeder Staat erzeugt seine Sonderkultur im Rahmen der allgemeinen Bewegung. Dadurch ist die griechische Kultur zu einer Vielseitigkeit und Formenfülle gelangt, wie sie kein anderes Volk je wieder erreicht hat." (Vgl. noch III [1901] S. 429: „So ist an Stelle der alten homogenen Kultur des Mittelalters eine bunte Fülle verschiedenartiger . . . Gestaltungen und Anschauungen getreten.") — J. Overbeck, Gesch. der gr. Plastik II[4] (1894) S. 218: „Somit beruht die Größe der griechischen Nation im Gegensatze zu der einheitlichen Massenbewegung, die die Kulturentwicklung der Barbarenvölker bezeichnet . . . darauf, daß in der unendlich vervielfältigten Einzelbewegung alle Keime zur Entfaltung, alle Kräfte zur Geltung, alle Mittel zur Verwendung gelangten." (Es war vorher von den „tausendfachen Kräften der einzelnen Stämme, Staaten, Geschlechter und Individuen" die Rede, und es wird die „Zerklüftung und Zersplitterung der griechischen Nation letzthin" darauf zurückgeführt, „daß die mannigfaltigen und verschiedenen Anlagen, mit denen sie ausgestattet war, in individueller Ausbildung rangen".) — J. P. Mahaffy, A Survey of Greek civilization (London 1897) S. 115: „that variety which is so essential a feature in Greek civilization"; S. 83: „a culture richer and more various than any other in the Old World"; s. noch S. 75. — Alfr. Lehmann, Aberglaube und Zauberei (Deutsche Ausgabe 1898) S. 43 nennt „eben diese Disharmonie zwischen Aberglaube und Kultur . . . das Interessante in Griechenland". — J. Kärst, Geschichte des hellenist. Zeitalters I (1901) 219: die „Mannigfaltigkeit des geschichtlichen Lebens von Hellas" . . . die „Eigenwilligkeit und Eigenmächtigkeit aller seiner besonderen Bildungen" (gegenüber den Verhältnissen des Perserreichs). — Wilamowitz, Die Kultur der Gegenwart I 8 (1905) S. 227: „Wer nach dem Wesen der griechischen Literatur fragt, muß mit diesen beiden Typen rechnen [attisch und ionisch]: daß sie keinen einheitlichen Charakter hat, ist eben das Wesentliche, ihr Vorzug und zugleich ihr Fluch. Damit entspricht sie ihrem Volke und seiner Geschichte". — Eucken, Die Lebensanschauungen der großen Denker[6] (1905) S. 12: Die griechische Tätigkeit werde „dem Reichtum der Wirklichkeit gerecht" und entfalte sich „zu großer Mannigfaltigkeit". Wir sehen „die Kulturarbeit mit wunderbarer Universalität alle Gebiete ergreifen . . . Bewegungen, die sonst einander ausschließen, werden hier mit gleicher Kraft und Liebe aufgenommen".

2. Die Stärke der Veränderungen in der Zeit.

Vielfach wird vor allem die innere Entwicklung und Wandlung als das charakteristisch Griechische dargestellt, namentlich gegenüber dem „Orient". Sehr oft — wenn auch nicht immer — nimmt diese Anschauung zugleich die Form des Werturteils an; dann erscheint das Griechentum als eine in sich fortschreitende Kultur. — J. W. Loebell, Weltgesch. I (1846) 415: „das Bedürfnis und die Fähigkeit, veraltete . . . Formen abzustreifen und sich neue anzueignen". — Grote, A History of Greece III (1847) 19: der griechische Geist sei nicht „stationary and unimproving as that of the Orientals", sondern „the Greek mind was of a progressive character". —

Digitized by Google

Fr. Theod. Vischer, Ästhetik II (1847) S. 239: „Dies Volk ... ist zuerst ein wahrhaft fortschreitendes." — H. S. Maine, The Rede-Lecture (1875, S. 38; mir nicht zugänglich; angeführt bei Th. Gomperz, Gr. Denker I, 1896 als Motto): Die Griechen seien die Schöpfer des „principle of Progress". — Hier dürfen wir wohl auch Droysens Satz anführen, Gesch. des Hellenismus III 1^2 (1877) S. 10/11: „das, was in Griechenland zum ersten Male geschichtlich erscheint ... der Ausdruck eben jenes Fortschreitens, das stets über das Gegebene ... hinaus dessen idealen Gehalt anzuschauen, auszusprechen, praktisch zu erreichen sucht .. nennen wir es Bildung". — Du Mesnil-Marigny, Hist. de l'éc. polit. III^3 (Paris 1878) 163: „l'esprit ... innovateur de ce peuple". — Ad. Holm, Gr. Gesch. I (1886) S. X betrachtet die Griechen nicht als „ein Volk, das in den wichtigsten Äußerungen des Lebens das jedesmal Beste ganz oder beinahe gefunden hat", sondern „als die vorzugsweise Suchenden unter den Nationen"; vgl. S. 5 und 10 über ihr Streben, in Sittlichkeit, Literatur, Kunst und Politik stets „vollkommenere Formen zu schaffen". — George Perrot, Revue des deux mondes 1892, 1. Febr., S. 538 findet bei den Griechen stets „progrès" oder „mouvement". — W. Pater, Plato und der Platonismus (1893; zit. nach der deutschen Ausgabe 1904) 20/21: „Aus dem leblosen Hintergrunde einer stehen gebliebenen Welt" (er nennt Ägypten, Syrien, Skythien) sei der „Grieche hervorgetreten wie der junge Prinz im Märchen, um das Spiel in Gang zu bringen"; vgl. S 22: „die Sucht nach Neuerungen ... eine tiefeingewurzelte Charaktereigentümlichkeit". — Max C. P. Schmidt, Realistische Stoffe im humanist. Unterricht (1900) S. 22: „Es gibt nur ein Volk, das dies Gesetz der Trägheit der Kultur in vielen Punkten überwunden hat: die Griechen. Dreimal haben griechische Staaten ein Königtum erlebt" usf.; S. 23: „Wer wollte ihren unerhörten Reichtum, der mit unerhörter Schnelligkeit gewachsen, erschöpfend deuten und berichten!" — Lübke-Semrau, Grundriß der Kunstgeschichte I^{13} (1904) S. 113 (gegenüber dem Orient): „eine neue Welt voll Beweglichkeit .. das Bild einer eigenen inneren Entwicklung". — Eucken, Die Lebensanschauungen der großen Denker^7 (1907) S. 13 (Fortsetzung der Ausführungen von S. 12, die oben S. 298 zitiert wurden): die griechische Kulturarbeit sei vermöge ihrer Weite und Vielseitigkeit imstande, Erfahrungen zu machen und dadurch „fortzuschreiten".

3. Die Differenzierung auf einzelnen Kulturgebieten.

Vielfach wird diese Differenzierung griechischer Kultur besonders an einzelnen Gebieten griechischen Lebens hervorgehoben, sei es mehr nach der Richtung des Nebeneinander oder des Nacheinander, oder beider Auffassungen.

So vom griechischen Staatsleben. Wir beschränken uns auf eine kleinere Zahl von Nachweisen. Heyne, Opuscula acad. II 288, 290 [1786] (über die Mannigfaltigkeit der Verfassungsformen). — Böckh, Enzyklopädie S. 281: „Vermöge der individualisierenden Richtung des griechischen Geistes trägt jeder Staat in Hellas ein eigentümliches Gepräge und alle diese Eigentümlichkeiten wurzeln in den Charakteren der Hauptvolksstämme." — W. Drumann, Ideen zur Geschichte des Verfalls der griechen Staaten (1815) S. 506, 529 (die Mannigfaltigkeit der Staatsformen). — Fr. Kortüm, Römische Ge-

Digitized by Google

schichte (1843) 1: die „Überlegenheit der Hellenenwelt" ruhe „in der freiern, gleichsam individuellern Pflege des auf eigentümlichem Stamm und herkömmlicher Sitte ruhenden Gemeinwesens". — Heeren (an dem S. 297 angef. O. S. 224): an „innerer Mannigfaltigkeit" haben die griechischen Verfassungen alle andern übertroffen. — E. Curtius, Altertum und Gegenwart I[3] S. 137 (1856): „alle Gattungen von Staatsverfassungen". — V. Duruy, Hist. des Grecs (Nouv. éd. ill.) III (Paris 1889) S. 637: „En politique, la Grèce a tout essayé, excepté le système de l'Europe moderne, le gouvernement représentatif." — Pöhlmann, Gesch. d. antiken Kommunismus und Sozialismus I (1893) 263: die „Fülle von Entwicklungsformen, welche die unerschöpflichen Triebkräfte des politischen und sozialen Lebens der Hellenen erzeugt hatten". — Ad. Bauer, Lehrbuch der Geschichte d. Altert. (1904) S. 43: Im Gegensatz zum Orient „entwickelte sich das politische Leben höchst ... mannigfaltig". — Bury, A History of Grece (London 1900) S. 71: „when all the divers forms of the rule of the few and the rule of the many ... have had their day". — K. J. Neumann, Historische Zeitschrift Bd. 96 (1906) S. 46: „Griechische Geschichte ist Geschichte des politischen Experimentes" (zustimmend erwähnt bei E. Kornemann, Neue Jahrb. f. d. klassische Altert. 1908 I S. 233, dessen Aufsatz „Stadtstaat und Flächenstaat des Altertums in ihren Wechselbeziehungen" selbst ein Beispiel für die Richtung der Betrachtung auf die Differenzierung des antiken Staatslebens ist).

Von der Literatur Wilamowitz, Die Kultur der Gegenwart I 8 (1905) S. 99: „Der Reichtum der griechischen Literatur" zeige sich „auch darin, daß sie eine Zeit erlebt hat, der solche geistreiche Stillosigkeit [wie die menippeische] ebenso entsprach, wie der früheren die klassische Formenstrenge". Vgl. auch oben S. 298.

Von der bildenden Kunst Rayet, Monuments de l'art antique I (Paris 1884) Nr. 18 [„Tête archaïque en marbre trouvée à Athènes." S. 6]: Während die assyrische und ägyptische Kunst „modestes et timides" seien, zeige sich die griechische bereits „dans cette période d'enfance" als „un art ambitieux et chercheur", wie Dumont sage. — Pottier, Les statuettes de terre cuite dans l'antiquité (Paris 1890) S. 23: die Anfänge der Kunst seien gleich, aber „là où d'autres s'arrêtent, ils prennent leur élan définitif". — H. Brunn, Griechische Kunstgeschichte I (1893) 2: in der griechischen Kunst trete uns „die Mannigfaltigkeit des Kunsttriebes ... in so seltenem Maße" entgegen. — „Wilh. Spemanns" Kunstlexikon (1905) 394: die griechische Kunst sei „die erste des Altertums, in welcher sich eine eigne innere Entwicklung ... ausspricht" (im Gegensatz zur Kunst des Orients, „die den Charakter der Stabilität ... an sich trägt"). — Ad. Furtwängler, Die Ägineten [1906] (München, ohne Jahreszahl; Broschüre) S. 55: Die Entwicklung in der griechischen Kunst habe nicht stillstehen können; „jenes Leben und Feuer ... drängte vorwärts".

Vom Denken der Griechen E. Rohde, Psyche[1] 1894 S. 104 (= I[4] 111): „dies gedankenreichste der Völker" ... „dieser überschwänglichen Mannichfaltigkeit". — A. Döring, Gesch. d. griech. Philosophie I (1903) S. V: in der griechischen Philosophie seien „alle wesentlichen Probleme des Denkens ... in naturfrischer Unbefangenheit erörtert und tiefsinnig durchdacht worden." — Th. Zielinski, Die Antike und wir (Deutsche Ausgabe 1905) S. 83: Es

Digitized by Google

falle auf, „bis zu welchem Grade das griechische Volk . . . ein Vielgeist war". Bei ihm seien „Empirismus und Rationalismus" gleichmäßig vertreten . . . „die antike Philosophie mit ihrem gesunden Universalismus". — Paul Wendland, Universität und Schule (1907) 20: die nationale griechische Kultur habe „den Gegensatz der Weltanschauungen und Lebensauffassungen bis ans Ende durchdacht".

Von der griechischen Religion Heyne, Opuscula acad. I 205 (1764): die „mythologia Graecorum" enthalte „infinitas res diversi admodum generis" . . . „id quod in nullo alio populo factum est, nec in Graecia fieri potuisset, nisi illi a primis barbariae initiis progressi et ad tantum litterarum fastigium evecti omnium aetatum notiones, iudicia, opiniones litteris suis insertas illigatasque retinuissent" (doch beachte man auch das Folgende: „etsi id unicuique populo evenire necesse est, ut ex pristinis moribus et opinionibus vestigia supersint, quae nulla aetas tollere potest"). — G. Klemm, Allgem. Kulturgesch. VIII (1850) S. 210: „Bei dem Streben nach Selbständigkeit konnte sich ebensowenig ein anerkanntes Dogma bilden, als sich ein allgemeiner griechischer Staat . . . bilden konnte." (Vgl. noch 209.) — Ad. Holm, Griech. Gesch. I (1886) 149f. (Mannigfaltigkeit der Religion; weil kein Priestertum sie beaufsichtigte.) — Chantepie de la Saussaye, Lehrbuch der Religionsgeschichte II (1889) S. 155: „Die Überbleibsel niederer Kulturstufen kommen in der griechischen Religion besonders deutlich zum Vorschein"; II³ (1905) S. 236/7: „Die Schwierigkeiten, auf welche hier die Forschung stößt, sind in hohem Grade im Charakter der griechischen Religion, man könnte sogar sagen, des ganzen griechischen Volksgeistes begründet. Es war dem Griechen ein tiefes Bedürfnis, sich sein ganzes geistiges Leben frei selbst auszubilden." So sei die griechische Religion „eine schwer faßbare Proteusnatur". — W. Pater, Griech. Stud. (Deutsche Ausgabe 1904) S. 1 (Man müsse nicht von „der", sondern von „den" griechischen Religionen sprechen). — Wilamowitz, Reden und Vorträge S. 174: „die Formen des Gottesempfindens und des Gottesdienstes, die gerade bei den Hellenen in tausend bunten Metamorphosen das eine ewige Gefühl variieren, der Menschenseele Sehnsucht nach dem ewigen Lichte". — H. Meltzer, Die Vorstellungen der alten Griechen vom Leben nach dem Tode (1900) S. 12: „recht bedeutende Anzahl von Spuren des Zusammenhanges mit der Gefühls- und Gedankenwelt der Urzeit". — E. A. Gardner, bei L. Whibley, A Companion to Greek Studies (Cambridge 1905) 297: „in Greek religion we find side by side traces of all these various stages". — O. Gruppe, Griechische Mythologie und Religionsgeschichte I (1906) S. V: „Die religiösen Empfindungen der Griechen, die individuellsten, die es je gegeben hat"; S. 1: nirgends sei die Mannigfaltigkeit, die im antiken Heidentum groß sei, größer als in Griechenland; er führt dies zurück auf den „Drang nach Selbständigkeit, der auch die kleineren Staaten erfüllte". — P. Wernle, Einführung in das theolog. Studium (1908) S. 59: „Die griechische Religionsgeschichte ist darum so anziehend, weil man alle Religionsstufen von der primitiven Religion bis zur sublimsten philosophischen Weltanschauung in ihr durchlaufen muß".

Von Attika Ed. Meyer, Geschichte d. Altertums IV (1901) 103: „alle Strömungen der religiösen Entwickelung von Hellas fanden sich in der attischen Staatsreligion vereinigt: die individuell ausgeprägten Gottheiten

Digitized by Google

der Adelszeit und der homerischen Welt, die mystischen Kulte der Volksreligion, die geheimen Offenbarungen der orphischen Theologie".

4. Die Raschheit der Entwicklung.

Th. Gomperz, Essays und Erinnerungen (1905) S. 53 (v. Jahre 1864): „in der so unendlich rasch lebenden und alle Phasen menschlicher Entwicklung wie mit Sturmeshast durcheilenden griechischen Welt" liegen „die schroffsten Gegensätze dicht beieinander. Neben der Unkultur primitiver Zustände die bis aufs höchste gesteigerte Verfeinerung späterer Epochen, neben Zeiten und Sitten, denen der eigentliche Begriff des Antiken entstammt, andre, die man fast moderner zu nennen versucht wäre, als die modernste Gegenwart". — Otto Gierke, Das deutsche Genossenschaftsrecht II (1873) S. 10: „Wie in ihrer [der Griechen und Römer] äußeren Geschichte Jugend und Mannesreife, ja Blüte und Verfall fast zusammenfallen, so liegen auch in ihrem geistigen Leben die ungleichsten Entwicklungsstufen nahe beieinander." So heißt es von den Griechen: Sie „erklimmen in derselben Zeit, in welcher die Fülle sinnlicher Anschauungen noch ungebrochen ... fortwirkt, den Gipfel theoretischer Spekulation" ... „Das Nebeneinanderstehen der griechischen Volksreligion und der griechischen Philosophie ... sind Symptome desselben Entwicklungsganges" ... „Gerade in dieser raschen Aufeinanderfolge der verschiedenen Lebensstufen liegt der wunderbare Glanz der antiken Welt, liegt die Einheit und Energie ihres zu keinem Zwiespalt mit sich selbst gekommenen geistigen Lebens begründet" (damit stehe aber auch im Zusammenhang, daß „ihre Bildung einseitiger, oberflächlicher und ärmer erscheint" als die moderne, und ebenso ihr Verfall). — Breysig, Kulturgesch. d. Neuzeit II 1 (1901) S. 324: das „rasche Tempo" und das „vorzeitige Ende" „der hellenischen Entwicklung"; vorher: „ihr [des Staates und der Bildung der Hellenen] märchenhaft schnelles Wachstum und ihr tragisch frühes Ende"; vgl. S. 319 über die Kürze der griechischen „Neuzeit" gegenüber der germanisch-romanischen; s. auch S. 39/40: „eine der hervorstechendsten Eigenschaften des griechischen Volkes, seinen Radikalismus, seinen brennenden Eifer, jede Neuerung, man möchte sagen, jede irgend offen stehende Entwicklungsmöglichkeit bis ans Ende auszuproben". — Gust. Glotz, La solidarité de la famille dans le droit criminel en Grèce (Paris 1904) S. 599. Er hebt hervor, daß er von der vergleichenden Methode starken Gebrauch gemacht; aber das heiße nicht „nier l'originalité d'un peuple si profondément original". Die Entwicklung des Rechts geschehe nach denselben Gesetzen, aber mit verschiedener Schnelligkeit; die griechische Entwicklung sei — auf diesem Gebiete — eine sehr rasche, vor allem in Athen, und das Ergebnis seiner Arbeit: „précocité de la Grèce dans le monde, précocité d'Athènes dans la Grèce". — Vgl. auch Nietzsche unten S. 303/4.

5. Die Stetigkeit der Entwicklung.

A. Im allgemeinen.

Gerne betont man die Stetigkeit der griechischen Entwicklung, wofür nicht selten der Ausdruck „organisch" verwendet wird, der freilich auch

Digitized by Google

noch anderes in sich schließt (vgl. das Inhaltsverzeichnis u. d. W.). Wenn auch nicht durchaus notwendigerweise, so tritt doch diese Auffassung leicht in einen gewissen Gegensatz zu der eben genannten Vorstellung von der Raschheit dieser Vorgänge. Namentlich geschieht dies dann, wenn jene Stetigkeit als Langsamkeit und konservatives Verhalten erscheint. — Fr. Aug. Wolf, Vorlesung über die Enzyklopädie der Altertumswiss. (herausgegeben 1831) S. 32/33 (von der geistigen Entwicklung): „Es wird kein Schritt beschleunigt, auch werden sie nicht aufgehalten." — Rohde, Psyche[1] 1894 S. 104 (= I[4] 111): „Die Geschichte der griechischen Kultur und Religion kennt keinen Sprung, keinen Bruch in ihrem Fortgange. Weder hat das Griechentum jemals aus sich selbst eine Bewegung erregt, die es zu gewaltsamer Umkehr auf dem eingeschlagenen Wege zwang, noch ist es zu irgend einer Zeit durch ein mit Übermacht hereinbrechendes Fremdes aus der natürlichen Bahn seiner Entwicklung geworfen worden." So zeige auch das griechische Denken keine „gewaltsamen Stöße und plötzlichen Umschwünge". Vgl. ferner S. 112 (= 105): „Inmitten aller fremden Einwirkungen behauptete das griechische Wesen, gleich zäh wie geschmeidig, in aller Gelassenheit seine eigene Natur, seine geniale Naivetät. Fremdes und in eigener Bewegung erzeugtes Neues wird aufgenommen und angepaßt, aber das Alte tritt darum nicht ab; langsam verschmilzt es mit dem Neuen ... In gelindem Weiterströmen bleibt es immer derselbe Fluß ... So kennt denn die griechische Kulturgeschichte keine schroff abgesetzten Zeiträume." — J. Geffcken, Aus der Werdezeit des Christentums (1904) 117: „der ungeheuren Zähigkeit, die alles geistliche und geistige Leben in Griechenland charakterisiert". — Eucken, Die Lebensanschauungen der großen Denker[7] (1907) S. 13: die griechische „Elastizität" mache es möglich, daß „sich eingreifende Wendungen vollziehen ohne einen schroffen Bruch mit der eigenen Art."

Von der Gleichmäßigkeit der Gesamtentwicklung Fr. Jacobs, Verm. Schr. III S. 391/2 (v. J. 1808): „Es ist von Allen, welche die Geschichte der geistigen Bildung des hellenischen Volkes mit Aufmerksamkeit verfolgt haben, anerkannt, daß sie sich, wie sonst wohl nirgends, vollkommen organisch entwickelt und ihre höchsten Blüten nicht eher gezeigt habe, als bis sich jeder andere Teil des wundervollen Gewächses auf das vollkommenste entfaltet habe." — George Perrot, Revue des deux mondes 1892, 1. Febr., S. 538: Nirgends in der Geschichte des menschlichen Geistes zeige sich ein „développement organique" mit mehr Reichtum und zugleich Einfachheit (es bezieht sich dies, wie es scheint, vor allem auf die Gleichmäßigkeit des Fortschreitens der Kultur im Gesamtvolk).

Entgegengesetzte Anschauungen (zu 5 A).

Gegen diese Anschauungen Nietzsche W. X (1903), S. 226 [1875]: „Ich glaube nicht mehr an die naturgemäße Entwicklung der Griechen: sie waren viel zu begabt" usw.; S. 231: „die Griechen liefen zu rasch"; Menschliches, Allzumenschliches I (W. II 1899) S. 243/4 (Nr. 261): Auch von den „Tyrannen des Geistes" gelte, daß „ihre Geschichte ... kurz, gewaltsam" sei; „ihre Nachwirkung bricht plötzlich ab. Fast von allen großen Hellenen

Digitized by Google

kann man sagen, daß sie zu spät gekommen scheinen, so von Aeschylus, von Pindar, von Demosthenes, von Thukydides; ein Geschlecht nach ihnen — und dann ist es immer völlig vorbei. Das ist das Stürmische und Unheimliche in der griechischen Geschichte . . . Ach, die griechische Geschichte läuft so rasch! Es ist nie wieder so verschwenderisch, so maßlos gelebt worden! Ich kann mich nicht überzeugen, daß die Geschichte der Griechen jenen natürlichen Verlauf genommen habe, der an ihr so gerühmt wird. Sie waren viel zu mannichfach begabt dazu, um in jener schrittweisen Manier allmählich zu sein, wie es die Schildkröte im Wettlauf mit Achilles ist"; S. 245: „auch die Geschichte des Geistes bei den Griechen" habe „jenen gewaltsamen übereilten und gefährlichen Charakter bekommen . . ., den ihre politische Geschichte zeigt" (weil jeder große Denker zum Tyrannen wurde). — Wir führen noch ein Wort Pöhlmanns an (Gr. Gesch. im neunzehnten Jahrh. 1902; auch in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1902 S. 19): „Wo hat je ein Volk so fieberhaft rasch, so dramatisch, in so jähem Wechsel zwischen blendendstem Tag und tiefster Nacht gelebt, wie die Griechen?" Vgl. auch J. Kärst, Gesch. des hellenist. Zeitalters II 1 (1909) 68: „das politische Experiment spielte im griechischen Staate eine bedenkliche Rolle".

B. Die Stetigkeit der Entwicklung auf einzelnen Kulturgebieten.

Häufiger noch wird von der Stetigkeit, ja auch von der Langsamkeit der Entwicklung in der griechischen Kunst — allgemein wie der bildenden Kunst — und Literatur gesprochen. — André Chénier, L'invention V. 57 f.: keine Gattung habe bei den Griechen „ses bornes prescrites" überschritten. — Herder, Vom Nutzen der Schulen (1783; Cotta 1853/4, Bd. 32, 55; Suphan 30, S. 92) leitet die Vollkommenheit der griechischen Kunst davon her, „daß sie für jedes Gebilde die gewisse Proportion und Form des Charakters gefunden hatte, und der gefundenen Regel allenthalben treu blieb". — Fr. Jacobs, Verm. Schr. III S. 400 (v. J. 1808): „ihre fromme Scheu, an das Alte zu rühren, wenn es durch die Kunst geheiligt war" . . . „Formen, welche einmal glücklich . . . vollendet standen, waren für ewige Zeiten bestimmt" (das zeige sich in den Mundarten und der Kunst). — Goethe, Nachträgliches zu Philostrats Gemälden (zuerst veröffentl. 1832; verf. wahrsch. 1820) (Hempel 28, 332; Heinemann 23, 283): „Zu den großen Vorzügen der griechischen Kunst gehörte, daß Bildner und Dichter einen Charakter, den sie einmal angefaßt, nicht wieder losließen, sondern durch alle denkbaren Fälle durchführten". — L. Friedländer, Erinnerungen und Studien I S. 268 (v. J. 1866): „stetige" Entwicklung der antiken Kunst „weil von Anfang an auch hier eine hohe Ehrfurcht vor der Tradition gewaltet hat"; vgl. auch S. 266 nach J. Grimm. — Bergk, Gr. Literaturgesch. I (1872) S. 167 (über die feste Tradition in der Literatur); III (1884) S. 249: „wie die griechische Kunst mit seltener Treue an der Überlieferung festhält". — Nietzsche, Menschliches, Allzumenschliches II (W. III 1899) S. 262 (Nr. 122): „Dreiviertel Homer ist Konvention; und ähnlich steht es bei allen griechischen Künstlern"; vgl. auch „Morgenröte" (W. IV 1899) S. 353 (Nr. 544). — M. Carrière, Die Kunst im Zusammenhang der Kulturentwickel. II[3] (1877) S. 16 (über die Bewahrung der Eigenschaften der Vorgänger in Kunst und

Digitized by Google

Literatur). — Theod. Vogel, Neue Jahrb. f. Philologie Bd. 118 (1878) II. Abteil. S. 415 findet in der Literatur „nur selten Sprünge und barockes Heraustreten exzentrischer Köpfe aus dem ruhigen Gange der Entwicklung" (ebenso in Wissenschaft und Kunst). — Burckhardt, Gr. Kulturgesch. III 54: „wie konservativ ist bei all diesem die griechische Kunst im Ganzen geblieben"; vgl. auch S. 11 und 61. — K. B. Stark, Handbuch der Archäologie der Kunst I (1880) S. 2: die kunstgeschichtliche Entwicklung des Altertums hinterlasse im Vergleich zu der andrer Epochen „den Eindruck des Einfachen, Stetigen, nicht gewaltsam Zurückgehaltenen oder unsicher Herumtastenden, das Bild eines völlig durchlaufenen Kreises". — Ferd. Bender, Gesch. d. griech. Literatur [1886] S. 16: jeder Stamm habe das „seinem . . . Charakter entsprechende Gebiet der Poesie" vollständig ausgearbeitet. — M. Croiset, Hist. de la littér. grecque I (1887) S. 16 über die Macht der Tradition in der griechischen Literatur; er betont aber auch den dadurch herbeigeführten Zwang gegenüber den jeweils späteren; vgl. S. 40: „Les changements y sont lents . . . jamais ils ne prennent le caractère de révolution"; s. auch S. 42. — Wilamowitz, Herakles I (1889) S. 66: „Wie alle griechische Kunst, war auch der homerische Stil das Ergebnis langer handwerksmäßiger Übung". — J. Overbeck, Geschichte der griechischen Plastik I⁴ (1893) 5: „Die griechische Bildkunst" sei „mit wunderbarer Folgerichtigkeit gleichsam organisch und in der Art gewachsen . . . daß jedes Frühere die Keime und die notwendigen Voraussetzungen des Späteren enthält". — H. Brunn, Griechische Kunstgeschichte I (1893) IX: die griechische Kunst habe sich „wie mit innerer Notwendigkeit als ein organisches Ganze" aus „unveränderlichen Grundgesetzen" entwickelt. — E. Faguet, Revue des deux mondes 1894, 1. Mai, S. 128: Der antiken, besonders der griechischen Literatur sei nichts fremder, als „le goût d'être très apparemment soi-même"; „ces artistes semblent avoir aimé à suivre la voie tracée . . . et rien n'est plus traditionnel et lentement évolutif que l'art littéraire grec". — C. Justi, Winckelmann II² (1898) 264: „die jahrhundertelange Beschränkung auf Abwandlungen eines im glücklichen Wurf gewonnenen Typus". — Fr. Koepp, Preuß. Jahrb. Bd. 93 (1898) 35: „Es gehörte eine ungewöhnliche Kraft dazu, um diese langsam und stetig fortschreitende Kunst einmal mit einem Ruck mehr als einen Schritt voranzubringen — voran oder auch zurück". — Springer-Michaelis, Handbuch der Kunstgeschichte I⁶ (1901) S. 179 (über das Ausreifen der Typen). — H. Bulle, Klingers Beethoven und die farbige Plastik der Griechen (1903) S. 36/7: „Im Altertum nahm jedes neue Geschlecht das auf, was das frühere geschaffen". — S. H. Butcher, Harvard lectures on Greek subjects (London 1904) S. 133, 135, 136 („this continuity of movement in art and literature"). — A. Mosso, La vita moderna degli Italiani (Mail. 1906) S. 352 (die griechische Kunst sei konservativ geblieben gegenüber den einmal als schön geltenden Typen). — A. Horneffer, Das klassische Ideal (1906) 9: „Jeder Künstler [die Literatur besonders ist gemeint] fand die . . . Forderung vor, die Formen, die Regeln, die Gesetze, welche die Tradition und der Lehrer ihm gaben . . . handhaben zu lernen". — Norden, Einleitung in die Altertumswissenschaft von Gercke und Norden I (1910) S. 585: die γένη der Literatur, die sich „infolge der Formenstrenge und Kraft des Zwanges, den

Digitized by Google

die Macht einer verbindlichen Tradition auf individuelle Willkür ausübte, im antiken Schrifttum viel schärfer ausprägten, als im modernen"; vgl. auch S. 587. — George Perrot, Praxitèle [Les grands artistes. Paris, ohne Jahreszahl] S. 47 findet für die griechische Kunst wie Poesie dies charakteristisch: „nulle part ... nous ne trouvons de brisure ni de tâtonnements et de réaction violente ... chaque poète, chaque artiste acceptait comme point de départ les résultats acquis par ses devanciers"; vgl. S. 48.

Von der Sprache Herder, Fragmente zur deutschen Lit., 1. Samml. III, Einleitung (Cotta 1861/2, Bd. 18, 103; Suphan 2, 59): „Welche (Sprache) hat ihre Zeitalter so ruhig durchlebt, dem Wachstum der Natur so viel Platz gelassen?"

Von der Philosophie Chr. Aug. Brandis, Handbuch der Geschichte der griechisch-römischen Philosophie I (1835) S. 21: „eine allmählich fortschreitende philosophische Entwickelung ... wie sie der Philosophierende noch gegenwärtig in sich erneuern würde, wenn er sie stetig und vollständig in sich auszubilden vermöchte".

Dazu Allgemeiner Teil S. 27—30.

Einunddreißigstes Kapitel.

Die Auffassungen der griechischen Kultur als Typus I.

Einleitendes.

Unserem Plane gemäß können wir auch hier — zu diesen allgemeinen, nicht das Griechentum allein berührenden Fragen — nur ganz wenige Belege geben.

1.

Über die Bedeutung des Typischen im Völkerleben nennen wir einige Stimmen solcher Männer, deren Lebensarbeit im engeren Sinne im ganzen doch mehr der Erforschung des „Singulären" zugewendet war. So hat J. Burckhardt, der in seiner griechischen Kulturgeschichte durchaus auf die Erfassung des besonderen Griechischen ausging (Gr. Kulturgesch. I 2/3, 7) in seinen „Weltgeschichtlichen Betrachtungen" (herausgeg. 1905) vor allem das Typische der Weltgeschichte betont; grundsätzlich z. B. S. 4: „wir betrachten das sich Wiederholende, Konstante, Typische"; von den Griechen z. B. S. 10, 42, 44, 63, 72 (hier heißt es: „dann folgt bei allen höheren Kulturvölkern ... auf einem bestimmten Stadium der Entwickelung — bei den Griechen möchte die Grenzscheide etwa Pindar bezeichnen — die Wendung der Poesie vom Notwendigen zum Beliebigen"). Nicht im eigenen Namen, aber doch nicht ohne eine gewisse Anerkennung schildert Herm. Usener, Philologie und Geschichtswissenschaft (1882) die Aufgaben und Ziele der vergleichenden Geschichtswissenschaft; S. 16: „Dieser allgemeinen einheitlich umfassenden Wissenschaft [der vergleichenden Geschichtswissenschaft] erscheinen die einzelnen Völkergruppen und Völker nur als verschiedene Formen eines Organismentypus, dessen reguläre Konstitution und Lebensbedingungen sie erforscht, während ihr die individuellen Besonderheiten derselben an sich gleichgültig sind und nur als Korrektur wichtig werden". — Die Notwendigkeit „universalgeschichtlicher

Digitized by Google

Kenntnis der typischen Entwicklungsstufen" (vor allem des Staates und der Gesellschaft) gerade auch für den Altertumsforscher hat Pöhlmann vielfach betont; wir nennen nur „Aus Altertum und Gegenwart" (1895) S. 35. — Auf dem besonderen Gebiete religionsgeschichtlicher Forschung und Betrachtung sodann z. B. hatte sich namentlich Albr. Dieterich, dessen unersetzlichen Verlust wir beklagen, das Ziel gesteckt, die „Grundformen des religiösen Denkens" zu erfassen (Archiv für Religionswissenschaft VIII, Beiheft S. 85; vgl. auch VIII S. 476 nach Oldenberg über die religiöse „Formenlehre").

2.

Über den stets sich wiederholenden Vorgang, vermöge dessen die Annahme ethnischer Besonderheit ersetzt wird durch die Erkenntnis typischer Erscheinungen, vor allem solcher, die bestimmten allgemeinen Entwicklungsstufen eigen sind, vgl. z. B. W. Roscher, Ansichten der Volkswirtschaft aus dem geschichtlichen Standpunkte I[3] (1878) S. 14 (v. J. 1849): Die meisten hätten „die Eigentümlichkeiten gewisser Entwickelungsstufen eines Volkes, aus Mangel an Kenntnis der übrigen, für eine Eigentümlichkeit des ganzen Volkes" gehalten, „während sie doch häufig bei allen Völkern auf entsprechender Stufe gleichfalls gefunden wird". — R. Hildebrand, Über das Problem einer allgemeinen Entwicklungsgeschichte des Rechts und der Sitte (1894) 6: man sei zu der Überzeugung gelangt, „daß auch die nationalen Unterschiede in Recht und Sitte zum größten Teile nur Unterschiede in der Entwicklungsstufe sind". — K. Breysig, Der Stufenbau und die Gesetze der Weltgeschichte (1905) 11: „unsäglich Vieles, was heute als Rassenunterschied gilt", sei „nur Stufenunterschied"; vgl. auch denselben, Die Geschichte der Menschheit I (1907) S. 528/9: „Unzählig viele angebliche Rassenunterschiede sind in Wahrheit Stufenunterschiede; eine gegründete Feststellung der Rassenunterschiede wird daher erst dann möglich sein, wenn die Gemeinsamkeiten der Menschheit von allen Besonderheiten der Menschheitsteile in Abzug gebracht sind". — Albr. Dieterich, Archiv für Religionswiss. VIII, 480/1: „wie denn auch das oft so bequeme 'Rassenproblem' erst dann eine Rolle spielen kann, wenn wir mehr von den religiösen Denkformen wissen, die allen Menschen gemeinsam sind".

Aus der Geschichte dieser Ersetzung der Annahme nationaler Eigenart durch die These allgemeiner Entwicklungsstufen seien hier einige das Griechentum betreffende Beispiele gegeben. — Gegen Lessings Satz im Laokoon von der „Empfindbarkeit der Griechen zu sanften Tränen" wandte sich Herder in den Kritischen Wäldern (1, Kap. 3 f.; Cotta 1861/2, Bd. 23 S. 28 f.; Suphan III S. 22 f.); er findet diese Eigenschaft zunächst auch bei Schotten, Kelten, Iren, geht dann aber weiter und betrachtet sie als eine typische Erscheinung in einem bestimmten Entwicklungszeitalter der Völker, das er (Kap. 4, S. 43; Suphan S. 37) zusammenfassend bezeichnet als „das Zeitalter zwischen der Barbarei eines Volks und zwischen der zahmen Sittlichkeit, dem höfischen Schein, in dem wir leben". — Dazu einige Beispiele aus neuester Zeit. Gegenüber Belochs Anschauung von der griechischen Neigung zur Unredlichkeit hält E. Müller, Preuß. Jahrb. Bd. 120 (1905) S. 229/30 dies vielmehr für das Merkmal einer allgemeinen Kulturphase der Völker, in der List, Betrug und Lüge nicht verpönt sei. (Ähnlich

Digitized by Google

verteidigte V. Hehn, Reisebilder aus Italien [1839; zit. nach der Ausgabe von 1894; S. XVI] die Italiener; wenn man ihnen Betrug vorwerfe, so sei dies „auf niederen Stufen der Gesittung eine überall wiederkehrende Erscheinung ... Zu Odysseus' Zeit war es noch ein Ruhm, Betrug zu üben".) — Ern. Seillière, La philosophie de l'impérialisme II (Paris 1905) S. 5/6 macht Nietzsche und den meisten andern „romantiques hellénisants de notre époque" den Vorwurf, sie hielten für „spécifiquement grec" „un état d'âme, une organisation politique et des tendances morales communes à toutes les civilisations naissantes".

3.

Wie wir sahen (S. 32), handelt es sich oft um einen ausgesprochenen oder vorausgesetzten Gegensatz zum „Orient", wenn von der Eigenart der griechischen Volksart, wie der griechischen Kultur, die Rede ist. Gegen diese Annahme eines einheitlichen „orientalischen" Wesens und seines strengen Gegensatzes zum Griechischen wandte sich schon Fr. Schlegel, Über die Sprache und Weisheit der Indier (1808) S. 212/13: „Ein Vorurteil ist ... die Trennung, die man zwischen dem orientalischen und dem griechischen Studium und Geist mehr selbst erdacht und willkürlich angenommen hat, als daß diese gänzliche Verschiedenheit in der Wahrheit gegründet wäre ... was man in der Literatur gewöhnlich den orientalischen Stil und Geist nennt, ist nur von einigen asiatischen Völkern hergenommen, besonders von den Arabern und Persern und von einigen Schriften des alten Testamentes ... auf mehre andre Völker paßt es gar nicht". (Vgl. dazu S. 214 über die „prosaische Trockenheit der chinesischen Bücher" und „die schöne Einfalt des indischen Stils" usf.)

4.

Über den Begriff der „normalen" Entwicklung z. B. K. Lamprecht, Moderne Geschichtswissenschaft (1905) S. 91, 103. — Die wohl herrschende Anschauung dagegen weist den Begriff des Typischen zwar nicht ausschließlich, aber doch vorzugsweise den niederen Entwicklungsstufen zu; vgl. z. B. Ed. Meyer, Gesch. des Altert. I 1[2] (1907) 190: „die Geschichte unentwickelter Völker und Kulturen" sei vorwiegend typisch. Übrigens hat gerade auch Ed. Meyer in dieser Einleitung — ähnlich wie Burckhardt in seinen Weltgeschichtlichen Betrachtungen — als Historiker im engeren Sinne sich doch veranlaßt gesehen, die großen gemeinsamen Züge der Kulturentwicklung zu umzeichnen.

5.

Über ein methodisches Hilfsmittel zur Erfassung des Typischen wie des Singulären — wir möchten es als „Kulturbegriffe" bezeichnen — vgl. u. a. Max Webers Ausführungen über die „Idealtypen", Archiv f. Sozialwiss. Bd. 19 (1904) 64 f. (vor allem S. 79 über die „Vergänglichkeit aller, aber zugleich die Unvermeidlichkeit immer neuer idealtypischer Konstruktionen" in den historischen Wissenschaften); auch G. Jellinek, Das Recht des modernen Staates I[2] (1905) S. 28 f. S. auch die treffenden Bemerkungen von A. Vierkandt, Die Stetigkeit im Kulturwandel (1908) Vorwort.

Digitized by Google

6.

Über die Schwierigkeiten des Begriffes und der Erfassung typischer geschichtlicher Erscheinungen s. z. B. L. M. Hartmann, Über historische Entwickelung (1905) S. 3 (daß dabei stets bestimmte Elemente hinweggedacht werden müssen); G. von Below, Histor. Zeitschr. 1898, 241: der Historie falle die Rolle zu, „auf die Relativität aller der Behauptungen hinzuweisen, die die systematischen Wissenschaften aufstellen"; hierzu auch Vierkandt, Die Stetigkeit im Kulturwandel (1908) S. 189, 194.

7.

Zur Frage der Berücksichtigung auch des Typischen in bezug auf die griechische Kultur geben wir hier einige grundsätzliche Äußerungen aus neuester Zeit. So über die griechische Religion L. Bloch bei W. Kroll, Die Altertumswissenschaft im letzten Vierteljahrhundert (1905) 429: das Ziel sei eine griechische Religionsgeschichte, „welche die allgemein-menschlichen und die individuell-griechischen Züge zu sondern haben wird". Vom griechischen Recht H. F. Hitzig, Die Bedeutung des altgriechischen Rechtes für die vergleichende Rechtswissenschaft (1906) 2, der betont, daß man unterscheiden müsse, „was dem griechischen Recht und seiner Entwicklung mit anderen Rechten gemeinsam ist und was sich als griechisches Sondergut erweist"; vgl. auch J. Partsch, Griechisches Bürgschaftsrecht I (1909) 8: die Geschichtsforschung verlange „das Allgemeinmenschliche in dem Werden einer Rechtskultur ebenso zu erkennen wie die nationale Eigenart".

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Dazu Allgemeiner Teil S. 50.

Die Auffassungen der griechischen Kultur als Typus II.

1. Die griechische Kultur als allgemein menschlicher Typus.

Die Anschauung, daß die griechische Kultur im wesentlichen nur eine allgemein menschliche Erscheinung sei, kommt in dieser Form weniger oft zum Ausdruck, als jene — im Grunde freilich davon nicht sehr verschiedene — die vom griechischen Menschen dasselbe aussagt (s. oben S. 175/6). Begreiflich, eignet sich doch der Begriff der Psyche als eines Inneren, nicht selbst in Erscheinung Tretenden viel eher zu solchen Vorstellungen, als ihre so vielgestaltige Äußerung in Gestalt der Kultur. Immerhin lassen sich auch Auffassungen anführen, die mehr nach dieser Seite zu verstehen sind. So wenn Diels, Verhandlungen über Fragen des höheren Unterrichts (1902) S. 52 von der „großen typischen Welt des Altertums" spricht (vgl. auch das. S. 211 Wilamowitz: „die ewigen einfachen Formen, die trotz aller Vielgestaltigkeit der Erscheinung die Welten der Natur und die Welten des Geistes durchdringen"). — Gust. Röthe, Humanistische und nationale Bildung (1906) 9: „ewige Typen menschlichen Strebens, menschlicher Größe, menschlicher Vergänglichkeit und Dauer"; S. 30: „ewig wundervolle Vertreter bedingter Menschlichkeit". — E. Horneffer, Das klassische Ideal (1906) 328: Das griechische Leben sei „der Inbegriff der Menschheit".

Digitized by Google

Häufiger wird die politische Geschichte der Griechen, im besonderen ihr staatliches Leben als ein allgemein typisches betrachtet. Über griechische Auffassungen solcher Art vgl. J. Kärst, Histor. Zeitsch. 1899, S. 210: „Das ganze geschichtliche Leben ist [für den Griechen] im Wesentlichen eine Exemplifikation jener konstanten Gesetze"; S. 196: „Vieles, was uns als charakteristisch hellenisch ... erscheint, sahen die Griechen selbst ... als Natur ... an". Zur Erläuterung dieser Sätze, die freilich auch nur mit der nötigen Einschränkung zutreffen, wäre namentlich auf die ganze Darstellung des hellenischen Staatslebens bei Plato und Aristoteles hinzuweisen, doch weiterhin auch z. B. Thukydides und Polybios beizuziehen. Wir können hier nicht näher darauf eingehen. Auch wohnt dieser griechischen Auffassung lange nicht die gleiche Bedeutung inne, wie entsprechenden neueren; nachdem der Stoff der Vergleichung sich gewaltig vermehrt hatte, besonders aber nachdem die Betonung der griechischen Eigenart so stark geworden war, mußte die Hervorhebung des Typischen ein anderes Gesicht bekommen. — Namentlich Herder suchte (Ideen z. Philos. d. Gesch. d. Menschh. 13. Buch, Kap. 6 [Cotta 1853/4, Bd. 29, S. 139 f.]) in der griechischen Geschichte „Naturgesetze" nachzuweisen. So findet er beispielsweise S. 145 (Nr. 9) in dem Schicksal der Diadochen „die immer wiederkehrenden Naturgesetze der politischen Weltgeschichte"; S. 140/1 (4): „Die Kriege waren bitter, hart, ja oft grausam, wie allemal Kriege sein werden, in welchen jeder Bürger und Krieger am Ganzen teil nimmt". So auch über den Krieg des Philippos S. 143 (7): „im ganzen Vorfall wurde nichts als der allgemeine Satz bestätigt: daß ein einträchtiges, krieggeübtes Bergvolk, das einer geschwächten, zerteilten, entnervten Nation auf dem Nacken sitzt, notwendig der Sieger derselben sein werde, sobald es die Sache klug und tapfer angreift". In dieser Weise sucht er im ganzen an elf Sätzen seine These durchzuführen. — Böckh, Enzyklopädie 342 (= 348²): „Die Geschichte [die politische ist gemeint] der alten Staaten ist ein mikrokosmisches Abbild der Weltenschicksale, wie sie sich immer wiederholen"; man gewinne durch sie „eine vollkommene Anschauung der historischen Prinzipien, d. h. der Entwickelungsgesetze der Staaten". — Jentsch, Drei Spaziergänge eines Laien ins klassische Altertum (1900) 180/1: die Staaten „des klassischen Altertums", die „alle erdenkbaren Wandlungen" aufweisen, seien „sozusagen Paradigmata der politischen Formen- und Abwandlungslehre". — P. Cauer, Palaestra vitae (1902) S. 69: die alte Geschichte lehre „die historischen Grundverhältnisse" kennen. „Diese kehren überall wieder"; vgl. denselben, „Wie dient das Gymnasium dem Leben?" (1900) S. 23: „Athen und Sparta sind für alle Zeiten typische Vertreter eines großen Gegensatzes in der Regierungsweise". — L. M. Hartmann, Über historische Entwickelung (1905) 62 ff. („die Entwickelung des Staates im klassischen Altertum" als „Einzelfall" des „Assoziationsgesetzes").

2. Die griechische Kultur als besonders einfaches Beispiel des allgemein menschlichen Typus.

A. Die griechische Kultur im ganzen.

Als Typus des allgemein Menschlichen, aber als eigenartiges, ja in gewissem Sinne einziges Beispiel erscheint die griechische Kultur dort, wo

Digitized by Google

sie als ein besonders einfaches, übersichtliches und deutliches Paradigma menschlichen Daseins betrachtet wird. Man vergleiche dazu (oben S. 176/7) die entsprechende Anschauung vom Wesen des griechischen Menschen. — Von Fr. Schlegel sind hier die oben S. 177 angeführten Stellen nochmals beizuziehen. — Fr. Creuzer, Das akademische Studium des Altertums (1807) S. 6: „der betrachtende Geist des Neueren" sehe sich hier [bei den „klassischen" Schriftstellern] „in eine höhere Welt versetzt, wo einfältiger und klärer (so), als in den Schriften seiner Zeitgenossen, die Ideen des ewig Wahren, Guten und Schönen ausgeprägt sind". — Zunächst von der politischen Geschichte, aber wohl auch noch allgemeiner E. Curtius, Altertum und Gegenwart I[3] 298 (1873): „Die alte Geschichte gleicht einem Freskobilde, das schlicht ... in großen Zügen die Völkergeschichte darstellt"; vgl. III 76 (1883): „Die Geschichte der klassischen Völker ist eine Weltgeschichte im Kleinen" ... „übersichtlich". S. auch noch I[3] S. 297: „wir haben ... keine so in allen Entwickelungsstadien übersichtliche ... Geschichte wie die der klassischen Völker". — Als verbreitete Anschauung nennt Nietzsche, W. X (1903; „Wir Philologen"; 1875) S. 360 unter den Gründen, weshalb das Altertum höher gewertet werde, auch diesen: „Bevorzugung des Altertums als einer Abbreviatur der Geschichte der Menschheit, als ob hier ein autochthones Gebilde sei, an dem alles Werdende zu studieren sei". — W. Windelband, Geschichte der alten Philosophie (1888; in Müllers Handbuch der klassischen Altertumswiss.) S. 118: „Der typische Charakter" der Gestalten der alten Welt „gilt nur insofern, als sie in großen, oft beinah grotesken Zügen die einfachen Grundformen des Geisteslebens repräsentieren, welche bei den Neueren nur in vielverschlungenen Mischungen wiederkehren". Vorher von der Philosophie im besonderen (S. 117/8): „Bei einem verhältnismäßig geringen Umfange des Kenntnismaterials erzeugt die griechische Philosophie mit einer Art von grandioser Einfachheit die begrifflichen Formen zur erkenntnismäßigen Verarbeitung desselben und entwickelt mit kühner Rücksichtslosigkeit des Nachdenkens alle notwendigen Standpunkte der Weltbetrachtung. Darin besteht der typische Charakter des antiken Denkens". — P. Natorp, Was uns die Griechen sind (1901) 11: Es liegen „genau die inhaltlichen Grundelemente, aus denen die menschliche Kultur ... sich aufbaut ... nirgends so rein, so einfach und zugleich so vollzählig zu Tage ... wie in ihr [„der alten und vorzugsweise der griechischen Kultur"]; S. 12: „die erzeugenden Kräfte dieser menschlichen Kultur, so wie wir sie bisher zu begreifen vermögen, sind an keiner andern Epoche ihrer Entwicklung in gleicher Reinheit und Ursprünglichkeit aufzuweisen ... wie an der Kultur der Griechen". (Er verweist dazu S. 24/25 auf Böckh, Enzyklop. S. 32 [„Es enthält das Altertum die Anfänge und Wurzeln aller Disziplinen, die primitiven Begriffe und sozusagen die gesamten Vorkenntnisse der Menschheit"], eine Stelle, die uns für diese Auffassung nicht recht charakteristisch erscheinen will; und auf die S. 309 angeführte Äußerung von Wilamowitz); S. 14: die gegenüber den modernen Verhältnissen „ungleich einfacheren, übersichtlicheren, weil ursprünglicheren sozialen Bildungen, welche die alte und auch hier vorzugsweise die griechische Geschichte in geradezu typischer Entwicklung aufweist. Nicht anders verhält es sich mit der Kunst und Literatur dieses wunderbaren Volks. Von ewigen Mustern ... ist nicht die Rede

Digitized by Google

aber von Ursprünglichkeit, von Reinheit der Grundlinien der künstlerischen, der dichterischen Gestaltung"; S. 15: „Die Grundgestaltungskräfte des Künstlerischen und Dichterischen" treten „nirgends so rein, mit Ausschluß alles Ablenkenden, Verwirrenden, Verwickelnden uns entgegen". — Ad. Harnack, Die Notwendigkeit der Erhaltung des alten Gymnasiums in der modernen Zeit (1905) 7: „das klassische Altertum" sei „das große Paradigma" für „das Menschliche im engeren Sinn"; S. 12 führt er aus, wie sich hier „die menschlichen Dinge in einfachen, schönen, durchsichtigen und großen Verhältnissen" zeigen (gegenüber „den komplizierten Verhältnisssen der modernen Zeit") . . . „das ganze Gewebe der Geschichte tritt uns nirgends so klar entgegen wie hier": vgl. S. 13: bei den Griechen gewinne man „Verständnis für alle Grundformen und Äußerungen des Menschlichen"; „ihre Hervorbringungen — auch die tiefsten" seien „ungleich eindeutiger als die unsrigen". — K. Joël, Der Ursprung der Naturphilosophie aus dem Geiste der Mystik (1906) S. 39: „Wie dieses Volk alle geschichtlichen Formen reiner zeigt . . ." — O. Gruppe, Gr. Mythologie und Religionsgeschichte II (1906) 1505: Es sei „überhaupt die Eigentümlichkeit der antiken und namentlich der griechischen Geschichte, daß hier all die Gebilde, die sich später so oft wiederholen sollten, in ihrer einfachsten, am deutlichsten zu durchschauenden Gestalt auftreten".

Mit ausdrücklichem Ausschluß der hellenistischen Zeit O. Weißenfels, Zeitschrift für das Gymnasialwesen Bd. 56 (1902) S. 367: „diese [die bisher auf der Schule gelesenen klassischen griechischen Schriftsteller] gewähren überdies den Vorteil, daß aus ihnen eine Lebensauffassung von einfacher Klarheit spricht . . . während der an sich sehr interessante, weiter vorgeschrittene und an Beziehungen zu unserem modernen Leben reichere Hellenismus Mischfarben zeigt"; Bd. 57 (1903) S. 783 nennt er als „das Charakteristische des unverfälschten Griechentums" (das er nicht als höchstes Vorbild betrachten will), daß „wir mit Hilfe jener griechischen Klarheit, Geradheit und Einfachheit uns die verwickelten, aus tausend unsichtbaren Zuflüssen genährten, oft verschrobenen modernen Erscheinungen auf allen jenen Gebieten besser werden deuten können" (es ist die ästhetische, sittliche, philosophische, politische und soziale Seite der Kultur gemeint). Vgl. noch, mit besonderer Rücksicht auf den Staat, „Aristoteles' Lehre vom Staat" (1906) S. 7: „einer charakteristisch entwickelten früheren Zeit in welcher das Wesentliche noch nicht durch die Fülle des Unwesentlichen verfinstert wurde."

B. Einzelne Kulturgebiete.

Vorwiegend von der politischen und sozialen Geschichte Pöhlmann, Aus Altertum und Gegenwart (1895) 9: „diese Geschichte von Hellas und Rom, wo wir auf beschränktem Raume in den einfachsten durchsichtigsten Formen, in plastischer Anschaulichkeit und Klarheit, weil in voller Freiheit und Öffentlichkeit, die Faktoren und Kräfte sich entwickeln und am Werke sehen, deren Kenntnis und richtige Beurteilung die Grundbedingung des Verständnisses von Staat und Gesellschaft . . . ist". Dazu A. 1) zu „einfachsten": Diese Bezeichnung gelte nur für die „allgemeinsten Entwickelungsformen von Staat und Gesellschaft". Vgl. noch S. 21: „Selbst noch in ihrem

Digitized by Google

Untergang ist die Antike wahrhaft typisch und vorbildlich für alle Zukunft" (s. auch S. 17, 18). Vgl. auch oben S. 311.

Vom griechischen Denken, zumal dem philosophischen W. Windelband, Geschichte der Philosophie (1892) S. 20: „Durchsichtigkeit und Einfachheit der Gesamtentwicklung"; „die in ihr [der griechischen Philosophie] erzeugten Grundbegriffe" (seien „bleibende Grundlage aller ferneren Entwicklung des Denkens geworden"); derselbe, „Platon" (1900) S. 3: In der Griechenwelt seien „alle großen Probleme des menschlichen Geistes mit typischer Einfachheit und großartiger Einseitigkeit zum scharfgeschliffenen Ausdruck gelangt". Vgl. auch oben S. 311.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Dazu Allgemeiner Teil S. 50.

Die Auffassungen der griechischen Kultur als Typus III.

1. Das Griechentum als typische Welt eines Naturvolkes.

Bei manchen der oben S. 215f. angeführten Anschauungen, nach denen das Griechentum — im Gegensatz vor allem zu späteren Zeiten — als „Natur" erscheint, mag zugleich die weitere Vorstellung vorschweben, daß das Griechentum damit einem weiteren Kreise ähnlicher Gestaltungen angehöre; dies ist namentlich dann der Fall, wenn jene Aussage der „Antike" überhaupt gilt. Indessen steht dort durchaus die Eigenart im Vordergrund, der Gegensatz zu andern Welten, denen jener Charakter des Natürlichen nicht in der gleichen Weise zugeschrieben wird. Hier nun führen wir noch eine Auffassung an, bei der diese Seite des Griechentums — sein „natürlicher" Charakter — vor allem als etwas Typisches betrachtet wird, und zwar als eine Eigenschaft, die es mit den sogenannten Naturvölkern und ihrer Gesittung gemeinsam habe. — Fr. M. Fels, Deutsche Rundschau Bd. 98 (1899) S. 306: Zwischen der modernen und der griechischen Kultur bestehe ein Unterschied der Art, nicht des Grades. „Bei den Naturvölkern gewahren wir überall ein Vorwalten der Phantasie ... und, als Endergebnis derselben, eine künstlerische Kultur, vom Buschmann und Eskimo an durch alle Grade bis zum Griechen; bei den Kulturvölkern ist die Phantasie zurückgedrängt und es herrscht der Verstand"; S. 305: „Griechenland, geographisch und historisch betrachtet, steht zwischen Orient und Okzident und blickt vielleicht mehr nach jenem als nach diesem; die griechische Kultur, einseitig, aber in ihrer Einseitigkeit wunderbar harmonisch, stellt sich dar als Ergebnis einer höchstmöglichen, unter ausnehmend günstigen Umständen erfolgten Entwicklung von Kräften, die bereits in der vorgriechischen Geschichte wirksam waren, alle freilich mehr oder minder ausgeartet. Damit tritt sie aber in eine verhängnisvolle Nähe zur Kultur der sogenannten Naturvölker." Zunächst weist Fels auf die Punkte hin, an denen Vierkandt im Griechentum „Rückstände" gegenüber der Stufe der Vollkultur findet, die sonst für die griechische Kultur charakteristisch sei (s. unten 38. Kap., 2). Diese Liste lasse sich, meint Fels, ohne Schwierigkeit vermehren. „Zu den wesentlichen Zügen der Naturvölker gehört es, daß sie nicht zu unterscheiden vermögen zwischen Spiel und Arbeit ... Bei den Griechen nun treffen wir diese Be-

Digitized by Google

vorzugung des Spiels in extremster Weise zum Lebensprinzip ausgebildet, was sich in ihrer Verachtung des Banausischen so recht deutlich ausspricht. Der Mythus und der Widerwille gegen das Banausische nehmen bei ihnen so viel Platz ein, daß 'Rückstände' hierfür kaum das richtige Wort sein dürfte". Im besonderen werden dann die Bewohner Neuseelands, der Tongagruppe, von Tahiti und Hawaii zur Vergleichung herangezogen: „hier wie dort die gleiche Beweglichkeit des Geistes, im Guten, wie im Schlimmen; hier wie dort Mythus und Dichtung hoch entwickelt und das Bewußtsein der Völker überflutend".

2. Das Griechentum als typische „antike" Kultur.

Für die Zusammenfassung der griechischen Kultur mit der römischen zu dem Begriff einer „antiken" Kultur bedarf es keiner Belege, um so mehr als wir oft Aussagen solcher Art unmittelbar für das Griechentum verwendet haben. Daß bei jenem Begriff auch, freilich nur in zweiter Linie, nicht selten der „alte Orient" in Betracht fällt, bedarf ebenfalls keiner Nachweise. Dagegen seien wenigstens zwei Anführungen gegeben, bei denen das Griechentum nicht nur als gleichartiger, sondern als besonders typischer Vertreter dieser Antike erscheint. So läßt Böckh (Enzyklopädie S. 264) „die gesamte antike Kultur ihren Höhepunkt im Hellenischen" erreichen; „der Charakter des Hellenischen ist das eigentlich Antike", und bei Dümmler, Kl. Schr. II (1901) S. 163 (v. J. 1892) heißt es: „Die griechische Kulturgeschichte ist die antike Kulturgeschichte in nuce; es finden sich Ansätze zu allen Entwickelungen."

Hier möge noch eine Äußerung W. v. Humboldts angeführt werden, in der das Griechentum als Typus einer „entfernteren, hingeschwundenen", also älteren, zugleich aber auch als ursprünglicher gedachten Kultur erscheint: Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staats zu bestimmen (1792; Leitzmann I S. 109): „Ist es nicht eben das [daß „das Ringen der Kräfte" „die höchste Energie" zugleich beweise und erzeuge], was uns an die Zeitalter Griechenlands und Roms, und jedes Zeitalter allgemein an ein entfernteres, hingeschwundnes so namenlos fesselt? Ist es nicht vorzüglich, daß diese Menschen härtere Kämpfe mit dem Schicksal, härtere mit Menschen zu bestehen hatten? daß die größere ursprüngliche Kraft und Eigentümlichkeit einander begegnete . . .? Jedes folgende Zeitalter . . . muß den vorigen an Mannigfaltigkeit nachstehen, an Mannigfaltigkeit der Natur . . . an Mannigfaltigkeit der Menschen . . ."

3. Das Griechentum als typische vorchristliche Kultur.

A.

Auch für diese Auffassung bedarf es keiner besonderen Belege. Dagegen wollen wir die Comtesche Anschauung kurz beschreiben, vor allem auch aus dem Grunde, weil über dessen Geschichtstheorie vielfach irrtümliche Auffassungen verbreitet sind, wie sich dies z. B. in der Frage nach der Beeinflussung Lamprechts durch Comte gezeigt hat. Comte faßt weder die

Digitized by Google

griechisch-römische Welt, noch eine dieser Kulturen für sich, als Beispiel einer in typische Zeitalter gegliederten, abgeschlossenen, vollständigen Entwicklung; seine Theorie ist daher nicht unter die unten (36. Kap. u. ff.) dargestellten Anschauungen einzureihen. Für ihn bedeutet vielmehr die griechisch-römische Antike im wesentlichen nur eine, genauer zwei Stufen einer durchlaufenden größeren Entwicklung, nämlich der Gesamtgeschichte Europas. Insofern unterscheidet sich also seine Auffassung nicht von den lange so verbreiteten universalhistorischen Konstruktionen, in denen Antike, Mittelalter und Neuzeit Glieder einer Kette sind. Sie unterscheidet sich von jenen allerdings dadurch, daß er diese Entwicklung grundsätzlich nur als „eine" „série sociale" bezeichnet, neben der die Entwicklung der „divers autres centres de civilisation indépendente" einhergeht, und zwar parallel der europäischen; allerdings dies nur bis zu den Stufen, auf denen alle außereuropäischen Kulturen stehen geblieben sind. (Die zitierten Worte aus dem Cours de philosophie positive V^2 [geschr. 1840, Paris 1864] S. 7, wo es nach indép. heißt: „dont l'évolution a été arrêtée jusqu'ici à un état plus imparfait"; er will nur behandeln „l'élite ou l'avant-garde de l'humanité, comprenant la majeure partie de la race blanche, ou les nations européennes", im besonderen, namentlich für die modernen Zeiten, das westliche Europa.) Die Menschheit durchläuft nun nach ihm — betrachtet eben an diesem ihrem Haupttypus — zuerst den „état théologique", nach dem dann zunächst der „état metaphysique des sociétés modernes" eintritt; das weitere können wir hier nicht verfolgen. Der „état théologique" wird in drei Etappen zurückgelegt: âge du fétichisme, âge du polythéisme, âge du monothéisme (S. 84 f.). Die mittlere Stufe wieder, das Zeitalter des Polytheismus, läuft in drei Stufen ab, deren Endglieder „le polythéisme essentiellement théocratique" und „le polythéisme éminemment militaire" sind (S. 160), getrennt durch eine Mittelstufe, „plus intellectuel que l'un et moins social que l'autre" (S. 174). Diese Stufe ist durch die Griechen vertreten, während die Ägypter dem „theokratischen", die Römer dem „militärischen Polytheismus" angehören. Da nun Comte neben der europäischen Gesamtentwicklung analoge andere annimmt, wenigstens bis zu einer gewissen Stufe (nur daß er diese nicht behandelt), so betont er gerade an dieser Stelle (S. 160), diese drei Stufen des Polytheismus hätten typische Bedeutung, trotzdem er die Namen „mode égyptien, grec, romain" anwende, „à défaut de dénominations plus rationnelles"; er hebt die „invariable succession" dieser Stufen hervor; vgl. S. 188: „ces dénominations de grec et romain ne désignent point ici essentiellement des sociétés accidentelles et particulières; elles se rapportent surtout à des situations nécessaires et générales". Das Griechentum als Ganzes ist ihm also ein Beispiel für eine typische Stufe der Gesamtentwicklung, welche die Menschheit in ihren verschiedenen großen Kulturkreisen durchläuft, und zwar für die mittlere Stufe des polytheistischen Zeitalters.

B.

Ebenfalls als Vertreter einer Stufe erscheinen die Griechen in Comtes „Système de philos. positive" III (Paris 1853); nur hat hier diese Stufe innerhalb jener Gesamtentwicklung eine etwas andere Bedeutung. Die „élaboration grecque", wie es in dem seltsam-barbarischen Französisch Comtes heißt, ist

Digitized by Google

hier gegen den, auf den Fetischismus folgenden „état théocratique" schärfer abgegrenzt — nur bei den „peuples d'élite" vollzieht sich diese „immense transition" zur griechischen Stufe (S. 7); anderseits wird sie, statt mit dem theokratischen (ägyptischen) und militärischen (römischen) „mode" zusammengefaßt zu werden, vielmehr als erstes Glied einer andern Dreierkette betrachtet: „élaboration grecque", „incorporation romaine", „initiation catholico-féodale", d. h. mit andern Worten: die orientalische Antike wird abgetrennt, und dafür eine Reihe aus der griechischen und der römischen Antike und dem Mittelalter geschaffen (a. a. O.). Als vorherrschendes Element dieser drei Stufen werden (ebend.) nacheinander genannt „l'intelligence", „l'activité", „le sentiment". Das Griechentum vertritt also die Stufe des „polytheisme intellectuel" (S. 252f.). Interessant ist nun aber, daß Comte, obschon er im Rahmen dieser ganzen Theorie hier eine typische Entwicklungsstufe annimmt, dann doch wieder (S. 268) diesen „mode intellectuel" des „polythéisme progressif" als „un cas essentiellement partiel et local" bezeichnet, also die griechische Eigenart stark betont.

Dazu Allgemeiner Teil S. 50/1.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Die Auffassungen der griechischen Kultur als Typus IV.

1. Die Parallele zwischen Griechentum und „Gegenwart" oder „moderner" Zeit.

A. Im allgemeinen.

Neben dem Bestreben, im Griechentum vor allem das zu sehen, was der Gegenwart entgegengesetzt ist — oder, wie auf Grund eines Werturteils dann oft gesagt wird, was sein Vorzug dieser gegenüber ist — geht eine andere, allerdings weit weniger breit und tief wurzelnde Neigung, im Griechentum die jeweilige „Gegenwart" zu sehen, die „moderne" Zeit, oder wie immer der gleiche Begriff ausgedrückt ist. Auch hier kann ein Werturteil mitspielen; nur wird dann wohl meist beides: Gegenwart und Griechentum, positiv bewertet. — Über die Parallelisierung bestimmter Epochen des Griechentums mit der Neuzeit vgl. unten 38. Kap., 2. — Fr. Schlegel, Fragmente (Minor II S. 226): Winckelmann habe „durch die Wahrnehmung der absoluten Verschiedenheit des Antiken und des Modernen den ersten Grund zu einer materialen Altertumslehre" gelegt. „Erst wenn der Standpunkt und die Bedingungen der absoluten Identität des Antiken und Modernen, die war, ist oder sein wird, gefunden ist, darf man sagen, daß wenigstens der Kontur der Wissenschaft fertig sei." — Hegel, Vorles. über d. Philosophie d. Geschichte[3] (Werke IX[3], 1848) S. 273 (2. Teil, Vorbem.): „Bei den Griechen fühlen wir uns sogleich heimatlich, denn wir sind auf dem Boden des Geistes"; Vorles. über die Gesch. der Philosophie I[2] (Werke XIII[2]; 1840) S. 167: „Bei dem Namen Griechenland ist es dem gebildeten Menschen in Europa, insbesondere uns Deutschen heimatlich zu Mute." — Ähnlich Yorck von Wartenburg, Weltgesch. in Umrissen[4] (1901) 84: Griechenland sei „uns menschlich völlig verständlich"; es biete uns „die Luft, in der auch wir atmen". — J. P. Ma-

Digitized by Google

haffy, A Survey of Greek civilization (London 1897) S. 75: „It [the Greek culture] fits every phase of modern civilized life in some respect, in some department of art, in some development of politics"; vgl. von der griechischen Wissenschaft S. 203/4: ihre Vertreter seien den besten Modernen gleich „in scientific severity, in cold reasoning, in complete abscence of any relaxation of thought and life". — K. Seeliger, Neue Jahrb. für das klass. Altert. usf. 1898 II S. 80 nennt die „Gegenwart mit ihrer vielgestaltigen Tätigkeit und frischen Arbeitskraft . . . mit ihrer Lust am Wirken und Schaffen, mit ihrem Streben, die Wirklichkeit, die Dinge wie sie sind zu erfassen", „der griechischen Welt kongenial . . . die sich durch die gleichen Triebe vollständig ausgelebt hat". — P. Cauer, Palaestra vitae (1902) S. 55: „die gegenwärtigen Formen, mit denen der Vergangenheit . . . im Kerne oft wunderbar übereinstimmend" (vgl. z. B. vom Staat S. 56, 57); dazu S. 100 (für Mathematik, Naturforschung, Volkswirtschaft, Politik und Kunst): „die Verhältnisse bei den Alten" seien „den unsern innerlich verwandt" (doch „zeigen sie sich viel einfacher" und daher klarer). — Pöhlmann, Griech. Geschichte im neunzehnten Jahrhundert (1902; auch in der Beilage zur allgem. Zeitung 1902) S. 34/35: Es seien „bei aller durch Ort, Zeit und Volkstum bestimmten Besonderheit — hochbedeutsame typische Erscheinungen menschlichen Lebens und Denkens, und zwar gerade modernen Lebens und Denkens . . die uns in der Geschichte dieses wunderbaren Volkes entgegentreten". — Wilamowitz, in den Verhandlungen über Fragen des höheren Unterrichts, 1902, S. 207, wo es von derAntike heißt: „eine anderhalbtausendjährige Periode der Weltkultur . . . sozusagen ein Typus der unsern".

B. Auf einzelnen Kulturgebieten.

Vom staatlichen Leben E. v. Lasaulx, Studien des klass. Altertums (1854) 75: „Es sind fast dieselben Probleme, an deren Lösung man dort [in den antiken Staatsverfassungen] gearbeitet hat und hier [in den großen politischen Fragen unserer Tage] arbeitet"; und von den sozialen Fragen Pöhlmann, Gesch. d. antiken Kommunismus und Sozialismus I (1893), der S. VII das Wort von Nitzsch (in der Vorrede zu seinen „Gracchen" [S. 8], das zunächst vor allem mit Beziehung auf die Römer gesprochen war) vor seinem in erster Linie der griechischen Sozialgeschichte gewidmeten Werke wiederholt: „die alte Welt" sei „von denselben Lebensfragen bis zum Grunde bewegt" gewesen, „welche noch heute zum Teil ungelöst jeden ehrlichen Mann beschäftigen". Vgl. auch bei dems., Aus Altertum und Gegenwart (1905) S. 3 den Hinweis auf Lorenz v. Stein und S. 7: Das Altertum habe „eine ähnliche politische Schule durchgemacht, wie die modernen Völker seit der großen Revolution".

Vom griechischen Drama W. Kirchbach, Zum Verständnis altgriechischer Dichtung (1906) S. 5f.; S. 12: Die Ähnlichkeit der „geistigen Züge" sei „wahrhaft verblüffend".

C. Einwände und Bestreitungen.

Ohne solche Anschauungen unmittelbar zu bekämpfen, weist auf einen ihrer Ausgangspunkte Fr. Schlegel hin (Fragmente, Minor II S. 227): „Jeder hat noch in den Alten gefunden, was er brauchte oder wünschte, vorzüglich

Digitized by Google

sich selbst". — Ähnlich Nietzsche, Menschliches, Allzumenschliches II (W. III 1899) S. 114 (Nr. 218): „Wenn wir von den Griechen reden, reden wir unwillkürlich zugleich von Heute und Gestern: ihre allbekannte Geschichte ist ein blanker Spiegel, der immer etwas widerstrahlt, das nicht im Spiegel selbst ist".

Aber auch eigentlich entgegengesetzte Anschauungen werden ausgesprochen. — Fr. Schlegel, Fragmente (Minor II S. 190): „Die Römer sind uns näher und begreiflicher als die Griechen". — Fustel de Coulanges, La cité antique (1864; zitiert nach der 14. Ausg. 1893) S. 2: Griechenland und Rom zeigen „un caractère absolument inimitable. Rien dans les temps modernes leur ressemble". — Nietzsche, Morgenröte (W. IV 1899) S. 187 (Nr. 195): „Nichts wird mir von Jahr zu Jahr deutlicher, als daß alles griechische und antike Wesen, so schlicht und weltbekannt es vor uns zu liegen scheint, sehr schwer verständlich, ja kaum zugänglich ist". Vgl. auch S. 167 (Nr. 169): „Das Griechische uns sehr fremd" (und W. XIV S. 107 oben und 114 am Ende). — Von der Kunst und Literatur L. Friedländer, Erinnerungen, Reden und Studien I (1905) 248 (v. J. 1866): „dem modernen Menschen" bleibe „das Höchste, was das Altertum geschaffen, falls ihm nicht die Bildung das Verständnis vermittelt, fern und fremd"; und vorher läßt er „antik" und „modern" — auf diesen Gebieten — sich „als die schroffsten ... Gegensätze" gegenüberstehen. Er führt dies (S. 248 f.) „zum Teil" auf die „durchgehenden Grundverschiedenheiten ... des Heidentums und Christentums" zurück (249). — L. Bertrand, La Grèce du soleil et des paysages (Paris 1908) S. XXIV f. betont die für uns vorhandene Fremdheit gewisser Seiten griechischer Kunst (Malerei, Musik, „bijouterie" u. a.); vgl. auch S. 257/8.

2. Die Annahme romantischer Elemente im Griechentum.

Wenn man von romantischen Elementen des Griechentums spricht, so ist nicht immer deutlich, ob darunter mehr eine Parallele zu jener primären „Romantik", zu mittelalterlich-christlichen Lebens- und Gefühlsformen gemeint ist, oder zu jenen romantischen Strömungen gleichsam zweiter Ordnung, wie sie im 19. Jahrh. durch die Hinwendung zu jener ursprünglichen „Romantik" entstanden. Mag aber das eine oder das andere, oder beides zu gleicher Zeit gemeint sein, stets ist der Grundgedanke dieser, daß durch die Annahme solcher Elemente im Griechentum der schroffe Gegensatz zwischen antiker und germanisch-romanischer Welt bestritten und in wesentlichen Dingen die Übereinstimmung behauptet werden soll. Oft ist der Ausgangspunkt der Begriff des „Klassischen", dessen unbedingte Geltung für das Griechentum man durch den Nachweis „romantischer" Züge leugnet; zu beachten ist dabei, daß in diesem Falle „klassisch" nicht mehr, oder jedenfalls nicht mehr in erster Linie ein Wertbegriff ist, sondern irgendwelche, unausgesprochene, aber dem romantischen Wesen entgegengesetzte, objektiv feststellbare Eigenart bedeutet. (Einen interessanten Versuch, sich dieses objektiven „Klassischen" bewußt zu werden, finden wir bei Rohde, s. gleich unten.)

Zunächst handelt es sich um die Annahme romantischer Züge des Griechentums im allgemeinen, ohne Beziehung auf bestimmte Zeitalter. Selten wird dabei das Romantische so stark betont, wie bei J. Burckhardt, Gr.

Digitized by Google

Kulturgeschichte I S. 37: „Wenn ... Romantik so viel ist als beständige Zurückbeziehung aller Dinge und Anschauungen auf eine poetisch gestaltete Vorzeit, so hatten die Griechen in ihrem Mythus eine ganz kolossale Romantik zur allherrschenden geistigen Voraussetzung".

Häufiger wird das Romantische mehr nur als eine Art Einschlag betrachtet. So unterscheidet Fr. Theod. Vischer, Ästhetik II (1847) S. 411 innerhalb der durch die Begriffe antik oder klassisch, romantisch und modern bezeichneten Epochen „selbst wieder ... verschiedene Stadien"; „so hat das Klassische seine Romantiker, das Romantische seine Klassiker". — Über Wilamowitz s. oben S. 95. — Gegen die „Unterschätzung des Einflusses, den der romantische Geist im allgemeinen auf die griechische Kunst und Poesie ausübte", wandte sich W. Pater, Griech. Studien (Deutsche Ausgabe 1904) S. 113 (vgl. S. 114 mit Beziehung auf die Gestalten der Demeter und Persephone). (Vgl. auch Butcher gleich unten.)

Andere heben den romantischen Charakter einzelner Epochen des Griechentums hervor. So vergleicht K. Joël, Der Ursprung der Naturphilosophie aus dem Geiste der Mystik (1906) S. 161 f. die griechische Welt des Zeitalters der beginnenden Philosophie mit der Romantik des neunzehnten Jahrhunderts. — Am häufigsten aber finden wir im Hellenismus romantische Züge hervorgehoben; sei es allgemein, wie bei Ed. Schwartz, Charakterköpfe aus der antiken Lit. (1903) 58: „die hellenistische Romantik"; S. 73: „die hellenistische Romantik, die überall verschüttetes Leben ausgrub"; sei es in Beziehung auf die bildende Kunst (Albr. Stauffer, Zwölf Gestalten aus der Glanzzeit Athens [1896] S. LXI: „die romantische Epoche der griechischen Kunst"), oder endlich namentlich mit Rücksicht auf die Literatur, vor allem die Poesie dieser Zeit; wir nennen Rohde, bei Crusius, „Erwin Rohde" (1902) S. 227 (1870/1): Das Klassische bestehe darin, daß „der ‚klassische' Künstler mit ... reinem Sonnenauge die Dinge sieht wie sie sind"; während „der Romantiker alle Außenwelt erst in dem Spiegelbild seines ... 'Gemütes' zu erkennen ... vermag ... Schon die Alexandriner mögen in diesem Sinne romantisch genannt werden". (Über die Wertung dieser beiden Richtungen fügt Rohde noch bei, S. 227/8: „Ein Grund ... diese beiden Arten der Dichter gegen einander abzuschätzen, liegt nicht vor: seltener sind freilich die klassischen".) — Th. Zielinski, Die Antike und wir (Deutsche Ausgabe 1905) S. 72: „die romantische Poesie der sogenannten alexandrinischen Periode". — Eingehend hat S. H. Butcher, Some aspects of the Greek genius[3] (London 1904) S. 245 f. die in der Überschrift seines Aufsatzes aufgestellte These durchgeführt: „The dawn of romanticism in Greek poetry"; er legt hier namentlich auf das hellenische Naturgefühl Gewicht. [Die von ihm S. V zitierte Abhandlung von W. R. Hardie, „The vein of Romance in Greek and Roman literature", in dessen „Lectures on Classical Subjects", London 1903, ist mir nicht zugänglich.] Allgemein heißt es zunächst S. V, trotz der „broad differences" seien „the lines of distinction" zwischen „klassischer" und „romantischer" Dichtung „not so hard and sharp as we are sometimes inclined to imagine". „Stray touches of modern sentiment", ja selbst von Romantik fehlen nicht, lesen wir weiter S. VI, in der „strictly classical period of Greek literature" [vgl. dazu S. 6 über romantische Züge bei Euripides]; „and these anticipations of a new era occur with increasing frequency in the later Greek poets".

Digitized by Google

„Nature and Love — these are the two new motives which now enter into imaginative literature" (dazu S. 247 f.; S. 286 f.); auch in andern Gebieten des Empfindens zeige sich „an inwardness of tone, a reflectiveness, a heightened sensibility". Im Einzelnen heben wir noch hervor seine Betonung des „modern sentiment" in der späthellenistischen Dichtung (S. 307, vgl. 319, 322), seinen Hinweis darauf, daß „the great change ... which passed over imaginative literature under the influence of Christianity was not without preparation" gerade in der griechischen Literatur (S. 246), wozu er (das.) vor allem auch „the breach between nature and spirit" rechnet, wie auch den Anteil des „Sentimentalen" (S. 246—248; gegen Schiller, dessen, für die „most distinctive periods of Greek literature" in der Hauptsache richtige These für die spätere Zeit der Einschränkung bedürfe); auch sei in diesem Zusammenhang noch die Stelle S. 291 genannt, wo die alexandrinische Dichtung verglichen wird mit „other sentimental periods of literature".

Dazu Allgemeiner Teil S. 51.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Die Auffassungen der griechischen Kultur als Typus V.

1. Das Griechentum als europäischer Typus.

A. Als Beispiel dieses Typus.

Besonders häufig erscheint das Griechentum als Typus europäischer Kultur, oder in anderer Wendung, nach der Seite des Psychologischen, die Griechen als Vertreter des europäischen „Geistes" oder wie immer diese Gedanken ausgedrückt werden (vgl. zu letzterem oben S. 179). Nicht selten gilt das Griechentum als besonders charakteristisches Beispiel europäischen Wesens; ja oft werden die Griechen als die Schöpfer europäischer Eigenart bezeichnet, deren erstes und wirksamstes Beispiel dann ihre Kultur ist. Wir trennen die Belege danach, ob das Griechentum nur als Vertreter oder zugleich als die Voraussetzung des europäischen Wesens erscheint, und beginnen mit den erstgenannten; zu beachten ist freilich, daß die Scheidung nicht immer leicht durchführbar ist. Wie das Beispiel Voltaires zeigt, können die Anschauungen der zweiten Richtung zu denen der ersteren in einen gewissen Gegensatz treten, indem der zwar nicht notwendigen, aber möglichen Annahme, die europäische Eigenart sei geographisch bedingt, die andere gegenübergestellt wird, daß sie nur völkergeschichtlich — eben durch die griechische Kultur — zu erklären sei.

Entstanden sind diese Vorstellungen bei den Griechen. Ausgesprochen finden wir sie zuerst bei Hippokrates, Περὶ ἀέρων ὑδάτων τόπων Kap. 12, wo der Unterschied der europäischen Pflanzen- und Menschenwelt von der „Asiens" betont wird („ἐς τὰς φύσιας τῶν συμπάντων τῶν τε ἐκ τῆς γῆς φυομένων καὶ τῶν ἀνθρώπων"); dabei erscheinen die Asiaten als schöner, größer und zahmer (es wird dies aus der „Mischung der Jahreszeiten" abgeleitet); freilich wird auch die Differenzierung schon der Orientalen, noch mehr aber der Europäer betont (Kap. 12, 23, 24). — Herder, Über ein morgenländisches Drama 3. Brief (Cotta 1861/2, Bd. 21, S. 187; Suphan 16, 96) findet im

Digitized by Google

griechischen Drama gegenüber dem indischen „die schärfere Vernunft"; „eben der schärfere Gebrauch der Vernunft ist's, der die Europäer über alle Völker der Welt, die im Reiche der Phantasie leben, so hoch erhoben, und sie so überlegen wirksam gemacht hat". — Grote, A History of Greece V (1849) S. 323/4: „the progressive spirit of Greece, serving as herald and stimulus to the like spirit in Europe" (gegenüber dem „stationary mind of Asia"). — R. W. Emerson, Representative men, unter „Plato" (1850; zit. nach der Übersetzung von Federn 1895, S. 190) bezeichnet die „europäische Civilisation" als den „Triumph ... des geschärften Verstandes ... der Freude an Formen, des Entzückens ... an verständlichen Resultaten" und nennt in diesem Zusammenhang „Perikles, Athen und Griechenland", die „in diesem Element" schufen; „der Verstand erfreute sich seiner Blütenreife". — Buckle, Gesch. der Zivilisation in England I (1857; zit. nach der Übersetzung von A. Ruge, 1870) spricht S. 122 von den Griechen als „den europäischen Menschen"; er schildert S. 117 f. Indien und Griechenland als Typen für tropische und europäische Kulturländer, aus deren Einwirkung er die psychischen Züge hier und dort ableitet. In Griechenland seien (S. 117 u. f.) „die Erzeugnisse der Natur ... kleiner und schwächer und in jeder Hinsicht weniger drohend gegen den Menschen" als in Indien; daher sei dort (S. 119) „der menschliche Geist ... weniger erschreckt und weniger abergläubisch"; es sei zuerst Naturwissenschaft möglich geworden. In der Religion (S. 121—123) sei der Abstand zwischen Mensch und Gottheit vermindert, die Götter seien menschlich; sterbliche Menschen werden vergöttert, und die menschliche Kraft der übernatürlichen angenähert. „So hatte in Griechenland Alles eine Richtung darauf, die Würde des Menschen zu erhöhen" (S. 124). Er betont weiterhin namentlich (S. 125/6) den Gegensatz zwischen dem Vorwiegen der Vorstellungen des Unendlichen und Phantastischen, des Synthetischen und der Deduktion in Indien gegenüber der Richtung auf das Endliche, Skeptische, Analytische und die Induktion in Griechenland. — W. Bagehot, Der Ursprung der Nationen (Deutsche Ausgabe 1883) S. 178 unterscheidet zwischen den „alten östlichen auf Gewohnheiten beruhenden und den neuen westlichen, veränderlichen Civilisationen"; S. 180: jener „Stillstand" sei „ein Weltgesetz und der Fortschritt eine seltene Ausnahme"; S. 181: „In den kleinen Republiken von Griechenland und Italien war es, wo die Bande des Gebrauchs zuerst gesprengt wurden". Vgl. S. 191; „Einige Menschenrassen haben, solange wir von ihnen hören, schon die Grundlage einer freien Konstitution erlangt ... die Griechen gehören zu einer solchen Rasse". S. 189 bringt er „alle großen geistigen Bewegungen" mit dem Vorhandensein einer „debattierenden Regierung" in Zusammenhang und spricht S. 193 von der „Befreiung der Menschen vom Joch des ererbten Gebrauchs" in alter und neuer Zeit, die zuerst in Griechenland, als „Wirkung der ... politischen Erörterung" erfolgt sei. — G. Fr. Kolb, Kulturgeschichte der Menschheit I[8] (1885) S. 182: Der europäische Geist, dessen Vertreter die Griechen seien, habe, im Gegensatz zum asiatischen, der sich in Religionssystemen erschöpfte, „zu einer auf der Grundlage freier Weltanschauung sich bildenden Philosophie" geführt. „Dort der Drang nach kirchlichen Formen, die ... jeden Despotismus ermöglichen; hier der Drang nach Forschung, Voranschritt und Freiheit". — V. Duruy, Hist. des Grecs (Nouv. éd. ill.) III

Digitized by Google

(Paris 1889) 634/5: Es gebe „sous l'apparente diversité des formes" nur zwei Zivilisationen, die des Orients, „où règnent la fatalité ... et le despotisme", und „celle de l'Europe grecque et moderne, qui est le mouvement même parce qu'elle relève de la liberté"; S. 635: „Ce petit pays a fait changer, dans l'ordre moral, les pôles du monde ... En Grèce, l'humanité a eu pour la première fois conscience d'elle-même, l'homme y a pris pleinement possession des facultés que la nature a mises en lui". Griechenland sei es vergönnt gewesen: „mettre dans toutes les choses de l'art et de la pensée, la mesure, l'ordre et l'harmonie". — S. H. Butcher, Some aspects of the Greek genius[3] (London 1904) S. 40: „In this union [von Wissenschaft, Kunst und Freiheit] we recognise the distinctive features of the West. The Greek genius is the European genius in its first and brightest bloom". — O. Jäger, Didaktik und Methodik des Geschichtsunterrichts (1905) 17 weist darauf hin, daß „wir Europäer und Deutsche mit diesen beiden Völkern [Griechen und Römern] auf demselben Boden der Freiheit stehen, dieser geheimnisvollen, auf griechischem Boden zuerst Leben und Wahrheit gewordenen Kraft", daß „wir ebenso wie die Griechen und Römer Okzidentalen nicht Orientalen sind". — E. Horneffer, Das klassische Ideal (1906) 203: Das griechische Volk zeige zuerst „den ... charakteristischen Grundzug des europäischen Wesens ... die individuelle Freiheit. Auf ihrem Freiheitsgefühl beruhen alle großen, staunenswürdigen Erfolge der Griechen ... Im Griechentum (ist) alles Freiheit und Bewegung, bunter Reichtum und wechselnde Fülle. Das ganze öffentliche und private Leben der Griechen, alle ihre Einrichtungen und Sitten ... wurzeln allein in der Freiheit. Und diesen Freiheitssinn atmet auch das geistige, besonders auch das religiöse Leben der Griechen" (dazu S. 204: keine „dogmatisch starre Offenbarungsreligion; vgl. auch S. 206). — G. Misch, Geschichte der Autobiographie I (1907) S. 49: „in dem Blütenfrühling des freien hellenischen Geistes [zwischen der Auflösung der mittelalterlichen Ordnungen und der attischen Kultur des fünften Jahrhunderts] erhebt sich ... der erste Ansturm selbständiger Persönlichkeiten von europäischem Gepräge".

Als Beispiel entgegengesetzter Anschauungen sei die Auffassung L. Bertrands genannt (La Grèce du soleil et des paysages, Paris 1908), der S. XXIVf. die „orientalischen" Züge in griechischer Kunst und Religion stark betont. (Vgl. auch S. XXX; ferner S. 261, 263, 289f.)

B. Das Griechentum als Voraussetzung und Beispiel des europäischen Typus.

Voltaire, Commentaire sur quelques principales maximes de l'esprit des lois Nr. XLVI, Du climat (Oeuvres 1785f., Bd. 35 S. 74 Anm.): „On a peut-être attribué trop d'influence au climat. Il paraît que partout la société humaine a été formée par de petites peuplades, qui, après s'être plus ou moins civilisées, ont fini par se réunir ou par être absorbées dans de grands empires. La différence la plus réelle est celle qui existe entre les Européans (so) et le reste du globe; et cette différence est l'ouvrage des Grecs. Ce sont les philosophes d'Athènes, de Milet, de Syracuse, d'Alexandrie, qui ont rendu les habitans de l'Europe actuelle supérieurs aux autres hommes. Si

Digitized by Google

Xerxès eût vaincu à Salamine, nous serions peut-être encore des barbares." — Niebuhr, Kl. hist. und philolog. Schriften II (1843) S. 114 (v. J. 1813) betont, daß „wir eben die europäische Form den Nationen verdanken, welche sein [Heerens] Werk darstellen soll, und vorzüglich den Griechen". — Nietzsche, Menschliches, Allzumenschliches I (W. II, 1899) 354 (Nr. 475): „Wenn das Christentum alles getan hat, um den Occident zu orientalisieren, so hat das Judentum wesentlich mit dabei geholfen, ihn immer wieder zu occidentalisieren: was in einem bestimmten Sinne so viel heißt, als Europas Aufgabe und Geschichte zu einer Fortsetzung der griechischen zu machen." — Du Mesnil-Marigny, Hist. de l'écon. politique III[3] (Paris 1878) S. 6: Europa schulde es den Griechen, wenn es die andern Erdteile übertreffe „en tout ce qui est fruit de l'esprit, de la pensée, de l'intelligence". — C. Jentsch, Drei Spaziergänge eines Laien ins klass. Altert. (1900) S. 181: die antiken Völker seien „von echt europäischem Geiste erfüllt", „ja die Schöpfer dieses Geistes gewesen". — Von dem Assyriologen H. Winckler kommen hier einige neuere Äußerungen in Betracht. Für seine ältere Auffassung führen wir an (aus „Himmels- und Weltenbild der Babylonier als Grundlage der Weltanschauung und Mythologie aller Völker" [1901; „Der alte Orient"] S. 9): „So kommen wir schließlich dazu, überhaupt nur zwei Weltanschauungen zu unterscheiden, welche die Menschheit in ihrer geschichtlichen Entwicklung kennt: die altbabylonische .... und die moderne, empirisch-naturwissenschaftliche." Aber später lesen wir (Altorientalische Geschichtsauffassung [1906; „Ex oriente lux"] S. 28): „die moderne Anschauungsweise hat ihren Ursprung in der griechischen Philosophie. Deren Wesen beruht in ihrem Gegensatze zu der alten, eben orientalischen Anschauung"; S. 31: „das von der empirischen Denkweise der Philosophie beherrschte klassische Altertum"; S. 22: Babylonien habe alle Wissenschaft begründet, „soweit sie vorgriechisch, vorempirisch ist"; vgl. ferner „Die babylonische Geisteskultur" (1907) S. 31: „Die Welt blieb in eine östliche und westliche Hälfte geteilt. Die letztere ging ihre eigenen Wege und entwickelte im kräftig aufstrebenden Griechentum die Anfänge einer neuen westlichen Kultur, welche ... den Bruch mit dem Orient, auch in geistiger Beziehung, vollzogen hat"; und ebenso S. 31: „So haben die großen Kämpfe des Griechentums, welche die ganze Zeit der Dauer des Perserreichs hindurch keinen Abschluß gefunden haben, die Vorbedingung für eine selbständige Entwicklung des Westens und damit unserer eigenen Kultur gebildet"; S. 45 über den Unterschied zwischen der „religiösen" „deduktiven" und der „modernen", „induktiven" Weltanschauung; von der letzteren heißt es: „Ihren Ursprung hat diese Betrachtungsweise in der griechischen Philosophie, sie beginnt mit Plato und Aristoteles und führt zur modernen induktiven Wissenschaft. Der Gegensatz dazu ist die altorientalische religiöse." — F. J. Schmidt, Preuß. Jahrb. Bd. 113 (1903) 550: „was die europäische Kulturentwicklung endgültig erst über die vorangehenden Stufen hinausführt, das ist die Entdeckung, Befreiung und Ausgestaltung der Geistnatur durch den Menschen" [seit Plato]; S. 550/1: In Platos Zeit sei in seinem Volke „das Bewußtsein von der selbständigen Individualität" zum Durchbruch gekommen. Den orientalischen Völkern sei es versagt geblieben, „die Idee der freien Individualität weltgeschichtlich zu verwirklichen". „Es ist aber der fundamentale Charakter der abendländischen

Digitized by Google

Menschheitsentwicklung, daß das Individuum seine letzte und höchste Bestimmung .... in sich selber habe." Vgl. denselben, Preuß. Jahrb. Bd. 122 (1905) 15: „das Erwachen des Menschen zu seiner wahren Totalität, das Erwachen des Individuums aus der allgemeinen Substanzialität des Lebensgeistes zu einer, diese mit umfassenden, geistigen Subjektivität" gebe sich in Homer, der griechischen Plastik, dem Drama und der Philosophie kund ... „es ist der neue, der freie, geistige, seiner selbst bewußte Mensch, der uns aus all diesen Produktionen so sieges- und lebensfreudig anblickt ... das ist Fleisch von unserm Fleische" usf. In den Perserkriegen sei der Entscheidungskampf gekämpft worden „zwischen dem asiatischen und dem europäischen Menschen, zwischen dem substanziellen, unter nationaler und theokratischer Despotie lebenden Herdenmenschen und dem selbständig geistigen Individuum". — Rich. Fritzsche, Neue Jahrb. f. das klassische Altertum 1904 I 545: „Die Griechen haben den Orientalismus überwunden und den europäischen Geist begründet, indem sie eine ästhetisch-intellektuelle Geistesbildung schufen neben der religiösen" (vgl. S. 546: „des hellenischen, das heißt des europäischen Geistes"); S. 547: es gebe „nur zwei wesentlich verschiedene Kulturen auf der Erde", die europäische und die orientalische; es sei die Tat der Griechen, „daß sie den europäischen Geist entwickelten"; dazu S. 619: „die Fähigkeit richtig zu sehen und das Gesehene objektiv wiederzugeben" finde sich nur bei den Griechen und denen, die von ihnen gelernt haben; ferner S. 622 über den Gegensatz des Logischen und Paralogischen; dies sei das Asiatische; ohne die Griechen, ohne Marathon und Salamis herrschte es noch. Über innere Gründe der Überwindung der „Kräfte des Beharrens", des „orientalischen Prinzips des Stillstandes" (S. 623/4) vgl. S. 624f. („die Schwäche des Priestertums"). Zur ganzen Auffassung sehe man noch S. 619: „Die Kultur der Griechen ist ästhetisch und intellektuell; ihr Erkennen richtet sich auf die Außenseite der Dinge ... Darum sind ihre Leistungen Kunst und Wissenschaft" (während die Religion, „die sie mit dem Orientalismus überwunden haben", das Innere zu erfassen suche). „Zu beiden gehört griechische Sophrosyne, eine Beherrschung ... des eignen Ich". — S. H. Butcher, Some aspects of the Greek genius[3] (Lond. 1904) S. 44/45: Durch Salamis sei der Sieg des Ostens verhindert worden, und damit „the triumph of nature over man, of necessity over moral freedom, of a caste system or of despotism over free organisation and intelligence, of stagnation over progress, of symbolism over beauty, of the arid plain over the mountain and the sea". — Victor Bérard, La révolte de l'Asie (Paris 1904) S. 16 führt die oben S. 284 zitierte Herodotstelle an und fährt fort: „L'Hellène fut en cela le premier champion de l'Europe raisonneuse"; S. 16/17: Hellas habe der Überflutung der orientalischen Religionen und Ideen gewehrt, sei aber zuletzt — im Christentum — doch unterlegen; S. 18/19: im „Humanismus" der Renaissance habe sich Europa wiedergefunden: „L'Europe est humaniste ... si l'on entend par humanisme la prépondérance ... de l'homme sur la nature, l'exploitation ... de la nature par cette ... machine qui s'appelle le cerveau humain, et la réglementation des êtres et des choses par ce .. niveau qui s'appelle la raison humaine." — Enr. Cocchia, Il Giappone vittorioso (Milano 1909) S. 374/5: Es sei das Werk Griechenlands gewesen, „a salvare per sempre lo spirito europeo dal dispotismo asiatico, e colla

Digitized by Google

sua vittoria assicurò all' Europa la libertà della vita politica, della scienza e dell' arte".

2. Das Griechentum als Mittelmeerkultur.

Auch einem Typus „Mittelmeerkultur" wird die griechische Kultur da und dort eingereiht; dabei wird dieser Typus meist zugleich zeitlich begrenzt. So unterscheidet W. Assmann, Handbuch der allg. Geschichte II (= Gesch. des Mittelalters I² [1875]) S. 1/2 die Stufen: potamische oder Stromkultur, thalassische oder Mittelmeerkultur, Kontinentalkultur, ozeanische Kultur [am Ende des Mittelalters]. So auch L. Doublier, Geschichte des Altert. (1874) 38f. (der wohl der — mir nicht zugänglichen — ersten Auflage von Assmann folgt). Ähnlich, doch mit einigen Veränderungen neuerdings A. Stauffer, Beilage zur allgem. Zeit. 1902 Nr. 14, S. 105 (potamische Stufe, antike oder thalassische; die neue Welt als ozeanische). — Vgl. auch A. Meitzen, Handwörterbuch der Staatswiss. I¹ (1890) S. 294 (Art. Ansiedelung 7/8), wo aus der Eigenart des Mittelmeerbeckens „die charakteristischen Züge des Kulturdaseins der alten Welt" abgeleitet werden, während er das Becken der Nord- und Ostsee als „Sitz der modernen Kultur" bezeichnet.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Dazu Allgemeiner Teil S. 51/2.

Die Auffassungen der griechischen Kultur als Typus VI.

Das Griechentum als Folge von typischen Entwicklungsstufen I.

Allgemein menschlicher Typus.

1. Die organische Theorie.

Für diese lange und weithin vielleicht wirksamste Auffassung — die ja zunächst eine Geschichtstheorie allgemeiner Art ist — geben wir nur eine kleine Auswahl von Belegen. Zunächst einige wenige Nachweise für die grundsätzliche Annahme einer solchen Geschichtsauffassung im allgemeinen, wobei die Griechen nur als Beispiel genannt werden. Zu beachten ist, daß bei der organischen Auffassung nicht nur die Kultur, sondern sehr oft und vielleicht in erster Linie auch das Seelische oder überhaupt der ganze Mensch in Betracht gezogen wird. Insofern wäre diese Theorie nach Kap. 17 und 18 zu setzen; das gleiche gilt auch für andere, im folgenden anzuführende Theorien typischer Entwicklung. Da aber auch in den genannten Fällen die Kultur, sei es auch nur als Wirkung jener vorausgesetzten „organischen" Vorgänge am Menschen, das ist, was man eigentlich meint, so war es angemessener, diese Auffassungen erst hier zu erwähnen; auch konnten nur so alle diese Theorien einheitlich und übersichtlich dargestellt werden. — Herder, Auch eine Philosophie der Geschichte usf. [1774] (Cotta 1853/4, Bd. 27 S. 199; Suphan 5, 504): jedes Volk habe „seine Periode des Wachstums, der Blüte und der Abnahme gehabt"; er nennt nachher Ägypter, Römer und Griechen. — Herm. Ulrici, Charakteristik der antiken Historiographie (1833) S. 351 läßt „das Altertum" den Kreis der „Kindheit", „Ju-

Digitized by Google

gend", des „Mannesalters" und des „Greisentums" durchschreiten. So vollende jeder Mensch und jedes Volk denselben Kreislauf. — Besonders Roscher hat diese Theorie in allen seinen Werken vertreten und dabei namentlich auch auf die ihm so nahe liegende Antike, die griechische wie die römische, angewandt. Es sind die Begriffe der Roheit, der Blüte oder Reife und des Verfalls, die er immer wieder auf jede Volksentwicklung überträgt. Für die Übergangszeit aus der ersten in die zweite Stufe braucht Roscher schon 1843 den Begriff des typischen „Mittelalters": „Ansichten der Volkswirtschaft aus dem geschichtlichen Standpunkte" I³ (1878) S. 118 (v. J. 1843), wo vom „hellenischen Mittelalter" die Rede ist; dazu S. 119 A. 1: Er verstehe unter Mittelalter in diesem Aufsatz „die bei allen Völkern wiederkehrende Entwickelungsstufe, welche aus dem rohen, sogenannten Naturstande in die volle Kulturblüte überführt". Zu den andern Stufen vgl. z. B. S. 135: „blühender und reifer Zeitalter"; S. 156: „bei verfallenden Nationen". In seinem „System" begegnen sie auf Schritt und Tritt; nur beispielshalber nennen wir: Grundlagen der Nationalök.[19] (1888) § 28 S. 59/60: das „unreife Alter", „die Reifezeit", „das sinkende Alter"; Register zu S. 585, 591, 600, 650 („rohe", „blühende", „verfallende" Zeiten); S. 658: „hoch kultivierte Zeiten", S. 673: „sinkende Zeiten". Für die Anwendung dieser Stufen auf die Griechen im „System" bedarf es weiter keiner Belege. Neben diesen Anschauungen Roschers finden wir indessen, wenn auch weit seltener, die universalgeschichtliche Entwicklung betont; so z. B. Grundlagen[19] S. 59/60 A. 4 (über den Aufstieg der Menschheit im Ganzen). — Fr. Mone, Griech. Geschichte I² (1859) S. 10/11 läßt „die Geschichte jedes Volkes, dem die Grundbedingungen der Entwicklung nicht fehlen, ... in drei Lebensperioden ihren Verlauf" nehmen; vgl. S. VI: „wenn ein Volk in die letzte Periode seines Lebens, die Zeit des Imperialismus, eintritt"; s. auch S. III über die „Verpflanzung" der Kultur „von einem gealterten Volke zu einem jüngeren". So rechnet er S. 1 „das Leben des griechischen Volkes" von 1300 bis 30 v. Chr. Mone beruft sich S. XIX auf Vico, aber bei diesem fehlt die biologische Analogie; wenigstens ist sie nicht ausgesprochen (über ihn vgl. unten S. 330). — Über andere Vertreter der organischen Theorie vgl. J. Goldfriedrich, Die historische Ideenlehre in Deutschland (1902) 189f. (Krause); 180 (Lasaulx); diese beiden lassen, wie jedes Individuum, so auch jede menschliche Gemeinschaft, nicht nur Stamm und Volk, sondern jede Gruppe und auch die Menschheit selbst die Alterstufen durchlaufen; ähnlich wenigstens in bezug auf das Altertum Ulrici oben S. 325 6. Auf diese Variante der Theorie gehen wir nicht weiter ein; als folgerichtige Ausgestaltung des Grundgedankens, der Übertragung des Lebensablaufes des Individuums auf Verbände zeigt sie nur die Unmöglichkeit des Ausgangspunktes. — Über Adelungs (1782) Annahme, daß jedes Volk, wenn es sich selbst überlassen wäre, den gleichen Stufengang wie das Individuum zurücklegen würde, s. Goldfriedrich S. 56.

Im folgenden geben wir eine Anzahl Nachweise, wo, in dieser oder jener Form, die Entwicklung des Griechentums in biologischen Stufen angenommen ist, ohne daß dabei ausdrücklich gesagt wird, daß darin etwas Typisches zu sehen sei. Trotzdem führen wir solche Stellen an; denn es liegt im Wesen dieser Analogie, daß der dabei angenommene Stufengang ein

Digitized by Google

solcher ist, der überall vorkommen kann, ja dessen Eintreten eigentlich zu erwarten ist. Freilich ist zu beachten, daß auch die Anschauung möglich ist, jener biologische Stufengang zeige sich, aus irgendwelchen Gründen, nur selten in seiner reinen Gestalt, oder auch nur bei den Griechen (dazu unten 39. Kap., 1); und es ist nicht ausgeschlossen, daß etwas derartiges vorschwebt, auch wo es nicht ausdrücklich gesagt ist. — Fr. Schlegel, Die Griechen und Römer (1797) S. 154 (= Minor I 143): „Die griechische Bildung ... war ... ein in sich vollendetes Ganzes, welches durch bloße innre Entwicklung einen höchsten Gipfel erreichte, und in einem völligen Kreislauf auch wieder in sich selbst zurücksank." — Vom „Jünglingsalter der Hellenen" ist die Rede bei Wachsmuth, Hellenische Altertumskunde II 2 (1830) S. 441. — Von „enfance de la nation" spricht Limburg Brouwer, Hist. de la civilisat. morale et religieuse des Grecs I (1833) S. 3/4. — Ebenso von der „Kinder- und Jünglingszeit" des griechischen Volkes Fr. Jacobs, Hellas (herausgegeben 1852) S. 279; vgl. 266/67. — K. O. Müller, Gesch. d. gr. Lit. I (1841) S. 414 findet „im Homer jene Jugend des menschlichen Geistes". Bei Pindar erscheine „der griechische Geist unendlich reifer und ernster". — Grote, A History of Greece I (1846) S. 615 vergleicht „the transition of the Greek mind from its poetical to its comparatively positive state" der Entwicklung vom Jüngling zum Manne. — E. v. Lasaulx, Über den Entwicklungsgang des griechischen und römischen ... Lebens (1847) (= Studien des klass. Altertums 45 f.) S. 5/6: „der naturgemäße Entwicklungsgang des griechischen Volkslebens auf dieser Basis seiner geographischen Lage ist ähnlich dem natürlichen Lebensprozeß eines einzelnen glücklichen Mannes". — Niebuhr, Vorträge über alte Gesch. I (1847) S. 362 bezeichnet die Wandlungen vom Zeitalter der Perserkriege bis zum Ende des peloponnesischen Krieges durch die Worte: „von dem Absterben des Jugendbildes bis zur völligen Reife". — Mit dem fünften Jahrhundert läßt H. Köchly, Akad. Reden und Vorträge I (1859) S. 207 (1851) das griechische „Jünglingsalter" enden und die Zeit des Mannes beginnen. — E. Curtius, Gr. Gesch. III (1867) S. 748: es trete „die organische Entwicklung der Hellenen auch in diesem Stadium recht deutlich vor Augen, wenn wir sehen, wie der Geist des Volks nach Erschöpfung seiner bildenden Kraft und Vollendung seiner praktischen Aufgaben auf dem Gebiete der Politik sich nun gleich mit voller Energie anschickt, durch wissenschaftliche Betrachtung die Vergangenheit im Zusammenhange zu verstehen". Es handelt sich also, wie man sieht, um eine typische, der Erwartung entsprechende, Stufenfolge, die Curtius bei den Griechen findet; die Analogie mit dem Individuum — bei dem auf die Jahre des Schaffens die Zeit rückschauender Betrachtung folgen — schimmert deutlich durch. — Nietzsche, Werke X (1903) S. 10 [1873] spricht von dem „dürren Alter", der „Jugend" und der „reifen Mannbarkeit" der Griechen. — M. Carrière, Die Kunst im Zusammenhang der Kulturentwickelung II[3] (1877) S. 53: die griechische Geschichte sei „die organische Entfaltung eines Lebenskeims". — Alfr. Biese, Die Entwicklung des Naturgefühls bei den Griechen (1882) S. 22: „gemäß der streng organischen Entwicklung des hellenischen Geistes" (lasse sich „jener Prozeß deutlich verfolgen, der vom schlichten Vergleiche des Geistigen und Natürlichen ... zur poetischen Beseelung" führe). — C. Martha, Études morales sur l'antiquité[3] (Paris 1896) S. 136: „Les an-

Digitized by Google

ciens Grecs [zur Zeit Homers], comme il arrive chez les peuples enfants"... — Christ, Gr. Literaturgeschichte[1] S. 7 (1889) (= [4] S. 5): „im Jugendalter der Nation"; „das denkende Mannesalter". — S. H. Butcher, Some aspects of the Greek genius[3] (London 1904) S. 288: „The fervid youth of the Greek race was over".

Besonders auf die griechische Literatur, etwa auch die bildende Kunst, wird der Begriff der organischen Entwicklung im Sinne einer typischen Aufeinanderfolge der Entwicklungsstufen, der Gattungen usf. angewendet; dabei spielt auch der Begriff der Stetigkeit der Entwicklung mit, für den auch etwa das Wort organisch verwendet wird (s. oben 302/3). Fr. Schlegel, Die Griechen und Römer (1797) S. 162 (= Minor I S. 146): In der griechischen Poesie „ist der ganze Kreislauf der organischen Entwicklung der Kunst abgeschlossen" ... ein „vollständiger Stufengang des Geschmacks". — Bergk, Griechische Literaturgeschichte I (1872) 146: „Sukzessive, aber streng organische Entwickelung" ... „in organischer Folge und in größter Vollständigkeit werden alle Formen und Gattungen ausgebildet"; vgl. II (1883) S. 459/460. — M. Carrière, Die Kunst im Zusammenhang der Kulturentwickelung II[3] (1877) S. 112: „Wir finden diesen naturgemäß organischen Entwickelungsgang bei den Griechen" [vom Epos zur Lyrik, aus den Banden der Natur zur Selbständigkeit]; S. 425: „den organischen Lebenslauf der griechischen Poesie" [dieser habe sich im Drama vollendet]; seit Euripides und durch ihn sei „der harmonische und naturwüchsige Organismus der seitherigen Kunst" zunächst zerrüttet worden; S. 16: „Die Geschichte der griechischen Kunst [C. meint Literatur und Plastik] ... erscheint uns im Verlauf ihrer Entwickelung wie ein Naturorganismus". — F. Bender, Gesch. d. griech. Lit. [1886] S. 16/17 findet eine „organische" Entwicklung in der griechischen Literatur vom Epos zur Lyrik und von da zum Drama; von der Historiographie zur Philosophie und zur künstlerischen Ausbildung der Redekunst. Es sei dies, wie auch in der griechischen Plastik, eine Entwicklung „vom Einfachen zum Vermischten, vom Ruhigen zum Erregten, vom Objektivismus zum Subjektivismus", „das ewige Gesetz aller Kunstentwickelung." — K. Krumbacher, Geschichte der byzant. Literatur (1891) 19: in der byzantinischen Literatur sei der Verlauf der Prozesse langsam und unregelmäßig; „eine so wunderbare, dem Leben eines Individuums vergleichbare Entwicklungsgeschichte, wie sie die vorchristliche Literatur der Griechen bietet", dürfe man hier nicht suchen. — Th. Zielinski, Die Antike und wir (Deutsche Ausgabe 1905) S. 71: Die Antike habe die literarischen Typen geschaffen, „nicht auf einmal, sondern einen nach dem andern in ihrem organischen Entwickelungsprozeß".

In diesem Zusammenhang dürften wir wohl auch die folgenden Stellen anführen, an denen zwar die biologische Analogie nicht so deutlich hervortritt, aber unter Begriffen wie „natürliche" Entwicklung doch wohl genau das gleiche verstanden ist, wie bei den ebenerwähnten Äußerungen (vgl. dazu auch Carrière gleich oben). — Frau von Staël, De la littérature[2] (Oeuvres IV, Paris 1820, S. 76; 1. Teil, 1. Kap.) findet in den Epochen der griechischen Literatur „la marche naturelle de l'esprit humain". — Christ, Griech. Literaturgeschichte[1] S. 7 (1889) (= 4. Aufl. S. 5, fast gleich): Bei den Griechen habe sich „die Literatur fast ohne jeden fremden Einfluß, lediglich aus sich

Digitized by Google

entwickelt; es folgten sich daher auch die Literaturgattungen in naturgemäßer Reihe". Doch sei in der Zeit nach Alexander von jener natürlichen Folge keine Rede mehr. Dazu in der Anmerkung zu dem erstgenannten Satz — in der vierten Auflage ist sie weggeblieben —: In dieser Beziehung habe die griechische Literatur die größte Ähnlichkeit mit der indischen. — Max Sauerlandt, Griechische Bildwerke (1907) S. XI: „nicht das Streben nach einem absoluten Schönheitsideal, sondern die Folgerichtigkeit naturmäßiger Entwicklung ist der Grundzug der griechischen Kunst".

Entgegengesetzte Anschauungen.

Gegen solche Auffassungen Wilamowitz, Die Kultur der Gegenwart I 8 (1905) S. 228, der fragt: „Ist die Entwickelung der griechischen Literatur organisch, verläuft sie mit typischer Notwendigkeit?" und dann gegen die Annahme eines „typischen Verlaufes" sich ausspricht.

Vom Staatsleben E. Curtius, Altertum und Gegenwart III 88 (1883): „Wer kann verkennen, daß die hellenische Volksentwickelung keine normale war" (er hat namentlich die „excentrische Richtung des Volkslebens" auf die Kolonisation im Auge, sowie die „dauernde Unruhe", die durch die Unzulänglichkeit des Bodens hervorgerufen worden sei).

2. Weitere Theorien allgemein menschlicher Entwicklung.

A.

An dieser Stelle nennen wir solche Theorien, nach denen die Entwicklung der griechischen Kultur als Beispiel typischer allgemeiner Völkerentwicklung erscheint, ohne daß die organische Auffassung oder Periodizität (wie unter B) in Frage kommt oder doch zu kommen scheint. Zu beachten ist, daß auch bei ganz allgemeiner Ausdrucksweise doch wohl in erster Linie nur die Entwicklung der Kulturvölker im engern Sinn ins Auge gefaßt ist.

Von der griechischen Philosophie, doch in gewisser Beziehung auch wieder von der griechischen Geistesentwicklung im allgemeinen Wilh. Wundt, Einleit. in die Philosophie (1901) 88/89: Die griechische Philosophie zeige „drei charakteristisch verschiedene Entwicklungsphasen ... deren Eigentümlichkeiten einerseits der natürlichen Entwicklung des menschlichen Erkenntnistriebes entsprechen, anderseits mit den Zuständen des hellenischen Geisteslebens zusammenhängen, die in manchen Beziehungen selbst wieder vorbildlich sind, da sie auf allgemeingültige Bedingungen der Kulturentwicklung zurückführen. Darum bietet die Geschichte der griechischen Philosophie ein allgemeines und doch zugleich lebendig individualisiertes Bild geistiger Entwicklung überhaupt dar". (Er unterscheidet die kosmologische, die ethisch-politische und die ethisch-religionsphilosophische Periode der griechischen Philosophie.)

Von der griechischen Literatur M. Croiset, Hist. de la littér. grecque I (1887) S. 40: In ihrer Entwicklung „tout y est normal"; S. 42: ihre Entwicklung sei charakterisiert durch die wachsende Bedeutung der Reflexion, „fait essentiel de toute évolution intellectuelle régulière".

Von der bildenden Kunst P. Cauer, Palaestra vitae (1902) S. 100: sie

Digitized by Google

biete eine „Anschauung des Werdens und Wachsens, des Ringens mit Problemen, die immer wiederkehren". — Jos. Strzygowski, Die bildende Kunst der Gegenwart (1907) 154: „die normale, auch in der Antike zu beobachtende Entwicklung von der Architektur zur Plastik und von dieser zur Malerei".

In bezug auf die Entwicklung des Wirtschaftslebens vertritt eine vermittelnde Auffassung H. Prinz, Funde aus Naukratis (Klio, Beiheft 7; 1908) S. 146: „Der Form nach wird die antike Wirtschaftsentwickelung eine der anderer Völker analoge gewesen sein ... Dem Inhalte nach wird jedoch für die antike Wirtschaft in keiner anderen Epoche der Weltgeschichte ein wirkliches Vergleichsobjekt zu finden sein".

Auch von Teilerscheinungen aus der Entwicklungsreihe griechischer Kultur wird etwa typische Geltung ausgesagt. So wenn Ferd. Bender, Gesch. d. gr. Lit. [1886] S. 695 es als ein „Kulturgesetz" bezeichnet „daß auf große Epochen der Kunst solche der Wissenschaft folgen" und als Beispiel die alexandrinische Zeit nennt, die für das Griechentum „diese Epoche der Wissenschaft" sei, und deren „Hauptstolz . . die exakten Wissenschaften" seien." Gegen einen dem erstgenannten ähnlichen Satz von Alw. Schultz wendet sich H. St. Chamberlain, Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts (1899) S. 962 f.

B. Mit der Annahme periodischer Entwicklung.

Eine besondere Stelle weisen wir jenen Anschauungen an, wo alle Völkerentwicklung als eine typische, aber zugleich periodische betrachtet wird. Da hiebei dasselbe Grundelement — so namentlich das „Volk" — wiederholt den Kreislauf durchmachen kann, so ist die organische Analogie, wenn sie auch vielfach den Ausgangspunkt gebildet hat, doch hier tatsächlich überwunden, während dagegen die der organischen Theorie entsprechende Wertformel (z. B. Höhe und Verfall der Kultur) bleiben kann. Als Vertreter solcher Anschauungen ist vor allem Vico zu nennen. (Es ist selbstverständlich nicht unsere Aufgabe, dessen Theorie eingehend darzustellen.) Er geht hauptsächlich von der griechischen und römischen Geschichte aus, nimmt aber für seine Dreistadienformel allgemeine Geltung in Anspruch; vgl. Principi di scienza nuova (zit. nach der Ausgabe Mailand 1816) Buch V (Vol. III S. 142): „si avrà tutta spiegata la storia, non gia particolare . . . e de' fatti de' Romani, o de' Greci"; „si avrà la storia ideale delle leggi eterne, sopra le quali corron i fatti di tutte le nazioni, ne' loro sorgimenti, progressi . . . fini"; so kann er (a. a. O.) von der „natura comune delle nazioni" sprechen; Buch IV (Vol. III S. 42); „il corso che fanno le nazioni, con costante uniformità procedendo in tutti i loro vari, et si diversi costumi sopra la divisione delle tre età". Vielleicht ist auch hier der Ausgangspunkt ursprünglich die biologische Analogie (vgl. die Stelle „sorgimenti" usf.); aber im weitern Ausbau mußte sie abgestreift worden sein; das beweist Vicos Auffassung von den „ricorsi", Buch V, Vol. III S. 115 f.: „Del ricorso delle cose umane nel risurgere, che fanno le nazioni"; z. B. S. 120 f.: „Ricorso, che fanno le nazioni sopra la natura eterna de' feudi"; S. 115: über das „corrispondersi con maravigliosa aconcezza i tempi barbari primi, e i tempi barbari ritornati". Es ist klar, daß die biologische Analogie dahin fällt, sobald eine Nation denselben Entwicklungsgang beliebig wiederholen kann; denn die Annahme der Einmaligkeit der

Digitized by Google

Entwicklung ist der Kern, und auch einer der Hauptfehler der organischen Theorie.

Von Neueren hat namentlich Gumplowicz eine typische Periodizität der geschichtlichen Vorgänge angenommen; vgl. „Der Rassenkampf (1883) S. 170: „Bei jedem Naturprozeß," auch in der Geschichte, finde ein Kreislauf statt; S. 353: „naturnotwendiger Kreislauf"; Grundriß der Soziologie (1885) S. 219 f. (vgl. S. 65). Unter diesen periodischen Prozessen nennt er z. B. die Ausbildung der Kultur und ihre Wiederzerstörung durch Barbaren (Rassenkampf S. 347/8; Grundriß S. 219 f.; die Staatenbildung aus heterogenen ethnischen Elementen (Rass. S. 336) usf. Vgl. auch Grundriß S. 75, wo er den Historikern vorwirft, daß sie „die ihnen entgegentretenden Erscheinungen als individuell, nur dieser einen Nation zukommend, ansehen — während eine Kenntnis der sozialen Gesetze sie lehren würde, diese Erscheinung nur als Manifestation eines allgemeinen sozialen Gesetzes anzusehen"; dazu S. 76 gegen die Ableitung der einstigen politischen Zersplitterung Deutschlands aus einem Individualisierungstriebe, während doch „immer und überall Perioden partikularer Zersplitterung mit solchen universaler Zusammenfassung abwechseln." Später jedoch (Soziologie u. Politik, 1892, S. 93) betont er die „große Mannigfaltigkeit sozialer... Gestaltungen", die „trotz des so einfachen, aller sozialen Bewegung zugrunde liegenden Gesetzes" vorhanden sei; vgl. namentlich auch „Die soziologische Staatsidee[2] (1902) S. 112/113 (gegenüber Morgan): auf jeder dieser „unzähligen Walzen" — die Völker sind gemeint — spiele sich ein anderes Lied ab.

Wilamowitz, Reden und Vorträge S. 132 (1897) (vgl. auch S. 122/3) stellt, indem er sich gegen „den Glauben an den kontinuierlichen Fortschritt der Kultur" wendet, den Satz auf, „daß sich ihr Leben in Perioden abspielt". Ein Beispiel einer solchen Periode sieht er in der Antike, S. 131: „Wir sehen .. in anderthalb Jahrtausenden eine Kultur den ganzen Kreislauf der Entwickelung durchmachen".

Wir nennen hier noch einige Theorien typischer periodischer Vorgänge engerer Ordnung, deren Vorhandensein man bei den Griechen feststellen will. So faßt Em. Faguet, Revue des deux mondes 1894, 1. Mai, S. 128 den „Alexandrinisme" als eine typische Erscheinung. „On pourrait appeler les périodes littéraires où l'alexandrinisme règne les moments de repos de la littérature personnelle;" vgl. S. 130: „Les alexandrins de tous les temps sont des critiques qui ont un peu de génie créateur". — Bei Ludw. Coellen, Neuromantik (1906) S. 26 f. werden Naturalismus, Klassizismus und Romantizismus als typische periodische Kulturschwankungen bezeichnet; auch die Antike (S. 32) zeige „ihre periodischen Stilschwankungen .. mit naturalistischer, romantischer und klassischer Stufe." Und zwar erscheint ihm (S. 30) klassische Kunst als „eine Kunst des Friedens, des ruhigen Besitzes", die aber (S. 31) den Keim des Verfalles in sich trage, weil immer wieder „das Chaotische den Stil einer Zeit" durchbreche.

Digitized by Google

Dazu Allgemeiner Teil S. 52.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Die Auffassungen der griechischen Kultur als Typus VII.

Das Griechentum als Folge von typischen Entwicklungsstufen II.

Als Typus der Entwicklung einer höheren Kultur.

Zur Charakterisierung der in diesem Kapitel zusammengefaßten Theorien verweisen wir zunächst auf S. 52, letzt. Abs. An erster Stelle nennen wir die Vorstellungen, nach denen — zunächst ganz allgemein gesprochen — die griechische Entwicklung den Typus der Stufen darstellt, auf denen jede „Kultur" oder „Zivilisation" oder wie die Ausdrücke lauten — alles im Gegensatz zu primitiveren Zuständen verstanden — erreicht wird. Der Grundgedanke ist dabei stets der, daß nur eine gewisse Anzahl von Kulturen oder Völkern diese Entwicklung durchgemacht habe, während die andern auf niederern Stufen stehen blieben, auf denen indessen einst auch jene gestanden. Diese Auffassung erscheint nicht immer durchgeführt; sie ist aber ihrem Wesen nach auch dort schon vorhanden, wo ältere Stufen des Griechentums mit „Naturvölkern", (oder wie der Begriff auch ausgedrückt wird) in Parallele gesetzt werden. Wir geben hiefür einige Nachweise vor allem aus dem 18. Jahrhundert, in dem diese folgenreiche Betrachtungsweise zuerst größere Verbreitung gewonnen hat, in England und Frankreich wie in Deutschland. Über Lafitaus (der uns nicht zugänglich ist) Vergleichung der ältesten Griechen mit den Indianern Nordamerikas vgl. Th. Achelis, Moderne Völkerkunde (1896) S. 5 (v. J. 1724). Besonders Ad. Ferguson hat dann im zweiten Teil seines Essay on the history of civil society (1767; zit. nach der deutschen Ausgabe 1904) („Über die Geschichte wilder Völker") den Gesichtspunkt durchgeführt, daß, gleich allen Kulturvölkern, auch Griechen und Römer einst auf der Stufe jener „wilden Völker" gestanden. In Deutschland zeigen namentlich Heyne und Herder eine ähnliche Betrachtungsweise; vgl. z. B. Heyne, Opusc. acad. I 166—169 [1764], 184f. [1764], 210 und 211 [1765], 265; III 1 f. [1779]; wo er die älteren Griechen mit „populi barbari", u. a. Irokesen, Karaiben, südamerikanischen Indianern, vergleicht. Vor allem hat Herder immer wieder darauf hingewiesen, daß die Griechen einst „Wilde" gewesen seien; wir nennen nur ein paar Stellen: „Über Ossian und die Lieder der alten Völker" [1773] (Cotta 1861/2 Bd. 16, S. 22; Suphan Bd. V S. 181/2; er hat dabei u. a. die nordamerikanischen Indianer im Auge, vgl. z. B. S. 15 und 28 [= Suph. 166 und 189]); „Ähnlichkeit der mittlern englischen und deutschen Dichtkunst" [1777] (Cotta a. a. O. S. 53; Suphan Bd. IX S. 534): „Auch die Griechen waren einst, wenn wir so wollen, Wilde"; vgl. noch „Über den Ursprung der Sprache" 1. Teil, 1. Abschnitt (Cotta 1853/4, Bd. 27 S. 19; Suphan Bd. V S. 16) von Musik, Tanz und Poesie. — Wir nennen ferner Fr. Schlegel, Über die weiblichen Charaktere in den griechischen Dichtern (1794; Minor I S. 35): Die Griechen seien zu Homers Zeit „noch rohe Günstlinge der Natur . . . wenig mehr als liebenswürdige Wilde"; in seinem Aufsatz „Über die homerische Poesie" (1796; Minor I S. 215/6) heißt es noch stärker, die Griechen seien ursprünglich „halbtierische" Wilde

Digitized by Google

gewesen. — Diese Beispiele mögen genügen, um solche Anschauungen zu kennzeichnen, die ja, wie wir sahen, nur die unentwickelte Vorstufe zu der eigentlichen hier in Frage stehenden Theorie sind.

Bei dieser ausgebauten Theorie wird eben nicht nur die erste Stufe, sondern die Gesamtentwicklung der in Betracht kommenden, mit dem Griechentum zusammen einen Typus bildenden Kulturen ins Auge gefaßt.

Die Art nun, in der diese Gesamtentwicklung und ihre Stufen charakterisiert werden, kann eine verschiedene sein. So mag ganz allgemein die Steigerung der „Kultur", oder wie immer dieser Begriff umschrieben wird, als das Typische betrachtet werden; dahin gehört es z. B., wenn bei Heyne, Opusc. acad. I S. 84 u. 115/6 [aus dem Aufsatz „De genio saeculi Ptolemaeorum"; 1763] der Charakter der alexandrinischen Zeit und damit überhaupt der Gang der griechischen Entwicklung in folgender Weise als typisch erklärt wird: der menschliche Geist „ipsa expolitione et humanitatis cultu atteritur et asperitate detersa robur, simplicitate detracta nativam vim amittit" (S. 84), und an der anderen Stelle heißt es: „ipsa ingenii humani doctrinaeque humanae natura haud facile alium rerum cursum admittit, quam ut doctrinae auctus ingenii damna sequantur" usf.

Weiterhin tritt auch hier die in so vielen Geschichtstheorien aller Art oft beliebte Gliederung in drei Stufen ein; so wenn Herder (an der oben S. 307 angeführten Stelle) in der Entwicklung der Kulturvölker die Stufen der Barbarei und der „zahmen Sittlichkeit" und außerdem ein dazwischen liegendes Zeitalter unterscheidet.

Im Besonderen kann dieses typische Fortschreiten der Kultur als eine Zunahme der Aufklärung betrachtet werden; so wenn man Comtes, auf die europäische Gesamtentwicklung sich beziehende Folge des theologischen, metaphysischen und des positiven Stadiums (s. oben S. 314f.) auf einzelne Völker oder Kulturen, wie eben z. B. die griechische, überträgt, wie dies wohl zuerst bei Grote geschehen ist: A History of Greece I (1846) S. 615, freilich nur in abgekürzter und etwas veränderter Form („the transition of the Greek mind from its poetical to its comparatively positive state"); wegen des „comparatively" vgl. auch S. 608/9 [der Durchschnittsgrieche verharre im Glauben an den Mythus]; über eine andere Übertragung des Comteschen Schemas s. unten (vgl. das Reg.). — Weiter sei noch genannt W. Nestle, Euripides (1901) S. VIII: bei „jedem geistig höher begabten Volk" trete einmal die Überwindung der „naiv-mythologischen Vorstellungsweise" ein.

Von einem gesellschaftlichen Merkmal geht P. Barth aus, Die Philosophie der Geschichte als Soziologie I (1897) S. 377f., der S. 381 „alle weltgeschichtlichen Völker" — gleichwie die andern — durch die „Gens" hindurchgehen läßt; dann verengt sich der Kreis mit der Stufe der ständischen Verfassung; und wiederum wird er kleiner, wenn es sich um die nächste Entwicklung handelt, indem die orientalischen Völker, im Gegensatz zu denen „des klassischen Altertums", über diese Stufe der ständischen Verfassung nicht hinauskommen (S. 384); vgl. auch denselben, Die Stoa (1903) S. 11f.

Nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten unterscheidet W. Roscher gelegentlich einmal die Stufen in seinen „Ansichten der Volkswirtschaft aus dem geschichtl. Standpunkt" I[3] (1878) S. 15/16 (v. J. 1849); er findet die Hauptzüge der drei, durch die Vorherrschaft des Faktors „Natur", „Arbeit",

Digitized by Google

„Kapital" charakterisierten Stufen „bei jedem vollständig entwickelten Volke" und so auch bei den antiken Völkern; doch sind diese nach ihm, und er nennt dies geradezu „das Eigentümliche der alten Volkswirtschaften", „verhältnismäßig nie sehr weit über die zweite Stufe hinausgekommen".

In diesem Zusammenhang sei noch ein Satz Ed. Meyers genannt, Gesch. des Altertums II (1893) S. 749: „Mit der Entstehung der orphischen Theologie hat die geistige Entwicklung Griechenlands dasselbe Stadium erreicht, auf dem die Kulturen der orientalischen Völker dauernd stehen geblieben sind." Hierin liegt, wie man sieht, die Annahme einer typischen Entwicklung einer bestimmten Gruppe von Kulturen angedeutet.

Am Schlusse besprechen wir die am meisten ausgebaute Theorie dieser Art, die Lamprechtsche. Zwar konnte ihre Erwähnung auch oben (S. 329/30) in Frage kommen, da die Möglichkeit einer ganz allgemeinen Geltung der Kulturzeitalterfolge von Lamprecht nicht ausgeschlossen, sondern die Prüfung dieser Probleme künftiger Forschung vorbehalten wird (vgl. „Moderne Geschichtswissenschaft" [1905] S. 91). Tatsächlich aber kommen für ihn bis jetzt nur eine beschränkte Zahl von Völkern und Kulturen in Betracht, soweit es den Nachweis der ganzen Reihe jener Kulturzeitalter gilt, neben der deutschen Entwicklung die Entfaltung der andern „modernen europäischen und der antiken mittelmeerischen Nationen" (das. S. 91), weiterhin Japans (a. a. O.); vgl. auch S. 90, wo ausdrücklich die Griechen genannt werden: es lasse sich „schon heute sagen, daß auch die Geschichte der antiken Völker, insbesondere der Griechen, in der erwarteten Weise verlaufen ist, nicht minder natürlich die der Völker der europäischen Staatenfamilie, daneben aber auch die Geschichte der Japaner". — Zum Lamprechtschen Begriff der Kulturzeitalter und seinen weiteren allgemeinen Annahmen, wie dem Kampf um sie können wir nun hier nur eine beschränkte Anzahl Belege geben. Lamprecht verwendet, wie man weiß, als Merkmal die „Intensivierung des seelischen Lebens", die „Breite des Bewußtseins" (Moderne Geschichtswiss. 1905, S. 90), die von einem Kulturzeitalter zum andern zunehmen (vgl. auch S. 84, 87). Danach unterscheidet er (Die kulturhistorische Methode, 1900, S. 27) zunächst die zwei großen „Kulturzeitalter mittelalterlich gebundenen und neuzeitlich freien Seelenlebens". Im Einzelnen gelangt er (Deutsche Geschichte I^3 [1902] S. X/XI) zu der Annahme der Zeitalter „symbolischen, typischen, konventionellen, individuellen und subjektiven Seelenlebens" (vgl. auch „Moderne Geschichtswiss." S. 90.) — Zur heuristischen Bedeutung dieser Formeln vgl. „Die kulturhistorische Methode" 30: erst wenn „die wahrhaft wesentlichen, typischen Züge jedes Kulturzeitalters" klargelegt seien, werde es möglich sein, „jedem Volke seinen individuellen Anteil am weltgeschichtlichen Geschehen anzuweisen durch den Nachweis, was es innerhalb des Typus denn Besonderes gewirkt hat"; vgl. 44. Die Eigenart der Sonderentwicklung wird betont: „Moderne Geschichtswissenschaft" S. 92/93 (nur Ähnlichkeiten); auch die Rolle der gegenseitigen oder einseitigen Beeinflussung verschiedener Kulturen wird stark hervorgehoben (Renaissancen, Rezeptionen usf.), vgl. Mod. Gesch. S. 110f.; Deutsche Geschichte I^3 S. XII; Kulturhist. Methode S. 45 (hier auch über die Griechen: „Was wären z. B. die Griechen gewesen ohne Asiaten und Ägypter"). Vgl. auch noch Mod. Gesch. S. 113/114, wo ausgeführt wird, „daß, überall gleiches Rassetempe-

Digitized by Google

rament vorausgesetzt, unter mehreren menschlichen Gemeinschaften die Entwicklung derjenigen Gemeinschaft der Zeit nach am raschesten abläuft, die am meisten fremde Einflüsse aufnimmt. Es ist eine Beobachtung, die z. B. vieles im Verlaufe der griechischen Geschichte, verglichen mit den Schicksalen jüngerer Nationen, z. B. der französischen, erklärt". — Aus dem Streit um diese Lamprechtschen Theorien führen wir nur weniges an. Gegenüber dem Begriff einer typischen Entwicklung und diese auf die Frühstadien beschränkend Hintze (Schmollers Jahrb. 1897, 786), zit. bei v. Below, Hist. Zeitschr. 1898, 236: „Die Durchbrechung oder Ablenkung einer partikularen Entwicklung" sei eine reguläre Erscheinung. Ähnlich Ed. Spranger, Die Grundlagen der Geschichtswissenschaft (1905) S. 44: „die Renaissancen, Rezeptionen, Endosmosen, Diosmosen ... wofür man mit einem geläufigeren Namen auch Weltgeschichte sagen kann". Gegenüber dem Grundelement dieser Theorie, der selbständigen Entwicklung der „Nation", betont Ed. Meyer (Zur Theorie und Methodik der Geschichte, 1902, S. 31; Gesch. d. Altert. I 1^2 (1907) S. 79/80) die Einheit darüber hinausreichender politischer Verbände und namentlich Kulturkreise. — Gegen den Begriff der Kulturzeitalter Lindner, Geschichtsphilosophie^2 (1904) S. 170f.; vgl. auch S. 211/12 über und gegen die Annahme gewisser Analogien zwischen griechischer und neuerer Geschichte.

Achtunddreißigstes Kapitel.

Dazu Allgemeiner Teil S. 53.

Die Auffassungen der griechischen Kultur als Typus VIII.

Das Griechentum als Folge von typischen Entwicklungsstufen III.

Die Parallele zwischen der griechischen (antiken) und der germanisch-romanischen Entwicklung.

1. Im allgemeinen.

Die Parallele zwischen der Entwicklung der griechisch-römischen „Antike" und der germanisch-romanischen Welt ist schon alt; doch hat sie in neuester Zeit immer zahlreichere und gewichtigere Vertreter gefunden. Einen wesentlichen Unterschied macht es aus, ob innerhalb der Antike jedem der zu ihr gerechneten Völker eine eigene entsprechende Entwicklung zugeschrieben, oder ob jedes dieser Völker — also z. B. die Griechen — nur einer Stufe zugewiesen wird. Meist wird wohl das erstere der Fall sein; doch läßt sich sehr oft nicht ersehen, ob diese oder jene, oder ob noch eine andere Möglichkeit gewählt ist. — Öfter handelt es sich nicht ausschließlich um die griechisch-römische und die germanisch-romanische Entwicklung, sondern es wird unter „antiken" und „neueren" „Völkern", „Kulturen" u. ä. ein etwas weiterer Kreis verstanden; im Grunde freilich ist doch sozusagen dasselbe gemeint.

Ad. Ferguson, Essay on history of civil society (1. Aufl. 1767, zit. nach der deutschen Ausg. 1904; Teil III, Kap. 1, S. 153): die Menschheit sei „auf dieser Bühne" [„in den gemäßigten Klimaten von Europa und Asien"] „zweimal ... von rohen Anfängen zu den höchsten Stufen der Bildung emporgestiegen". — Wir führen hier sodann auch H. Leo an, Lehrbuch der Uni-

Digitized by Google

versalgeschichte I (1835), der von Griechenlands „Altertum" spricht (bis Kleisthenes einschl., S. 149 f.), von seinem „Mittelalter" (beginnend mit den Perserkriegen, S. 235 f.); daran schließt sich (S. 321 f.) „Griechenlands spätere Zeit", die mit der makedonischen Herrschaft anfängt. Diese Terminologie hat indessen so, wie sie gegeben ist, für unsern Gegenstand nicht allzu große Bedeutung, da uns entgeht, ob Leo tatsächlich an eine Parallele zu der germanisch-romanischen Entwicklung oder an ein allgemeines Gesetz der Völkerentwicklung gedacht hat. In letzterem Falle wäre wieder die Frage, ob es sich nicht, wie bei Roscher (oben S. 326), einfach um eine andere Benennung für die organische Theorie handle. Dasselbe gilt von Bergks Terminus „griechisches Mittelalter": Griechische Literaturgeschichte I (1872) S. 303: „Die zweite Periode, das Mittelalter der hellenischen Nation, reicht von . . 776—500 v. Chr.": „die dritte Periode von . . 500—300 v. Chr., die neue Zeit". An diesen knüpfte Ed. Meyer an (vgl. Gesch. des Altertums II [1893] S. 292), der seinerseits dann freilich mit dem Ausdruck ganz bestimmte Vorstellungen verbindet. — K. W. Nitzsch, Gesch. des deutschen Volkes III (1884; zit. nach der 2. Ausg. 1892) S. 447 (aus dem Jahr 1870): „In dem normalen Entwicklungsgange der alten und modernen Völker treten uns drei Perioden entgegen: eine solche des Ackerbaues und der Naturalwirtschaft, eine zweite, in welcher sich neben dem Ackerbau die Interessen des Verkehrs und der Geldwirtschaft erheben, eine dritte, in welcher diese Interessen das Übergewicht über diejenigen der bäuerlichen Kultur gewonnen haben. In jener ersten Periode steht das geistige Leben wesentlich unter dem Einfluß der religiösen Vorstellungen, die gesellschaftliche Bildung ist eine vorherrschend aristokratische und kriegerische; in der zweiten entwickelt sich neben der religiösen eine intellektuelle, neben der aristokratischen eine städtische, neben der kriegerischen eine industrielle Kultur; in der dritten überwiegt die intellektuelle Bildung mit entschiedener Hinneigung zum Kosmopolitismus und zur Universalmonarchie. In der deutschen Geschichte kommt dieser natürliche Entwickelungsgang keineswegs so rein und ungestört zur Erscheinung, wie bei anderen Völkern, den Hellenen, Italikern, ja selbst wie bei den Franzosen und Engländern." — Deutlich ausgesprochen und durchgeführt ist sodann die Parallele bei W. Dilthey, Einleitung in die Geisteswissenschaften, allerdings zunächst unter Beschränkung auf die philosophisch-wissenschaftliche Entwicklung: I (1883) 187 f., 296 f., 309 f., 315 f., 446 f. über das metaphysische Stadium und das der Einzelwissenschaften bei den alten und den neuen Völkern; beide durchlaufen das erste und erreichen dann das zweite Stadium, und zwar gelangt die Antike zur Selbständigkeit der Einzelwissenschaften in der alexandrinischen Zeit (S. 309 f.). Über die Parallele in „der Anschauung . . . über die gesellschaftlich-geschichtliche Wirklichkeit", hinsichtlich deren die „Völker des Mittelmeeres" „dieselben Stadien" durchlaufen, „welche in größerem Maßstab, modifiziert durch die veränderten Umstände, auch die Anschauung der neueren Völker durchmessen hat", vgl. S. 274. Es findet sich aber auch eine Stelle, wo die Parallele ganz allgemein ist: S. 446 und 447 wird von der „zweiten Generation der europäischen Völker" gesprochen. — Die größte Verbreitung hat die in Frage stehende Anschauung wohl durch Ed. Meyer gefunden. Zuerst in der Schrift über „Die wirtschaftliche Entwickelung des Altertums" (1895) S. 6: „die

Digitized by Google

Entwickelung der Mittelmeervölker" sei „bis jetzt in zwei parallelen Perioden verlaufen"; „mit dem Untergang des Altertums" hebe „die Entwickelung von neuem" an, nachdem sie wieder zu „primitiven Zuständen" zurückgekehrt. Man beachte aber auch S. 6_1, wo auf wesentliche Abweichungen hingewiesen wird. Weiter ist sodann zu vergleichen: „Die Sklaverei im Altertum" (1898) S. 8: Es gelte zu erkennen, wie in der Kultur des Altertums, „wenn auch auf weit kleinerem Gebiet und vielfach in anderen Formen, dieselben Einflüsse und Gegensätze maßgebend gewesen sind, welche auch die moderne Entwicklung beherrschen"; vgl. S. 23 (über die beiden Mittelalter); S. 24: „Die Blütezeit des Altertums entspricht der Neuzeit, sie ist wie diese nach jeder Richtung eine moderne Zeit". Vgl. noch „Humanistische und geschichtliche Bildung" (1907) 5: „in den großen Krisen des 5. Jahrhunderts... als ... in gewaltigem politischen und geistigen Ringen eine neue, die moderne Kultur geboren wurde"; S. 33: „wie so ziemlich alle die großen Probleme, mit denen unsere Gegenwart ringt, auch schon die antiken Kulturvölker bewegt haben". Über die notwendige Einschränkung dieser Parallelen vgl.: „Zur Theorie und Methodik der Geschichte" (1902) S. 27 A. 1 über den „Terminus" „Mittelalter"; er enthalte eine Regel; aber man dürfe nicht glauben, „damit bereits die Gestaltung im Einzelnen erfassen . . . zu können"; s. auch S. 9 (gegen Lamprecht, der aber im Grunde Meyer nicht so fern steht; s. oben S. 334 u.) über die „unendliche Mannigfaltigkeit" des geschichtlichen Lebens. In Ed. Meyers Geschichte des Altertums finden wir sodann auf Schritt und Tritt diese Begriffe, Mittelalter namentlich und Neuzeit, auf das Griechentum angewendet; über das erstere z. B. II (1895) S. 249 f.; über seinen Ausgang S. 533 f.; auch der Terminus „archaische Kulturepoche Griechenlands" begegnet, S. 718 (ihr „Höhepunkt" das Zeitalter der sieben Weisen), oder die „alte Zeit" V (1902) S. 321/2; die „alte Kultur" das. S. 322 und IV (1901) S. 181; und demgegenüber die „moderne Kultur": vgl. dazu Band IV und V überall, besonders IV S. 148 f.; über Euripides als Vertreter und Bahnbrecher der „modernen Kultur" das., namentlich S. 151, 162; V S. 172, 321. —

Um eine besondere Variante handelt es sich bei M. Hauriou, La science sociale traditionnelle, Paris 1896, angef. bei P. Barth, Die Philosophie der Geschichte als Soziologie I (1897) 181: die Geschichte umfasse bis jetzt zwei Weltalter: das heidnische und das christliche. In beiden seien zwei organische Epochen abgelaufen, von denen man die erste „Mittelalter", die zweite „Renaissance" nennen könne.

Breysig, Der Lotse 1900, 6. Oktober, S. 15: (Es) „haben erst die Griechen, dann die Römer, und schließlich die germanischen Völker . . . eine Laufbahn durchmessen". Dieser Satz wird durchgeführt in seiner „Kulturgeschichte der Neuzeit" II 1 (1901). Das „Ende" der griechischen Entwicklung ist für ihn mit der makedonischen Fremdherrschaft erreicht; der Hellenismus ist ihm ein „Epilog der griechischen Geschichte". Vgl. noch S. 31: die griechische Entwicklung „als die ältere und in mehr als einem Punkte typischere" (gegenüber der römischen). Dazu ferner: „Der Stufenbau und die Gesetze der Weltgeschichte" (1905) S. 81: gerade beim „älteren" und „neueren Weltalter der europäischen Geschichte" müsse man auch auf die eigentümlichen Besonderheiten achten; doch überwiege die Gleichheit der Entwicklung. Später hat Breysig seine Theorie in der Weise ausgebaut,

Digitized by Google

daß die unteren Stufen der griechisch-römischen und germanisch-romanischen Entwicklung als allgemein typisch erscheinen. Immerhin kommt auch jetzt als Parallele zu der vollständigen antiken Entwicklung nur die germanisch-romanische in Betracht. Wir geben im folgenden einige Belege: Der Stufenbau und die Gesetze der Weltgeschichte (1905) S. 8/9. Hier wird der Satz aufgestellt: „daß den Inhalt der Weltgeschichte eine Folge von Zuständen ausmacht, die sich bei allen Völkern und Völkerteilen in gleichem Nacheinander aufweisen läßt, von der nur die einzelnen Glieder der Menschheit sehr ungleich lange Wegstrecken durchlebt haben. Während die einen noch heute in der Kindheit verharren, sind andere zu blühender Jugend" (gelangt) usf. (Beigefügt wird noch, das „Gleichnis der Lebensalter" solle nur einen „leise anklingenden" Vergleich andeuten); Die Gesch. d. Menschh. I (1907) 65, wo diese Grundgedanken ausgesprochen werden: „daß die Entwicklungsbahnen aller Völker und Völkergruppen der Erde in gleicher oder wenig abweichender Richtung verlaufen" und „daß auch jede dieser einzelnen Entwicklungsreihen Stufen aufweist, die sich wiederum durch alle Volksgeschichten hindurch untereinander zu gedanklichen Einheiten für die ganze Menscheit zusammenordnen lassen". Die „längste und reichste" Entwicklung hat die germanisch-romanische Gruppe erreicht (Stufenbau S. 14/15); von dieser nimmt er auch die Namen der Stufen: Urzeit, Altertum, frühes und spätes Mittelalter, Neuzeit, neueste Zeit (das.). Über das Verhältnis dieser Gruppe zur Antike S. 15/16: „der griechisch-römischen Entwicklung, deren letzte Gipfel wir eben erst im Begriff sind, hinter uns zu lassen". Auch Breysig betont jedoch, gleich Lamprecht, (oben S. 336) die „Mannigfaltigkeit des Einzelnen" (Geschichte der Menschheit S. 84); „die unendliche Zusammengesetztheit und Gebrochenheit menschlichen Handelns" (Stufenbau S. 11); ebenso die Kulturbeeinflussungen, „Stufenkreuzungen", „Entwicklungsstörungen" (Stufenbau S. 4, 73, 104f.). Über die methodische Bedeutung dieser Typusbegriffe Geschichte d. M. S. 84/85: „erst wo die Gemeinsamheiten, die Wiederholtheiten aufhören, da beginnen die Verschiedenheiten, die Einzigkeiten; erst wenn jene sicher ausgeschieden sind, wird man diese erkennen können".

E. Bethe, Der Lotse 1901 S. 443: das Altertum „als eine in sich vollendete, der germanischen parallele Kulturentwickelung". „Schon einmal hat vor ihr [der Geschichte der christlichen Ära] ein Volk und eine Völkergruppe den ganzen Lebenskreis einer Kultur durchmessen, alle Entwickelungsphasen durchlebt, deren der menschliche Geist fähig scheint". Auch die Antike umfasse Altertum, Mittelalter, Neuzeit, „ja noch ein Zeitalter mehr, als wir nach der Analogie der neueren Geschichte bemessen können, eine Zeit der Zersetzung und Auflösung". Das griechische Mittelalter wird bis zur Mitte des 6. Jahrhunderts gerechnet (S. 445); „zwischen 300 und 400 nach Christi Geburt stirbt das Altertum" (S. 442); vgl. S. 555: „die Entwickelung geht ihrem Ende zu; die Antike lebt sich aus". — Hier mag auch Aug. Oncken, Gesch. der Nationalök. I (1902) S. 15 f. angeführt werden, obschon sein Satz (S. 18; v. J. 1897): „Das Altertum ist eine selbständige, abgeschlossene Kulturperiode für sich, mit eigenem Kindheits-, Jugend-, Mannes- und Greisenalter" bei seiner allgemeinen Fassung eher oben S. 325f. zu nennen gewesen wäre, und zwar wegen der streng organischen Terminologie, wie denn auch Oncken selbst z. B. auf Roscher verweist. Aber da doch im wesentlichen die

Digitized by Google

Parallele „Altertum“ und germanisch-romanische Welt vorschwebt, sei die Stelle hier erwähnt. — Pöhlmann, Griechische Geschichte im neunzehnten Jahrhundert (1902; auch in der Beilage zur allgem. Zeitung vom selben Jahre) S. 35/36: „Schon das sogenannte Altertum“ weise „einen Kreislauf der Entwicklung“ auf, „der zahlreiche typische Grundelemente und Grundformen der Kultur mit der modernen Menschheit gemein hat. Primitive, Halb- und Vollkultur, Altertum, Mittelalter, Neuzeit sind ebenso typische Entwicklungsstadien der griechisch-römischen Welt wie der germanisch-romanischen“. Und — zugleich unter Hervorhebung von Unterschieden — S. 36: „Die gewaltigen Verschiedenheiten in der Entfaltung des Inhaltes der Kultur, wie sie vor Allem durch die Fortschritte der modernen Wissenschaft, besonders der Naturwissenschaft, bedingt sind, dürfen uns über diese Grundtatsache der Geschichte Europas nicht hinwegtäuschen. . . . Daß die Weltgeschichte ungleich mehr, als der Unwissende ahnt, mit alten Gedanken arbeitet, daß es zum guten Teil immer wieder dieselben großen Probleme sind, welche das Menschenherz im Innersten beschäftigen und quälen, — in der Geschichte der Griechen wie der Antike überhaupt kommt es in wahrhaft typischer Weise zum Ausdruck“. Über einen weiteren wesentlichen Unterschied beider Reihen S. 36: „der Entwicklungsprozeß des geistigen, politischen und sozialen Lebens in jener ersten Periode der europäischen Geschichte“ unterscheide sich „naturgemäß durch größere Ursprünglichkeit und daher auch durch größere Übersichtlichkeit von der zweiten Periode . . die für den Aufbau ihrer Kultur die Errungenschaften jener älteren, eine Tradition von Jahrtausenden umspannenden Hochkultur zu verarbeiten hatte, und in der sich andrerseits der Schauplatz der Universalgeschichte über die ganze Weite des Erdballs ausgedehnt hat“; vgl. noch S. 37: „der unendlich komplizierten modernen Kultur . . . den einfacheren und auf engerem Raum sich vollziehenden geschichtlichen Bildungen der Antike“. — A. Döring, Gesch. der griech. Philosophie I (1903) S. 4: „die alte Geschichte überhaupt“ sei „ein selbständiger, zum vollen Abschluß gelangter Entwicklungsgang für sich“, und ferner: es sei „die Geschichte der christlich-germanischen Welt derselbe Entwicklungsgang . . ., nur in größerem Maßstabe, auf einem ausgedehnteren Schauplatze und mit langsamerem Fortschreiten, unter teilweise verschiedenen Entwicklungsbedingungen verlaufend und heute noch in einem verhältnismäßig frühen Stadium befindlich“. — Über russische Vertreter ähnlicher Anschauungen W. Busesskul, Einführung in die Geschichte Griechenlands[2] (Charkow 1904) S. 513 A. 1; B. selbst betont im Text, daß bei dieser Betrachtungsweise nur eine Seite der Sache Berücksichtigung finde. — A. Horneffer, Das klassische Ideal (1906) 115: „Griechenland hat wie auf allen anderen Gebieten der Kultur, so auch in der Lyrik den ganzen Kreis dessen durchlaufen, was spätere Zeiten erstrebt haben“ . . . [zu dem, was folgt, vgl. oben S. 310f.] „als eine Einheit, eine Art Extrakt bietet uns dies Volk dasselbe dar, was wir zerstreut und widerspruchsvoll aus uns zu entwickeln suchen. Die neuere Zeit hat die Kultur erweitert, aber auch verdünnt, bereichert, aber auch verwirrt.“

Digitized by Google

2. Die Parallele zwischen griechischer und germanisch-romanischer „Neuzeit".

A.

Auch jene Vorstellungen sind hier zu erwähnen, wo nur der als „modern" bezeichnete, so oder anders nach rückwärts abgegrenzte Abschnitt der germanisch-romanischen Entwicklung mit der an dieser oder jener Stelle beginnenden griechischen Entwicklung in Parallele gesetzt wird. Es kann sich hierbei entweder darum handeln, daß die früheren Glieder beider Reihen überhaupt nicht in Berücksichtigung gezogen werden, obwohl ein Rückschluß auf sie dann nahe läge; oder es wird — absichtlich oder zufällig — von jenen nicht geredet, wenn sie auch dabei mit vorschweben. Auch führen wir hier solche Stellen an, an denen zwar jene älteren Epochen genannt sind, aber die Vergleichung der „Neuzeiten" durchaus im Vordergrund steht. Wir ordnen die Nachweise nach dem Zeitpunkt, mit dem man die Parallele beim Griechentum einsetzen läßt; zu beachten ist dabei, daß auch auf der anderen Seite die Begriffe des „Modernen" o. ä. nicht immer das Gleiche bedeuten, indem auch der Begriff der „Gegenwart" nicht selten mit hineinspielt.

Von der Epoche von Solon bis Alexander — die ihm als die griechische Blütezeit erscheint — heißt es bei Fr. Schlegel, Gesch. der alten und neuen Literatur I² (W. I, 1822) S. 26: „Nur noch einmal hat die Weltgeschichte ein ähnliches Schauspiel fruchtbarer Entwicklung des erwachenden Geistes wiederholt." — Früh setzt der Vergleich auch ein bei K. Joël, Der Ursprung der Naturphilosophie aus dem Geiste der Mystik (1906), wo die Parallele zwischen den Anfängen der Philosophie bei den Griechen und in der Neuzeit gezogen wird (vgl. z. B. S. VII).

Bei anderen ist es das fünfte Jahrhundert, mit dem die griechische Neuzeit anhebt. Leop. Schmidt, Die Ethik der alten Griechen I (1882) 12 möchte „die mit den Perserkriegen beginnende Epoche" „die griechische Neuzeit" nennen; auch in dieser findet er „eine gewaltige Entfesselung aller Kräfte, ein ungehemmtes Heraustreten des individuellen Seins auf den verschiedensten Tätigkeitsgebieten". — Die Zeit des Herodot erscheint als Wendepunkt bei W. Bagehot, Der Ursprung der Nationen (Deutsche Ausgabe 1883); er stimmt dem Satze zu, den jemand ausgesprochen habe (S. 193): „Die Geschichte des klassischen Altertums ist ein Teil der modernen Geschichte; die Geschichte des Mittelalters allein ist alt" und wendet ihn auf das Griechentum im Besonderen an, weil hier die Befreiung des Menschen durch die politische „Erörterung" stattgefunden habe; bei Herodot findet er den „Anfang des Erörterungszeitalters"; vgl. auch S. 195: Zu Platos und Aristoteles' Zeit habe sich „die Befreiung der spekulativen Intelligenz von der ... gewohnheitsmäßigen Autorität" vollständig vollzogen gehabt (doch seien Sklaven und Frauen von „dieser Loslösung von Vorurteilen und dieser Herrschaft der Vernunft" ausgeschlossen gewesen).

Nietzsche spricht von der Zeit des Sokrates und Plato, mit der er übrigens den Verfall des Griechentums beginnen läßt, den Satz aus: „Die 'moderne Seele' war schon da" (W. XIV [1904]; 1882—1888, S. 202). — Vgl. auch G. Adler, Handwörterbuch der Staatswissenschaften I² S. 297 (erschienen 1898): „Das hellenische Geistesleben" [des 5. und 4. Jahrhunderts]

Digitized by Google

zeige „schon alle jene Strömungen, die wir als charakteristisch für die Gegenwart zu halten gewohnt sind" (er nennt Strömungen für Individualismus und für Gebundenheit, für ethische Reform und für „Immoralismus", für Rationalismus und für Mystizismus usf.).

Besonders gern wird, namentlich neuerdings, die Parallele Hellenismus und Neuzeit gezogen. — Gottfried Hermann, Opuscula VIII [v. J. 1847] 465: „Mit dem Verlust der politischen Freiheit artete bei beiden Völkern des klassischen Altertums die antike Einfachheit in moderne Künstelei aus .... So erscheint bei den Griechen die alexandrinische Zeit, bei den Römern die Zeit nach dem Untergange der Republik gegen die früheren Zustände als völlig modern." — Edw. A. Freeman, History of federal government I (1863) S. 225 vergleicht die griechische Geschichte nach Philipp, die politische vor allem, nachdrücklich mit der modernen. — Droysen, Geschichte des Hellenismus III 2^2 (1878) S. 175/6; er stellt die Analogien zwischen dem politischen, religiösen und philosophischen Leben des Hellenismus und der „Gegenwart" dar; vgl. S. 175: „Es wird eine tiefere Bedeutung haben, wenn sich in dem Formellen dieses Verlaufes gewisse Analogien mit dem zeigen, was in dem Bereich der christlichen Welt spät, aber dann in raschem Fortschreiten und endlich in unserem Jahrhundert in voller Schärfe hervortritt"; dazu S. 176: „Erscheinungen, die denen der hellenistischen Zeit mannigfach ähneln." Über die Abweichungen S. 176/7. — Wilamowitz, Antigonos von Karystos (1881) S. 82: „Barockzeit der hellenischen Kultur"; ders., Neue Jahrbücher f. d. klass. Altertum 1899 I S. 526: „Wir sind nur daran gewöhnt, bei allem Griechischen zuerst an das Klassische zu denken, erhabene Simplizität, stille Größe und wie die Prädikate alle lauten, die der klassischen Zeit mit Recht gespendet werden mögen. Die hellenistische aber ist ganz und gar anders, kompliziert im Außen- und Innenleben. Ihre Seele ist überaus sensitiv, gleich empfänglich für die weichste Sentimentalität und den harten Egoismus, für romantische Schwärmerei und das Trotzgefühl einer neuen Welt. Sie ist mit einem Worte modern, viel moderner als die kernfaule Kaiserzeit." Vgl. ferner: Die Kultur der Gegenwart I 8 (1905) S. 82: „Das 3. Jahrhundert ... die Zeit, die der modernen allein vergleichbar ist"; vgl. dazu S. 140; S. 86: „eine Kultur und Literatur, der Gegenwart vergleichbar" (von der hellenistischen Zeit im allgemeinen). Am selben Orte vergleiche man noch S. 223: Diese Kultur [seit Alexander] könne „nicht mit einer einzelnen der modernen parallelisiert werden, sondern nur mit der allgemeinen, die alle unsere Kulturvölker umspannt" (weil sie eine ökumenische sei). — Alfr. Biese, Die Entwicklung des Naturgefühls bei den Griechen (1882) S. 66 stellt den Hellenismus der Renaissance zur Seite. — Edm. Pottier, Les statuettes de terre cuite dans l'antiquité (Paris 1890) S. 117: „L'horizon change pour les âmes, mais il est peut-être plus profond et plus large. Mieux que personne, les modernes sont capables de comprendre les aspirations soudaines de cette race qui, déchue de sa grandeur militaire et politique, se jette avec passion dans le domaine des idées." — Pöhlmann, Gesch. d. antiken Kommunismus und Sozialismus II (1901) 80: „in dieser vielfach ganz modernen Gesellschaft". — Fr. v. Duhn, Pompeji (1906) S. 20/21: „Es tritt in den richtig betrachteten Kulturformen des hellenistischen Zeitalters dem modernen Menschen das sogenannte klassische

Digitized by Google

Altertum sehr viel näher, als in den unserem Empfinden häufig viel ferner gerückten Gestaltungen der hohen Zeit althellenischer Größe, der wirklich klassischen Zeit". — P. Wendland, Die hellenistisch-römische Kultur (1907) 23: „Gerade die reichere und freiere Ausgestaltung der Lebensformen und Kulturbedingungen, die Fülle geistiger Interessen, neben einander gehender oder wechselnder Strömungen, die komplizierte Undurchsichtigkeit des Gefühlslebens unterscheiden ihn [den Hellenismus] von der früheren Zeit und nähern ihn der modernen an"; S. 25: „Der Reichtum der sich differenzierenden Lebensformen offenbart sich, wie auf anderen Gebieten, so in der Wissenschaft in der Teilung der Berufszweige und Fachwissenschaften. Auch darin gleicht der Hellenismus der modernen Zeit." — J. Kärst, Geschichte des hellenist. Zeitalt. II 1 (1909) 168: „das immer stärkere Hervortreten des Technischen und die damit in engem Zusammenhange stehende zunehmende Differenzierung der Lebensberufe und Lebenskreise. Dadurch vor Allem gewinnt diese Zeit einen Charakter, der uns so vielfach an moderne Lebensverhältnisse erinnert". — K. J. Neumann, in Ullsteins Weltgeschichte I (1909) S. 331: „In der Zeit des Hellenismus ist der moderne Mensch geboren worden" (vgl. das. über den modernen Charakter der hellenistischen Politik, der Kunst usf. S. 331/2); ferner S. 419; 424: „die ganze Art des Hellenismus" trage „den Charakter des Modernen". — E. Bethe, Einleitung in die Altertumswiss. von Gercke und Norden I (1910) S. 315: „Nie war Leben wie Kunst dem Modernen so ähnlich wie zur Zeit des Hellenismus."

Von der Kunst Collignon, Gesch. der griechischen Plastik (Deutsche Ausgabe) II (1898) S. 656: „Man kann die Frage aufwerfen, ob es unter allen den Kunstformen, welche die Neugier des modernen Geistes reizen, auch nur eine einzige gibt, deren Prinzip die hellenistische Kunst nicht wenigstens geahnt hätte." — P. Sakolowski, Moderne Renaissance (1904) S. 30: „das ausgehende Altertum" kenne „bereits die Regungen . . die für unsere moderne Kunst bestimmend geworden sind". — Namentlich der Vergleich mit dem Barock wird gern angewendet: so von der Stilkunst z. B. Nietzsche, Menschliches, Allzumenschliches II (W. III 1899) S. 72 (Nr. 131): „der Barockstil des Asianismus"; dazu allgemeiner S. 78 (Nr. 144): „es hat von den griechischen Zeiten ab schon oftmals einen Barockstil gegeben, in der Poesie, Beredsamkeit, im Prosastile, in der Skulptur ebensowohl als bekanntermaßen in der Architektur" — wo freilich nicht deutlich, wenngleich wahrscheinlich ist, daß hier auch das spätere Griechentum, ja ganz eigentlich dieses gemeint sei. Bei „griech. Zeiten" ist dann wohl vor allem an das vorhellenistische Griechentum gedacht. — Von der bildenden Kunst z. B. — wir nennen nur einige Neuere — Br. Sauer bei W. Kroll, Die Altertumswissenschaft im letzten Vierteljahrhundert (1905) S 423: „Wir haben Verständnis gewonnen für antiken Barockstil"; W. Klein, Gesch. d. gr. Kunst III (1907) 121, 125 f., 164, 228, 353 (antike Barockkunst).

Von der Wissenschaft Böckh, Enzyklopädie S. 279: die alexandrinische Gelehrsamkeit trage „ganz den modernen Charakter".

Erinnert sei hier auch an die Hervorhebung romantischer Züge im Hellenismus, insofern dabei der Begriff des „Romantischen" auch durch die romantischen Strömungen der Neuzeit — des 19. Jahrhunderts also — bestimmt ist (vgl. dazu 318 f.).

Digitized by Google

B. Die griechische und die germanisch-romanische Neuzeit als „Vollkultur".

In diesen Zusammenhang — bei den Anschauungen über die Analogie zwischen der griechischen Neuzeit und derjenigen der germanisch-romanischen Völker — ist auch Vierkandts Auffassung des Griechentums einzureihen, wie er sie in seinem an Gedanken und Anregungen so überaus reichen Werke „Naturvölker und Kulturvölker" (1896) gibt. Wir haben sie anderseits doch außerhalb die Reihe der übrigen ähnlichen Anschauungen gestellt; denn obwohl auch Vierkandt die Kultur des Griechentums von der Zeit an, da es sein Mittelalter überwunden, mit der Kultur der modernen westeuropäischen Völker auf eine Linie stellt, so begnügt er sich doch mit dieser Parallele nicht, sondern faßt weiterhin diese beiden Kulturen unter einen gemeinsamen Begriff „Vollkultur", deren einzige Vertreter eben die genannten sind. Oder — vom Standpunkt der Entstehung dieser Gedankengänge Vierkandts aus betrachtet: ausgehend von einer Analyse und Synthese der Begriffe Natur- und Kulturvolk, gelangt er, vorwiegend theoretisch, zu der Vorstellung der „Vollkultur", die er dann historisch in den erwähnten Kulturen wenigstens annäherungsweise verwirklicht sieht. — Über den Begriff der Vollkultur vgl. man S. 7, wo als „wesentliches ... Merkmal" „die Existenz der freien Persönlichkeit" genannt wird, „während die übrigen Völkermassen durch die Gebundenheit des Bewußtseinszustandes charakterisiert sind"; dazu S. 322 f. („Mangel des Despotismus", „die Existenz von Städten", „die Existenz der Wissenschaft"). Das Griechentum im allgemeinen — ohne zeitliche Abgrenzung nach oben — wird der Vollkultur zugerechnet S. 7: „Zu den Vollkulturvölkern rechnen wir ... lediglich die alten Griechen und die westeuropäischen Völker der Neuzeit, während wir die mittelalterliche und die römische Kultur dem Bereich der Halbkultur zuweisen"; S. 326: „Dem Range der Vollkultur zugerechnet werden können nur zwei große Gebiete im geistigen Leben der Menschheit: die Welt der Griechen und die Neuzeit." Indessen handelt es sich dabei nur um eine verallgemeinernde Ausdrucksweise; tatsächlich wird auch für die Griechen der Satz festgehalten (S. 9), „daß die Völker der Vollkultur früher einmal das Stadium der Halbkultur durchlaufen haben"; vgl. auch S. 329: „Die Vollkultur beginnt überall mit der Neuzeit." Und zwar fällt für ihn „der zeitliche Beginn der griechischen Vollkultur" ins 7. Jahrhundert, in dem Hesiod und Archilochos als „die ersten voll entwickelten Individuen, die ersten ausgeprägten Typen des geistigen Lebens der Vollkultur" erscheinen (S. 326); und ähnlich heißt es S. 154 von der Zeit des Homer und Mimnermos: „als sich das Griechentum noch auf der Stufe der Halbkultur oder erst an der Schwelle der Vollkultur befand". — In betreff der Eigenart der griechischen Vollkultur innerhalb dieses Typus wird namentlich ihre „Jugendlichkeit" betont, die sich vor allem als ein Zurückbleiben hinter dem vollen Begriffe darstellt, S. 140: „in jugendlicher Unfertigkeit"; S. 459: „schon im Besitze der Vollkultur, seinen (lies „ihren") Charakter aber erst in jugendlicher Weichheit und Unbestimmtheit ausprägend". Vielfach wird sodann im einzelnen diese Rückständigkeit erörtert; S. 18: „Im Altertum war das individuelle Selbstbewußtsein und die freie Entfaltung der Individualität noch

Digitized by Google

nicht so zum Durchbruch gekommen wie in der Neuzeit"; dazu S. 157 und S. 327 (an beiden Orten wird namentlich auf die Sklaverei und auf die Stellung der Frau hingewiesen); S. 155/6 über Zeichen einer „rückständigen Denkweise", wie den Schicksalsbegriff, den Neid der Götter; allgemein S. 157: „Die Griechen sind über einen Rest unvergeistigter Natur nicht hinausgekommen"; ebenso S. 326. Im besonderen wird betont, daß bei ihnen „die mythologische Denkweise neben der wissenschaftlichen in ausgedehntem Maße" geherrscht habe (S. 229); dazu auch S. 326, 459. Mehr in zeitlicher Abgrenzung S. 249: „Die griechische Vollkultur denkt bis etwa Euripides entsprechend der partiellen Rückständigkeit der Griechen durchaus naiv." — Aber anderseits wird die griechische Vollkultur in gewissem Sinne doch als durchaus typisch betrachtet; vgl. S. 140, wo es von „den alten Griechen" heißt, daß sie „in mancher Beziehung das Wesen der Vollkultur, wenn auch in jugendlicher Unfertigkeit (s. oben) doch bis auf den heutigen Tag am harmonischsten und reinsten entfaltet haben".

Die Gesichtspunkte Vierkandts hat namentlich Pöhlmann (Sokrates und sein Volk, 1899) aufgenommen und bei seinem besonderen Gegenstand fortgeführt. Hier erwähnen wir nur die Zusammenfassung S. 19: „Das Hellenentum repräsentiert einen Höhepunkt der Kultur, wie außer ihm nur noch die moderne westeuropäische Völkerwelt"; vgl. auch in Ullsteins Weltgeschichte I (1909) S. 578, 581, 594, 616. — Von Vierkandt beeinflußt ist zweifellos auch W. Nestle, Die Vorsokratiker in Auswahl übersetzt (1908) S. 3: „keines der antiken Völker außer den Griechen hat es über eine mittelalterliche Halbkultur hinausgebracht. Einzig . . . die Griechen haben . . . eine Neuzeit erlebt mit allen Vorzügen und Nachteilen einer zu hellem Selbstbewußtsein erwachten Vollkultur, in der neben Politik und Religion, Poesie und Kunst eine auf selbständige Erkenntnis gerichtete Philosophie und Wissenschaft tritt" (er leitet dies daher ab, daß das griechische Volk „genial veranlagt" gewesen sei).

3. Einschränkungen und Bestreitungen der Parallele zwischen der griechischen (antiken) und der germanisch-romanischen Entwicklung.

Einschränkungen der Geltung dieser Parallele zwischen der antiken und der germanisch-romanischen Entwicklung sind uns bereits auch bei Vertretern dieser Anschauungen selbst begegnet. — Wir nennen ferner noch in betreff der beiden „Mittelalter" P. Barth, Die Philosophie der Geschichte als Soziologie I (1897) S. 142 A. 1. — J. Kärst, Hist. Zeitschr. 1899 S. 202 f. (der namentlich am christlichen Mittelalter den universellen Zusammenhang hervorhebt). — Den schnelleren Verlauf des griechischen Mittelalters betonen Salom. Reinach, Le mirage oriental (S. A. aus „Anthropologie" 1893) S. 69: „le moyen âge grec a bientôt pris fin [im Gegensatz zum okzidentalischen], grâce au voisinage de l'Orient civilisé", und Pöhlmann, Grundriß der gr. Geschichte[3] (1906) S. 50 (nachdem er S. 49 ausgeführt, daß die griechische Religion keinen Dogmatismus kenne): „Ist es da ein Wunder, daß Hellas sein Mittelalter so viel rascher überwunden und sich so viel früher auf die Stufe der Vollkultur erhoben hat, als die romanisch-germanische Welt?" — Breysig, Kulturgeschichte der Neuzeit II 1 (1901) S. 85: „Welches Mittel-

Digitized by Google

alter könnte sich diesem vergleichen?" — Gegen die Vergleichung der homerischen Welt mit dem Mittelalter W. Wundt, Ethik II³ (1903) S. 283.

Über die Grenzen der Analogie der beiden Neuzeiten bemerkt Pöhlmann, Sokrates und sein Volk (1899) S. 124 A. 3 gegenüber Ed. Meyers Satz (Die Sklaverei im Altertum [1898] S. 24): „Die Blütezeit des Altertums entspricht der Neuzeit, sie ist wie diese nach jeder Richtung eine moderne Zeit", er möchte „den Satz in dieser Form nicht ganz unterschreiben. Daß aber die hellenische Hochkultur einen ungleich moderneren Charakter hatte, als man gewöhnlich glaubt, das ist gewiß." — Vom Hellenismus und der darauf folgenden antiken Entwicklung J. Kärst, Die antike Idee der Ökumene (1903) 27: „Unsere moderne geschichtliche Welt zeigt wesentlich andere Tendenzen und Ideale als die vorher geschilderten . . Dem Weltstaat und der Weltkultur gegenüber steht der nationale Staat, die nationale Kultur." — Eucken, Die Lebensanschauungen der großen Denker⁷ (1907) S. 84 findet im Hellenismus „manche Annäherung an moderne Bewegungen", sieht aber den Hauptunterschied gegenüber der Neuzeit „in der verschiedenen Art der Entfaltung des Subjekts". „Das Subjekt des Hellenismus nimmt mehr eine gegebene Kulturwelt auf," nicht aber vollziehe es einen schroffen Bruch. — Über die Einseitigkeit und die Gefahren der „Modernisierung" der griechischen Geschichte vgl. auch W. Busesskul, Einführung in die Geschichte Griechenlands² (Charkow 1904) S. 510 f.

In diesem Zusammenhang sei noch eine Ausführung von Wilamowitz erwähnt (Reden und Vorträge S. 128 [1897]): „Um dieser Gegensätze willen [innerhalb des Griechentums, s. S. 127/8] ist die Zeit von Thales bis Platon, von Solon bis Perikles allzureich, als daß sich ihr selbst die Renaissance gleich setzen ließe, in der Welt und Menschen von neuem entdeckt wurden." Vgl. vorher S. 127: „Erst die Vereinigung so vieler der höchsten Güter macht jene Zeit unvergleichbar" (die „in Wahrheit unvergleichbare Blütezeit"; die Betonung der Unvergleichbarkeit dieser Zeit steht in Beziehung zu dem vorhergehenden Satze, wo es von den früheren Zeiten der griechischen Geschichte heißt [S. 127]: „Es sind diese Jahrhunderte, die auf fast allen Gebieten überraschende Analogien zu dem Mittelalter der christlichen Periode bieten"). Man beachte aber anderseits auch, daß Wilamowitz jene Analogie zwischen hellenischer und moderner Neuzeit doch nicht durchaus abweist, wie seine weitern Ausführungen S. 128/9 zeigen.

Grundsätzliche Bedenken erhebt L. M. Hartmann, Über historische Entwickelung (1905) S. 60, wo er ausführt, das Gesetz der fortschreitenden Vergesellschaftung sei nicht „auf jede willkürlich ausgewählte Gruppe innerhalb der Geschichte" anwendbar, z. B. „auf eine bestimmte Nation, einen bestimmten Staat, sondern nur auf die Gesamtheit aller Gruppen, in deren Kampfe sich die Entwickelung vollzieht". Daher erscheine ihm (A. 2) „der Versuch, aus Analogien wie z. B. durch Anwendung der Worte Altertum, Mittelalter, Neuzeit (Ed. Meyer, Breysig) Gesetzmäßigkeiten zu konstruieren, aussichtslos."

Digitized by Google

Dazu Allgemeiner Teil S. 53.

Neununddreißigstes Kapitel.

Die Auffassungen der griechischen Kultur als Typus IX.

Das Griechentum als Folge von typischen Entwicklungsstufen IV.

1. Die griechische Kultur als einziges Beispiel völlig durchlaufener Entwicklung.

Nicht selten wird die griechische Kultur — etwa auch mit der römischen zusammen — als das einzige Beispiel für das vollständige Durchlaufen der Stufen einer typischen allgemein menschlichen Entwicklung bezeichnet. Dabei handelt es sich stets um die organische Theorie, die wir bereits an anderer Stelle (S. 325 f.) auf das Griechentum angewendet fanden, nur daß bei den dort angeführten Nachweisen nicht ausdrücklich diese Einzigartigkeit betont war. — In diesem Falle vereinigen sich also Vorstellungen von der Eigenart des Griechentums und solche von seiner typischen Art in einer Auffassung. — Herder, Ideen z. Philos. d. Gesch. d. Menschh. 13. Buch, 7. Kap. (Cotta 1853/4, Bd. 29, S. 148 f.): Die Griechen seien „zur Philosophie der Geschichte gewissermaßen ein einziges Datum ... unter allen Völkern der Erde. Nicht nur sind die Griechen von der Zumischung fremder Nationen befreit und in ihrer ganzen Bildung sich eigen geblieben; sondern sie haben auch ihre Perioden so ganz durchlebt und von den kleinsten Anfängen der Bildung die ganze Laufbahn derselben so vollständig durchschritten als sonst kein andres Volk der Geschichte." — Nicht ganz so deutlich F. A. Wolf; doch ergibt sich aus der Verbindung der anzuführenden Stellen entschieden eine durchaus ähnliche Ansicht: Vorles. über die Enzyklop. der Altertumswiss. (herausgegeben 1831) S. 33: „Nehmen wir den langen Zeitraum, in dem sie sich gebildet, so kann keine andere Nation darauf Anspruch machen, historisch den originellen Gang ihrer Kultur von ihrer Blüte bis zu ihrem Verfalle zu verfolgen"; S. 41: „Bei den Alten zeigt sich der Fortgang in Sprache und Denkart so, daß wir den Fortgang und die Ausbildung der Seelenkräfte selbst sehen können. Dies können wir bei neuern Sprachen und Nationen nicht." Vgl. dazu noch „Darstellung der Altertumswissenschaft" (Museum der Altertumsw. I 1807; auch Leipzig 1833) S. 21: „und also durchliefen sie in dem ganzen Gange ihrer Ausbildung eine Stufenleiter, an der man, wie an einem Kulturmesser, den Gang rein menschlicher Entwickelung überhaupt wahrnehmen kann"; S. 94: „der Geisteskräfte, die sich bei den Griechen in schönster Folge entwickelten"; S. 98: an den alten Sprachen nehme man wahr „die organisch fortgehende Bildung eines glücklich begabten Volkes". — Fr. Jacobs, Verm. Schr. III 392 (v. J. 1808): „Wie in keinem andern Lande und unter keinem andern Geschlechte verfolgte in Hellas die Menschheit den natürlichen Gang ihrer Entwickelung. Als ein heiteres Kind erwachte sie unter dem weichen Himmel Ioniens. Hier erfreute sie sich des mühelosen Daseins bei schönen Festen" usf.; S. 395/6 (das äolisch-dorische Jünglingsalter); S. 397: „Das männliche Alter kam mit dem Flore der attischen Zeit"; Hellas (herausgegeben 1852) S. 239/40: Im Gegensatz zu den neueren Völkern, die nur in der einen oder andern Gattung der Wissenschaften und

Digitized by Google

Künste geglänzt, durchliefen die Griechen „dem notwendigen Gesetz einer freien Entwickelung des Geistes folgend — den ganzen Kreis der Wissenschaft und Kunst"; S. 243: „Nur hier" zeige die Poesie „die organische Entfaltung." — E. Curtius, Altertum u. Gegenwart II 235 (1881): „Das klassische Altertum ist der einzige Teil menschlicher Geschichte, der mit einem reichen Inhalt abgeschlossen vor uns liegt. Deshalb können wir das menschliche Wesen in allen Formen seiner Entfaltung nirgends besser kennen lernen", und von den „schönen Künsten": Altertum und Gegenwart III 171 (1869): der „mächtige Baum, der nur auf diesem Boden sich so normal entwickelt hat, daß man hier seine Naturgeschichte lernen kann." — H. Usener, Philologie und Geschichtswissenschaft (1882) S. 19: „Nur je einmal hat die Geschichte einem Volke die Bedingungen zu einer ungestörten organischen Entwicklung bis zum Höchsten so vollständig zu Gebote gestellt."

Von der griechischen Poesie Welcker Kl. Schr. IV (1861) S. 9 (v. J. 1841): „die griechische Literatur ist einzig in der Weltgeschichte durch den Organismus, womit sie sich als ein naturgemäß in allen Teilen vollständig entwickeltes Ganzes, in und aus sich selber erwachsen, darstellt." — Von der griechischen Philosophie Ch. Aug. Brandis, Handbuch der Geschichte der griechisch-römischen Philosophie I (1835) S. 21: „Eine allmählich fortschreitende philosophische Entwicklung ... wie sie der Philosophierende noch gegenwärtig in sich erneuern würde, wenn er sie stetig und vollständig in sich auszubilden vermöchte."

Nicht die Vollständigkeit, sondern die Regelmäßigkeit der Entwicklung hebt George Perrot als besonderes Kennzeichen des Griechentums hervor, Revue des deux mondes 1885, 15. Juli, S. 290: „De tous les grands peuples qui ont concouru à l'œuvre de la civilisation occidentale, le peuple grec est celui dont l'évolution a été la plus régulière, la moins troublée par l'intervention perturbatrice des forces de dehors." Er vergleicht dann die Entwicklung dieser „Rasse" mit der eines Individuums und fügt — mit einem andern, aber wiederum biologischen Vergleiche — bei: „En Grèce, chaque fruit paraît et mûrit en sa saison."

Ohne organische Analogie und ebenfalls nicht von der Vollständigkeit der Entwicklung, sondern von ihrer besonders typischen Form K. Joël, Der Ursprung der Naturphilosophie aus dem Geiste der Mystik (1906) 39: „Es gab vielleicht nie ein Volk, das eine so ausgesprochene lyrische Epoche hatte wie Hellas im 7 und 6. Jahrhundert. Wie dieses Volk alle geschichtlichen Formen reiner zeigt, so ja auch die Folge des epischen, lyrischen und dramatischen Zeitalters."

In diesem Zusammenhang erwähnen wir noch die bemerkenswerte Stelle in Al. Hirts Aufsatz über den Laokoon (Die Horen 1797, S. 3): Der Laokoon beweise allein schon das ehemalige Dasein einer „Nation, die jede Revolution des menschlichen Schicksals sowohl im Leiden, als im Genuß durchlaufen hat." Hirt spricht es nur nicht aus, läßt es aber vermuten, seine Meinung sei diese, daß damit eine, wenn vielleicht auch nicht einzigartige, doch seltene Entwicklung gemeint sei. Übrigens spielt auch hier die organische Analogie entschieden hinein.

Digitized by Google

2. Die griechische Entwicklung als Typus der Gesamtentwicklung der Menschheit.

Vereinzelt finden wir die Vorstellung, daß die Stufen der griechischen Entwicklung denjenigen der ganzen Geschichte der Menschheit entsprechen. Im Grunde handelt es sich um etwas Ähnliches wie bei den oben S. 309 f. besprochenen Anschauungen, nur daß dort mehr vom Griechentum im Ganzen, nicht seinem Entwicklungsgang die Rede ist. Novalis, Fragmente (Ausg. v. Bölsche [Hesse] III) 56: „Wie episches, lyrisches und dramatisches Zeitalter in der Geschichte der griechischen Poesie einander folgten, so lösen sich in der Universalgeschichte der Poesie die antike, moderne und vereinigte Periode ab"; vgl. auch S. 160. — Herm. Schiller, Weltgeschichte I (1900) S. 379: „An den Typen der griechischen Literatur" könne man „die Stufen der Menschheitsentwicklung durchleben."

3. Die griechische Entwicklung als Typus einer Teilentwicklung.

Als Typus einer Teilentwicklung erscheint die griechische Kultur bei Alex. Sutherland, Über den Ursprung und das Wachstum des moralischen Instinkts (London 1898; ich kenne das Werk nur aus Anführungen). Er unterscheidet Naturvölker oder Wilde, Barbaren, zivilisierte und Kulturvölker; jede Stufe gliedert sich wieder in drei Abteilungen: Niedere, mittlere, höhere z. B. Barbaren. Die griechische Kultur erstreckt sich nun nach ihm von den „mittleren Barbaren" — diese eingeschlossen; es soll dies die homerische Zeit sein — bis zu den „mittleren Zivilmenschen" einschließlich (Zeitalter des Perikles). Auf jeder dieser von den Griechen eingenommenen Stufen standen oder stehen auch andere Völker zu bestimmter Zeit, z. B. auf der Stufe der mittleren Barbaren die Römer vor Numa, viele Negerstämme usf.; auf der Stufe der mittleren Zivilisierten waren die heutigen Perser, die Engländer unter den Plantagenets usw.

Diese Sutherlandsche Theorie ist — außer durch die herkömmliche Unterscheidung von Naturvölkern und Kulturvölkern — offenbar auch durch die Entwicklungslehre L. H. Morgans beeinflußt (Die Urgesellschaft, 1877; zit. nach der deutschen Ausgabe 1891). Dieser unterscheidet in der Entwicklung der Menschheit, deren Kultur „überall ziemlich den gleichen Weg durchlaufen" habe (S. 7), Wildheit, Barbarei und Zivilisation und teilt die beiden ersten Stufen weiter in je eine Unter-, Mittel- und Oberstufe ein (S. 9 f.). Die Griechen stehen nach ihm zur homerischen Zeit auf der Oberstufe der Barbarei, oder am Beginn der Zivilisation (S. 26, 182; vgl. auch 183). (Gegen Morgan legen Nachdruck auf die Verschiedenheit der Entwicklung auf Grund der äußeren Lebensbedingungen Ratzel, Kl. Schr. II 269 f. [aus der Beilage zur allgem. Zeit. 1894]; E. Große, Die Formen der Familie und die Formen der Wirtschaft, 1896 S. 3 f.)

Digitized by Google

Vierzigstes Kapitel.

Dazu Allgemeiner Teil S. 54/55.

Die Auffassung der griechischen Kultur als Typus X.

Die griechische Kultur als Beispiel typischer gleichzeitiger Differenzierung.

Weit seltener als die Differenzierung des Griechentums nach Zeitstufen finden wir eine innerhalb derselben Zeit bestehende Differenzierung der griechischen Kultur als eine typische bezeichnet. Es handelt sich dabei fast stets um den Begriff der „Kultur" — im Sinne einer vorgeschrittenen Entwicklung —, und zwar eben um gewisse Differenzierungen, wie man sie mit einer solchen überwiegend verbindet. Neben allgemeinen Bezeichungen, wie z. B. bei M. Verworn, Zur Psychologie der primitiven Kunst (1908) S. 47: „die Völker, die bereits im Altertum eine hoch differenzierte Kultur entwickelt hatten, wie die Griechen und Römer" [als Parallele zu den „modernen Kulturvölkern"; vgl. S. 41: „auf der hohen Stufe der eigentlichen Kulturvölker"] — finden wir Differenzierungen bestimmter Art genannt. So namentlich jene, die sich aus der Fortdauer älterer Zustände innerhalb neuer Formen ergeben: Js. Iselin, Gesch. der Menschheit II (1768) 220f.: „Betrachtungen über die Überbleibsel der Barbarei unter den Griechen und unter den Römern"; S. 220/1: „Auch bei den gesittetsten Völkern hat immer weit der geringste Teil einer Nation an der Verbesserung Anteil gehabt." — O. Gruppe, Griech. Mythologie und Religionsgesch. II (1906) 719: „Wie die gesamte Kultur aller vorgeschrittenen Völker setzt sich natürlich auch die religiöse Kultur der Griechen aus dem Niederschlag sehr verschiedener Zeiten zusammen." (Vgl. auch S. 1057 nach etwas anderer Richtung: „Wie alle großen Perioden, ist die griechische Blütezeit auch auf religiösem Gebiet eine Zeit unvermittelter Gegensätze"). — Von der griechischen Religion auch Chantepie de la Saussaye, Lehrb. d. Religionsgesch. II (1889) S. 75: „In dieser Religion ... liegt ... alles durch- und nebeneinander"; aber nach S. 74 ist das bis zu einem gewissen Grade in der Religion aller Kulturvölker so. (Immerhin kommen nach S. 155 „die Überbleibsel niederer Kulturstufen .... in der griechischen Religion besonders deutlich zum Vorschein.") — Ed. Meyer, Gesch. d. Altert. II (1893) 92: „Jede lebendige Religion ist gleich zäh im Bewahren ererbter Zustände und empfänglich in der Aufnahme neuer Anschauungen ... So sind auch in der griechischen Religion alle Entwickelungsstufen erkennbar, die das griechische Volk durchgemacht hat."

Vom Staat — ohne Beziehung auf diese besondere entwicklungsgeschichtliche Form der Differenzierung — W. Wachsmuth, Europäische Sittengeschichte I (1831) 49: „die bunte Mannigfaltigkeit, welche die Besonderheiten einzelner Staaten darbieten ... ist nicht eine den Griechen eigentümliche, sondern in jedes seßhaften Volkes Geschichte gegebene Erscheinung."

Von der Kunst W. Klein, Gesch. der griech. Kunst II (1905) S. 247, wo von dem Kampf der „idealistischen" und „realistischen" Richtung seit der Zeit des Myron und Praxiteles die Rede ist; es wird dies ein „ewiger Konflikt" genannt; eine „lebensvolle" Kunst könne auf keines der beiden Elemente verzichten.

Digitized by Google

Dazu Allgemeiner Teil S. 56—61.

Einundvierzigstes Kapitel.

Aus den Anschauungen über das Werturteil und seine Anwendung auf geschichtliche Erscheinungen.

1. Das Werturteil im allgemeinen.

Es handelt sich im folgenden selbstverständlich nur um einige wenige Nachweise aus der beträchtlichen Literatur über die Frage nach dem Werturteil überhaupt und dem über geschichtliche Dinge im besonderen. — Über die Wertung im allgemeinen vgl. u. a. Heinrich Maier, Psychologie des emotionalen Denkens (1908) S. 259 f., 640 f. Eingehende Erörterungen der bisherigen Literatur bei Berguer, La notion de valeur (Thèse; Genf 1908) S. 1 f.; vgl. auch R. Eisler, Philosophisches Wörterbuch (1899) u. d. W. „Wert". Zur ersten Übersicht vgl. etwa Raoul Richter, Einführung in die Philosophie (1907) S. 104 f., der zugleich in seinem Werk über Nietzsche (1903) ein gutes Beispiel für die Darstellung des Wertsystems eines andern gibt. — Über die strenge Scheidung der Begriffe „Erfahrungswissen" und „Werturteil" s. die vorzüglichen Bemerkungen von Max Weber, Archiv für Sozialwissenschaft 19 (1904) 22 f. — Über das Wesen des Werturteils vgl. u. a. W. Dilthey, Kultur der Gegenwart I 6 S. 61: „Wir können den subjektiven und relativen Charakter der Wertbestimmungen, der aus ihrem Ursprung im Gefühle stammt, nie überwinden." — Zur Definition vgl. Alfr. Vierkandt, Die Stetigkeit im Kulturwandel (1908) 84: Unter dem Werte eines Objektes verstehe er „diejenigen Eigenschaften, die wir ihm vermöge des Gefühlstones zuschreiben, der seine Vorstellung durchgängig begleitet." (Vgl. auch das S. 84 f. über den Vorgang der „Wertbildung".)

Über die Schwierigkeit des „relativen" Werturteils im Sinne der oben S. 55/6 angegebenen Bedeutung (im Sinne der jeweiligen Vergangenheit) vgl. die Bemerkungen Herders, Kritische Wälder 2, I. Kap. 1 (Cotta 1861/2, Bd. 23, S. 187 f. [„Ist's wohl so leicht, Homeren zu tadeln" usf.] 190, 194; Suphan III 197, 199/200, 203).

Über andere Verwendungen von Ausdrücken wie „relatives Werturteil" u. ä., gegen deren Gebrauch von uns a. a. O. Einwendungen erhoben wurden, vgl. z. B. E. Bernheim, Lehrbuch der historischen Methode 3. und 4. Aufl. (1903) S. 712 (= 5. und 6. Auflage S. 768/9), der von relativem Wertmaßstab dann spricht, wenn man fragt, „wie die angewendeten Mittel den gewollten Zwecken und diese den tatsächlich erreichten entsprechen" (so auch derselbe, Einleitung in die Geschichtswissenschaft 1905, S. 140). Vgl. dazu Wundt, Logik III[3] S. 120: Historische Wertkritik im engern Sinn sei „Kritik der Mittel zu gegebenen Zwecken". — Noch eine andere Bedeutung gibt Wundt das. S. 441 dem Begriff des relativen Wertmaßes: die Geschichte sei ein Gebiet, „auf dem jede Erscheinung, neben dem absoluten Wert, den wir an einem unserer eigenen sittlichen Überzeugung entsprechenden ethischen Ideale messen, unmittelbar noch einen relativen Wert hat, denjenigen nämlich, der ihr als einem notwendigen Moment der geschichtlichen Entwicklung zukommt." Dieses relative sei das einzige geschichtliche Wertmaß. (Vgl. dazu oben S. 61.) — Endlich findet sich bei Wundt noch eine weitere Fassung

Digitized by Google

des Begriffes, S. 32: „Unhistorisch ist jedes Urteil, das an eine gegebene Zeit den Maßstab einer anderen anlegt." Also wäre „historisch" das „relative" Werturteil in unserm Sinne, oder wenigstens eine bestimmte Gruppe dieser Werturteile, diejenigen im Sinne der „Zeitgenossen" (die freilich meist durchaus keine einheitliche zu sein braucht). (Vgl. dazu oben S. 59.)

2. Die Beziehungen zwischen Werturteil und Geschichtswissenschaft.

Die Einsicht, daß die geschichtswissenschaftliche Arbeit als solche und Werturteil miteinander nichts zu tun haben, hat sich in jüngster Zeit mehr und mehr befestigt. — Noch nicht diese entschiedene Erkenntnis, aber Annäherungen dazu bei Nietzsche, Vom Nutzen und Nachteil der Historie (W. I 1903) S. 288, 319, 324; hübsch und treffend ist seine Bemerkung über eine vermeintliche Art von Objektivität (S. 331), die nichts anderes sei als „das Messen vergangner Meinungen und Taten an den Allerweltsmeinungen des Augenblicks". Man vergleiche als Beispiel den Satz bei A.-D. Xénopol, in seinem sonst vielfach vortrefflichen Werke, La théorie de l'histoire (1908) S. 155: „L'historien doit éviter absolument toute appréciation qui ne serait basée sur des convictions absolument communes à tout le monde." — Bemerkenswert ist, wie klar schon Fustel de Coulanges, gerade auch mit Bezug auf die Antike, die Forderung, daß die wissenschaftliche Forschung als solche nicht werten solle, aufstellte: La cité antique (1864; zit. nach der 14. Aufl. 1893) S. 2: „Pour connaître la vérité sur ces peuples anciens, il est sage de les étudier sans songer à nous, comme s'ils nous étaient tout à fait étrangers, avec le même désintéressement et l'esprit aussi libre que nous étudierions l'Inde ancienne ou l'Arabie." — Über die Wertung als Fehlerquelle und die Notwendigkeit, diese, gleichwie in den systematischen Wissenschaften, so auch in der Geschichte, zu erkennen, Breysig, Kulturgeschichte der Neuzeit I (Aufgaben und Maßstäbe einer allgemeinen Geschichtschreibung, 1900) S. 42—44; indessen ist Breysigs Auffassung der Beziehungen zwischen Werturteil und Geschichtswissenschaft keine ganz einheitliche und entschiedene. — Dagegen sind z. B. Windelband und Rickert, die für die Auswahl des historischen Stoffes die Anwendung von Wertbegriffen als charakteristisch erklären, sich durchaus bewußt, daß die Wertung als solche nicht zur Arbeit des Historikers gehört; vgl. W. Windelband, Die Philosophie im Beginn des 20. Jahrhunderts[2] (1907) S. 553: „die fundamentale Forderung, daß der Historiker zwar seinen Stoff nach Wertbeziehungen auszuwählen, zu ordnen und zu verstehen hat, sich aber jeder positiven oder negativen Wertung so viel als menschenmöglich enthalten soll" (wir würden hier mit Rickert schärfer sagen: der Historiker als solcher). Und namentlich H. Rickert (das. S. 401): (Es) „muß der Historiker sich als Historiker des direkten Werturteils über seine Objekte zu enthalten suchen"; vgl. S. 357 f., wo zwischen „praktischer Wertung" und „bloß theoretischer Wertbeziehung" scharf geschieden wird; bes. S. 358: „Der Historiker wertet als Historiker seine Objekte nicht, wohl aber findet er Werte . . . als empirisch zu konstatierende Tatsachen vor." Doch will er S. 361 es dem Historiker nicht verbieten, „über die theoretische Wertbeziehung hinauszugehen". Es liegt darin kein Widerspruch; eine solche Wertung gehört dann eben nicht mehr zur geschichtswissenschaftlichen

Digitized by Google

Arbeit. — Daß „in sehr vielen Fällen" „die Wertprädikate nur zur Feststellung von Tatsachen" dienen, führt Rickert S. 361/2 treffend aus. — Vgl. noch E. Tröltsch (das. S. 458). — Außerdem nennen wir Ed. Spranger, Die Grundlagen der Geschichtswissenschaft (1905) 67: „eine direkte persönliche Wertung durch den Historiker" sei „längst verpönt"; H. Münsterberg, Philosophie der Werte (1908) S. 321/2 (daß der Historiker als solcher nicht werten solle); Fr. Eulenburg, Archiv f. Sozialwiss. 1908 S. 796/7 (fordert eine wertungsfreie Geschichtswissenschaft); O. Immisch, Wie studiert man klassische Philologie (1909) S. 85: „Werturteile vermeidet sie [die Geschichtswissenschaft] geflissentlich." — Gute Bemerkungen bei Vierkandt, Naturvölker und Kulturvölker (1896) S. 59 über die künftige Ersetzung der „normativen" Betrachtungsweise durch eine „deskriptive" (doch weisen die Zusätze „einseitige" dort und „vorwiegend" hier, sofern Vierkandt damit eine Forderung ausspricht, auf einen Rest theoretischer Unklarheit): „ein Wandel, der sich innerhalb der gelehrten Welt erst teilweise, innerhalb der gebildeten noch kaum vollzogen hat" . . . „Die affektlose Betrachtung ist ein ebenso spätes wie verdienstvolles Erzeugnis hoher Kultur, das erst der Ausbildung eines Hemmungsmechanismus, der Bändigung der praktischen Natur des Menschen durch die theoretische entspringt." — Noch nicht völlig entschieden erscheinen z. B. A.-D. Xénopol, La théorie de l'histoire (1908), der zwar z. B. S. 111 sagt: „La notion de la valeur ne saurait donc servir à caractériser la science de l'histoire, encore pour la raison qu'elle appartient à une autre sphère qu'à celle du vrai; qu'elle est relative et changeante, et qu'elle constitue donc une note discordante dans l'immense concert de la vérité"; aber anderseits doch wieder bestimmte — dazu noch seltsam ausgewählte — Wertungen als wissenschaftlich zuläßt (s. oben S. 351). Ähnlich anerkennt Arvid Grotenfelt, Geschichtliche Wertmaßstäbe (1905) S. 179: „Der letzte Grund unserer Werturteile liegt über jeder eigentlichen wissenschaftlichen Begründung und Beweisführung. Die Werturteile wurzeln in einem Wertgefühl oder einem Wollen, das einfach tatsächlich in uns besteht und von uns anerkannt wird"; trotzdem ist seine Stellung zu der Frage, ob der Historiker als solcher werten soll, eine eher unentschiedene. Auch bei Bernheim, Lehrbuch der hist. Methode finden wir eine ähnliche Auffassung. Zwar heißt es u. a. S. 707/8 (der 3. u. 4. Aufl.; = S. 763 der 5. u. 6.): wie der Naturforscher die Vorurteile seiner Sinne, so betrachte der Historiker die Individualität „als eine unvermeidliche Fehlerquelle", „die er mit aller Energie soweit als möglich zu eliminieren" suchen müsse. Anderseits aber schließt Bernheim aus dem von ihm angenommenen Grundgedanken Windelbands und Rickerts, daß die geschichtliche Stoffauswahl nach Wertbeziehungen erfolge, weiter — und damit entfernt er sich von jenen —, es sei durch jene Auswahl auch die eigene Wertung des Historikers ein wesentlicher Bestandteil von dessen wissenschaftlicher Arbeit; vgl. z. B. S. 705 (= 760 der 5. und 6. Aufl.): „Durch das fundamentale Prinzip der Auswahl des Stoffes in der für unsere Wissenschaft eigenartigen Weise sind also die Werturteile ein ebenso fundamentales Erfordernis der historischen Methodik." Und S. 704 (= 758): die historische Stoffauswahl schließe „Erkenntnis und Würdigung menschlicher Zwecke, Mittel und Motive . . . ein, d. h. Werturteile." Hiebei ist die von Rickert und Windelband mit Recht scharf betonte Unter-

Digitized by Google

scheidung der Handhabung bloßer Wertbeziehungen und eigener Wertung außer acht gelassen. Es handelt sich bei den von Bernheim vorausgesetzten Werturteilen durchaus bloß um ein Nachempfinden fremder Wertungen; also nur um eine Anwendung jener Einfühlung, die überhaupt eine der wichtigsten Aufgaben des Historikers ist (vgl. darüber u. a. die schönen Worte Sombarts, Das Lebenswerk von Karl Marx, 1909, S. 48 f.).

Ob die historische Stoffauswahl hauptsächlich oder gar ausschließlich auf Grund der im geschichtlichen Leben zu Tage tretenden Wertungen erfolge, ist eine weitere Frage, die — wie die Ausführungen Windelbands und Rickerts beweisen — von der eben besprochenen durchaus losgelöst werden kann. Die Auswahl nach Wertprinzipien vertreten namentlich Windelband und Rickert (s. oben S. 351; vgl. von diesem noch: „Kulturwissenschaft und Naturwissenschaft", 1899, S. 47); dann auch Bernheim a. a. O. S. 704[3,4] (= 758 der 5. und 6. Aufl.); A. Grotenfelt, Geschichtliche Wertmaßstäbe (1905) S. 1 f. Dagegen u. a.: Fr. Eulenburg, Gesellschaft und Natur (1905; aus dem „Archiv für Sozialwissenschaft") S. 11; Archiv f. Sozialw. 1908 S. 782 f.; M. Frischeisen-Köhler, Moderne Philosophie (1907) S. 385 f.; H. Münsterberg, Philosophie der Werte (1908) S. 151, 153/4. — Unseres Erachtens kommt für die historische Stoffauswahl dieses Prinzip nur teilweise und neben andern in Betracht; es sind die Kategorien der Ursache und Wirkung (über letztere s. namentlich Ed. Meyer, Zur Theorie und Methodik der Geschichte, 1902, S. 37, 48/49) sowie des Typischen und Singulären. Doch können wir hier auf weiteres nicht eingehen.

3. Der Verzicht auf das Werturteil über geschichtliche Erscheinungen.

Der oben S. 58/9, 61, 63/4 geschilderte Übergang von der Erkenntnis der Tatsache fremder Wertung und von der Einsicht in ihre individuelle Bedingtheit zur Anerkennung dieser Wertung, ja zum Verzicht auf die eigene — eine Erscheinung, über deren Bedeutung und Beurteilung das oben Gesagte zu vergleichen ist — findet sich wohl zuerst im 18. Jahrh. Mit Fénelons Lettre à l'Académie (1716) werde, sagt G. Lanson, Hist. de la littér. française[8] (Paris 1903) S. 608, „la relativité du goût . . . secrètement le principe de la critique." Weiterhin möchte ich namentlich Voltaires nach dieser Richtung unseres Wissens nicht beachteten „Essai sur la poésie épique" [1726] hervorheben (Oeuvres 1785 f. Bd. X), Kap. 1, namentlich S. 360, wo vom Wechsel des Geschmacks und der dieser Erscheinung gegenüber notwendigen Toleranz die Rede ist; man dürfe nicht „exclure toutes les beautés qui nous sont inconnues, ou que la coutume ne nous a point encore rendues familières". — In Deutschland hat namentlich Herder ähnliche Grundsätze vertreten, die ihm, dem großen Anempfinder, besonders nahe liegen mußten; er fordert (Ähnlichkeit der mittlern engl. und deutschen Dichtkunst [1777; Cotta 1861/2, Bd. 16, 43; Suphan 9, 524/5]): „völlige Toleranz jeder Sitte, Zeit und Denkart" und wendet sich gern gegen „Rangordnung und Vergleichung" (Briefe zur Beförderung der Humanität; Cotta a. a. O., Bd. 24, S. 315/6; Suphan Bd. 18, 138); gegen jede vergleichende Wertung (Briefe z. Beförd. usf.; Cotta 1853/4, Bd. 35, S. 135/6 = Suphan 17, S. 211/12; vgl. 369/70 = Suph. 17, 246 f.). Ja, auch bei Goethe finden wir Ähnliches, dem doch

Digitized by Google

als Schaffendem dieser duldsame Standpunkt im Innersten wohl ursprünglich vielmehr fremd war: „Noten und Abhandlungen" zum westöstlichen Diwan (unter „Warnung"; Hempel 4, 287/8; Heinemann 4, 400): Man solle Firdusi nicht mit Homer vergleichen. „Überlasse man doch der gemeinen, unbehilflichen Menge, vergleichend zu loben, zu wählen und zu verwerfen." [Zu beachten ist hier noch, daß derartige Sätze gegen die vergleichende Wertung, wie der zuletzt angeführte, wahrscheinlich auch von dem mehr oder weniger klar gewordenen Bewußtsein ausgehen mögen, daß gleich starke, ja selbst gleichartige Wertgefühle oft durch sehr verschiedenartige Objekte hervorgebracht werden können. In diesem Falle würde es sich also weniger um eine Bekämpfung der Wertung an sich handeln.] — Dafür, daß diese Strömung später sich fortgesetzt, ja verstärkt hat, bedarf es weiter keiner Nachweise. Nur eine neueste Schilderung sei erwähnt: O. Immisch, Wie studiert man klassische Philologie (1909) S. 92: „Die Behauptung absoluter Werte wird ersetzt durch ein relativierendes Urteil, nach welchem das Einzelne immer nur in seiner historischen Bedingtheit Geltung erhält", womit I. nicht seinen eigenen Standpunkt angeben will. Indessen bedarf der Satz auch als Darstellung der Lage der Einschränkung. Es handelt sich nur um die eine Seite der Entwicklung, neben der die Gegenströmung nicht fehlt: die Aufrechterhaltung der eigenen Wertung.

Dazu Allgemeiner Teil S. 67—69.

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Die Bewertung des Griechentums I.

1. Vorbemerkung.

Wie im Vorwort bereits bemerkt wurde, geben wir in diesem Teile eine — im Verhältnis zum vorhandenen Stoffe — noch bedeutend mehr beschränkte Auswahl von Nachweisen. Es liegt in der Natur des Werturteils, daß seine Äußerungen durch ihre Zahl und Mannigfaltigkeit die objektiven Feststellungen über den gleichen Gegenstand sehr oft weit übertreffen; bedarf doch die Bildung des Werturteils längst nicht der gleichen bewußten Vorarbeit, und strebt es doch anderseits, namentlich im Laufe der neueren Entwicklung, individuell auseinander. — Ausdrücklich sei hier sodann darauf hingewiesen, daß in allen vorhergehenden Kapiteln des „Besonderen Teils" dieser Arbeit sich auf Schritt und Tritt Werturteile über das Griechentum als Ganzes oder bestimmte seiner Erscheinungen finden, Werturteile, die mit den dort in Betracht kommenden objektiven Feststellungen eng verbunden sind oder doch deutlich an ihnen haften. Es kann selbstverständlich nicht unsere Aufgabe sein, auch nur in großen Zügen jenes Material noch einmal zu durchgehen. Wer auch nur einigermaßen sich geschult hat, Werturteile zu erkennen, auch wenn sie nur andeutungsweise und vielleicht dem Urheber der Äußerung nur dunkel bewußt auftreten, wird bei einer Durchsicht jener Sammlungen leicht das finden, was sie, neben den tatsächlichen Feststellungen, noch an Wertungen enthalten. — Bedauerlich ist, daß das Buch, auf das man hier sollte verweisen können, P. Nerrlichs umfängliche Darstellung: „Das Dogma vom klassischen Altertum in seiner geschichtlichen Entwicklung"

Digitized by Google

(1894), nur in sehr beschränktem Maße auch für unsere Zwecke brauchbar ist. Zunächst aus einem äußeren, technischen Grunde. In durchaus verfehlter Weise hat der Verfasser es unterlassen, zu all seinen Anführungen und Angaben über die Geschichte der Bewertung der Antike seine Quellennachweise zu geben, was bei einer Arbeit dieser Art einfach unumgänglich ist, soll nicht jede Nachprüfung sozusagen unmöglich werden. Auch nach anderer Seite hat Nerrlich sich um einen guten Teil des Ertrages seiner Arbeit gebracht. Zwei Ziele schwebten ihm, wie es scheint, vor; neben der in der Überschrift genannten Geschichte des „Dogmas vom klassischen Altertum" war es ihm auch um die Widerlegung dieses Dogmas zu tun, d. h. er suchte die Geschichte eines Werturteils zu schreiben und es gleichzeitig zu bekämpfen. Nun ist eine solche Verbindung gewiß möglich und schon oft vorgekommen; aber klar ist auch, daß beide Aufgaben sich stets in den Weg kommen. Unmöglich kann die Geschichte eines Werturteils nach ihren Strömungen und Wandlungen, ihren inneren Kausalzusammenhängen und ihren Motiven tief und wahr erfaßt werden, wenn nicht der Darsteller sein eigenes Urteil — das er ja besitzen soll — als Beschauer gleichsam jener Vorgänge zurückdrängt, ja aufhebt, und statt dessen, soweit nicht die affektlose Betrachtung vorzuziehen ist, die höchste Aufgabe des Geschichtschreibers, die Einfühlung, zu leisten vermag. Wenn so Nerrlichs Buch weder als Sammlung noch als Darstellung genügt, so mag es — trotz des genannten schwerwiegenden Übelstandes, daß genaue Stellennachweise fehlen — wenigstens als vorläufige Sammlung in Betracht kommen und als Ergänzung herangezogen werden, da wir uns hier auf eine knappe Auswahl von Belegen zum 18. und 19. Jahrhundert beschränken. Nur so viel sei indessen noch bemerkt, daß unsere Sammlungen von Nerrlich vollständig unabhängig sind und kein einziges Zitat aus ihm genommen wurde.

Die positive Bewertung des Griechentums I.

1. Aus den Anschauungen über die Voraussetzungen des Klassizismus.

A. Der Begriff der guten alten Zeit.

Von den oben S. 69/70 f. angeführten Voraussetzungen der allgemeinen positiven, besonders „klassizistischen" Bewertung des Griechentums geben wir hier nur einige Angaben über die Entwicklung der Erkenntnis des Begriffes „gute alte Zeit". Gerade mit Beziehung auf die Antike sagt Voltaire, Dictionnaire philosophique, Art. „Anciens et modernes" (Oeuvres 1785 f. Bd. 47, 403): „Le grand procès des anciens et des modernes n'est pas encore vidé; il est sur le bureau depuis l'âge d'argent, qui succéda à l'âge d'or. Les hommes ont toujours prétendu que le bon vieux temps valait beaucoup mieux que le temps présent." — Eine hübsche Darstellung der Vorstellungen vom „bon vieux temps" bei Guys, Voyage littér. de la Grèce III[3] (Paris 1783) S. 238 f. — Neuerdings hat Delbrück, auch unter Berücksichtigung des Griechentums, den Gegenstand behandelt, Preuß. Jahrb. Bd. 71 (1893) S. 1 f. (S. 27 f. wird an Isokrates, Aristophanes, Kratinos, Theognis, Homer die Fata Morgana der glücklichen Vergangenheit gezeigt). Vgl. auch Jul. Wolf, Sozialismus und kapitalistische Gesellschaftsordnung (1892) 387 f.; O. Seeck, Die Entwicklung der antiken Geschichtschreibung (1898) S. 248 f.

Digitized by Google

B. Die negative Bewertung der Gegenwart.

Über die Unbefriedigung an der Gegenwart als Quelle klassizistischer Bewertungen der Antike vgl. C. Justi, Winckelmann I² (1898) S. 156: „Man hat in den neueren Jahrhunderten die Antike stets auf der Folie moderner Fehler gesehen und antik genannt, was unsere Mängel ergänzen sollte . . . . man sah sie frei von alledem, was man durch das Medium der nächsten Vergangenheit, in das moderne Wesen überhaupt hinein generalisierte". Im einzelnen nennt Justi vor allem drei Kreise der Wertung: bei den Humanisten gegenüber „der mittelalterlichen Barbarei der Form" die Schätzung der antiken „Eleganz des Ausdrucks" [es bezieht sich dies selbstverständlich wesentlich nur auf die Römer]; „die Franzosen des 17. Jahrhunderts suchten in der poetischen Technik und in der Idealität antiker Stoffe Hilfe gegen ihre wilde Romantik"; „die Bekämpfer der konventionellen Unnatur, wie Diderot und Lessing, zeigten ebenda die Sprache der unverfälschten Natur . . . . Hamann und Goethe fanden hier 'die ungeteilte Wirkung der menschlichen Natur als eines Ganzen im Gegensatz zu der kaum heilbaren Trennung der gesunden Menschennatur bei den Neuern'". Stark übertrieben ist im obigen Zitat der Ausdruck „stets". — H. Gomperz, Die Lebensauffassung der griechischen Philosophen (1904) 27: „Welche typische Erscheinung immer . . . Europa in den letzten Jahrhunderten bekämpfte, es mußte der Hellene ihr Gegenbild abgeben" (was näher ausgeführt wird). — Von dem hier geschilderten Standpunkt aus suchte auch Nietzsche in dem Aufsatz „Wir Philologen" (1874/5; W. X 1903, S. 351) seine Wertung der Antike zu begründen. Während der Philologe „das was unsre Zeit hochschätzt, im Altertum" nachweisen wolle, sei „der richtige Ausgangspunkt . . der umgekehrte: . . . von der Einsicht in die moderne Verkehrtheit auszugehn"; vgl. S. 352; 356: Das Altertum sei „eigentlich . . . ein unzeitgemäßes Ding"; s. auch S. 361. Auffallend ist, daß Nietzsche gegenüber der Richtung, in der Antike das der „Gegenwart" Verwandte zu sehen (s. oben S. 316 f.) und zu schätzen, die entgegengesetzte Strömung übersah und glaubte, etwas Neues zu sagen, wenn er die Wertung der Antike auf ihren Gegensatz zur „modernen Verkehrtheit" aufbaute.

C. Der Zug nach dem Süden.

Von der nordischen Sehnsucht nach dem Süden als einer Wurzel des Klassizismus hat bereits Nietzsche gesprochen (Werke X, 1903 S. 6) [v. J. 1869]: das „ideale Altertum — das vielleicht nur die schönste Blüte germanischer Liebessehnsucht nach dem Süden ist".

D. Allgemeines.

Einen ziemlich ausführlichen Versuch, die „Bevorzugung" des Altertums zu erklären, finden wir bei Nietzsche, W. X (1903) „Wir Philologen" [1875] S. 360. Auf eine Analyse und Prüfung können wir nicht eingehen.

2. Zum Gefühlston des Klassizismus.

Wir geben hier nur wenige Nachweise, und zwar ausschließlich solche, wo eine Stimmung zum Ausdruck kommt, die einer religiösen gleicht oder

Digitized by Google

doch anscheinend ähnliche Formen annimmt. Am wirkungsvollsten wohl bei Hölderlin, bei dem das Ungenügen der eigenen Seele und die Vorahnung unheilvoller Zukunft seltsam mitschwingen; im Grunde wären eine ganze Reihe seiner Schöpfungen zu nennen; wir führen nur aus dem Gedicht „Griechenland" (1793) Worte an, wie „Ach! Es sei die letzte meiner Tränen — Die dem heil'gen Griechenlande rann". — H. St. Chamberlain, Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts (1899) S. 45: „Vom hellenischen Boden ist uns jeder Zoll heilig". — D'Annunzio, Laudi I S. 43: „Come l'esule torna alla cuna dei padri . . . io così navigai . . . verso l'Ellade" und daneben die Worte: „Verso l'Ellade santa".

Dreiundvierzigstes Kapitel.

Dazu Allgemeiner Teil S. 69—73.

Die Bewertung des Griechentums II.

Die positive Bewertung des Griechentums II.

1. Im Altertum.

Im folgenden geben wir eine Anzahl von Nachweisen aus der Geschichte der positiven Bewertung des Griechentums im allgemeinen; über einzelne Gebiete nachher. Welcher Art diese Bewertung im einzelnen ist, welches ihre Stärke, ihr Ton usf., ergibt sich dort leicht, wo die Angaben etwas ausführlicher sind. Wenn unter „klassizistischer" Bewertung vor allem die stärkeren Grade der allgemeinen positiven Bewertung verstanden sind, so kommen sehr oft gerade auch diese, die klassizistischen, vor; aber nicht ausschließlich.

A. Bei den Griechen.

Es handelt sich hier vor allen um den „Klassizismus", den die Griechen in späthellenistischer und in der Kaiserzeit ihrer eigenen Vergangenheit gegenüber zeigen. Wir verweisen hier nur auf neuere Literatur, da diese Strömungen nicht durch wenige charakteristische zeitgenössische Stellen gekennzeichnet werden können; vgl. u. a. Mommsen, Röm. Gesch. V (1886) 257: „Das an sich wohlberechtigte und durch die Haltung der römischen Regierung wie vielleicht noch mehr durch die des römischen Publikums genährte Selbstgefühl der Hellenen, das Bewußtsein des geistigen Primats rief daselbst einen Kultus der Vergangenheit ins Leben, der sich zusammensetzt aus dem treuen Festhalten an den Erinnerungen größerer und glücklicherer Zeiten und dem barocken Zurückdrehen der gereiften Zivilisation auf ihre zum Teil sehr primitiven Anfänge." — Ed. Schwartz, Charakterköpfe aus der antiken Literatur (1903) S. 1: „In der lauen Dämmerung des Weltfriedens im römischen Kaiserreich sah die nur genießende, nicht mehr zeugende Sehnsucht kulturgesättigter Geschlechter die Gestalten der Vorzeit in einem gleichen Lichtglanz". — Eucken, Die Lebensanschauungen der großen Denker[7] (1907) S. 81: „Nach ihrem [der Kultur des Hellenismus] Sinken erfolgt ein Zurückgehen auf die klassische Zeit, die nunmehr als Maß und Norm alles Unternehmens gilt". — Namentlich Wilamowitz hat auf diese Gesichtspunkte hingewiesen; vgl. u. a. Reden und Vorträge S. 184: „Es kam mit dem Be-

Digitized by Google

ginne unserer Zeitrechnung eine Geistesrichtung, die auf allen Gebieten den Anschluß an das schon damals klassische Altertum suchte"; Griech. Lesebuch, Text (1902) S. 330: „Die Gesellschaft der Kaiserzeit . . . die das Beste ihres Lebens und Sinnens rückgewandten Blickes in dem Anschauen ihrer Vergangenheit verbrachte"; Die Kultur der Gegenwart I 8 (1905) S. 166: „Das alte Griechentum war ihm [Plutarch] genau so das Paradies gesunderer, schönerer, freierer Menschen wie den Humanisten, die sich vom 16.—18. Jahrhundert an ihm begeistert haben" (vgl. auch: „Das Griechentum als lebendige Kraft" [1909] S. 7). — Wir führen zum Schlusse noch die zusammenfassende Darstellung Wendlands an, Die hellenistisch-römische Kultur (1907) S. 2/3, in der außerdem auch die Bedeutung dieses spätgriechischen Klassizismus für den neuzeitlichen treffend betont ist: „Sie [die attizistische Reaktion zur Zeit des Augustus] ist nur der Vorläufer einer allgemeineren reaktionär romantischen Strömung, die . . . . in der griechisch-römischen Kultur des II. Jahrhunderts n. Chr. besonders erstarkend, die Wiederbelebung des Altertums nicht nur in Sprache und Literatur, sondern auch in Religion und Kunst, öffentlichen Einrichtungen und Formen des Lebens erstrebt. . . . So stammt der Begriff der klassischen Literatur und des klassischen Altertums aus der Spätantike. Damals hat man . . . aus der Literatur einen Ausschnitt gewählt, dem man aus formal ästhetischen Gründen eine kanonische und normative Bedeutung zuschrieb . . . Die beschränkte Auswahl, die vorwiegend stilistische Schätzung, der entfernte Standpunkt des Betrachters erleichterten es, in der Antike die Einheit und das Ideal zu sehen. Diese idealisierende und nivellierende Betrachtung hat auf die Renaissance und auf den modernen Klassizismus stark eingewirkt, so mannigfach das Ideal abgewandelt war, das man im Altertum ausgeprägt fand und sowenig man sich vielfach dieses im Grunde schon durch die kanonische Auslese der Literatur gegebenen Einflusses bewußt war."

B. Bei den Römern.

Hier seien nur zwei kennzeichnende Äußerungen genannt. Zunächst die allgemeine Charakteristik Vergils, die ja zweifellos den Griechen gilt (Aen. VI 847 f., mit Nordens Kommentar). Obschon sie allbekannt ist, sei doch im Rahmen unserer Sammlung auch dieses bedeutungsvolle Wort angeführt, das bereits Kunst und Wissenschaft, wie das dann in der Folgezeit so oft geschehen ist, als die besonderen Leistungen der Griechen nennt:

> Excudent alii spirantia mollius aera,
> Credo equidem, vivos ducent de marmore vultus,
> Orabunt causas melius, caelique meatus
> Describent radio et surgentia sidera dicent.

Daneben nennen wir noch den eindringlichen Vers des Horaz, ep. II 3, 268/9: „Vos exemplaria Graeca — Nocturna versate manu, versate diurna" — Worte, die dann Winckelmann in einem weitern Sinne seiner Erstlingsschrift, den „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst" (1755) vorgesetzt hat, ein schönes Beispiel der Wirkung des antiken auf den neueren Klassizismus.

Digitized by Google

2. In der Neuzeit I.

Allgemeines und bis zum 18. Jahrhundert.

Über die wesentlich durch die römische Welt vermittelte und beeinflußte Anschauung und Wertung des Griechentums in der Renaissance vgl. u. a. P. Wendland, Die hellenistisch-römische Kultur (1907) S. 5: „Die Renaissance hat das Griechentum wesentlich in römischer Auffassung und Färbung gesehen"; O. Immisch, Wie studiert man klassische Philologie (1909) S. 62: „Weniger unmittelbar als vielmehr durch das Medium des Lateinischen wirkten überwiegend [in der italienischen Renaissance] die griechischen Schriftsteller, nicht nur in sprachlicher Hinsicht durch Übersetzungen und Kommentare, sondern die gesamte Perspektive, in der die griechische Literatur erschien, war diejenige, in der sie etwa Cicero gesehen hatte". Daß es ferner vor allem das hellenistische Griechentum ist, das hier in Frage kam, hebt mit Recht Wendland a. a. O. hervor: „Es waren die durch römische Literatur vermittelten besten Gedanken des Hellenismus, in denen sie [die Renaissance] ihr Ideal fand". Zu beidem vgl. auch Ed. Meyer, Geschichte des Altert. II (1893) S. 27/28. — Für die Stellung der Renaissance zum Griechentum nennen wir nur die bekannten Werke von J. Burckhardt und Voigt. Im Vordergrunde stehen durchaus die Römer; gegenüber den Griechen handelt es sich mehr um allgemeine, aber schwer faßbare Stimmungen. Charakteristische Bekenntnisse fehlen noch. — Für die französische „Renaissance" und ihre hellenisierenden Strömungen verweisen wir auf die französische Literaturgeschichte; seinen Eindruck faßt G. Lanson (Hist. de la littér. française[8], Paris 1903) S. 497 in die Worte: „l'idolâtrie servile du XVIe siècle" (gegenüber dem Altertum; er nennt als Typus Ronsard). Ob die Wertung des Griechentums irgendwo in einem charakteristischen, bewußt zusammenfassenden Werturteil ihren Niederschlag gefunden, ist mir nicht bekannt. Aus der Mitte des 17. Jahrhunderts nenne ich den folgenden, freilich dem Altertum im allgemeinen geltenden Satz, in dem allerdings nicht ein eigenes Werturteil ausgesprochen, sondern nur über die Wertungen Anderer zusammenfassend berichtet wird; indessen ist schon dies bemerkenswert, als ein Anzeichen, daß man sich seiner Wertungen voll bewußt wird. Charakteristisch ist auch, daß diese Formulierung des herrschenden Klassizismus mit einer Kritik desselben verbunden ist; es entspricht dies wohl einer psychologischen Regel, daß man fremder Art sich eher bewußt wird, als des eigenen Alltäglichen: Pascal, Pensées, zu Anfang: „Le respect que l'on porte à l'antiquité est aujourd'hui à tel point, dans les matières où il devrait avoir le moins de force, que l'on se fait des oracles de toutes ses pensées, et des mystères même de ses obscurités; que l'on ne peut plus avancer de nouveautés sans péril; et que le texte d'un auteur suffit pour détruire les plus fortes raisons". So mußte denn der Streit um den Wert der Antike, die „Querelle des anciens et des modernes" die Wertungen hüben und drüben erst klar bewußt werden lassen und zur Aussprache bringen (zur Literatur über die Querelle unten 46. Kap. 3, A; wir verzichten darauf, aus diesen Zusammenhängen einzelnes herauszunehmen). Im ganzen war das Ergebnis der „Querelle" in Frankreich ein sehr starkes Sinken klassizistischer Wertungen. Dagegen gewannen sie wieder Feld zurück im 18. Jahrhundert,

Digitized by Google

wenn auch nicht im früheren Ausmaß. Von diesen Bewegungen und Gegenbewegungen handelt Louis Bertrand, La fin du classicisme et le retour à l'antique dans la seconde moitié du XVIIIe siècle et les premières années du XIXe, en France (Paris 1897); vgl. u. a. die zusammenfassenden Bemerkungen S. VII: „ce mouvement de retour à l'antique qui, à partir de la seconde moitié du XVIIIe siècle, s'est propagé dans la littérature et dans l'art jusqu'aux approches du romantisme"; 89: „Nous sommes loin (bei Barthélemy, La Harpe usf.) des impiétés des modernes". Aber S. 58: Voltaire, Diderot, Marmontel, La Harpe stehen im Grunde auf Seiten der „modernes" des 17. Jahrhunderts.

Am stärksten erscheint die klassizistische Strömung des 18. Jahrhunderts in Deutschland, wo sie zwar nicht die gleiche Vorgeschichte besaß, wie der französische Klassizismus der gleichen Zeit, aber auch nicht jene Krisis durchgemacht hatte, aus der dieser nur sehr geschwächt hervorging. — Zusammenfassend Wilamowitz, Reden und Vorträge 129/130 (1897): „Kaum jemals sind die Ideale des echten Hellenentumes höher geschätzt worden als vor hundert Jahren, da man zuerst wieder Homer und Platon wirklich zu verstehen begann. Wiederum wie zu Kaiser Augustus Zeiten glaubten die feinsten und edelsten Geister in der Rückkehr zu diesen Idealen, und zwar in direkter Nachahmung das Heil der Kultur zu sehen". Über eine Vorbedingung dieser Bewegung O. Immisch, Wie studiert man klassische Philologie (1909) S. 86: Der deutsche Klassizismus sei „zu einem guten Teil nur Reaktion gewesen .. gegen viel Trauriges, Elendes, Kleinliches, was auf den damaligen deutschen Zuständen lastete".

Dazu Allgemeiner Teil S 69—73.

Vierundvierzigstes Kapitel.

Die Bewertung des Griechentums III.

Die positive Bewertung des Griechentums III.

In der Neuzeit II.

Im 18. und 19. Jahrhundert.

1. Das Griechentum im allgemeinen.

Im folgenden geben wir nun eine Auswahl von Nachweisen aus dem 18. und 19. Jahrhundert, an denen in irgendeinem Sinne eine positive Wertung des Griechentums im allgemeinen ausgesprochen wird. Wir zitieren zunächst für das 18. Jahrhundert gesondert einige Stellen aus außerdeutschen Autoren; sodann deutsche. Für das 19. Jahrhundert folgen wir der zeitlichen Reihenfolge ohne eine derartige Scheidung, da hier der zeitliche Fortgang dieser Strömungen wichtiger ist; ohnehin findet man ja leicht die Angaben aus den verschiedenen Literaturen.

Tourreil, Philippiques de Démosthène (Paris 1701) S. 2: „ce peuple auquel on doit tout ce qu'on a de littérature et de belles connoissances". — Temple Stanyan, Histoire de Grèce I (aus dem Engl. Amsterdam 1744) S. XLI: „Il y avait alors en Grèce plus de politesse, d'éloquence et d'urbanité, plus de grands hommes en tout genre qu'en aucun autre temps, et

Digitized by Google

qu'en aucune autre partie du monde" (das 5. Jahrhundert ist gemeint). — Encyclopédie (Genf 1777) tome 16, Article Grecs (von Jaucourt) S. 588: „On ne cessera d'admirer les talens et le génie de cette nation, tant que le goût des arts et des sciences subsistera dans le monde . . . De toutes les histoires du monde, c'est celle qui est la plus liée à l'esprit humain, et par conséquent la plus instructive et la plus intéressante"; S. 597: „Prééminence des Grecs dans les sciences et dans les arts"; über letztere S. 598: „le seul goût digne de nos hommages et de nos études"; S. 600: die Werke der bildenden Kunst „serviront toujours de modèles". — John Gillies, The history of ancient Greece I (Basel 1790) S. VI: „By genius and fancy, not less than by patriotism and prowess, the Greeks are honorably distinguished among the nations of the earth". — W. Mitford, The History of Greece (1784—94; zit. nach der 3. post. ed. London 1838) I S. 176: Es bleibe ein Geheimnis, warum „perfection in the sciences and every elegant art should be confined to the little territory of Greece and to those nations which have derived it thence". — Pauw, Recherches philosophiques sur les Grecs I (Berlin 1788) (P. scheint nach Abstammung und Bildung zu den außerdeutschen Autoren zu gehören; Näheres konnten wir nicht feststellen); S. IV: „les Grecs, qui portèrent à un tel degré la culture des arts et des sciences, que nos regards aiment toujours à se diriger vers ce point du globe, qui fut pour nous la source de la lumière"; S. 82: „les philosophes et les poëtes ont laissé sur la terre des monuments inestimables, qui peuvent perfectionner le goût des peuples civilisés, et corriger les moeurs des peuples barbares". (Doch s. auch S. XIV/XV: „l'avantage le plus réel qu'on puisse retirer des recherches faites sur les peuples de l'antiquité, consiste à savoir en quoi il faut constamment les imiter et en quoi il ne faut jamais les suivre".) — J. Chr. Gatterer, Handbuch der Universalhistorie 1^2 (1763) 580: Man müsse sich wundern, „daß aus einem so rohen, ungesitteten und wilden Volke" ein solches habe werden können, „das durch die Vortrefflichkeit seiner Gesetze, durch die Feinheit der Sitten, durch den Flor der Wissenschaften und durch eine Menge gelehrter Leute vom ersten Rang das Haupt über alle Völker seiner Zeit emporgehoben". (Aber ebensosehr sei es zu bedauern, „daß ein so vernünftiges und gesittetes Volk zugleich das abergläubigste von der Welt" gewesen sei.) — Is. Iselin, Gesch. der Menschheit II (1768) 123: „durch eine vorzügliche Begünstigung der Natur scheinen dieselben [„einige glückliche Regionen"] ausgeschieden worden zu sein, alle Talente, alle Einsichten, alle Tugenden zu vereinigen, deren ihr Weltalter fähig war . . . und für alle folgenden ein (so) Gegenstand der Bewunderung, ein Muster zur Nachahmung und die Pflanzschule der Freiheit, der Gelehrsamkeit und der Künste abzugeben". — Herder, Die Lyra, „Von der Natur und Wirkung der lyrischen Dichtkunst" (1795; Cotta 1861/2, Bd. 25 S. 308; Suphan 27 S. 179): „ohne Widerspruch das kultivierteste (Volk) der alten Welt". — Goethe, Einleitung in die Propyläen (1798; Hempel 28 S. 9; Heinemann 22 S. 85): „unter einem Volke . . . dem eine Vollkommenheit, die wir wünschen und nie erreichen, natürlich war". Zu Eckermann, 3. Mai 1827: „Wir bewundern die Tragödien der alten Griechen; allein recht besehen sollten wir mehr die Zeit und die Nation bewundern, in der sie möglich waren, als die einzelnen Verfasser" . . . „Im Großen und Ganzen betrachtet" trage „Alles [von der Tragödie gesagt] nur

Digitized by Google

einen einzigen durchgehenden Charakter. Dies ist der Charakter des Großartigen, des Tüchtigen, des Gesunden, des Menschlich-Vollendeten, der hohen Lebensweisheit, der erhabenen Denkungsweise, der rein kräftigen Anschauung, und welche Eigenschaften man noch sonst aufzählen könnte". Diese Eigenschaften finden sich „auch in den lyrischen und epischen Werken . . . bei den Philosophen, Rhetoren und Geschichtschreibern, und in gleich hohem Grade in den auf uns gekommenen Werken der bildenden Kunst". So müsse man sich wohl überzeugen, daß „solche Eigenschaften nicht bloß einzelnen Personen anhafteten, sondern daß sie der Nation und der ganzen Zeit angehörten und in ihr in Kurs waren". — Von Wilhelm von Humboldt nennen wir aus den seit langem veröffentlichten Werken, die also im 19. Jahrhundert wirksam sein konnten, zwei Stellen, an denen er in sehr interessanter Art an klassizistischen Wertungen Kritik übt, um sie dann doch aus Gründen, die er nennt, festzuhalten: „Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues" (Leitzmann VII, I, S. 34/35): „Wenn wir den Zustand der Völker, die dasselbe [„das classische Altertum"] ausmachten, in allen ihren geschichtlichen Einzelheiten erforschen, so entsprechen auch sie nicht eigentlich dem Bilde, das wir von ihnen in der Seele tragen. Was auf uns die mächtige Einwirkung ausübt, ist unsre Auffassung, die von dem Mittelpunkt ihrer größten und reinsten Bestrebungen ausgeht, mehr den Geist als die Wirklichkeit ihrer Einrichtungen heraushebt, die kontrastierenden Punkte unbeachtet läßt und keine, nicht mit der von ihnen aufgenommenen Idee übereinstimmende Forderung an sie macht. Zu einer solchen Auffassung ihrer Eigentümlichkeit führt aber keine Willkür. Die Alten berechtigen zu derselben; sie wäre von keinem andren Zeitalter möglich . . . Weil bei ihnen die Wirklichkeit immer mit glücklicher Leichtigkeit in die Idee und die Phantasie übergieng, und sie mit beiden auf dieselbe zurückwirkten, so versetzen wir sie mit Recht ausschließlich in dies Gebiet. Denn dem, auf ihren Schriften, ihren Kunstwerken und tatenreichen Bestrebungen ruhenden Geiste nach, beschreiben sie, wenn auch die Wirklichkeit bei ihnen nicht überall dem entsprach, den der Menschheit in ihren freiesten Entwicklungen angewiesenen Kreis in vollendeter Reinheit, Totalität und Harmonie . . . Wie zwischen sonnigem und bewölktem Himmel, liegt ihr Vorzug gegen uns nicht sowohl in den Gestalten des Lebens selbst, als in dem wundervollen Lichte, das sich bei ihnen über sie ergoß." Ferner: „Über Goethes zweiten römischen Aufenthalt" (1830) (Werke, alte Ausg. II 328; Leitzmann VI, II, 547/8): Das Altertum stehe, „weil wir so viele Verknüpfungspunkte der Wirklichkeit teils nicht kennen, teils absichtlich übersehen, vor uns mehr als ein Werk der Einbildungskraft" da. „Denn wir sehen offenbar das Altertum idealischer an, als es war, und wir sollen es, da wir ja durch seine Form und Stellung zu uns getrieben werden, darin Ideen und eine Wirkung zu suchen, die über das, auch uns umgebende Leben, hinausgeht". Ohne jeden Vorbehalt finden wir dann Humboldts Klassizismus an vielen Stellen seiner erst von Leitzmann veröffentlichten Aufsätze über die Antike; wir nennen u. a. „Geschichte des Verfalls und Unterganges der gr. Freistaaten" (1807/8; Leitzmann III S. 196): „Nichts Modernes ist mit etwas Antikem vergleichbar; mit Göttern — Soll sich nicht messen — Irgendein Mensch" (vgl. dazu VII, II S. 609: „Sie sind für uns, was ihre Götter für sie waren"). Vgl. auch „Latium

Digitized by Google

und Hellas" (1806; Leitzmann III 137/8): „der wesentliche Charakter" des griechischen Geistes bestehe darin, „die Form der menschlichen Individualität, wie sie sein sollte, darzustellen". — Schelling, System des transzendenten Idealismus (1800; Werke I 3 S. 603/4) unterscheidet eine erste, „tragische" Periode der Geschichte; in diese falle „der Untergang der edelsten Menschheit, die je geblüht hat, und deren Wiederkehr auf die Erde nur ein ewiger Wunsch ist"; Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums (1803; W. I 5 S. 225 [2. Vorlesung]): „in der schönsten Blüte der Menschheit". — Fr. Jacobs, Hellas (herausgegeben 1852) S. 424: „Wie ein Gestirn in dem blauen Azur des Himmels, das nur der sehnsuchtsvolle Gedanke erreicht, so schwimmt uns Griechenland in der nebelnden Ferne der Vergangenheit"; Verm. Schr. I 126 (v. J. 1807): „eine Vollendung der Menschheit . . . wie sie nie weder vorher noch nachher erschienen"; S. 127: „blühende Oasis in den Wüsten der Weltgeschichte"; Bd. VIII S. 33 (v. J. 1840): „die schönsten Zeiten der Menschheit" (das Altertum); Bd. I S. 115 (v. J. 1807): Es habe sich immer bestätigt, „daß von den Griechen zuerst, und dann von den nacheifernden Römern nicht nur in allen Gattungen der Wissenschaft und Kunst edle und musterhafte Werke gebildet worden, sondern daß auch das Leben und Tun der Alten in den Zeiten ihrer Blüte wunderbar würdig und der Nachahmung wert sei". An andern Stellen wieder scheint Jacobs, ohne im Grunde die eigene klassizistische Überzeugung aufzugeben, doch mehr objektiv eine Erklärung des Klassizismus zu versuchen; vgl. „Hellas" S. 10: „Noch als dieses Volk auf Erden wanderte, war es von einem poetischen Lichte umflossen . . . und nun die Nation untergegangen ist . . . erscheint sie oft ganz und gar wie eine poetische Dichtung, die zur Freude der Welt erfunden worden"; anders freilich wieder Kl. Schr. III S. 6 (v. J. 1810): „der magische Glanz", der die Griechen „seit vielen Jahrhunderten umströmt", sei „nichts anders, . . als der Widerschein einer gereinigten Natur und eines inneren Adels". — Böckh, Kl. Schr. II S. 73 (v. J. 1852): dem griechischen Geiste sei es gelungen, „das hellenische Volk für lange Zeit und fast den ganzen damals bekannten Erdkreis, zum Normalvolk zu machen und unvergängliche Muster auch für alle folgenden Zeiten zu hinterlassen"; „Enzyklopädie" S. 285: „die wahre Originalität . . . ist normal, und daher ist das Hellenische für das ganze Altertum normal geworden". — Grillparzer (Studien zur griech. Lit.), Äschylus (Hesse 14, 149/150): „Die Griechen sind ein so einziges, durch alle Zeiten unerreicht dastehendes, ihren Zeitgenossen und Nebenvölkern in allem überlegenes Volk" . . (er fährt dann noch fort: sie „sind durch ihren vorwaltenden Natur- und Schönheitssinn von der mystisch-grübelnden Anlage der Orientalen so verschieden, daß man außer dem Fall der entschiedensten Evidenz für keine ihrer Nationalinstitutionen einen Grund außer ihnen selbst suchen muß"). Interessant ist, wie Grillparzer gelegentlich über eine Wurzel seiner Schätzung der Antike spricht (Studien zur griech. Literatur) Plutarch (1820—1) (Hesse 14, 172): „Warum ich die Alten so liebe! Nebst allem andern auch darum: weil, wenn ich sie lese, ich zugleich die ganze Vergangenheit mitlese zwischen mir und ihnen. Wie viele Helden- und Dichterherzen mögen bei diesen Biographien Plutarchs geglüht haben, die jetzt mich durchglühen mit eigenen und erborgten Flammen!" Wir haben hier eine Art sekundärer klassizistischer Wer-

Digitized by Google

tung vor uns: der Gedanke an die Lustgefühle, die sich bei früheren Geschlechtern an die Berührung mit der Antike knüpften, ruft in ihm ähnliche Stimmungen hervor. — Schopenhauer, Parerga II (Reklam S. 426; § 191, „Einige archäologische Betrachtungen"): „eine ganz naturgemäße Entwickelung und rein menschliche Kultur . . in einer Vollkommenheit, wie solche außerdem nie und nirgends vorgekommen ist . . . Dieser griechischen Nation ganz allein verdanken wir die richtige Auffassung und naturgemäße Darstellung der menschlichen Gestalt und Gebärde, die Auffindung der allein regelrechten und von ihnen auf immer festgestellten Verhältnisse der Baukunst, die Entwickelung aller ächten Formen der Poesie, nebst Erfindung der wirklich schönen Silbenmaße, die Aufstellung philosophischer Systeme, nach allen Grundrichtungen des menschlichen Denkens, die Elemente der Mathematik, die Grundlagen einer vernünftigen Gesetzgebung und überhaupt die normale Darstellung einer wahrhaft schönen und edeln menschlichen Existenz." — E. Curtius, Altert. und Gegenwart I[3] S. 76 (1853): „Wie die Griechen einmal das Ziel einer freien und harmonischen Erziehung, wie sie das Wesen des Staats, als einer für menschliche Entwickelung unentbehrlichen Gemeinschaft, wie sie die Grundregeln eines vernünftigen Denkens und die Grundsätze wahrer Kunst erkannt und bestimmt haben, das bleibt für alle Zeiten gültig. Der unermüdliche Eifer, mit welchem sie auf dem Gebiete der Staatsordnung wie der Kunst und Wissenschaft nach dem Höchsten gerungen haben, kann und soll ein Vorbild bleiben"; S. 138 (1856): die Hellenen seien „in Kunst und Wissenschaft bis heute die Gesetzgeber geblieben"; II S. 235 (1881): „Das, was wir klassisch nennen, beruht gerade darauf, daß innerhalb scharf gezogener Schranken Vollendetes erreicht worden ist". Auch bei E. Curtius finden wir, ähnlich wie bei W. v. Humboldt und Fr. Jacobs, eine Äußerung, aus der hervorgeht, daß ihm — wenn er auch deswegen seinen klassizistischen Standpunkt nicht aufgab — doch gewisse Voraussetzungen desselben klar geworden sind; vgl. Altertum u. Gegenwart I[3] S. 143 (1856), wo er ausführt, daß man nicht — sowenig als dies in einem Nachrufe geschehe — bei den „Mängeln und Schwächen" der Antike verweilen solle: „Dieser Idealismus ist das schönste Vorrecht der klassischen Philologie. Denn was ein Einzelner, was ein Volksstamm in der Blüte seiner Kraft, in höchstem Aufschwunge seiner Natur, in seinen besten Tagen und Stunden ist, das ist er wirklich und ganz, und das sollen wir zur Erinnerung unserem Gemüte einprägen". — Bergk, Gr. Literaturgesch. I (1872) S. 33: Die Griechen erreichten eine Kulturhöhe wie „kein anderes Volk des Altertums". — A. Vannucci, Proverbi latini II (Milano 1882) S. 129 nennt die Griechen ein Volk, „che . . . con sagacia stupenda a comprendere e a governare tutte le umane cose, fece sacra la libertà e ne fu eroico campione, creò la politica, la filosofia, l'arte, la scienza; pose gli eterni fondamenti di ogni cultura, mostrò l'umanità in tutto lo splendore della sua primavera, nella più libera e più alta manifestazione della forza e della bellezza". — C. Bursian, Geschichte der klassischen Philologie in Deutschland I (1883) S. 1: „Der klassische, d. h. für alle Völker aller Zeiten mustergültige Charakter der griechisch-römischen Bildung". — Gust. Friedrich, Die höheren Schulen und die Gegenwart (1896) 49: „Der griechische Geist ist qualitativ vorzüglicher als Alles, was vorher da war. Er gab dem Einzelnen einen

Digitized by Google

höheren Begriff politischer Freiheit, es eröffnete sich die Möglichkeit eines geschmackvolleren Daseins, ein neues ästhetisches Wohlgefallen wurde begründet". — Eduard v. Mayer, Pompeji in seiner Kunst [Die Kunst, ohne Jahreszahl] S. 3: „Das Vollendetste, was die kaukasische Menschheit erreicht hat, ist vom Hellenentum geleistet worden, an Einheitlichkeit des Lebens, an Tiefe der Lebensauffassung, an Schönheit der Lebensgestaltung". — Lübke-Semrau, Grundriß der Kunstgesch. I[13] (1904) 113: „eine absolute Höhe der Bildung . ., welche für alle Zeiten ein bewunderungswürdiges Vorbild . . . sein wird". — W. Lexis, Die Kultur der Gegenwart I 1 (1905) S. 25f. sucht den „endgültigen Kulturgewinn" der griechisch-römischen Kulturperiode festzustellen und findet ihn vor allem in der „republikanischen Freiheit" (die aber nur einer Minderheit zugute gekommen sei) und in der griechischen Kunst und Wissenschaft. — F. Baumgarten, Fr. Poland, Rich. Wagner, Die hellenische Kultur (1905) S. III: die Völker des Altertums besaßen „eine in ihrer stetigen Entwicklung und in ihrer schließlich erreichten Höhe einzig dastehende Kultur". — Misch, Geschichte der Autobiographie I (1907) 41: das Griechentum habe „eine neue und höchste Stufe des Menschentums erzeugt". — O. Immisch, Wie studiert man klassische Philologie (1909) S. 94: Das Beiwort „klassisch" und die ihm entsprechende Geltung des Altertums gründe sich „auf wirklich Musterhaftes und Vorbildliches, das die antike Kultur auf den verschiedensten Gebieten hervorgebracht hat".

An dieser Stelle möge endlich noch eine Voraussage von Wilamowitz angeführt sein, Verhandlungen über Fragen des höheren Unterrichts (1902) S. 207: „Es ist kein Phantasma, daß die Zukunft, weil sie es besser verstehen wird, das Griechentum noch viel höher werten wird".

2. Die positive Bewertung der griechischen Kunst im 18. und 19. Jahrhundert.

A. Die griechische Kunst im allgemeinen.

Wie sich im weiteren nun die positive generelle Bewertung der einzelnen Kulturgebiete gestaltet, können wir nicht verfolgen; indessen seien doch zur Geschichte der Bewertung der griechischen Kunst, im allgemeinen Sinne des Wortes, eine Reihe von Belegen gegeben; wurzelt doch hier gerade die klassische Auffassung am festesten, ja sie geht bis zu einem gewissen Maße von hier aus. — Vgl. auch unter 1 (S. 360f.)

Wir beginnen mit Nachweisen, wo von der griechischen Kunst mehr im allgemeinen die Rede ist. Burette (Hist. de l'Acad. royale des inscript. et belles lettres. Paris. Tom. V. Mémoires [vom Jahr 1718] S. 133): „On sait à quel point de perfection ils [les anciens] ont porté la poësie, la sculpture et la danse". — Fr. Schlegel, Von den Schulen der griechischen Poesie (1794; Minor I S. 10): Auch die Poesie der hellenistischen Zeit sei noch „vollkommen und insofern für alle Zeiten bleibendes Muster, wie die griechische Kunst überhaupt"; derselbe, Die Griechen und Römer (1797, S. 101f.; = Minor I 123f.) Die griechische Kunst sei „die Kunst schlechthin", „ein durchaus vollkommenes Beispiel ihrer Art", . . . „deren besondre Geschichte die allgemeine Naturgeschichte der Kunst". — John, The Hellenes I (London

Digitized by Google

1844) S. 280 spricht von der „vast superiority" der griechischen Kunst und Literatur. — Von Böcklin berichtet A. Frey, Arnold Böcklin (1903) S. 151: „Es galt ihm .... als unumstößliche Tatsache, daß die Schöpfungen der griechischen Kunst und Kultur ... durch die Späteren nie wieder erreicht worden" seien. — J. Burckhardt, Gr. Kulturgeschichte III 3: „Im Grunde diejenigen Leistungen der Griechen, worin sie die größte Überlegenheit über die seitherigen Völker und Zeiten geoffenbart, sind ihre Kunst und ihre Poesie"; IV 135: „Kunst und Poesie erscheinen ... uns Spätgeborenen ziemlich unwidersprochen als das Höchste und Herrlichste, was sie geleistet". — H. Usener, Philologie und Geschichtswissenschaft (1882) S. 19: „Es ist einleuchtend, daß die Griechen durch ihre schöpferische Tätigkeit in Literatur und Kunst ... für die gesamte nachfolgende Menschheit vorbildlich geworden sind und bleiben." — G. Fr. Kolb, Kulturgesch. der Menschheit I[8] (1885) 252: „Unübertroffen, ja in vielen Beziehungen unerreicht sind die Griechen auf dem Gebiete der schönen Künste." — V. Duruy, Hist. des Grecs (Nouv. éd. ill.) III (Paris 1889) S. 642: „que de genres créés et portés à la perfection" (von der Literatur); S. 643 (von der bildenden Kunst): „ils ont su saisir le moment fugitif de la beauté." — Beloch, Hist. Zeitschrift 1900 S. 13 (nachdem er sich gegen die Auffassung gewendet, „als ob die historische Mission der Griechen nur darin bestanden hätte, Verse zu machen und Statuen zu meißeln"): „Gewiß bleibt das, was die Hellenen auf allen Gebieten künstlerischen Schaffens geleistet haben, ein Vorbild für alle Zeiten, das vielleicht erreicht, aber jedenfalls, wenigstens als Ganzes genommen, nicht übertroffen worden ist." Vgl. Gr. Gesch. I (1893) S. 570 (vom „Jahrhundert des Perikles"): „eine Blüte der Kunst ... wie sie in der Geschichte der Menschheit seitdem nicht wiedergekehrt ist ... die Schöpfungen dieser Periode ... sind die sichere und unverrückbare Grundlage, auf der die Poesie und die bildende Kunst aller späteren Zeiten ruht." — O. Jmmisch, Neue Jahrbücher für das klassische Altertum usf. 1898 II S. 253: „das unvergleichbar Große der Gesamterscheinungen" (er nennt als Beispiel die Skulptur und die äschyleische Tragödie); in solchen Dingen liegt „das Einzigartige und Exemplarische". — Drerup, „Hochland" 1905 S. 392: „die künstlerische Kultur des 5. und 4. Jahrhunderts" stelle „für uns die absolute Höhe künstlerischer Erhebung der Menschheit" dar. — Gabr. Hanotaux, L'énergie française (Paris, ohne Jahreszahl) S. 68: „La Grèce a découvert le parfait et l'a légué au monde".

B. Literatur und Dichtung (vgl. auch unter A).

Die klassizistische Auffassung der griechischen Literatur findet sich — wie die klassizistische Wertung des ältern Griechentums überhaupt — schon im spätern Griechentum, von der hellenistischen Zeit an (s. S. 358/9). Wir verweisen hier noch auf die Bemerkungen von Immisch, Wie studiert man klassische Philologie (1909) S. 23. Zum Beginn des Klassizismus im 4. Jahrh.: E. Bethe, Einleitung in die Altertumswiss. von Gercke und Norden I (1910) S. 312. Über die klassizistische Strömung in der griechischen Literatur seit der augusteischen Zeit, wo nun auch das literarische Schaffen in die für klassisch geltenden vorhellenistischen Formen gepreßt wird, vgl. Wilamowitz, Kultur der Gegenwart I 8 (1905) S. 85/86, 144/5, 223; dazu auch Reden

Digitized by Google

u. Vorträge S. 215. In eigenartiger und tiefgreifender Weise führt Wilamowitz (Kultur der Gegenwart S. 1/2) weiter aus, daß die klassizistische Auffassung ihrer Literatur durch die Griechen auch in einer bestimmten Geschichtsanschauung eine Wurzel hat: „Die Griechen haben eine wirkliche Geschichtswissenschaft nicht erzeugt, ihr Denken war darauf gerichtet, aus der Beobachtung Regeln zu abstrahieren ... und so betrachten sie jene Gattungen, die bei ihnen historisch geworden waren, ... als begrifflich präexistent". So habe man „die Entstehung der griechischen Literatur und ihrer Gattungen mit dem absolut Normalen und Natürlichen" identifiziert. „Die Gattungen der griechischen Poesie und Kunstprosa ... erscheinen als Naturformen der redenden Künste." Die Griechen „betrachten ... jene Gattungen, die bei ihnen historisch geworden waren, ... als begrifflich präexistent." Wilamowitz hat hier offenbar vor allem auch Aristoteles im Auge. Im Grunde handelt es sich bei dieser von ihm beobachteten Erscheinung um nichts anderes als ein Beispiel einer fast allgemein gültig zu nennenden völkerpsychologischen Regel, des Glaubens an die „Normalität" der eigenen Nationalkultur, hinter dem wieder das noch umfassendere Phänomen des Ichbewußtseins sozialer Gruppen steckt. Freilich können ja die Ausdrucksformen dieser innerlich gleichartigen Vorgänge verschieden sein.

Sehr bemerkenswert ist innerhalb der neuzeitlichen klassizistischen Auffassung der griechischen Literatur jene Form, die an die Poetik des Aristoteles anknüpft und dabei deren Geltung mit derjenigen einer exakten Wissenschaft vergleicht. Zweierlei ist zu beachten: einerseits die indirekte Art der Wertung griechischer Dichtung; man setzt eine selbst wieder klassizistisch bewertete griechische Auffassung an Stelle der eigenen; anderseits fällt die Stärke der Wertung, die man dieser griechischen Anschauung entgegenbringt, auf. Wir denken hier an Stellen wie Lessings Äußerung in der Hamburgischen Dramaturgie (101.—104. Stück; 1768), wo er erklärt, er stehe nicht an „zu bekennen (und sollte ich in diesen erleuchteten Zeiten auch darüber ausgelacht werden!), daß ich sie [die Poetik des Aristoteles] für ein ebenso unfehlbares Werk halte, als die Elemente des Euklides nur immer sind." Und ferner, wie mir scheint von Lessing durchaus unabhängig, James Beattie, Essai sur la poésie et sur la musique (Paris, An VI; das englische Original war nicht zugänglich) S. 3/4: gegenüber solchen, die, gesprächsweise, die Behauptung aufstellten, der „Geschmack" sei bloß eine „caprice" und die „Kritik" nur „un examen relatif"; die von Aristoteles aus Homer und Sophokles gezogenen Regeln könnten nicht auf spätere Zeiten und Völker angewendet werden, wendet er ein: „que quelques-unes [dieser Regeln] étant prises dans la nature, étaient communes à tous les peuples et à tous les âges"; die Autorität des Aristoteles in dieser Beziehung abzulehnen, sei ebenso absurd „que de voir mécanicien construire une machine sur des principes contraires aux loix du mouvement et défendre son ouvrage en recusant l'autorité de Newton." Die Berufung auf die „Natur" darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß dies hier nur ein sekundärer Begriff ist, dem vielmehr die klassizistische Wertung der griechischen Werke vorausgeht, aus denen man diese „Regeln" ableitete oder, was dasselbe ist, des Aristoteles, der sie formuliert. Zwar kann sich das Verhältnis nachher auch umkehren; man hält jene künstlerischen Ideale, die man in Wahrheit aus jenen Werken holte, für seine

Digitized by Google

eigenen ursprünglichen oder — was damit leicht zusammenfällt, für allgemein menschliche, und sucht sie alsdann aus allgemeinen ästhetischen Gesichtspunkten zu rechtfertigen (was ja vielfach auch leicht möglich ist). So schreibt Lessing in der Hamburgischen Dramaturgie 74. Stück (1768): „Zwar mit dem Ansehen des Aristoteles wollte ich bald fertig werden, wenn ich es nur auch mit seinen Gründen zu werden wüßte." — Ganz ähnlich auch Gottsched, bei Danzel, Lessing I[1] (1850) S. 119 (= I[2], 1880, S. 118): Man treffe bei Gottsched „die ausdrückliche Äußerung", „den Alten und den Franzosen ... habe man nicht darum nachzuahmen, weil sie die Alten und die Franzosen seien, sondern weil die Regeln, nach denen sie ihre Werke abgefaßt, vernünftig seien." (Einen Quellennachweis gibt Danzel nicht; in seinem Gottschedbuche findet sich die Stelle nicht; eine Zeitbestimmung ist daher nicht möglich.) Charakteristisch ist in beiden Fällen die rationalistische Richtung der ästhetischen Betrachtung. Weiter zurück können wir ähnliche Anschauungen bei Boileau treffen, wenn auch nicht in dieser schlagwortartigen Form ausgedrückt; doch verweisen wir hier auf die ausgezeichnete Darstellung von Gust. Lanson, Hist. de la littér. franç.[8] (1893, Paris) S. 495, wo die grundlegenden Wechselbegriffe seiner Ästhetik nachgewiesen werden: raison, beauté, vérité, nature, die für ihn in letzter Linie eins sind; vgl. S. 496/7: „Dans son naturalisme, Boileau trouve le moyen de fonder en raison l'admiration, l'imitation des anciens. Ils sont grands, parce que ils sont vrais" usf.

Aus den Anschauungen über die Vorbildlichkeit der griechischen — oder überhaupt antiken — Dichtung für die moderne führen wir nur einige charakteristische Beispiele für jene Übergangsform an, bei der die klassizistische „Imitation" nur in einer ganz bestimmten Art gebilligt wird. Solche „Nachbildungen" sollen „unserer Zeit gemäß" sein, sagt Herder, Fragmente zur deutschen Literatur, 2. Sammlung [Von der griechischen Literatur in Deutschland] (Cotta 1861/2, Bd. 18, 238; Suphan 1, 306); vgl. 3. Sammlung (Bd. 19, 24/25; Suphan 1, 383): Man solle „einen Alten nachbilden und ihm nacheifern", aber nicht „kopieren und ihm nachahmen". Und ganz ähnlich André Chénier, der zwar im „Prologue" zu den „poésies antiques" [Poésies éd. Becq de Fouquières[2] Paris 1872, S. 3/4) ganz allgemein es ausspricht; „Je veux qu'on imite les anciens", aber in der „Invention" V. 288 f. im gleichen Sinne wie Herder verlangt, der heutige Dichter solle „sans suivre leurs [Homers und Vergils] pas, imiter leur exemple, — Faire, en s'éloignant d'eux avec un soin jaloux, — Ce qu'eux-mêmes ils feraient, s'ils vivaient parmi nous"; vgl. auch V. 184: „Sur des pensers nouveaux faisons des vers antiques."

Der klassizistischen Auffassung der griechischen Dichtung hat wohl Fr. Schlegel in seinem 1797 erschienenen Werke „Die Griechen und Römer" den entschiedensten Ausdruck gegeben; dagegen richtet sich, wie man weiß, Schillers schon öfters, z. B. S. 117 angeführtes Xenion „Griechheit"; wir führen beispielsweise an S. 161 (= Minor I 145): „Die griechische Poesie in Masse ist ein Maximum und Kanon der natürlichen Poesie und auch jedes einzelne Erzeugnis derselben ist das vollkommenste in seiner Art"; S. 163 (= Minor 146): Die griechische Poesie „ist eine ewige Naturgeschichte des Geschmacks und der Kunst"; S. 120 (= Minor S. 130): „auch im äußersten

Digitized by Google

Verfall noch Spuren jener Allgemeingültigkeit"; dazu S. 121 (= Minor 131), wo er noch bei Apollonios „Spuren" findet „von dem vollkommenen Ideal, welches für alle Zeiten und Völker ein gültiges Gesetz und allgemeines Urbild ist". Endlich noch S. 106 (= Minor 125): „Ihre [der griechischen Poesie] Eigentümlichkeit ist der kräftigste, reinste, bestimmteste, einfachste und vollständigste Abdruck der allgemeinen Menschennatur. Die Geschichte der griechischen Dichtkunst ist eine allgemeine Naturgeschichte der Dichtkunst; eine vollkommne und gesetzgebende Anschauung". — Friedrich Creuzer, Das akademische Studium des Altertums (1807) 4/5: „Exemplarisch nennen wir die Wissenschaft des Altertums, insofern sie uns Einsicht gibt in diejenigen Schriften der Alten, die in Form und Inhalt, in Gedanken und Vortrag Muster alles Denkens und aller Rede sind". — Goethe zu Eckermann (31. Januar 1827): (Obschon „die Epoche der Weltliteratur an der Zeit" sei): „im Bedürfnis von etwas Musterhaftem müssen wir immer zu den alten Griechen zurückgehen, in deren Werken stets der schöne Mensch dargestellt ist." — M. S. Fr. Schöll, Geschichte der gr. Lit. I (Berlin 1828; übers. von Schwarze) S. I: „Die Natur selbst ... lehrte sie die wahren Gesetze des Schönen ..... An der Hand dieser Führerin schufen sie in jeder Gattung Muster, durch welche sie für immer die Lehrer des guten Geschmacks und die ersten Schöpfer einer schönen Literatur geworden sind". — Böckh, Enzyklopädie 259: „an den vollkommensten, von allen Zeitaltern als klassisch anerkannten Mustern" (von der Literatur der alten Sprachen). — Welcker, Kl. Schr. IV (1861) S. 3 (v. J. 1841): „diese ewige Mustergültigkeit" der Griechen; vgl. S. 5: „Werke, die gleich den Wundern .. der Natur ... einen größeren Maßstab des in sich Vollendeten abgeben, als irgend andre". — Fr. v. Hellwald, Kulturgesch. I[3] (1876) 373: „die wunderbare Vollendung ihrer herrlichen Literatur". — J. Mähly, Geschichte der antiken Lit. I (1880) S. 5: Durch Griechen und Römer sei auf dem Gebiete der redenden Kunst „die entsprechende Form zuerst und meist auch mustergültig für alle Zeiten ausgebildet" worden. — W. Christ, Geschichte d. gr. Lit. (1889) S. V: diejenige Literatur, „welche vor allen diesen Ehrennamen [klassisch] verdient". — L. v. Urlichs, Grundleg. und Geschichte der klass. Altertumswiss.[2] (1892; in Müllers Handbuch der klass. Altertumswiss.) 29: „die unübertroffene Vortrefflichkeit der griechischen Literatur".

Endlich geben wir noch drei Nachweise aus neuester Zeit, die bereits durch die Erschütterung des streng klassizistischen Werturteils beeinflußt sind; bemerkenswert ist jeweils die besondere Art, in der das Werturteil ausgesprochen wird. R. M. Meyer, Deutsche Rundschau 1900 (Bd. 104) S. 278: „Wenn aus Hellas uns weniger Wertloses überliefert ist als aus irgend einem vergleichbaren Lande, so liegt das doch an dem künstlerischen Genius der Nation nicht allein: es liegt auch an ihrem kritischen Genie." (Meyer hat dabei die durch die Griechen geschaffene Auswahl ihrer Literatur im Auge, jenen „Kanon", der auf die Erhaltung oder Zerstörung der Werke von so großem Einfluß war. Vgl. dagegen Wilamowitz, Die Kultur der Gegenwart I 8 (1905) S. 86 oben über das „unverdiente Geschick", das auf diesem Wege die hellenistische Literatur getroffen habe.) — Aly, Neue Jahrb. f. das klass. Altert. 1904 II, 504: Das Griechentum biete „eine Reihe von Literaturwerken ersten Ranges, die zwar nicht unverbrüchliche Muster, aber

Digitized by Google

auch heute noch lehrreich und vielfach vorbildlich sind, ebenso in ästhetischer wie in religiös-ethischer Hinsicht". — O. Jäger, Homer und Horaz im Gymnasialunterricht (1905) 210/211: Klassisch im Sinne eines „Höchsten und Vollkommenen, schlechthin Vorbildlichen und Mustergültigen" sei, „soweit es überhaupt menschlichen Werken zugeschrieben werden darf", nur ein kleiner Teil jener Literatur, und nur ganz wenige ihrer Erzeugnisse uneingeschränkt.

C. Die bildende Kunst.

Im Vordergrund steht im allgemeinen die Plastik, oft auch, wo dies nicht ausdrücklich gesagt ist. — Winckelmann, Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst (1755) S. 1: „der gute Geschmack, welcher sich mehr und mehr durch die Welt ausbreitet, hat sich angefangen zuerst unter dem griechischen Himmel zu bilden"; S. 34: „Die Kenner und Nachahmer der griechischen Werke finden in ihren Meisterstücken nicht allein die schönste Natur, sondern noch mehr als Natur; das ist, gewisse idealische Schönheiten derselben"; S. 13: Bei den Griechen sehe man „die höchsten Grenzen des menschlich und zugleich des göttlich Schönen bestimmt"; vgl. „Geschichte der Kunst des Altertums" I (1764) S. 127 f.: „Von den Gründen und Ursachen des Aufnehmens und des Vorzugs der griechischen Kunst vor andern Völkern"; bes. S. 127/8: Die Geschichte der Kunst der Griechen solle enthalten „nicht bloß Kenntnisse zum Wissen, sondern auch Lehren zum Ausüben"; die Abhandlung von ihrer Kunst „soll suchen, dieselben [unsere Begriffe] auf Eins und auf das Wahre zu bestimmen, zur Regel im Urteilen und im Wirken". — Galiani, an Mme d'Épinay, vom 19. Sept. 1772 (Correspondance, herausgegeben von Perey und Mangras, II 1882 S. 116) meint, bei Gelegenheit eines neueren Grabdenkmals, das er zwar lobt, ohne es aber für ganz einwandfrei zu halten: „Les anciens nous ont surpassés en tout. C'est un fait." (Er fährt dann noch, mit besonderer Beziehung auf den Anlaß, fort: „Jamais ils n'ont point ni sculpté la mort, figure hideuse, dégoutante, révoltante . . . Leurs sujets sépulcraux sont toujours gais et décents.") — Guys, Voyage littéraire de la Grèce I^3^ (Paris 1783) S. 485/6: „C'est la nature et la beauté même, que les premiers dessinateurs grecs copièrent toujours." — John Gillies, The history of ancient Greece II (Basel 1790) S. 295 über die „superiority" ihrer bildenden Kunst. — Fr. Aug. Wolf, Vorlesung über die Enzyklopädie der Altertumswissenschaft (herausgegeben 1831) S. 40: „In den bildenden Künsten ist nur eine Stimme, daß die Alten auf immer oben anstehen, wie in der Skulptur." — Hegel, Vorles. über die Ästhetik II (W. X 2; 1830) S. 3: „die klassische Kunstform" sei „die wahrhafte Kunst" (doch fehle ihr noch Gehalt und Innerlichkeit; vgl. auch 13, 103, 121 f.). — Ruskin, The Queen of the air (1869) § 169 nennt die griechische Kunst „exemplary"; vgl. § 174 die „list of the merits of Greek art": „sound knowledge, simple aims, mastered craft, vivid invention, strong common sense, eternally true and wise meaning" (dazu 172). — E. Curtius, Altertum und Gegenwart III S. 169 (1869): „die gesetzgebende Bedeutung des fernen Ländchens"; S. 171: „vorbildliche Bedeutung" (beides von der bildenden Kunst). — George Perrot, Revue des deux mondes 1885, 15. Juli, S. 316: „supériorité",

Digitized by Google

„puissance", „originalité" des „génie grec" (in der Kunst). — J. Overbeck, Gesch. der griech. Plastik I⁴ (1893) S. 1: „Die Griechen . . . sind das eigentlich und wesentlich künstlerische Volk, die griechische Kunst ist Kunst im höchsten und spezifischen Sinne." — P. Nerrlich, Das Dogma vom klassischen Altertum in seiner geschichtl. Entwicklung (1894) S. 182: „wo sie [die Alten] auf unerreichter Höhe thronen: auf dem Gebiete der Architektur und Plastik"; S. 299: der „griechischen Skulptur, also dem unbestritten Mustergültigen". (Etwas zurückhaltender S. 198 f.; skeptisch S. 200.) — Rohde, Psyche ¹1894 S. 188 (I⁴ S. 202): „das ewig Gültige griechischer Kunst". — Max Gg. Zimmermann, Kunstgesch. des Altertums und Mittelalters (1896) S. 9: „Unter Auffindung der ewig gültigen Gesetze gestalteten die Hellenen eine rein nationale Kunst . . . welche wegen ihrer Reinheit in der Befolgung des Gesetzes niemals wieder überboten werden kann und für alle Zeiten mustergültig bleiben wird." — K. Woermann, Geschichte der Kunst I (1900) 220: „'Wahrheit, Freiheit, Schönheit' sind die nur von grauer Theorie beanstandeten Begriffe, die sich immer wieder auf unsere Lippen drängen, wenn wir nach den Eigenschaften fragen, denen die griechische Kunst ihre Weltherrschaft verdankt." — Springer-Michaelis, Handbuch der Kunstgeschichte I⁶ (1901) 1: „in den Werken der hellenischen Künstler empfangen unsere Ideale der Schönheit am frühesten Leben und Gestalt". — Maeterlinck, Der doppelte Garten (Deutsche Ausgabe von v. Oppeln-Bronikowski, 1904) 111: „die kleinen hellenischen Gemeinwesen, die eines Tages die Gesetze der menschlichen Schönheit entdeckten und für immerdar festlegten". — W. Lexis, Die Kultur der Gegenwart I 1 (1905) 28: „unerreichte Vorbilder für alle Zeiten". — Ad. Furtwängler, Deutsche Rundschau 1905 (Bd. 123) S. 58: „Superiorität der griechischen Kunst, wo immer wir sie genauer prüfen und kennen lernen können"; S. 46: die griechische Kunst sei „etwas Einziges, einmal Gewesenes, nie wieder Zurückzukaufendes"; vgl. auch Deutsche Rundschau 1908 (Bd. 134) S. 236: „Die griechische Kunst wird immer den Anspruch erheben dürfen, in diese kleine Reihe des Besten und Größten, was der menschliche Geist geschaffen hat... zu gehören"; dazu aber auch S. 237 gegen die ältere klassizistische Auffassung der griechischen Kunst, in der man „unterschiedslos alles Antike als Muster" hingestellt habe, „ohne das Banale von dem Besten zu scheiden".

Von der Architektur J. Durm, Die Baukunst der Griechen² (1892) S. 9: „der höchste Grad künstlerischer Vollkommenheit in der Formgebung für alle Zeiten". — Springer-Michaelis, Handbuch der Kunstgesch. I⁶ (1901) S. 88: „Der hellenische Baustil . . . hat eine ewige Mustergültigkeit bewahrt."

3. Die positive Bewertung der einzelnen Epochen des Griechentums.

A. Die vorhellenistische Zeit.

Wir geben hier — namentlich für die Wertung des 5. Jahrhunderts, insbesondere des perikleischen Zeitalters — nur wenige ausgewählte Belege.

Wenn wir zunächst mit der homerischen Zeit beginnen, so hat in sittlicher Beziehung J. Burckhardt diese weit über die Folgezeit gestellt, Gr. Kulturgesch. II S. 344: „alle Ethik der philosophischen, literarischen und

Digitized by Google

rhetorischen Zeit tritt für die Nachwelt, d. h. für das Gefühl der seitherigen Völker des Abendlandes in den Schatten neben der edeln und — trotz aller Leidenschaft und Gewalttat — so reinen homerischen Welt". Weiterhin steht für ihn überhaupt die ältere Zeit — der Aristokratie, des „kolonialen" und „agonalen Menschen" — vor allem aus dem Grunde über den spätern Epochen der ausgebildeten 'Polis' und Demokratie, weil er dort noch nicht jene Entfesselung des Kampfes der Griechen unter sich — der Staaten und der Parteien — sehen muß; vgl. a. a. O. I 171, 294/5; IV 167. — Ziemlich ähnlich, doch wohl unabhängig von ihm (da Lapouge von Burckhardts Vorlesung schwerlich Kenntnis gehabt hat und auch von selbständigen Grundanschauungen ausgeht) Lapouge, Les sélections sociales, zit. bei Alfr. Fouillée, Esquisse psychologique des peuples européens[2] (Paris 1903) S. 33: In sechs Jahrhunderten der aristokratischen Epoche sei die griechische Größe vorbereitet, in anderthalb Jahrhunderten der Demokratie [510—338] zerstört worden.

In Nietzsches Wertung des Griechentums erscheinen im großen und ganzen das 6. und 5. Jahrhundert, das „tragische" Zeitalter, als der Höhepunkt; dabei wird öfter auf das 6. Jahrhundert besonderes Gewicht gelegt; auch Homer wird gelegentlich einbezogen, so in der „Geburt der Tragödie" (W. I 1903) S. 94: „das griechische Wesen . . ., das als Homer, Pindar und Aeschylus, als Phidias, als Perikles, als Pythia und Dionysus . . . unserer staunenden Anbetung gewiß ist". Das sechste und das fünfte Jahrhundert sind genannt z. B.: „Wir Philologen" (W. X, 1874) S. 354: „das fünfte und sechste Jahrhundert sind jetzt zu entdecken"; vgl. S. 47 (1873): „in den zwei Jahrhunderten des tragischen Zeitalters" und S. 231 (1875), wo „die Zeiten vor den Perserkriegen" zu denen gezählt werden, „welche einen günstigen Boden für die Erzeugung des Genius bieten"; dazu S. 234: „in der kräftigsten und fruchtbarsten Zeit Griechenlands, in dem Jahrhundert vor den Perserkriegen und während derselben". Das sechste Jahrhundert allein wird genannt W. IX (1903) S. 118 [1869—1871]: „Das sechste Jahrhundert als der Höhepunkt"; vgl. Geburt der Tragödie S. 81: das „sechste Jahrhundert mit seiner Geburt der Tragödie, seinen Mysterien, seinen Pythagoras und Heraklit". Das fünfte Jahrhundert dagegen wird in den Vordergrund gerückt in der „Morgenröte" (W. IV 1899) S. 166 (Nr. 168): „So kommt in ihm [Thukydides], dem Menschendenker, jene Kultur der unbefangensten Weltkenntnis zu einem letzten herrlichen Ausblühen, welche in Sophokles ihren Dichter, in Perikles ihren Staatsmann, in Hippokrates ihren Arzt, in Demokrit ihren Naturforscher hatte: jene Kultur, welche auf den Namen ihrer Lehrer, der Sophisten, getauft zu werden verdient." Ähnlich „Götzendämmerung" (W. VIII 1899) S. 169. Endlich wird gelegentlich auch die ganze vorhellenistische Zeit positiv gewertet, W. X (1903) („Wir Philologen", 1875) S. 365: „Indem wir seine [des Altertums] einzig produktive Zeit kennen lernen, verurteilen wir auch die ganze alexandrinisch-romanische Kultur." — Ohne Zeitangabe, aber zweifellos mit Beziehung auf das 6. und das 5. Jahrhundert, namentlich dessen erste Hälfte: „Die Geburt der Tragödie" S. 2 (Vorrede von 1886): „den Griechen der besten, stärksten, tapfersten Zeit"; S. 7: „in jenen Jahrhunderten, wo der griechische Leib blühte, die griechische Seele von Leben überschäumte".

Digitized by Google

Zwischen Solon und Alexander setzte Fr. Schlegel, Gesch. der alten und neuen Literatur I[2] (Werke I, 1822) S. 24 die „eigentliche Blüte" auch der geistigen Entwicklung Griechenlands.

Für die allbekannte Wertung des fünften Jahrhunderts, im besonderen der „perikleischen Zeit" nennen wir nur, aus dem 18. Jahrhundert, John Gillies, The history of ancient Greece II (Basel 1790) S. 260: „the administration of Pericles, the most splendid and most prosperous in the Grecian annals". — Bei E. Curtius, um noch einen typischen Vertreter des 19. Jahrhunderts zu erwähnen, finden wir gelegentlich den Beginn des fünften Jahrhunderts als den Höhepunkt bezeichnet, Gr. Gesch. II (1861) 42: Das Volk sei „nie kräftiger, tüchtiger und gesünder gewesen, als im Anfange des 5. Jahrhunderts v. Chr." (neben der genannten Wertung der perikleischen Zeit, Altert. und Gegenwart I[3] S. 303 [1860], Gr. Gesch. II S. 684). — Endlich sei noch Fr. Jacobs genannt, Hellas (herausgegeben 1852) S. 302: Zu Sophokles' Zeit „stand der Charakter der Nation auf der Höhe der Vollkommenheit".

Zur positiven Wertung des vierten Jahrhunderts führen wir Wilamowitz an, Zukunftsphilologie (1872) S. 9, der gegenüber Nietzsches Verfallstheorie vor allem auf die Leistungen der bildenden Kunst, doch auch der Dichtung hinweist. — Im besonderen gegen die Annahme eines Verfalls des athenischen Privatlebens im vierten Jahrhundert (bei Curtius) wandte sich Ad. Holm, Gr. Gesch. III (1891) S. 210f. — Am nachdrücklichsten hat wohl Beloch ein günstiges Urteil über das vierte Jahrhundert vertreten; vgl. Gr. Gesch. II (1897) 368: „Niemals, weder vorher noch nachher, hat Griechenland eine so große Zahl politischer und militärischer Kapazitäten hervorgebracht, und in Literatur, Kunst und Wissenschaft herrschte das regste und erfolgreichste Vorwärtsstreben"; vgl. S. 404: Auf der Wissenschaft „vor allem beruht die Bedeutung des IV. Jahrhunderts für die welthistorische Entwickelung"; s. auch S. 338 über die Ersetzung der Kriegsverluste durch die Lebenskraft der Nation. — Bei Duruy, Hist. des Grecs (Nouv. éd. ill.) finden wir im ganzen ebenfalls eine positive Bewertung des vierten Jahrhunderts; zwar leitet er (Bd. II, Paris 1888) S. 423 aus dem peloponnesischen Krieg einen Verfall ab; der Charakter sei seither „dégradé" (vgl. auch S. 686), und diese Zivilisation „brisée"; aber III (1889) S. 63 heißt es vom 4. Jht.: „Pour l'art, pour la philosophie, pour l'éloquence, ce qu'on a appelé le siècle de Périclés, continuait"; ja zum Teil stehe diese Zeit höher; Beredsamkeit und Philosophie erreichen nun den Höhepunkt (S. 82); was die Dichtung verliere, gewinne die Wissenschaft (S. 110); „l'esprit grec . . . ne baisse pas" (S. 111). Und wenn er weiterhin namentlich die „défaillance de la moralité publique" betont (S. 111, 115, 119), so faßt er doch S. 124 seinen Gesamteindruck dahin zusammen: „Rien . . . n'annonçait leur ruine prochaine." Von der Zeit der Römerherrschaft allerdings heißt es dann (S. 550): „cette race dégénérée". — Nach Ed. Meyer (Gesch. d. Altert. V, 1902, S. 527) hat im 4. Jahrhundert „die griechische Kultur ihr Höchstes geleistet"; vgl. noch S. 322: „An hervorragenden Geistern und bedeutenden Künstlern . . war das vierte Jahrhundert nicht weniger reich als das fünfte." Anderseits legt Meyer starkes Gewicht auf die lähmende Wirkung der ununterbrochenen Kriege und Revolutionen und das Fehlen eines staatlichen Mittelpunktes, so

Digitized by Google

daß dadurch die Gesamtwertung doch verschoben wird. — Endlich nennen wir noch, für das Gebiet der bildenden Kunst, Overbeck, der (Gesch. der gr. Plastik II⁴, 1894, S. 1) von 400 bis 300 „die zweite Blütezeit der Kunst" ansetzt, obschon er bereits Keime des Verfalls sieht.

Vom fünften und vierten Jahrhundert heißt es bei P. Wendland, Die hellenistisch-römische Kultur (1907) 3: „Kein moderner Philologe leugnet, daß die Kultur des V. und IV. Jahrhunderts nach dem Reichtum originaler und schöpferischer Gedanken, nach der Größe ihrer geistigen Heroen einzig dasteht, daß sie in der typischen Ausprägung der Weltanschauungen und Lebenauffassungen, in der Ausbildung der künstlerischen Formen das Größte geschaffen hat." (Der Eingang des Satzes bezieht sich auf den Gegensatz, in dem die neue Wertung der hellenistischen Zeit zu früheren Anschauungen sich befindet; trotzdem stehe, will Wendland sagen, die vorhellenistische Zeit noch höher.) — Ebenfalls auf die vorhellenistische Zeit bezieht sich J. Kärst, Die antike Idee der Ökumene (1903) 2: „die im eigentlichsten Sinne schöpferische Periode des Griechentums . . . jene Zeit, in der überhaupt die großen Kulturwerte geschaffen worden sind, durch die der hellenische Genius die Welt reich gemacht hat."

B. Die hellenistische und spätere Zeiten.

Gerade das spätere Griechentum war es vor allem, das in der Neuzeit zunächst, durch römische Vermittlung besonders, wirksam wurde und Geltung fand; dies ist treffend betont bei P. Wendland, Die hellenistisch-römische Kultur (1907) 5: „Die Renaissance hat das Griechentum wesentlich in römischer Auffassung und Färbung gesehen, und es waren die durch römische Literatur vermittelten besten Gedanken des Hellenismus, in denen sie ihr Ideal fand." Vom Griechentum der Kaiserzeit Wilamowitz, Die Kultur der Gegenwart I 8 (1905) S. 165: „Man überlege sich . ., was denn das Griechentum ist, das in der Renaissance wirksam wird, an das die Aufklärung appelliert, ja das noch bis in unsere Tage für sehr viele die Vorstellungen beherrscht: die 'Helden' Plutarchs, die 'Frömmigkeit' des Pausanias, die 'Mythologie' der Göttergespräche Lukians." — Von der Philosophie Eucken, Die Lebensanschauungen der großen Denker⁷ (1907) S. 129: „wo . . die Antike mit direkter Wendung zur Seele des Einzelnen Belehrung und Bereicherung gewähren sollte, da galten mehr [als „die klassische Zeit"] die späteren Epochen. Während der Aufklärungszeit waren die Schriften des . . . Plutarch und eines Marc Aurel in den Händen aller Gebildeten. Seit dem Neuhumanismus ist das anders geworden."

Im 18. und 19. Jahrhundert stand dagegen die vorhellenistische Zeit nach jeder Richtung im Vordergrund, nicht nur in der Forschung, sondern auch in der Wertung. Erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurden über die hellenistische Zeit, das 3. Jahrhundert vor allem, neue positive Werturteile laut. — Zuerst hat wohl Beloch, Hist. Zeitschr. 1900 S. 12 die neue Anschauung so bestimmt formuliert: „das griechische Volk stand auf dem Höhepunkte seiner Entwicklung" (im 3. Jahrhundert). Etwas abgeschwächt S. 15: „So war das griechische Volk im 3. Jahrhundert intellektuell und ethisch den Vorfahren in der klassischen Zeit mindestens ebenbürtig." Zusammenfassend auch Gr.

Digitized by Google

Gesch. III 1 (1904) S. 551: „So herrschte in dem Jahrhundert nach Alexander auf allen Gebieten des geistigen Lebens die reichste und erfolgreichste Tätigkeit. Mochte das künstlerische Schaffen und die Kraft philosophischer Spekulation nicht mehr ganz auf der Höhe der vorhergehenden Periode stehen, so wurde das reichlich ausgeglichen durch den Aufschwung der positiven Wissenschaft und die Erweiterung des geistigen Horizontes der führenden Klassen." Auch Hist. Zeitschr. a. a. O. werden die einzelnen Kulturgebiete abgewogen (S. 13 f.): „die Leistungen des 3. Jahrhunderts in der Poesie und bildenden Kunst" seien hinter denen der vorhergehenden Periode zurückgeblieben; doch fragt er weiter: „Blieben sie wirklich so weit dahinter zurück?" Dafür findet er die hellenistische Zeit überlegen z. B. im Staatsleben, da sie „zentralisierte Bundesstaaten" schuf; „das Altertum hat auf politischem Gebiet nichts Vollendeteres geschaffen" (S. 14); in der Humanität der Kriegführung und in der Stellung der Frau (S. 14) u. a. Vor allem aber betont er (S. 13), daß „gerade die Zeit von Alexander bis zur römischen Eroberung" es ist, „in der die hellenische Wissenschaft den Höhepunkt ihrer Entwicklung erreicht hat", eine Höhe, wie sie erst im 17.—18. Jahrhundert wieder erreicht worden sei. Die Wissenschaft aber hält er für die größte Leistung der Griechen (s. oben S. 269).

Ähnlich nennt Wilamowitz, Die Kultur der Gegenwart I 8 (1905) S. 82 das dritte Jahrhundert den „Gipfel der hellenischen Kultur und damit der antiken Welt". „Mögen die ewigen Gedanken früher gedacht, die ewigen Kunstwerke vorher geschaffen sein: durch die Ausgestaltung der Wissenschaft ebenso wie durch die Weltherrschaft gewinnen beide erst die Macht, auf die Ewigkeit hin zu dauern und zu wirken. Und in den vier Menschenaltern von Alexander bis Antiochos Megas, von Aristoteles bis Eratosthenes, bringt das griechische Volk eine so ungeheure Menge bedeutender Menschen hervor, daß der Abfall danach vielleicht eine physische Notwendigkeit war." Auch für ihn ist „das wahrhaft Große des Hellenismus . . seine Wissenschaft"; vgl. auch S. 118: „in dieser ihrer [der Griechen] wissenschaftlichsten Zeit" (320—30 v. Chr.). (Über die hellenist. Poesie aber s. Gr. Lesebuch, Text [1902] S. V: „Die Poesie der Hellenen hat während der ganzen Zeit, in der ihre Sprache die Welt beherrschte [damit ist eben die hellenistisch-römische Epoche gemeint], nichts mehr von ewiger Bedeutung hervorgebracht, gerade weil sie an den alten Formen klebte.") — Ad. Bauer, Lehrbuch der Geschichte des Altertums (1904) S. 121: „Bei Chaironeia ist nur die politische Selbständigkeit der griechischen Staaten vernichtet worden, nicht aber das Griechentum als Nation und geistige Macht." — Sal. Reinach, Apollo (1905; zit. nach der italienischen Übersetzung Bergamo 1906) S. 68 nennt die zwei ersten hellenistischen Jahrhunderte „una delle più grandi [epoche] dello spirito umano". — W. Otto, Zeitschr. f. Sozialwiss. 1905, S. 709/10: „Ganz abgesehen von den das Frühere weit überragenden Leistungen auf politischem und materiellem Gebiet . . . ist auch vom rein geistigen Standpunkt aus betrachtet kein Niedergang zu konstatieren; allenthalben finden wir ein reiches geistiges Leben und Schaffen. Die Schöpfungen der vorhergehenden Periode in Literatur und Philosophie sind freilich weit höher zu bewerten, als die des dritten Jahrhunderts . . . auch in den bildenden Künsten wird man wohl den Gebilden der klassischen Zeit den Vorzug geben." Diese „Mankos"

Digitized by Google

werden aber „überreichlich aufgewogen durch die gewaltigen Fortschritte der griechischen Wissenschaft, die damals ihren Höhepunkt erreicht hat." — Ulr. Wilcken, Neue Jahrbücher f. das klass. Altert. 1906 I S. 467/8: „Im III. Jahrhundert v. Chr. stehen die Griechen noch in ihrer vollen Kraft und Eigenart — als Vollender der früheren Kulturarbeit — namentlich groß in dem Ausbau der Einzelwissenschaften, die im III. Jahrhundert auf dem Höhepunkt stehen." — K. J. Neumann, in Ullsteins Weltgeschichte (1909) S. 330: „Der Tag von Chäroneia bedeutet nicht den Untergang des Griechentums, sondern leitet einen seiner größten Siege ein." — Wir nennen noch P. Wendland, Die hellenistisch-römische Kultur (1907) 3: Der Hellenismus „hat eine neue Kultur hervorgebracht, deren Formen und Anschauungen zum Teil bis in die Gegenwart herrschen oder nachwirken. Er hat neue Literaturgattungen geschaffen und alte auf die Höhe ihrer Entwickelung geführt. Er hat die Fachwissenschaften zur höchsten Blüte gebracht".

Die positive Bewertung der hellenistischen Zeit überwiegt schon bei Hertzberg (Ersch und Gruber, Allgem. Enzyklopädie I Teil, 80 [1862] S. 410 und 411). Noch mehr bei Holm, Gr. Gesch. IV (1894), der aber die Lichtseiten der hellenistischen Zeit fast ausschließlich bei den „freien Städten" findet; vgl. dazu S. VII, 44, 75/6, 94, 131, 180, 192, 338, 451, 764/5, 670. Es hängt dies zweifellos aufs engste mit von Jugend auf eingewurzelten Überzeugungen Holms zusammen, der ja selbst aus einer „freien Stadt" stammte. Endlich sei noch Wilczek genannt (bei Helmholt, Weltgeschichte IV [1900] S. 22), bei dem hier der Verfallsbegriff fast ganz verschwunden ist: „Hiemit (vom Jahre 371 an) beginnt der politische Verfall des griechischen Kleinstaatenwesens, gleichzeitig aber auch ein neuer, wunderbarer Aufschwung der nationalen Größe in anderer Richtung, eine Wiedergeburt des hellenischen Wesens überhaupt"; S. 24: „der ewig rege und schaffensfreudige griechische Volksgeist, dem durch die monarchische Regierungsform die abziehende und zerstreuende Beschäftigung mit der Politik entzogen wird, wirft sich mit verdoppelter Kraft teils auf wissenschaftliche Forschung und künstlerisches Schaffen, teils auf Industrie, Handel und Schiffahrt".

Der Fortschritt der Wissenschaft in der hellenistischen Zeit wurde früh erkannt (s. auch oben S. 290/1); aber von der Überzeugung aus, daß hier die griechische Antike ihr Ende habe, oder daß überhaupt ein Verfall eingetreten sei, wurde jene Erscheinung eher ungünstig bewertet. Sehr bemerkenswert ist in dieser Richtung eine Äußerung Böckhs, Enzyklopädie 284: „Allerdings macht der griechische Geist in der alexandrinischen Zeit noch mächtige Fortschritte in der Wissenschaft, aber diese gehen über das Maß und Wesen des Antiken hinaus und bereiten daher selbst den Verfall vor" (s. auch oben a. a. O.). Anderseits suchte man gern die Verfallserscheinung in der „Zersplitterung" in Einzelwissenschaften; wir nennen nur eine Äußerung noch aus neuester Zeit: W. Capelle, Die Schrift von der Welt (eingeleitet und verdeutscht, 1907) S. 32: „die Wissenschaft verliert sich in der Einzelforschung" [nach Aristoteles].

Zur positiven Wertung der hellenistischen Kunst vgl. u. a. Collignon, Gesch. der griech. Plastik II (Deutsche Ausgabe 1898) S. 477. — J. Strzygowski, Jahrbuch der preuß. Kunstsammlungen 24. Bd. (1903) 147: zuerst

Digitized by Google

habe „die attische, dann die hellenistische Kunst, jede in ihrer Art, der Welt ein Vollkommenes geboten". — S. Reinach, Apollo (1905, zit. nach der ital. Übersetzung Bergamo 1906) S. 66f. — W. Klein, Gesch. der gr. Kunst III (1907) S. 177, 208, 261; S. 23: „Es ist noch nicht allzulange her, daß die Verweisung eines plastischen Kunstwerkes in die 'Diadochenzeit' zugleich seine ästhetische Verurteilung in sich schloß, und ganz frei sind wir auch wohl jetzt noch nicht von allen Rudimenten solcher Vorstellungen." — Vgl. noch K. Woermann, Geschichte der Kunst I (1900) S. 357: Es erscheine „die Weiterbildung, die die griechische Kunst durch alle diese neuen Triebe erfuhr, so organisch und natürlich, daß man sich fragt, ob die Entwicklung sich nicht auch ohne die weltgeschichtlichen Ereignisse, die die hellenische Welt zur hellenistischen machten, in denselben Bahnen vollzogen haben würde".

Während nun weiter auch jene, die die hellenistische Zeit im engern Sinne positiv werten, doch mit dem Eintritt der Römerherrschaft einen Verfall des Griechentums annehmen, spricht J. Kromayer, Hist. Zeitschrift 1909 S. 272/3 eine andere Auffassung aus: „Die Ansicht von dem Niedergange des Griechentums ist ... lediglich eine Schlußfolgerung aus dem Untergange der politischen Selbständigkeit, den Roms überlegene staatliche Macht herbeigeführt hat, und läßt sich für das kulturelle und geistige Gebiet nicht aufrecht erhalten. Das Überwiegen griechischen Einflusses auf fast allen Lebensgebieten in der römischen Kaiserzeit ... läßt wohl am besten auf die unverwüstliche innere Gesundheit und Lebenskraft auch dieses späteren Griechentums schließen."

Hier sind endlich noch einige Autoren zu erwähnen, die, obschon sie von christlichen Wertmaßstäben durchaus absehen, jene ganze spätantike Wandlung im Geistesleben in gewisser Hinsicht positiv bewerten. So H. O. Taylor, The classical heritage of the middle ages (New York 1901) S. 14f., der diese Neugestaltungen vor allem als „liberation" gegenüber den Schranken antiken Denkens und Fühlens auffaßt; Al. Riegl, Beilage zur Allgemein. Zeitung 1902, Nr. 93, bes. S. 153 (in erster Linie in Beziehung auf die spätantike Kunst); G. Misch, Geschichte d. Autobiographie I (1907) S. 100 (die geistige Verengung erscheine als eine einmalige Notwendigkeit der Sammlung), S. 345.

In diesem Zusammenhang nennen wir auch Ad. Harnack, Universität und Schule (1907) S. 33: Man müsse „in der Geschichte der alten Kirche, des konstantinischen Staats, des römischen Rechts und der neuplatonisch-augustinischen Spekulation den auf ein höheres Niveau führenden Abschluß der Geschichte des Altertums" erkennen. Wenn hier christliche Wertungen auch mit in Betracht kommen, so ist dies doch keineswegs ausschließlich der Fall.

Auf die christliche Wertung der späteren Antike, nach der diese entsprechend dem Fortschreiten ihrer Christianisierung positiv bewertet wird, sei hier nur hingewiesen.

Digitized by Google

Dazu Allgemeiner Teil S. 67—73.

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Die Bewertung des Griechentums IV.

Die Bestreitung der streng klassizistischen Wertung.

1. Einleitendes.

Wie oben S. 71 f. ausgeführt wurde, handelt es sich bei der Überwindung der klassizistischen Wertung der Antike und des Griechentums im besonderen um weit ausgreifende Vorgänge; für diese allgemeinen neuzeitlichen Strömungen geben wir keine Nachweise, wie z. B. für die Ersetzung der antiken Autorität durch die „Natur", die „Vernunft" (eine Ausnahme mag hier gemacht sein mit den Worten Descartes, Discours sur la méthode, première partie, wo er erklärt, er verlasse nun „l'étude des lettres" und entschließe sich „de ne chercher plus d'autre science que celle qui se pourrait trouver en moi-même, ou bien dans le grand livre du monde"; vgl. vorher: „notre lumière naturelle", „entendre la raison").

Selbstverständlich kommen als Bestreitungen klassizistischer Auffassungen auch die unten Kap. 46—48 zusammengestellten negativen Wertungen des Griechentums in Betracht.

Auch die Gleichwertung anderer Kulturen mit der griechischen ist ein Einbruch in streng klassizistische Vorstellungen. In diesem Sinne ist es zu verstehen, wenn z. B. A. W. Schlegel, Werke IV S. 283 zustimmend Chézys Worte anführt, der meint, „daß in allen diesen Fächern [in Wissenschaft und Kunst] die Indier den Griechen wenig zu beneiden haben".

2. Allgemeines.

Im folgenden geben wir nun eine Anzahl Nachweise für die Bekämpfung klassizistischer Formen des positiven Werturteils, vor allem des Glaubens an die Vorbildlichkeit des Griechentums, namentlich eine allgemeine Vorbildlichkeit. Welche Werturteile die Vertreter solcher Anschauungen ihrerseits fällen, kommt hier nicht in Betracht; nur darauf sei hingewiesen, daß damit ein hohes Maß positiver Wertungen durchaus vereinbar ist. Die Nachweise stammen meist aus neuerer, ja neuester Zeit, alle aber sind später als jener Höhepunkt klassizistischer Denkweise um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert.

Einen Wendepunkt gegenüber eigenen früheren Anschauungen bedeutete es für Nietzsche, als er im Entwurf zu der Schrift „Wir Philologen" (1874/75; W. X [1903]) S. 345 die Worte schrieb: „Nachahmung des Altertums: ob nicht ein endlich widerlegtes Prinzip" und sich die Gründe der „Bevorzugung" des Altertums deutlich zu machen und als „Vorurteile" zu erklären suchte (S. 360). Indessen blieb seine Bekämpfung klassizistischer Wertungen im Grunde doch mehr eine vereinzelte und vorübergehende Erscheinung, deren Wirkung durch ihn selbst wieder aufgehoben wurde, da er doch immer wieder für die ältere Zeit des Griechentums eine klassische Geltung in Anspruch nahm.

Digitized by Google

Weit erfolgreicher hat Wilamowitz den „Klassizismus" wiederholt und eindringlich bekämpft; wir geben hier die wichtigsten Stellen: „Reden und Vorträge" S. 130 (1897): „Jene Antike, die ein absolut verbindliches Vorbild für Kunst und Leben sein sollte [er spricht vom deutschen Klassizismus im 18. Jahrhundert], war für beides eine ernste Gefahr, schon darum weil sie ein Wahnbild war". (Wenn er dann fortfährt: „Ein Jahrhundert geschichtlicher Forschung hat sie beseitigt" — es ist damit vor allem die Beseitigung des Begriffes eines einheitlichen Griechentums gemeint — so halten wir diese Betrachtungsweise nicht für durchaus richtig. Die Wissenschaft kann nicht ein Werturteil als solches widerlegen, sondern nur gewisse Vorstellungen, die eine seiner Grundlagen sind; auch ist ja der Niedergang des Klassizismus viel breiter bedingt. Das Gesagte gilt auch für die gleich im folgenden angeführten Stellen.) Ähnlich äußert sich Wilamowitz an anderm Orte (bei Lexis, Die Reform des höh. Schulwes. in Preußen, 1902, S. 171): „jenes Griechentum [wie man es vor hundert Jahren gesehen habe] in seiner olympischen Vollkommenheit ist ebenso dahin wie in seiner Einheit. Die geschichtliche Wissenschaft hat es zerstört"; vgl. „Verhandlungen über Fragen des höheren Unterrichts" (1902) S. 206: „Die Antike als Einheit und als Ideal ist dahin; die Wissenschaft selbst hat diesen Glauben zerstört"; vgl. S. 90. — Von der Tragödie spricht Wilamowitz im „Herakles" I^1 (1889) S. 119: „Es ist eine Torheit den Vorzug der Klassizität für die Dramen Athens zu fordern". — Zu seinem eigenen positiven Werturteil vgl. „Die Reform usf." S. 175: „die geschichtliche Forschung des neunzehnten Jahrhunderts hat alle möglichen Völker und Kulturen mit Liebe erforscht .... Dabei hat das Hellenentum nur gewonnen"; s. auch S. 171: „Statt der Einheit hat sie [die Wissenschaft] eine kontinuierliche Entwicklung gezeigt, und wenn die Bewunderung des Epos, der Tragödie und der Philosophie der Griechen auch nur wächst, je besser sie verstanden werden, so sind sie doch griechisch, gebunden, wie alles Menschenwerk, an Raum und Zeit." Vgl. noch „Das Griechentum als lebendige Kraft" (1909) S. 7/8.

Ed. Meyer, Gesch. d. Altertums II (1893) S. 31: „Wie wir jetzt erkennen, ist der Klassizismus nur die Vorstufe gewesen für die Emanzipation der modernen Kultur vom Altertum überhaupt. Die Muster der hellenistisch-römischen Kultur hat man verworfen, der Versuch, die klassisch-griechische Kultur zum Vorbild zu erheben, hat sich auf die Dauer als undurchführbar erwiesen." — O. Kern, „Goethe, Böcklin, Mommsen" (1906) 11: „das falsche Dogma vom klassischen Altertum". — Paul Wendland, Universität und Schule (1907) 20: „der Glaube an die Antike als autoritativ bindende Macht" sei zerstört worden. — O. Immisch, Wie studiert man klassische Philologie (1909) S. 86 über die Überwindung des Klassizismus durch das deutsche Volk im Zusammenhang mit seinem eigenen Aufschwung; vgl. denselben, Neue Jahrbücher f. das klass. Altert. 1900, II 307: „'Die unbedingte Vorbildlichkeit der Antike ist ein verflogener Traum'" (läßt er Wilamowitz sagen). „Wer dürfte heute im Grunde anders denken?"

Bei andern finden wir denselben Grundgedanken, aber in der irreführenden Form, als sei die geschichtliche Betrachtung an Stelle des klassizistischen Werturteils getreten. Aber weder sind Werturteile über griechische Dinge verschwunden, noch könnte — auch wenn das geschehen wäre —

Digitized by Google

richtig gesprochen an deren Stelle eine geschichtliche Betrachtung treten (vgl. auch oben S. 379). Wir nennen hier M. Wellmann bei W. Kroll, Die Altertumswissenschaft im letzten Vierteljahrhundert (1905) 144: „die historische Betrachtungsweise des klassischen Altertums, welche an die Stelle der klassizistischen Richtung getreten ist". Anderseits kann mit einer solchen Formel auch nur gemeint sein, daß die positive Wertung eine schwächere geworden sei; immerhin bleibt dann die Ausdrucksweise ungenau; so z. B. bei Rohde (vgl. O. Crusius, Erwin Rohde [1902] S. 136; v. J. 1882): „Ich lebe an mir selbst . . . die allmähliche Umarbeitung der ästhetischen und absoluten Schätzung des Altertums in die historische und relative durch, die ja den Gang unsrer Disziplin . . . bezeichnet hat". — Deutlicher H. v. Arnim, Deutsche Literaturzeitung 1900, Sp. 3302: Wer „durch die Schule der Geschichtswissenschaft gegangen ist und durch sie gelernt hat, die menschlichen Dinge liebevoll und gerecht, ein jedes in seinem bedingten Werte zu verstehen, wird es ablehnen, selbst in den genialsten Offenbarungen menschlicher Schöpferkraft ewig gültige Vorbilder alles zukünftigen Schaffens zu erblicken" (mit besonderem Bezug auf das Griechentum; vgl. auch Sp. 3306, wo er mit Wilamowitz bestreitet, „daß das Hellenentum für uns . . . normative Geltung hat"). Hiezu sei noch folgendes bemerkt: die Überzeugung, daß es keine absoluten Werte in menschlichen Dingen gebe, hängt gewiß mit der Erkenntnis geschichtlicher Mannigfaltigkeit und Bedingtheit auch eng zusammen; aber diese Überzeugung entsteht — sowohl im allgemeinen als in ihrer besonderen Anwendung auf das Griechentum — keineswegs ausschließlich auf diesem Wege. Anderseits hört unser Werten nicht auf, auch nachdem seine subjektive Geltung erkannt ist.

3. Die Bestreitung der streng klassizistischen Wertung für einzelne Kulturgebiete.

A. Die Literatur.

An erster Stelle sei hier Fr. Schlegel genannt, der vom Standpunkt seiner späteren Anschauungen zum Teil sein eigenes früheres Werturteil berichtigt, wenn er (Fragmente, Minor II S. 195) sagt: „Die Alten sind nicht ein willkürlich auserwähltes Kunstvolk Gottes; noch haben sie den alleinseligmachenden Schönheitsglauben; noch besitzen sie ein Dichtungsmonopol". — Ähnlich A. W. Schlegel, Dramaturgische Vorlesungen[2] (1816; W. V) S. 5: „Es gibt kein Monopol der Poesie für gewisse Zeitalter und Völker"; vgl. S. 12, 48/49; dazu aber noch S. 7: Die Alten seien „in ihrer Gattung musterhaft". — Fr. Aug. Wolf, Darstellung der Altertumswissenschaft (Museum der Altertumswissenschaft I 1807 S. 33; auch Leipzig 1833) unterscheidet innerhalb der antiken Werke überhaupt wieder eine „zweite Gattung": „die schönen oder klassischen". — Frau von Staël, De l'Allemagne (II. Teil, Kap. XI; Oeuvres [Paris 1820] X S. 270) („De la poésie classique et de la poésie romantique") stellt einander gleich: „paganisme et christianisme, Nord et Midi, antiquité et moyen âge, chevalerie et les institutions grecques et romaines, goût antique et goût moderne". Wir führen die Stelle hier an, weil sie im Grunde doch auch einen Widerspruch gegen die

Digitized by Google

streng klassizistische Auffassung der antiken Kultur und Literatur enthält. — Grillparzer, Briefe literarischen und artistischen Inhalts, 1. Brief (Über die Bedeutung des Chors in der Tragödie, 1817) (Hesse 14, 139/40): „Diejenigen, die sich die Mühe genommen haben, die Sprachen der Alten zu lernen und ihre Werke zu studieren, suchen sich für ihre Anstrengungen gewöhnlich dadurch zu entschädigen, daß sie ewig von ungeheuren Reichtümern, von unermeßlichen Schätzen sprechen, die da verborgen lägen und die sie gefunden; ja jeder Kiesel, der in der alten Welt, so gut als in der neuen, am Wege liegt, ist ihnen ein Edelstein, den wir Uneingeweihte nur aus Mangel des höheren Gesichtssinnes nicht dafür erkennen." — Böckh, Kl. Schr. 7, 583 [1850]: „Wir haben also, ebenso gut wie die Alten, unsere Klassiker, und nichts ist verkehrter ersonnen als der Gegensatz des Klassischen und Romantischen." — E. Faguet, Revue des deux mondes 1894, 1. Mai S. 150: Es gebe keine „littérature classique", sondern nur „un petit nombre d'hommes supérieurs naissant ici et là". — Paulsen, bei W. Lexis, Die Reform des höheren Schulwesens in Preußen (1902) (zu einem Satze von Gottfr. Hermann) S. 36/7: „Wer empfindet heute noch jene absolute Mustergültigkeit der griechischen und römischen Schriftsteller? Wir haben aufgehört an unveränderliche Muster des Schönen zu glauben."

B. Die bildende Kunst.

Auch für die Bestreitung der streng klassizistischen Auffassung der bildenden Kunst seien einige Nachweise gegeben. In diesem Sinne sind folgende Worte Goethes zu verstehen („Antik und modern"; 1818; hinter „Philostrats Gemälden"; Hempel 28, S. 327; Heinemann 23, S. 286f). Nachdem er ausgeführt, warum er die Alten vorziehe, ohne damit nichts anderes gelten lassen zu wollen, fährt er fort: „Unser wiederholtes aufrichtiges Bekenntnis, daß keiner Zeit versagt sei, das schönste Talent hervorbringen, daß aber nicht einer jeden gegeben ist, es vollkommen würdig zu entwickeln." So, und nicht streng klassizistisch ist auch der oft zitierte Satz (gleich vorher) aufzufassen: „Jeder sei auf seine Art ein Grieche, aber er sei's!" — O. Benndorf, Über die jüngsten geschichtlichen Wirkungen der Antike (1885) geht aus (S. 5/6) von „dem stetigen Wechsel des Geschmacks in Kunst, in Sitte, in allen Formen des äußeren Daseins wie des geistigen Schaffens, welche einer ästhetischen Beurteilung unterliegen"; es gehöre dies zu jenen großen offenen Geheimnissen. Die „letzte Ursache der stetigen Geschmacksveränderung" findet er (S. 11) in der Tatsache, „daß alle Reize periodisch ermüden" (vgl. dazu auch C. Justi, Winckelmann I^2 (1898) S. 237: „das Gesetz, das die Wandlungen des Geschmacks beherrscht" . . (vorher) „die Formen leben sich aus; dann folgt der Bruch und die Hinwendung zum Entgegengesetzten" usf. Ob und von welcher Seite Beeinflussung vorliegt, kann ich nicht feststellen). Offenbar im Zusammenhang mit dieser Kausaltheorie der Kunstgeschichte stellt nun Benndorf weiterhin den Satz auf, „das künstlerische Wollen jeder Vergangenheit" beanspruche „eine positive Würdigung" (S. 10), im Gegensatz zu Winckelmanns lange wirksamer Anschauung, die die Kunst unter dem Bilde des Wachstums und der Abnahme der Kraft gesehen habe, was dazu verführe, „in aufsteigender Linie nur Vorbereitungen

Digitized by Google

eines Zukünftigen, in absteigender nur Nachwirkungen eines Vergangenen zu erblicken" (S. 9/10). Sehen wir ab von dem besonderen Falle der organischen Wertkurve, die Benndorf treffend erkennt, so will er also alles geschichtlich Ästhetische positiv werten; in welchem Sinne, zeigt der Satz S. 10 (nach „erblicken"): ... „während alles Geschehene und Gewordene ... doch irgendwie Bedeutung an sich besitzen muß und das künstlerische Wollen" usf. (oben zitiert). Zweifellos handelt es sich hier um die gleiche Auffassung, wie sie Wundt gelegentlich ausgesprochen (s. oben S. 350/1, dazu S. 61), im besonderen um eine Art des relativen Werturteils: die Bedeutung, welche die Zeitgenossen dem Kunstwerk beilegen. Außer dieser Feststellung will Benndorf, wie es scheint, keine Wertung unserseits. Wir haben also den nicht seltenen Fall vor uns, daß über der Anerkennung einer fremden — mit dem Objekte zeitgenössischen — Wertung die eigene unterdrückt wird (vgl. oben S. 353/4). Damit ist selbstverständlich auch die klassizistische Wertung der antiken Kunst aufgehoben. — Über Benndorfs Aufsatz schrieb ausführlich Ivo Bruns, Preuß. Jahrb. Bd. 57 (1886). Er faßt S. 179 die eben dargestellten Auffassungen Benndorfs dahin zusammen: die Archäologie bekenne mit der Benndorfschen Theorie, „daß sie auf die Alleingültigkeit und die absolute Wertschätzung des antik klassischen Materials verzichtet". Er sucht dann diese Anschauung einzuschränken, indem er zugleich die Frage nach der Möglichkeit eines absoluten Schönen bejaht, ohne indessen in diesen damals noch fast unbekannten Problemen der Werttheorie zur Klarheit zu gelangen. Auch sonst finden wir gerade bei der Behandlung dieser Dinge — der Frage nach der „klassischen" Geltung der antiken Kunst — Widersprüche, die aus dem Fehlen grundsätzlicher theoretischer Einsicht in das Wesen des Werturteils sich ergeben. So sagt R. Kekule von Stradonitz, Die Vorstellungen von griechischer Kunst und ihre Wandlung im neunzehnten Jahrhundert (1901; Neudruck 1908) S. 32: „Die Schätzung auch der berühmtesten Antiken ist wandelbar; sie ändert sich jeden Tag und wird sich in aller Zukunft weiter ändern." Nachher heißt es dann aber: „Die Höhen bleiben und werden als solche immer erkannt und empfunden werden." Doch gleich darauf wieder: „Aber auch die höchsten schöpferischen Leistungen sprechen zu den wechselnden Menschenaltern der Nachfahren eine wechselnde Sprache". Man sieht hier deutlich, wie eine Theorie der subjektiven Wertung mit dem alten Glauben an objektive ästhetische Werte im Kampfe liegt, wobei freilich die erstere stärker wirkt.

Zum Schlusse führen wir noch den Satz von Wilamowitz an, bei Lexis, Die Reform des höheren Schulwesens in Preußen (1902) S. 170: „der Klassizismus in der Kunst" sei „gründlich überwunden".

Digitized by Google

Sechsundvierzigstes Kapitel.

Dazu Allgemeiner Teil S. 73/4.

Die Bewertung des Griechentums V.

Die negative Bewertung des Griechentums I.

Das Griechentum im allgemeinen.

Zur Kritik des griechischen Volkscharakters s. oben 161f.; hier geben wir vorzugsweise kritische Urteile über griechische Kultur wieder.

1. Römische Auffassungen.

Aus der römischen Welt nennen wir die Stelle Ciceros, an der dieser die griechische Kultur an der römischen mißt und fast auf allen Punkten geringer wertet, Tuscul. I § 1f.: „meum semper iudicium fuit omnia nostros aut invenisse per se sapientius quam Graecos, aut accepta ab illis fecisse meliora, quae quidem digna statuissent, in quibus elaborarent. Nam mores et instituta vitae resque domesticas ac familiares nos profecto et melius tuemur et lautius; rem vero publicam nostri maiores certe melioribus temperaverunt et institutis et legibus. Quid loquar de re militari? In qua cum virtute nostri multum valuerunt, tum plus etiam disciplina. Iam illa, quae natura, non literis assecuti sunt, neque cum Graecia neque ulla cum gente sunt conferenda. Quae enim tanta gravitas, quae tanta constantia, magnitudo animi, probitas, fides, quae tam excellens in omni genere virtus in ullis fuit, ut sit cum maioribus nostris comparanda? Doctrina Graecia nos et omni literarum genere superabat, in quo erat facile vincere non repugnantes.“ Vgl. auch de divinat. I § 1: „ut alia nos melius multa quam Graeci“.

2. Urteile vom christlichen Standpunkte aus.

Für die christliche Kritik des Griechentums sind namentlich die Apologeten von Bedeutung. Wir verweisen, neben dem Hauptwerk von Geffcken, Zwei griechische Apologeten (1907), auch auf Wendland, Die hellenistisch-römische Kultur (1907) S. 50f. (Über die weit schwächere antik-christliche Gegenströmung zugunsten des Griechentums vgl. man E. v. Lasaulx, Studien des klassischen Altertums (1854) S. 83f.)

Wesentlich christlichen Ursprungs ist auch P. Nerrlichs Kritik, „Das Dogma vom klassischen Altertum“ (1894) (s. über das Buch auch oben S. 354/5). Die Hauptstellen sind S. 138: der „Irrwahn, daß die durch das Christentum überwundenen Heiden Träger und Repräsentanten dieser Humanität seien“ [„welche sich freimacht von allen Schranken und im Innern des Menschen, hier auf Erden, alle die Macht und Herrlichkeit entdeckt, welche nach dem Glauben der ersten Jahrhunderte dem im Himmel thronenden Gotte vorbehalten ist“]; S. 194: „die Tat- und Hauptsache, daß Homer ein Polytheist, ein Heide, also der wahren Humanität bar ist“; S. 118: „so gewiß ... als selbst diejenigen der Griechen, welche das Christentum am wirksamsten vorbereiteten, doch immerhin Heiden waren und Heiden blieben“;

Digitized by Google

vgl. auch S. 225: „Geradezu abstoßend ... wirkt seine [Schillers] Bewunderung des griechischen Götzendienstes und sein Bedauern, daß er jetzt nicht mehr blühe". — Vom katholischen Standpunkte aus A. Baumgartner, Geschichte der Weltliteratur IV (1905) S. 4/5: „Die Bildung der antiken Welt" habe durchaus nicht jene ihr von vielen zugeschriebene „Harmonie, Schönheit und Vollkommenheit" besessen. „Sie hatte vielmehr die wichtigsten Grundlagen der gottgewollten Ordnung verkehrt ... den Menschen an Stelle Gottes ... gesetzt ... und sich völlig unfähig erwiesen, den Menschengeist aus dem ungeheuerlichen Wirrwarr des Polytheismus, der Gottlosigkeit und Sittenlosigkeit auf den richtigen Pfad zurückzulenken. Unter dem Einfluß der Sünde war gerade der verlockende Kultus des Schönen zu einem Pfuhl des Verderbens ... geworden". Ebenso J. Wassmer, Katholische Schweizerblätter 1901, 145f. („Licht und Schatten bei den Griechen"); S. 175: „Die Griechen haben das Höchste geleistet, was reiner Menschlichkeit zu schaffen vergönnt ist. Grund, sie zu beneiden aber haben wir Christen nicht, da 'uns erschienen ist die Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes, unseres Erlösers'." — Vgl. noch das Vorwort von J. P. Mahaffy, A Survey of Greek civilization (London 1897); z. B. S. VI, wo er die Gegensätze betont, die zwischen der „culture of intellect without moral forces to balance it" [d. h. eben der griechischen] bestehen und der, „which has received the powerful support of Christianity"; S. VII/VIII: „what was possible for the human intellect apart from revelation, and what flaws and faults adhere to the highest manifestations of that intellect", würde man nie erfahren haben ohne das Beispiel „of both the greatness and the smallness of Greek civilization".

3. Urteile von neueren Standpunkten aus.

A. Zur „Querelle des anciens et des modernes".

Zur Querelle des anciens et des modernes vergleiche man u. a. die feinen Bemerkungen C. Justis, Winckelmann I² (1898) S. 135—138; weitere Literatur bei Gust. Lanson, Hist. de la littér. franç.⁸ (Paris 1903), S. 589; dazu noch Gottl. Reinhardt, Saint-Evremonds Urteile und Gedanken über die alten Griechen und Römer (Diss. Leipz.) 1900. Das Hauptwerk ist von Rigault, 1859 (mir nicht zugänglich). Eine übersichtliche Darstellung gibt Lanson, 589f.; dazu S. 621, 631f. Lanson faßt (589) die Querelle als Folge der Fortschritte des Rationalismus, der zwar zum „klassischen Naturalismus" geführt habe, aber im Grunde „éloignait de l'antiquité et poussait la raison moderne à ne compter que sur soi". Über den Erfolg der durch Perrault vertretenen Richtung S. 594; 621: Im 18. Jahrhundert „le culte de l'antiquité n'était plus possible ... On nomme encore les anciens avec éloge". Aber „pour trouver des modèles littéraires, on ne va pas au delà du XVIIe siècle. Perrault a gagné sa cause, sur le fond". Über das Wiederaufleben des Streites im 18. Jahrhundert S. 631f. — Aus den im 18. Jahrhundert nicht seltenen Rückblicken auf die Querelle nennen wir nur zwei Stellen; den Aufsatz von Gédoyn, Hist. de l'Acad. royale des inscriptions et belles lettres; Amsterdamer Ausgabe Bd. VI, 1743; S. 122f.: „Si les anciens ont été plus savans que les modernes et comment on peut apprécier le mérite

Digitized by Google

des uns et des autres" (v. J. 1736). Zusammenfassend heißt es S. 161/2: „Laissons aux anciens la gloire d'avoir mieux réussi que nous en éloquence et en poésie, reconnoissons-les pour nos maîtres dans les choses qui ne sont que de goût . . . (Stärker noch S. 122, wo er feststellt: „il est constant que les anciens nous ont passé (so) de beaucoup dans l'art d'écrire . . . qu'ils ont saisi la vraie manière de penser et d'exprimer la pensée, qu'ils se sont étudiés à copier la belle nature et qu'ils y ont réussi. Ne les pas prendre pour modèles . . . c'est abandonner cette source féconde du beau, la nature") Mais en même temps convenons que les modernes ont été plus laborieux, plus avides de connoissances, plus exacts observateurs de la nature, plus attentifs et plus profonds dans leurs recherches, en un mot, incomparablement plus universels et plus savants." Und Voltaire spricht am Schlusse seines Artikels „Anciens et modernes" (Dict. philosophique; Oeuvres 1785f., Bd. 47, S. 432) den Satz aus: „Heureux est celui qui, dégagé de tous les préjugés, est sensible au mérite des anciens et des modernes, apprécie leurs beautés, connaît leurs fautes et les pardonne."

Eine bemerkenswertes Schwanken der Wertung nehmen wir bei Fontenelle wahr (Digression sur les anciens et les modernes 1688; Oeuvres [Paris 1742] Bd. IV). Während er den Begriff des Fortschrittes einerseits nur auf die Wissenschaft anwenden will, nicht auf „éloquence" und „poésie", die von der „vivacité de l'imagination" der Nation abhängig seien (S. 180) und in denen „les Anciens .. ont pu atteindre la perfection" (S. 183), meint er später (S. 185), die Römer überträfen in beidem die Griechen, eben weil sie die Moderneren seien.

Im ganzen aber konnte doch das Gefühl sich verbreiten, die herrschende Stimmung sei die der Überlegenheit der Gegenwart über alle Vergangenheit. So schildert sie in ironischem Tone Herder, indem er u. a. Robertson, Hume und Voltaire als Vertreter solcher Vorstellungen nennt (Auch eine Philosophie der Geschichte usf. [1774] 2. Abschnitt; Cotta 1853/4 Bd. 27 S. 241 u. f.; Suphan 5, 545f.).

B. Weitere Urteile (18. und 19. Jahrhundert).

Wir geben im folgenden zwei Beispiele der Kritik, wie sie im 18. Jahrhundert geübt wurde. Ad. Ferguson, Essay on the history of civil society (1767; zit. nach der deutschen Ausgabe 1904; IV. Teil K. 4, S. 274ff.); hervorgehoben werden namentlich die Unsicherheit der Zustände, die politische Zersplitterung (274/5); im Einzelnen werden Sparta, dessen primitive Verhältnisse betont werden, und Athen geschildert; er nennt (277) das Volk „arm und schmutzig" und vermißt eine „geordnete Regierung"; sie rauben, plündern und morden bei ihren Nachbarn; „sie waren (278) kühn und furchtlos in ihren bürgerlichen Streitigkeiten" .. „bereit zum äußersten zu schreiten"; es fehlte an bestimmten Formen der Ehrerbietung; die Parteikämpfe (279) brachten Ächtung und Blutvergießen mit sich usf. Auch wird (S. 286) hervorgehoben, daß wir in den gewerblichen Künsten die Alten weit übertreffen. (Anderseits wird auch ausgeführt [S. 279/80], was die Hochachtung der Bewohner des heutigen Europa verdiene, so namentlich ihre Vaterlandsliebe; „ihre Geringschätzung von Leiden und Tod in seinem Dienste, ihre

Digitized by Google

männlichen Begriffe von persönlicher Unabhängigkeit ... ihre seelische Tatkraft, .. ihr Scharfsinn, die geschickte Art ihrer Lebensführung und die Stärke ihres Geistes haben ihnen den ersten Platz unter den Nationen verschafft.") — Sodann nennen wir noch A. L. Schlözer, Vorstellung der Universalhistorie[2] (Göttingen 1775) S. 63/64. Nachdem er zwar vorausgeschickt: „Diese Griechen sind unstreitig das feinste Volk der alten Welt. Schüler der Ägyptier, Phönizier, und Kleinasiaten, und Lehrer der Römer, und vermittelst dieser, Lehrer unsers ganzen Weltteils", fährt er fort: „Aber das feinste Volk der Welt ist deswegen nicht auch das gescheuteste, nicht das erste Volk des Erdbodens. Die meisten griechischen Staaten waren ... klein und ohnmächtig und hatten eine unglückliche demokratische Regierungsform ... Nächstdem dachten sie von jeher zu sinnlich: ihr Geist heftete sich zu sehr an geringfügige Gegenstände, und ihre Feinheit ward darüber Frivolität. Ihre Achtung gegen körperliche Vorzüge und Künste war übertrieben ... Ihre Religion war albern, und ohne Wirkung auf das Herz. Ihr Naturrecht war zum Teil grausam und unmenschlich. Ihre Sitten begünstigten den Flor der Kunst, das Gefühl der Schönheit, und die unnatürliche Wohllust gleich stark."

Aus dem 19. Jahrhundert nennen wir H. Ahrens in Bluntschlis Staatswörterbuch V (1860) S. 112—114 (über die „Gebrechen" der griechischen Kultur). Als Grundgebrechen nennt er (S. 112) Polytheismus und Sklaverei; S. 113: „auch die eigentlichen höhern Lebensgüter waren zu dürftig verbreitet ... um dem griechischen Volke die wahre ... Befriedigung des Lebens zu gewähren" usf. — V. Duruy, Hist. des Grecs (Nouv. éd. ill.) III (Paris 1889) S. 645 nennt „de nombreuses réserves à faire dans les éloges donnés à la civilisation grecque: une religion poétique, mais sans influence morale; la famille imparfaitement constituée; la propriété mal garantie; malgré une intelligence toujours éclatante, la moralité souvent obscure .... dans les plus beaux jours, l'absence de sécurité, les perfidies, les guerres civiles avec leurs suites" .. die Knabenliebe ... „et toujours et partout la plaie saignante de l'esclavage, avec toutes les misères qu'il apporte". — R. C. Jebb, The growth and influence of classical Greek poetry (Boston/New York 1894) 246: „In the province of religion and morals Hellenism alone is not sufficing". — A. Menger, Neue Staatslehre[2] (1904) 215/216: „die griechisch-römische Kultur" stehe „unserer heutigen Bildung in theoretischer und praktischer Beziehung bei weitem" nach. „In theoretischer Richtung, weil die antike Kultur fast ausnahmslos von dem gröbsten Wunderglauben beherrscht wird und ihr jene kritische ... Geistesrichtung mangelt, die wir als die erfahrungsmäßige Weltanschauung bezeichnen. In praktischer Richtung, weil das Altertum durch das niemals erfolgreich angefochtene Institut der Sklaverei verhindert war, in seiner Rechts- und Staatsauffassung die Grenzen schroffer aristokratischer Selbstsucht zu überschreiten." — Arthur Bonus, Vom Kulturwert der deutschen Schule (1904) 9: Es könne nicht die Rede davon sein, „daß die mittelalterliche Kultur tiefer stand ... als die der Antike. Die sozialen Verhältnisse der Antike wird niemand preisen wollen. Von religiöser Tiefe wollen wir ganz schweigen. Desgleichen von den ethischen Werten. Selbst die Freiheit des Denkens war ... nicht übermäßig groß". — K. Lasswitz, Seelen und Ziele (ohne Jahreszahl; ungf.

Digitized by Google

1908) S. 219 führt aus, daß „die Griechen auf der Höhe ihrer Zivilisation, bei aller Blüte von Philosophie und Kunst, und trotz der individuellen Freiheit, die hervorragende Geister bei ihnen errangen, doch durchaus nicht den Anspruch haben, ein Kulturvolk genannt zu werden. Schon die Sklaverei, die Stellung der Frau und die Mißachtung der Nicht-Hellenen schließen den Kulturcharakter aus". (Lasswitz versteht nach S. 192 Kultur als „Hochkultur" oder als das Ideal einer Kultur, und zwar mißt er (S. 218) „Kultur im höchsten Sinne" daran, „ob das Bewußtsein von der Autonomie der Vernunft in einem Volke lebendig geworden ist, oder inwieweit es diesem Ziele sich wenigstens genähert hat".)

Siebenundvierzigstes Kapitel.

Dazu Allgemeiner Teil S. 73/4.

Die Bewertung des Griechentums VI.

Die negative Bewertung des Griechentums II.

Einzelne Kulturgebiete.

1. Das Staatsleben (vgl. auch S. 385 f.).

Von einzelnen Kulturgebieten heben wir nur ganz wenige heraus, jene, an die sich die kritische Wertung am meisten heftete. So vor allem das griechische Staatsleben. Hier geben wir eine Anzahl von Nachweisen, wo der griechische Staat mehr im allgemeinen ungünstig beurteilt wird (s. auch ob. 211). Auf die Beurteilung einzelner Verfassungsformen können wir nicht eingehen; hier drehte sich der Widerstreit der Ansichten besonders um die griechische Demokratie; vgl. zur Geschichte dieser Werturteile Pöhlmann, Aus Altert. u. Gegenw. (1895) 246—248, 320 f. (hier über Grote); v. Schöffer, bei Pauly-Wissowa, Realenzyklopädie der klass. Altertumswiss. 1. Suppl. (1903) 346 f., 364 f. — An den im folgenden angeführten Stellen sind es zumeist die Kämpfe der griechischen Staaten untereinander und in sich, die einer ungünstigen Beurteilung unterliegen; doch kommen auch noch andere Tatbestände in Betracht. — Is. Iselin, Geschichte der Menschheit II (1768) 149/50: „so vergaßen die leichtsinnigen und eifersüchtigen Griechen . . ., daß sie Brüder wären". — Herder, Auch eine Philosophie der Geschichte usf. [1774] (Cotta 1853/4, Bd. 27, S. 248; Suphan 5, 552): „die elende unruhige Regimentsform" (es handelt sich dabei nicht um sein eigenes Urteil, sondern um einen Ausdruck für die, von ihm ironisch dargestellte Vorstellung, wie herrlich weit wir es gebracht (s. oben S. 385). — John Gillies, The history of ancient Greece I (Basel 1790) bezeichnet als ein Ergebnis seines Werkes in der Widmung an den König „describing the incurable evils inherent in every form of Republican policy". — Goethe zu Eckermann, 24. Nov. 1824: „Wir sind zu human geworden, als daß uns die Triumphe des Cäsar nicht widerstehen sollten. So auch die griechische Geschichte bietet wenig Erfreuliches. Wo sich dieses Volk gegen äußere Feinde wendet, ist es zwar groß und glänzend, allein die Zerstückelung der Staaten und der ewige Krieg im Inneren, wo der eine Grieche die Waffen gegen den anderen kehrt, ist auch desto unerträglicher".

Digitized by Google

Vor allem Mitford in seiner History of Greece (1784—1794; wir zitieren nach der 3. postum. ed. London 1838) hat das griechische Staatsleben an zahlreichen Stellen seines umfänglichen Werkes sehr ungünstig beurteilt. Wir nennen nur die Grundgedanken dieser Kritik und geben dazu eine Anzahl Belegstellen. Sein eigenes Ideal ist der Ständestaat mit seiner „harmony" (III 460, IV 6/7); in seiner Heimat, England, findet er diesen vollkommenen Zustand verwirklicht (VII 247: „the perfection of civil polity in our own country"), während er bei den Griechen (IV 69) „want of any just idea of balanced government" feststellt. In die Zeit, da er sein Werk verfaßte, fiel die französische Revolution, in der besonders der Terror ihm als eine verschlimmerte Wiederholung griechischer Zustände erschien (vgl. III 459: die französische Revolution lasse „the atrocious and before scarcely credible violences of faction among the Greeks" nicht nur als wahrscheinlich, sondern noch als gemäßigt erscheinen). Weiterhin aber ist .es überhaupt der Maßstab der äußeren und inneren Sicherheit, als Vorbedingung eines glücklichen Daseins und kultureller Leistungen, den er anwendet. Im allgemeinen nun ist es eben der Kampf im griechischen Staatsleben, der seinem Ideal so stark widerspricht, der Kampf im Innern der Staaten und die Kriege der Griechen untereinander; „perpetual wars of Greece, perpetual seditions" (V 217) erscheinen ihm als charakteristisch für Griechenland; vgl. 118: „the miserable restlessness, rendered by the political circumstances of Greece habitual through the nation"; dazu z. B. 221, 269; ferner II 464: „this scene of bloodshed and desolation, such is the tenor of Grecian history"; vgl. S. 469. Und namentlich IV 313: „with governements so imperfect, and territories so narrow, as those of the Grecian republics, so liable to intestine commotion, so open to foreign attack, peace and civil order could be secure only under the strong control of superintending power"; ä. S. 392. Im einzelnen nun werden einige besondere Gesichtspunkte hervorgehoben; am häufigsten die Gewalttätigkeit und Häufigkeit der Parteikämpfe, z. B. I 263: „the common violence of party in Grecian commonwealths"; 394, 395; II 14, 347, 402; III 129, 137, 353, 357, 459 (s. auch ob. S. 212); VI 79: „it was in the way of democratical party-spirit among the Greeks to glory in the most diabolical revenge against an adverse faction"; vgl. auch allgemein VI 238: „the virulent and destructive spirit of Grecian hostility". Weiterhin betont er namentlich die Unsicherheit der Person und des Eigentums, die aus diesen Zuständen hervorgegangen sei (II 165, IV 7; III 84: „the miserably uncertain state of governement, law, property and freedom, through the greatest part of that country in the age of its republics"; VI 238: „the safety and quiet of private life always highly precarious"). All das erscheint ihm um so beklagenswerter, als es im Gegensatz zu den übrigen Leistungen der Griechen stehe, VI 210: „after observing in the Greeks, founders of science and fine taste among mankind, the shoking deficiency of moral principle, and all the horrors of practice ensuing, which so darkened and deformed the brightest days of that illustrious people". — Zur Beurteilung dieser sehr eindringlich vorgetragenen Anschauungen Mitfords müßte natürlich genau unterschieden werden zwischen der Frage nach der Tatsächlichkeit der von ihm kritisch bewerteten Erscheinungen und dieser Bewertung selbst. — Über die Ähnlichkeit der Burckhardtschen Anschauungen s. unten S. 389.

Digitized by Google

Niebuhr, Kleine hist. u. polit. Schr. II (1843) S. 134 (v. J. 1813): „alle ihre Verfassungen" waren „willkürlich und leidenschaftlich" (weil sie nicht „die Idee einer abstrakten Regierung und Verwaltung" kannten). „Von der Unverletzlichkeit des Eigentums z. B. wußte ihr Herz nichts". — G. Klemm, Allgem. Kulturgeschichte VIII (1850) 60: „die gegenseitige, kleinliche Eifersucht der einzelnen Staaten untereinander". — Comte, Système de politique positive III (Paris 1853) S. 271: „divagations anarchiques", S. 275: „turbulence effrénée ... désordre ordinaire"; es fehlten (S. 271) „la discipline sacerdotale et l'impulsion militaire, seuls régulateurs de l'ordre ancien". — W. Oncken, Athen und Hellas I (1865) S. 7: „das politisch so zerfahrene, so wenig musterhafte Hellenenvolk". — Rud. Nicolai, Griech. Literaturgesch. I (1873) S. 4: „Mangel an politischem Talent, die Quelle der Zersplitterung Griechenlands und des verzehrenden Wechsels seiner Kämpfe".

Unter den Kritikern des griechischen Staatslebens ist namentlich auch Jakob Burckhardt zu nennen; seine Darstellung der griechischen Polis ist vor allem eine Wertung, eine fast leidenschaftliche Verurteilung. Einzelne Belege zu geben unterlassen wir, da er selbst seine Anschauungen übersichtlich und eindringlich dargestellt hat. Auch hier bilden den Gegenstand der Kritik die inneren und äußeren Kämpfe der griechischen Staaten, der Geist, in dem sie geführt wurden, die zerstörenden Wirkungen, die von ihnen ausgingen. Wiederum müßte eine genauere Untersuchung dieser Anschauungen einerseits die Tatsächlichkeit der bewerteten Erscheinungen prüfen, anderseits die Grundlagen und Voraussetzungen der Wertung nachweisen; zu letzterem vgl. man die ausgezeichneten Bemerkungen von Fr. Meineke, Von Stein zu Bismarck 95 f. (aus der Historischen Zeitschr. 1906; Anzeige von Burckhardts „Weltgeschichtlichen Betrachtungen"); zum ersteren vgl. Pöhlmann, Grundzüge der griech. Gesch.[3] (1906) S. 9/10: „Burckhardts Nachtgemälde von der 'Polis', das aus einer nach Jahrhunderten zählenden Entwicklung alle düsteren Züge zu einem einheitlich pessimistischen Gesamtbild konzentriert hat, ist in dieser Gestalt gewiß unhistorisch"... Es sei „das, was im staatlichen Leben an hemmenden, beengenden, vernichtenden Kräften wirksam war, allein einseitig in den Vordergrund gestellt". Vgl. auch Jentsch unten beim nächsten Abschnitt (S. 391). — Die Analogie zu Mitford ist, wie bereits oben angedeutet wurde, sehr stark; indessen scheint uns eine Beeinflussung Burckhardts nicht wahrscheinlich, da er, wenn er ihn gekannt, doch wohl auf diesen Vorgänger hingewiesen hätte, ähnlich wie er bei der Frage des Pessimismus Böckh nennt — so sehr er im allgemeinen die neuere Literatur übergeht. Nur mit einem Worte sei hingewiesen auf eine gemeinsame Quelle dieser Anschauungen, die vorrevolutionäre Weltanschauung.

Ferd. Dümmler, Kl. Schr. II (1901) S. 162/3 (v. J. 1892): „Die radikal-demokratische Stadtrepublik ist schließlich das folgerichtige Ergebnis der griechischen Staatskunst, ein Gebilde, inwendig gleich haltlos wie nach außen direktionslos ... Das Problem der politischen Gesellschaft haben die Römer weit vollkommener gelöst als die Griechen, gerade weil sie langsameren Geistes waren und mit größeren Schwierigkeiten zu kämpfen hatten. Die traurigen Fehler der griechischen Staatskunst beruhen nicht auf einem Zuwenig, sondern auf einem Überschuß an individueller Be-

Digitized by Google

gabung und explosiver Lebenskraft, die sich in Ermangelung eines anderen Objekts zerstörend gegen sich selbst wendet. Obwohl es also nicht meine Absicht sein kann, mit der Mehrheit der Griechen in den Preis ihrer vermeintlich höchsten Leistungen einzustimmen, so muß dieser verhängnisvolle Irrtum [der Stolz der Griechen auf ihre politischen Leistungen] doch schon hier berührt werden" usf. —

Von der „Unfähigkeit" der Griechen, „den eigenen Vorteil dem Gemeinwohl zu opfern" spricht Beloch, Gr. Gesch. I (1893) S. 593. — Sehr ungünstig bewertet wird das griechische Staatsleben von H. St. Chamberlain, Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts (1899), der zum Teil J. Schvarcz (s. gleich unten) folgt, dessen Kritik Athens er verallgemeinert. Zusammenfassend S. 750: „Der schwache Punkt war bei ihm [dem Hellenen] die Politik; verschwenderisch begabt auch in dieser Beziehung, hat er die ersten Theoretiker über Politik, die erfindungsreichsten Staatengründer, die genialsten Redner über die allgemeine Sache hervorgebracht; doch blieb ihm versagt, was auf allen anderen Gebieten ihm gelungen war, hier Großes und Dauerndes zu gestalten". Schärfer früher, z. B. S. 45: „ein ganzes Volk von schwatzenden Dilettanten" [in der Politik]; S. 95 f., z. B. S. 95: „die politischen Charaktere, sowohl einzeln wie in Klassen betrachtet, ... jämmerlich"; es habe „Vaterlandsliebe, Würde, Pflichtgefühl, Aufopferungsfähigkeit" gefehlt; S. 97: „Es fehlt bei den Griechen auf diesem Gebiete alle Konsequenz, alle Selbstbeherrschung." — W. v. Oettingen, Unter der Sonne Homers (1906) 255: die Griechen seien „in der Periode ihrer herrlichsten Kunstleistungen ... moralisch und politisch im ganzen so mittelmäßig" gewesen „wie nur je".

Von Athen im besonderen J. Schvarcz, Die Demokratie I (1877), der wie den athenischen Volkscharakter und die attische Kultur, so auch den athenischen Staat aufs schärfste verurteilt.

Die Bestreitung der negativen Wertung des griechischen Staatslebens.

An dieser Stelle seien nun auch einige Bestreitungen dieser kritischen Wertungen des griechischen Staatslebens genannt. Oft hat man auf die Notwendigkeit jener Erscheinungen hingewiesen, die einer ungünstigen Beurteilung — in verschiedenem Sinn — unterlagen, und vor allem jener gewalttätigen Kämpfe usw.; oder, was damit zusammenhängt, auf ihr Vorkommen auch zu andern Zeiten und bei andern Völkern. So schreibt W. Drumann, Ideen zur Geschichte des Verfalls der griechischen Staaten (1815) S. 756: „Zu allen Zeiten haben sich Menschen schwer an Menschen versündigt, Völker grauenvoll an Völkern gefrevelt". Aus dem griechischen Ehrgeiz und der griechischen Kleinstaaterei, im besonderen aus dem Gegensatz der Oligarchie und Demokratie sucht John, The Hellenes I (London 1844) S. 46/47 „most of the fearful atrocities, in the shape of conspiracies, massacres, revolutions, which ... stain the Greek character with indelible blots" zu erklären und in gewissem Sinn auch zu entschuldigen. Und F. v. Hellwald, Kulturgesch. I[2] (1876) S. 348 bezeichnet den Mißbrauch der Gewalt als ein Naturgesetz des Freistaates. Endlich sei C. Jentsch genannt,

Digitized by Google

Hellenentum und Christentum (1903) S. 59f. (gegen Döllinger und Burckhardt), der S. 65 schreibt: als „Schandfleck" vermöge er „die Parteiungen in den griechischen Städten und die Fehden der Städte untereinander" nicht anzuerkennen. „Unaufhörliche Fehde zwischen den Gemeinwesen derselben Nation ist bei Kleinstaaterei der natürliche und unvermeidliche Zustand".

Ohne seine eigene Wertung stark hervortreten zu lassen, sucht in beachtenswerter Weise Edw. A. Freeman, History of federal governement I (1863) S. 54, 60f. die verschiedenen, gewöhnlich als Vorteile oder Nachteile gewerteten, Wirkungen kleiner Staaten — city states — gerade auch mit Bezug auf antike und griechische Verhältnisse abzuwägen, so z. B. die äußere Schwäche (S. 63), die Entwicklungsmöglichkeit für den Genius (S. 63, 49); ähnlich Comparative Politics (London 1873) S. 93f.

Endlich sucht man die nach einer Richtung hin zugegebenen Mängel des Staatslebens nach der andern Seite durch den Nachweis wertvoller kultureller Wirkungen dieser Zustände abzuschwächen. So lesen sich die folgenden Stellen wie eine Antwort auf Mitford und Burckhardt. Freilich bestreiten diese im ganzen die Tatsächlichkeit dieser Wirkungen des griechischen Staatslebens, so daß sie sich nicht für überzeugt erklären würden. Fr. Aug. Wolf, Vorlesung über die Enzyklopädie der Altertumswissenschaft (herausgeg. 1831) S. 33: „Moralisch gab's manche Mängel in diesen Staaten, und sie brachten den einzelnen Menschen unendlich viel Unruhe und Kummer. Allein davon darf die Rede nicht sein, wenn wir von der Geistesbildung sprechen". — Heeren, Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt III 1^4 (1826) (Hist. Werke Bd. XV) S. 223: „Nach welchem Maßstabe soll der Forscher der Geschichte der Menschheit nun aber den Wert dieser Verfassungen messen? Bloß nach dem, welchen eine neuere Schule, die nur in der Sicherheit der Person und des Eigentums den Zweck des Staates setzt, gebraucht wissen will?" Dieser Zweck habe bei jenen Verfassungen „nur sehr unvollkommen erreicht" werden können (infolge „der häufigen Stürme, denen diese Staaten ausgesetzt" gewesen seien). „Leugnen läßt sich doch einmal die Erfahrung nicht, daß gerade in diesen, so mangelhaft scheinenden Verfassungen das Herrlichste, was die Menschheit aufzuweisen hat, auch am herrlichsten gedieh. Gerade jene Stürme waren es, welche die größten Geister hervorriefen ... Nirgends war ein ruhiges Vegetieren unmöglicher als hier". — V. Duruy, Hist. des Grecs (Nouv. éd. ill.) III (Paris 1889) 618: „Nous, leurs héritiers, nous gémissons de ces violences, et nous sommes près de les regarder comme un crime contre nous-mêmes, parce qu'elles ont détourné, par l'œuvre sanglante de la guerre, des forces qui eussent profité aux travaux bienfaisants de la paix." Dagegen wendet er selbst ein: „la lutte des intérêts et des passions développe les caractères ... De ces petites villes, tourmentées et bruyantes, sortit souvent une merveille de l'art ou de la pensée." Sehr bemerkenswert für die, man möchte sagen, Zwangsläufigkeit, die — bei gegebenen Voraussetzungen — auch im Reiche der Wertungen herrscht, ist hier die Beobachtung, daß namentlich die zuerst genannten Worte Duruys völlig die Stimmungen Burckhardts zum Ausdruck bringen, den er doch wohl nicht gekannt; vgl. namentlich die unten Kap. 56, 1, A genannten Stellen, an denen Burckhardt genau so von den Griechen gleichsam dafür Rechenschaft fordert, daß ihre politischen Zustände die

Digitized by Google

volle Entfaltung ihrer geistigen Kultur verhindert hätten. Ja auch Wolfs Worte „unendlich viel Unruhe und Kummer" könnten als Motto über Burckhardts Darstellung der „Polis" stehen. Ob bei Wolf oder Heeren auf Mitford angespielt ist, sind wir nicht imstande festzustellen.

2. Die negative Bewertung der sittlichen und sozialen Zustände.

Negative Werturteile hefteten sich weiterhin namentlich an die sittlichen und gesellschaftlichen Zustände des Griechentums, in erster Linie die „Sklaverei", dann die „Stellung der Frau" u. a. Wir geben hierfür nur ganz wenige Belege, um diese Richtungen wenigstens kurz anzudeuten. Da vielfach die Feststellung der gewerteten Tatbestände eine sehr mangelhafte war — man denke z. B. an die Irrtümer über die Bedeutung der Sklaverei, die fehlende entwicklungsgeschichtliche Betrachtungsweise der griechischen Frauenfrage — schweben diese Wertungen oft sozusagen in der Luft. — Böckh, Kl. Schr. 4, 74 (1814): „mores nostri, si in universum spectes, emendatiores videntur, animique mitiores et probiores." — Comte, Cours de philosophie positive V[2] (verfaßt 1840; Paris 1864) 148f. urteilt ungünstig über die „morale" „personnelle, domestique ou sociale" der Griechen, vor allem mit Rücksicht auf die Sklaverei. — Rud. Nicolai, Griech. Literaturgeschichte I (1873) S. 4: „Beschränktheit in der Auffassung sittlicher Aufgaben" (hinsichtlich der Anerkennung der Menschenrechte, der Ehe und der Sklaverei). — J. Burckhardt, Gr. Kulturgeschichte II S. 424: „Es war hohe Zeit, daß neben dieser Gesellschaft eine andere heranwuchs, welche eine ebenso große Sterbewilligkeit in tausend Martyrien an den Tag legte, aber zugleich ein neues hohes Ziel des Lebens vor sich hatte"; wozu S. 393 zu ziehen ist: „diese Welt des Bösen . . . war eine durchaus unbußfertige". — Mahaffy, A Survey of Greek civilization (London 1897) S. 150: „Our real superiority lies in our moral ideals, in our philanthropy, our care of the poor and the sick, very probably in our developed notions of humanity"; vgl. 215 f., wo aus der Stellung der Frau und der Sklaverei der griechische Mangel an „moral sense" abgeleitet wird, wie er sich in der Grausamkeit gegenüber Sklaven und Gefangenen, in „greed and jealousy of the Greeks", ihrer „rapacity" und „indifference . . . to the rights of non-Hellenes" zeige. — Eine Kritik der sozialen Zustände gibt Fr. v. Hellwald, Kulturgesch. I[2] (1876) S. 384 f. Ebenso nennt G. Fr. Kolb, Kulturgesch. der Menschheit I[3] (1885) S. 228 die „sozialen Zustände" „keineswegs sämtlich ideal"; er hat die Mißachtung der Barbaren im Auge, den Mangel eines panhellenischen Staatsbürgertums u. ä. (S. 228 f.); als „schwärzesten Punkt" nennt er die Sklaverei; dazu S. 265/66.

Für die Kritik der Sklaverei im besonderen nennen wir noch Fr. Schlegel, Philosophie der Geschichte I (1829) 272/3: Die Sklaverei bilde „eine sehr üble, unserm Ideal gar nicht entsprechende, an sich auch für die Menschheit sehr herabwürdigende Kehrseite in den alten Republiken". — Das „Grundübel" nennt sie Fr. v. Raumer, Vorles. über die alte Geschichte I (1821) S. 382. — V. Hehn, Reisebilder aus Italien (geschr. 1839; herausg. 1894) 88: „Das Sklaventum ist der ewige Schandfleck des Altertums und der eigentliche Grund seines Unterganges". — H. St. Chamberlain, Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts (1899) S. 91: „dieser grausamen . . .

Digitized by Google

von Selbstliebe geblendeten, auf Sklavenwirtschaft und Müßiggängerei beruhenden Demokratien".

Entwicklungsgeschichtlich hat namentlich Beloch diese Wertungen durchgeführt; vgl. z. B. Gr. G. I (1893) S. 593: das sittliche Niveau sei im fünften Jahrhundert im allgemeinen recht niedrig gewesen; S. 595: Im vierten Jahrhundert seien die Griechen „sehr viel humaner"; ferner z. B. II (1897) S. 441. — Vgl. zu diesem Abschn. auch ob. S. 211/12; unt. 461.

3. Die negative Bewertung der Religion.

Aus der langen Geschichte der Kritik der griechischen Religion — für viele Fälle richtiger gesagt, der griechischen Götter und Göttersage — einer Beurteilung, die fast ausnahmslos vom christlichen Standpunkt aus erfolgte, geben wir nur einige Nachweise für die letzten Ausläufer dieser Bewegung, die allmählich einer affektlosen Betrachtung wich, gleichwie ihre Gegenströmung, die lustbetonte Bewunderung dieser Götterwelt, wie sie seit der Renaissance so vielfach sich wiederholte, und in Schillers „Göttern Griechenlands" wohl am eindrucksvollsten ausgesprochen ist. — Der Grundton dieser Kritik war ursprünglich und fast stetsfort die Bestreitung der „Wahrheit" der griechischen Religion, und daran hefteten sich die negativen Wertgefühle ihr gegenüber; daneben wurden namentlich auch ihre „sittlichen Mängel" empfunden. — Barthélemy, Voyage du jeune Anacharsis (Ausgabe Liège 1790) I 59 u. f. [Introduct. 1. Teil]: „mélange confus de vérité et de mensonge". — Fr. Leop. Stolberg, Gedanken über Herrn Schillers Gedicht: Die Götter Griechenlands [1788; Werke X 424 f.] S. 434: Die griechische Götterlehre verbinde „gröbste Abgötterei mit traurigstem Atheismus. Denn Götter, welche nicht Urheber der Dinge, nicht ewig, Götter, welche Sklaven des blinden Schicksals waren und niedriger Leidenschaften, heißen nur durch Mißbrauch des Namens Götter". — Fr. Schlegel, Geschichte der alten und neuen Literatur I^2 (W. I 1822) S. 65 nennt die griechische Mythologie „tadelnswert . . . verwerflich und ungöttlich". — Fr. v. Raumer, Vorles. über die alte Geschichte I (1821) S. 206/7 (vgl. 213) betont, daß „die hellenische Mythologie eine bloß poetische blieb und nirgends eine sittliche Ansicht vorherrschte, daß die Griechen sich nie zu ihren Göttern in dem so tröstlich verklärenden Verhältnis fühlen konnten, wie der Christ zu seinem Gott"; und ähnlich vermißt J. W. Loebell, Weltgeschichte I (1846) S. 416 die „Beseligung", wie sie „der Glaube an einen einigen, alle Menschen mit gleicher Liebe umfassenden Gott gewähret". — Döllinger, Heidentum und Judentum (1857) S. 279/280: Die griechische Religion sei nicht imstande gewesen, „die Geister vom Wahne und von der Sünde zu befreien, und ein den Bedürfnissen des menschlichen Geistes entsprechendes System von den göttlichen Dingen, der Weltordnung und der Bestimmung des Menschen aufzustellen". — Mit seltsamer Stärke äußert sich das Mißbehagen bei Feldmarschall Wolseley, The story of a soldiers life (1903) (wir zitieren nach den Preuß. Jahrbüchern Bd. 116 [1904] S. 531): „Ich ekelte mich immer vor den alten Göttern Griechenlands und allen den abgeschmackten Mythen und Geschichten hinsichtlich ihrer. Mein exakter und mathematischer Geist empörte sich gegen den phantastischen Unsinn, den man mich lehrte als die

Digitized by Google

Geschichte dieser niedrigen und verächtlichen Gottheiten, an deren großer Mehrzahl nichts Gutes, Gesundes und Heilsames war".

Vermittelnde Anschauungen.

Neben der kritischen finden wir auch eine positive Wertung z. B. bei A. W. Schlegel, Dramaturgische Vorlesungen [2] (1816; Werke V S. 13): „Ihre Religion war Vergötterung der Naturkräfte und des irdischen Lebens ... aber groß, würdig und milde" und bei Al. Baumgartner, Geschichte der Weltliteratur III (1900) S. 11: Indem die Griechen „ihre Götter in den Kreis des Menschlichen" herabzogen, sei die Religion „ihrer göttlichen Hoheit ... wie ihrer sittlichen Macht größtenteils entkleidet worden ... Innerhalb des Heidentums jedoch bedeuten diese 'Götter Griechenlands' einen unermeßlichen Fortschritt".

Dazu Allgemeiner Teil S. 65—67.

Achtundvierzigstes Kapitel.

Die Bewertung des Griechentums VII.

Die negative Bewertung einzelner Epochen.

Außer dem hier gegebenen, absichtlich knapp gehaltenen Material verweisen wir vor allem auf Kap. 53—56, wo die Anschauungen von den Ursachen des „Verfalls" dargestellt sind und auch die Ansichten über Zeitpunkt und Wesen des Verfalls vielfach mitberücksichtigt werden mußten. Außerdem ergibt sich die Ansetzung eines Verfalls sehr oft mittelbar oder unmittelbar aus der Bestimmung der „Blütezeit" (oben S. 371 f.).

Gehen wir chronologisch vorwärts, so wird der Verfall am frühesten angesetzt von J. Burckhardt an der oben S. 371/2 angeführten Stelle, wo bereits das nachhomerische Griechentum, wenigstens in sittlicher Beziehung, als tieferstehend erscheint. Weiterhin dann sind jene Anschauungen von Burckhardt und Lapouge zu nennen (ob. 372), nach denen die nacharistokratische Periode — also etwa vom Ende des 6. Jahrhunderts an — ungünstiger gewertet wird; ebenso ist wieder auf jene Stellen aus Nietzsche (S. 372) zu verweisen, wo das 5. Jahrhundert der früheren Zeit, besonders dem 6. Jahrhundert nachgestellt oder dann in den Perserkriegen der Wendepunkt gesehen wird. Hier sei auch eine Ansicht Fr. Kortüms wiedergegeben, Geschichtl. Forschungen (1863) 31; er nimmt, „unbekümmert um die Zerstörung des anmutigen Wahns, in Perikles' Jahrhundert die Blüte des geistigen Lebens zu erblicken, hier die Vorhallen des Todes der edelsten Menschengüter, Freiheit und Vaterland" wahr.

Häufiger wurde der peloponnesische Krieg als der Beginn — und oft auch als die Ursache — der Verfallzeit betrachtet; auf geistigem Gebiete, aber weiterhin auch allgemein hat dann namentlich Nietzsche die Epoche des Sokrates und Plato immer wieder als die des Niedergangs bezeichnet; wir geben hiefür eine Auswahl von Nachweisen: W. X (1903) S. 225 [1875]: „Als der hellenische Genius seine höchsten Typen erschöpft hatte, da sank der Grieche auf das geschwindeste" [mit Sokrates]; S. 100 (1873): „Mit Sokrates ... Auflösung der Instinkte". Jenseits von Gut und Böse (W. VII,

Digitized by Google

1903) 163: „zur Zeit des Sokrates, unter lauter Menschen des ermüdeten Instinktes". Götzendämmerung (W. VIII, 1899) 68: „ich erkannte Sokrates und Plato als Verfallssymptome, als Werkzeug der griechischen Auflösung, als pseudogriechisch, als antigriechisch"; S. 73: „überall waren die Instinkte in Anarchie": S. 170: „reizbar, furchtsam, unbeständig, Komödianten allesamt". Der Wille zur Macht (W. XV, 1901) S. 231: „Das Erscheinen der griechischen Philosophen von Sokrates an ist ein Symptom der décadence; die antihellenischen Instinkte kommen oben auf." Weiterhin unterscheidet er zwei Dekadenzbewegungen (S. 232): „die üppige, liebenswürdig-boshafte, prunk- und kunstliebende décadence" und „die Verdüsterung als religiös-moralisches Pathos"; vgl. noch S. 224: „das präexistente Christentum ... die bereits verdüsterte, vermoralisierte ... alt und krank gewordene alte Welt". (Eine durchaus andere Anschauung finden wir dagegen S. 72, 164, 172; danach ist die „décadence" eine beständige Begleiterscheinung jeder Zeit.) „Ecce homo" (1908) S. 64: „Sokrates als Werkzeug der griechischen Auflösung, als typischer Décadent zum ersten Male erkannt. 'Vernünftigkeit' gegen Instinkt". Vgl. noch „Geburt der Tragödie" (Ausg. 1903; W. I S. 2; Vorrede von 1886): „Sokratismus ein Zeichen des Niedergangs, der Ermüdung, Erkrankung, der anarchisch sich lösenden Instinkte ..." „der Sokratismus der Moral, die Dialektik, Genügsamkeit und Heiterkeit des theoretischen Menschen".

Zur Wertung des vierten Jahrhunderts als einer Verfallzeit nennen wir nur ihre Verteidigung durch Fr. Aly, Neue Jahrbücher f. d. klass. Altert. 1904 II S. 503, der sich gegen Beloch wendet, unter Berufung auf Ed. Meyer (letzteres ist nur eingeschränkt zulässig; vgl. oben S. 373; das. auch Beloch): „Das V. Jahrhundert ist das der aufsteigenden Entwicklung, das perikleische Zeitalter das der Blüte ... Das IV. Jahrhundert ist die Zeit des Niederganges, wenn auch reich an großen Denkern und Schriftstellern".

Für die Ansetzung des Verfalls in die hellenistische Zeit — von Alexander oder Philipp an — geben wir hier nur ganz wenige Nachweise aus älterer und neuerer Zeit. — Ol. Goldsmith, The hist. of Greece II (London 1825) S. 265: „The Roman policy and arms prevailed over the feeble resentment of an effeminate, corrupted and divided people". — Fr. Aug. Wolf, Darstellung der Altertumswissenschaft (Museum der Altertumswissenschaft I, 1807, S. 132 Anm.; auch Leipzig 1833): Seit Philipp und Alexander „hörte die altgriechische Literatur und Kunst auf, und die Nation selbst in ihren blühendsten Zweigen". — Fr. Schlegel, Gesch. d. alten und neuen Lit. I[2] (W. I, 1822) S. 26: „Nur eine Nation waren sie nicht mehr, und mit der Freiheit war auch die Empfindungskraft und der eigene Aufschwung des Geistes verloren". — Mommsen, Röm. Gesch. I[8] (1888) S. 893 (zur Zeit der neuern Komödie): „Das spezifische Griechentum war im Verscheiden; Vaterland, Volksglaube, Häuslichkeit, alles edle Tun und Sinnen waren gewichen, Poesie, Historie und Philosophie innerlich erschöpft". Vgl. auch II[1] (1855) S. 39 (= [8]1889) 411: „die hellenische Nation, die weit früher als die italische erblüht und abgeblüht war". — Alfr. Biese, Preuß. Jahrb. Bd. 63 (1889) S. 154: Im Hellenismus sei „alles raffiniert und krankhaft" (bei Homer dagegen „alles einfach und gesund"). — Alfr. Croiset, Hist. de la littérature grecque V (1899) S. 19 nennt die alexandrinische Literatur „une

Digitized by Google

littérature de décadence"; als Hauptgrund gibt er an: „l'homme lui-même vaut moins"; „il vit ... d'une vie moins complète et moins noble que dans les vieilles cités grecques"; vgl. auch S. 20. — Von dem „hellenistischen Epilog der griechischen Geschichte", dem „Ende" spricht Breysig, Kulturgeschichte der Neuzeit II 1 (1901) S. 329 f., 314 f. (als Zeitpunkt wird 338 angesetzt). — Overbeck, Gesch. der griech. Plastik II⁴ (1894) S. 219/220 über den „Mangel an Unmittelbarkeit und Selbständigkeit", sowie an „Genialität" in der Literatur und „fast ... allen Richtungen des Lebens" in der hellenistischen Zeit. — R. C. Jebb, The growth and influence of classical Greek poetry (Boston-New York 1894) S. 228: „the creative age of the Greek genius was finished" (zur Zeit des Aristoteles). — Eucken, Die Lebensanschauungen der großen Denker ⁷ (1907) S. 84: „Daß im Hellenismus die Welle des Lebens nicht steigt, sondern fällt, das kann aller Reichtum der Entwicklung nicht übersehen lassen". — Bemerkenswert, weil sie ein grundsätzliches Werturteil enthält, ist eine gelegentliche Äußerung Christs, Gr. Literaturgeschichte (¹ 1889 S. 463 = ⁴ 642) über den Wertmaßstab, von dem aus auch er die hellenistische Epoche als Verfallzeit betrachtet: „Die Schöpfungen im Reiche der Poesie sind die Gradmesser der Höhe des geistigen Lebens einer Nation". Umgekehrt gehen die neueren positiven Wertungen des Hellenismus meist von einer ähnlichen Schätzung der Wissenschaft aus.

Zur Erklärung älterer ungünstiger Bewertungen der hellenistischen Zeit vgl. Ed. Schwartz, Charakterköpfe aus der antiken Literatur II (1910) S. 50/1: „Das ungünstige Urteil über den Alexandrinismus ist im Grunde nichts als ein Symptom der für die Zeit vor der Revolution charakteristischen Abneigung gegen den Absolutismus und der Freiheitssehnsucht, die in der auf Napoleon folgenden Generation ein so mächtiger Hebel des Klassizismus gewesen ist". Indessen handelt es sich hiebei zweifellos nur um eine einzelne Wurzel solcher Urteile.

Gegen das Ende des dritten Jahrhunderts, oder im zweiten Jahrhundert v. Chr. läßt Wilamowitz den Verfall eintreten; vgl. Herakles I¹ (1889) S. 174: „In der geistigen Kraft des hellenischen Volkes bemerkt man seit dem Epochenjahr 222, daß des Lebens Flutstrom nach und nach ebbet"; fast gleich auch „Reden und Vorträge" S. 129 (im 2. Jahrh.) und im Jahrbuch des Freien deutschen Hochstifts 1904, S. 21; ein anderes Gleichnis daselbst S. 29: „als im zweiten Jahrh. vor Christo der Saft im Lebensbaume der hellenischen Gesellschaft und der hellenischen Wissenschaft zu stocken begann". Vor allem gründet sich diese Wertung auf die — objektiv feststellbare — Hemmung der wissenschaftlichen Entwicklung: „Red. u. Vortr." S. 129: „Die Wissenschaft kommt mählich zum Stillstande, die von der Natur zuerst, dann die vom Menschen"; Jahrbuch S. 21: „Die Wissenschaft regt sich wohl noch, aber die Zeit der großen Entdeckungen ist abgelaufen". Und allgemeiner „Reden und Vorträge" a. a. O.: „Das Leben hat keine Ideale und verlernt fast sie zu suchen. Der geistige Elan der Volksseele erlahmt, weil der sittliche Elan geschwunden ist. So verfällt die Welt der Herrschaft der Römer". Immerhin „gibt" es (Herakles S. 174) „doch noch bedeutende, neues schaffende Geister bis tief in die Zeit der Revolution hinab". Vgl. dazu noch „Kultur der Gegenwart" I 8 (1905) S. 82: „Bis zur mithradatischen Zeit fehlt es dann immer noch

Digitized by Google

auf einzelnen Gebieten nicht an bedeutenden Gestalten, obwohl kaum etwas entsteht, was zugleich neu und groß wäre, und die Poesie schon verrinselt. Die cäsarische Zeit kann auf keinem Gebiete mehr einen auch nur einigermaßen bedeutenden Griechen aufweisen". Außerdem verweisen wir noch auf die Schilderung der „müden Stimmung" der späteren hellenistischen Zeit „Griechische Tragödien" II (1900) S. 25/26. — W. Otto, Zeitschrift für Sozialwissenschaft 1905, S. 781: „Schon im 2. Jahrhundert v. Chr. beginnt der Niedergang des Griechentums". — Zur Wissenschaft vgl. noch Ed. Meyer, Gesch. d. Altert. II (1893) S. 20: „zu Ende des zweiten Jahrhunderts v. Chr. hat die antike Gelehrsamkeit ihren Höhepunkt bereits überschritten"; Beloch, Gr. Gesch. III 1 (1904) S. 481/2 (Verfall der Wissenschaft vom 2. Jahrhundert an); J. Kärst, Geschichte des hellenistischen Zeitalters II 1 (1909) S. 299/300.

Auch mit der Zeit der Römerherrschaft läßt man den Verfall einsetzen; M. S. Fr. Schöll, Gesch. d. gr. Lit. I (Berlin 1828; übersetzt von Schwarze) S. X (zur Periode 146 v. Chr. bis 306 n. Chr.): „Verfall des Volksgeistes und des Nationalcharakters". — Namentlich Wilamowitz und Beloch haben dann diese Anschauung vertreten, indem sie aber zugleich auch einen ursächlichen Zusammenhang zwischen Römerherrschaft und Verfall des Griechentums ansetzen (s. unten 56. Kap. 1, D, b, woselbst auch andere). Zur Wertung selbst vgl. noch Wilamowitz, Jahrbuch des freien deutschen Hochstifts 1904 S. 23: schon mit Poseidonios sei „der frische Quell der freien Menschlichkeit im Versiechen begriffen"; vgl. dazu auch Ed. Schwartz, Charakterköpfe aus der antik. Lit. (1903) S. 95: Poseidonios sei der „letzte bedeutende Geist", den der Hellenismus hervorgebracht. — Zum Niedergang der Wissenschaft in den beiden letzten vorchristlichen Jahrhunderten s. auch Geffcken, Preuß. Jahrb. Bd. 127 (1907) S. 3. — Zur Wertung der späthellenistischen Kunst s. u. a. W. Klein, Gesch. der gr. Kunst III (1907) S. 188: „Die Kultur war in der späteren Diadochenzeit auf eine fast schwindelnde Höhe gestiegen, sie hatte sich immer mehr verfeinert und vergeistigt, und je mehr die originale Schöpferkraft erlahmte, um so stärker machte sich der aufgestapelte ungeheure Reichtum an Geist fühlbar"; vgl S. 199: „die originale Schöpferkraft ist erlahmt"; S. 183: „Die schöpferische Begabung ist schließlich erloschen, als alle Vorbedingungen aufgezehrt waren, die ihr Nährboden enthalten hatte" (beides zunächst mit Beziehung auf die „neuattische" Kunst). — Von der Kunst und Literatur der späthellenistischen und der Kaiserzeit Wilamowitz, Griech. Tragödien II (1900) S. 27: „Aus der Verfallzeit stammen auch die künstlerischen Ideale des Klassizismus, der Laokoon an der Spitze" (er nennt außerdem als Beispiele die Juno Ludovisi, Longus, Philostrat).

Für die Kaiserzeit seien nur noch ganz wenige Nachweise gegeben. Zunächst im allgemeinen nennen wir Nietzsche, W. XI (1901) (1875—79) S. 136: „Die Griechen der Kaiserzeit sind matt und nehmen sich ganz gut als Typen der zukünftigen, müde gewordenen Menschheit aus"; vgl. S. 316. — Vom zweiten Jahrhundert Wilamowitz, Herakles I[1] (1889) S. 175 (im Zusammenhang mit der oben S. 396 angeführten Darlegung des Niedergangs der griechischen Kultur seit der mittleren hellenistischen Zeit): „Das zweite Jahrhundert [n. Chr.] . . . ist die Zeit des Todes für die antike Welt" (vorher wird die Zeit und die Gestalt des Septimius Severus in dieser Beziehung als

Digitized by Google

besonders bedeutungsvoll hervorgehoben); vgl. 175—179: „Verfall der antiken Kultur im 2. Jahrhundert n. Chr." Dazu „Reden und Vorträge", wo der Ansatz etwas nach unten verschoben ist (S. 125, v. J. 1897): „Um 300 kam der Tod ... Ein jeder weiß, daß es nun keinen freien Staat und keinen freien Mann und keinen freien Gedanken mehr gibt." Und noch weiter nach vorwärts geht E. Bethe, Der Lotse 1901, S. 442: „Zwischen 300 und 400 nach Christi Geburt stirbt das Altertum."

Nicht selten wird eine Stufenfolge des fortschreitenden Verfalls angenommen; wir verweisen z. B. auf die im vorhergehenden genannten Anschauungen von Wilamowitz, nach denen die Wende vom dritten zum zweiten vorchristlichen Jahrhundert, dann die Zeit der römischen Revolution, die Zeit des Septimius Severus und endlich das Jahr 300 als die Etappen stets stärker werdenden Niedergangs erscheinen. — Hiezu noch einige weitere Beispiele; Böckh, Enzyklopädie S. 284: „Die Periode des eigentlichen Verfalls tritt mit der Römerherrschaft ein"; vorher waren vom peloponnesischen Krieg an und dann in der alexandrinischen Periode Verfallserscheinungen festgestellt worden; W. Wachsmuth, Hellenische Altertumskunde I 2 (1828) S. 407: [makedonisch-römische Zeit] „nach mehrmals wiederholten Darstellungen des innern Verderbnisses kann eine abermalige hier erspart werden. Es würde der grellsten Farben bedürfen" usf. — Wie Curtius in seiner griechischen Geschichte mit fast denselben Wendungen einen Verfall Athens um 430 und 360 beschreibt, hat Ad. Holm, Gr. Gesch. III (1891) S. 220f. hübsch geschildert und kritisch beurteilt. Dazu vergleiche man dann weiter Altertum und Gegenwart II S. 244 (1881): In der Kaiserzeit sei „die eigentliche Lebenskraft der klassischen Völker erloschen" gewesen.

Dazu Allgemeiner Teil S. 78/79.

Neunundvierzigstes Kapitel.

Die Anschauungen von den allgemeinen Bedingungen des Griechentums I.

Die Bedingungen der älteren und mittleren Zeitalter des Griechentums (seiner Entstehung und „Blüte") I.

1. Die Natur im weitern Sinne.

Im Zusammenhang mit der Anschauung von dem naturgemäß organischen Gang der griechischen Entwicklung (oben 302/3, 325f., 346f.; s. auch das Reg.) steht, in kausaler Beziehung, die weitere Annahme, die griechische Kultur — oder auch der griechische Charakter — sei ohne das eigene Zutun des Volkes gleichsam automatisch so geworden; dabei wird vor allem die „Natur" als Bedingung dieser Erscheinung genannt, z. B. die Natur des Landes oder des Volkes. Fr. Creuzer, Das akademische Studium des Altertums (1807) S. 5: die „Bildung der Alten, welche nicht zufällig, nicht individuell, wie die Bildung der Neuern in so mancher Beziehung ist, vielmehr, in freier Notwendigkeit, ein Werk der Natur erscheinet". (Daher seien ihre Werke klassisch, weil sie „notwendig gebildet" seien „nach dem unwandel-

Digitized by Google

baren Gesetze der Schönheit".) — W. v. Humboldt, Über Goethes zweiten römischen Aufenthalt (1830) (Leitzmann VI 2 S. 548; alte Ausgabe der Werke II S. 329): „der griechische Geist" sei „gleich einer natürlichen Blüte, aus dem Lande und Volke" emporgewachsen; und in der „Geschichte des Verfalls und Unterganges der griechischen Freistaaten" (1807/8) (Leitzmann III S. 196) heißt es: „den Zeitaltern, die durch Mühe reifen sollten", sei „ein Geschlecht" vorausgegangen, „das, mühelos und gleichsam in der schönsten Blüte, dem Boden entwuchs". — Etwas anders Böckh, Kl. Schr. IV S. 39 (1811): „nihil pro arbitrio fingentes temere, sed recta ratione ac naturae necessitate, quae summa merito habetur ratio, omnia sic aut invenientes aut accepta ab aliis formantes, non ut inventa putes . . . sed florum frugumque instar terrae spontaneo prognata fetu". Hier ist, wie es scheint, den Griechen als eigene Leistung zugeschrieben, was von andern als Geschenk der Natur betrachtet wurde; wir nennen aber trotzdem die Stelle hier; denn im Grunde handelt es sich doch um nichts anderes als bei Creuzer und wiegt die „Notwendigkeit" über das freie Schaffen vor. — R. Wagner, „Die hellenische Kultur" (1905) S. 196 spricht von Werken, „die fast mit der inneren Notwendigkeit eines Naturgebildes emporwuchsen" (es ist von der geistigen Entwicklung, namentlich der Literatur die Rede; das Gesagte wird damit in Zusammenhang gebracht, daß man an das angeknüpft habe, was die Vorgänger erarbeitet hatten). — Von der bildenden Kunst Max Sauerlandt, Griechische Bildwerke (1907) S. XII: „die Entwicklung der griechischen Kunstprobleme" habe „den Charakter eines sich geräuschlos und eigentlich schmerzlos vollziehenden Naturvorganges".

Andersartige Anschauungen.

Gegen derartige Vorstellungen wandte sich Droysen, Geschichte des Hellenismus III 2^2 (1878) S. 173: man übersehe, worin jene Zeit [die vorhellenistische] ihr eigenstes Wesen habe [worin er dies erblickt, s. oben 217]; „höchstens ein Pflanzenleben mag es heißen, was man von dessen mächtig ringender und tatenreicher Entwickelung anerkennt, indem man es als 'organisch' preist". — Nietzsche, Menschliches, Allzumenschliches II (W. III 1899) S. 114/115 (Nr. 219): „Vom erworbenen Charakter der Griechen. — Wir lassen uns leicht durch die berühmte griechische Helle Durchsichtigkeit Einfachheit und Ordnung, das Kristallhaft-Natürliche und zugleich Kristallhaft-Künstliche griechischer Werke verführen zu glauben, das sei Alles den Griechen geschenkt"; S. 115/116: „Die Schlichtheit, die Geschmeidigkeit, die Nüchternheit sind der Volksanlage angerungen, nicht mitgegeben." — H. Schurtz, Das Buch der Erfindungen I^9 (1896) S. 62 betont, daß die Griechen „im mühsamen Ringen ihre Anlagen ausbilden . . . mußten"; und vorher: „das Gefühl für das Maßvolle und Schöne" sei „den Griechen so wenig wie ihre Philosophie als ein Geschenk des Schicksals zuteil geworden". — Eucken, Die Lebensanschauungen der großen Denker^7 (1907) S. 9 weist auf den Gegensatz hin zwischen dem „Klassizismus", der die „Höhe" der griechischen Kultur „wie ein wunderbares Werk des Geschickes anstaunte", während „die historische Denkweise das Werden mit seinen Bedingungen und Hemmungen" nachweise. — Ähnliches hat wohl G. Misch im Auge (Geschichte der Autobiographie I, 1907, S. 41), wenn er gegenüber „der roman-

Digitized by Google

tischen Verklärung, in der die unvergleichliche Lebensmacht dieses Volkes als die absolute Offenbarung alles Menschlichen erschien", u. a. betont, daß jetzt „die Geschichte des griechischen Volkes gleich jeder anderen in ihrer ... konkreten Bedingtheit" erkannt werde. — Von der bildenden Kunst Springer-Michaelis, Handbuch der Kunstgeschichte I[6] (1901) S. 1: Man dürfe nicht glauben, daß „das griechische Volk von allem Anfang her eine vollendete Kunst, gleichsam als Naturgeschenk besessen hätte"; vgl. S. 73.

2. Die Natur des Landes.

A. Allgemeines.

Wir ordnen im folgenden die Anschauungen von den Einflüssen der geographischen Verhältnisse auf das Griechentum nach der Art der angenommenen Wirkung. Die Voraussetzungen und Begründungen dieser Annahmen ergeben sich sehr oft aus den Nachweisen selbst. Eine Voraussetzung, die zwar nicht sehr oft genannt, aber wohl um so häufiger anzunehmen ist, wenn auch nicht immer als bewußt, ist die Überzeugung von der Jugendlichkeit des griechischen Volkes, die eine starke Einwirkung der Natur erklärbar machen soll (vgl. oben S. 220f.). Wir finden sie ausgesprochen z. B. bei Taine (Philosophie de l'art II[11] S. 87), bei dem die geographische Ableitung des Griechentums in weitestem Umfang durchgeführt ist: „Un peuple reçoit toujours l'empreinte de la contrée qu'il habite; mais cette empreinte est d'autant plus forte qu'au moment où il s'établit il est plus inculte et plus enfant". Vgl. auch Dondorff, Das hellenische Land als Schauplatz der althellenischen Geschichte (1889) S. 3: „Jugendlich bildsame Völker werden stets ihr Wesen und ihre ganze Lebensökonomie mit der Natur ihres Landes in einen harmonischen Einklang bringen." Das gelte von den Griechen in besonders hervorragender Weise. — Statt des Begriffes der Jugendlichkeit des Volkes erscheint die Einfachheit der Verhältnisse (wie z. T. übrigens auch bei Taine) bei Neumann-Partsch, Physikalische Geogr. von Griechenland (1885) S. 6: „für die relativ einfachen Verhältnisse des Altertums" spiele „das geographische Moment eine noch viel bedeutsamere Rolle . . als für die späteren Teile der Geschichte". — Auch die Natur selbst, nicht nur das griechische Volk, erscheint als jugendlich, und daher die Einwirkung der Natur auf jenes als besonders stark, bei W. Wachsmuth, Europäische Sittengeschichte I (1831) 36: Die Natur habe „in ihrer Jugendkraft und bei der Jugendlichkeit jener Urstämme einen eigentümlich gestaltenden Einfluß . . . gehabt". — Endlich sei noch eine Äußerung W. v. Humboldts genannt (Latium und Hellas, 1806; Leitzmann III S. 141): der „griechische Geist lasse sich hinlänglich durch die Einwirkung einer jugendlichen Natur auf das phantasiereiche Gemüt eines unter glücklichem Himmelsstrich und günstigen Zeitumständen auftretenden Volkes erklären". Hier ist es also nur die „Natur", die als eine jugendliche besondere Wirkungen ausübt; im Kerne unterscheidet sich diese Anschauung indessen doch nicht wesentlich von den vorher genannten; insbesondere sehen wir eine Übergangsform hiezu bei Wachsmuth.

Ehe wir zu den Anschauungen von den besonderen Wirkungen der geographischen Verhältnisse Griechenlands übergehen, sei darauf hingewiesen,

Digitized by Google

daß selbstverständlich sehr oft eine Reihe dieser Wirkungen von demselben Autor festgestellt werden. Gelegentlich wird ferner ausdrücklich betont, daß hier mehr als anderswo kulturfördernde — also positiv bewertete — Verhältnisse vereinigt gewesen seien; so z. B. bei Fr. Schlegel, Die Griechen und Römer (1797; S. 160 = Minor I 145): „Der Punkt, von dem die griechische Bildung ausging, war eine absolute Rohigkeit, und ihre kosmische Lage ein Maximum von Begünstigung in Anlagen und Veranlassungen"; vgl. auch S. 109 (= Minor I 126): „Durch einen in seiner Art einzigen Zusammenfluß der glücklichsten Umstände hatte die Natur in ihrer Begünstigung für diese Lieblingskinder gleichsam ein Äußerstes getan". — R. C. Jebb, The growth and influence of classical Greek poetry (Boston-New York 1894) S. 30: „No people of the ancient world were so fortunately placed." — E. Müller, Preuß. Jahrbücher Bd. 120 (1905) S. 235: „So viel hat kein Volk für die Menschheit geleistet wie die Hellenen. Aber es gibt auch auf dem ganzen Erdball nur ein Hellas, man findet nirgends wieder eine Gegend, wo so viele natürliche Vorzüge vereinigt sind"; er nennt das milde Klima, die Fruchtbarkeit, die Küstenentwicklung, die zum Verkehr anregte, und die Nachbarschaft mehrerer hochentwickelter Kulturvölker. „Ein so vielseitig ausgestattetes Gebiet war nötig, um das vielseitige Griechenvolk hervorzubringen".

B. Der Schutz nach außen.

Zunächst betont man vielfach die geographischen Beziehungen Griechenlands zu seiner Umgebung. So legt man darauf Gewicht, daß diese Verhältnisse dem Lande eine von außen ungestörte Entwicklung gestattet hätten, indem das Gebirge oder das Meer sie geschützt habe; vgl. z. B. Du Mesnil-Marigny, Hist. de l'éc. polit. III[3] (Paris 1878) S. 4; Neumann-Partsch, Physikalische Geographie von Griechenland (1885) S. 188f.; Duruy, Hist. des Grecs (Nouv. éd. ill.) I (Paris 1887) S. 4/5; George Perrot, Revue des deux mondes 1892, 1. Febr., S. 546/7; Th. Gomperz, Griech. Denker I (1895) S. 3/4 (dazu S. 4: auch die Dürftigkeit des Landes habe in derselben Richtung gewirkt); W. Götz, Histor. Geographie (1904) S. 139, 140; M. Neuburger, Gesch. der Medizin I (1906) S. 129.

Mehr um ein anthropogeographisches Moment im weiteren Sinne handelt es sich bei den folgenden Sätzen, die immerhin wohl am besten in diesem Zusammenhang Platz finden. Beloch, Griech. Gesch. I (1893) 342: „Das griechische Volk" habe „sich fast unbeeinflußt durch gewaltsame Eingriffe von außen in seiner Eigenart entwickeln" können. — Ed. Meyer, Gesch. d. Altertums II (1893) S. 63: „das Fehlen jeder beengenden Nachbarmacht gestattete die weiteste Ausdehnung und eine völlig ungehinderte Gestaltung der politischen und nationalen Verhältnisse."

C. Die Verkehrslage.

Häufiger indessen weist man umgekehrt darauf hin, daß die Entfaltung der griechischen Kultur wesentlich auch auf der Verkehrslage des Landes beruhe; es kann dabei an geistigen oder materiellen Verkehr gedacht sein und auch dies wieder in verschiedener Art. Hierher gehört auch die Auffassung Herders (Ideen z. Philos. d. Gesch. d. Menschh. 13. Buch, 1. Kap.;

Digitized by Google

Cotta 1853/4, Bd. 29 S. 95f.). Er betrachtet zunächst allgemein „die Geschichte der Inseln und Sundländer" und findet hier u. a. „größere Tätigkeit eines Allgemeingeistes", „freiere Kultur", „gesunde Regsamkeit" im Gegensatz zu den eigentlichen Festländern, eben vor allem im Zusammenhang mit der Möglichkeit mannigfacher Kulturwanderung (vgl. u. a. S. 95: „ein Volk, das seine Aufklärung nur von Einem Ort her erhielt", als Gegensatz zu den Griechen); nach diesen allgemeinen Ausführungen heißt es dann S. 98: „Wenden wir dies Alles auf Griechenland an"; vgl. dazu noch 6. Kapitel, zu Anfang, S. 139; er sucht hier in einer Reihe von Thesen die griechische Geschichte auf einige „Naturgesetze" zurückzuführen; dabei wird mehr die Lebhaftigkeit der Völker- und Kulturwanderungen mit der Nähe des „volksreichen nordischen Gebirges" und „des großen Asiens" in Zusammenhang gebracht." — W. Mitford, The History of Greece (1784—94; zit. nach der 3. post. ed. London 1838) I S. 8f. erklärt die Tatsache, daß Griechenland in Europa „the savage state" verlassen habe, aus den „readier means of communication" mit den zivilisierten Nationen des Ostens. — Heeren, Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt III 1^4 (Hist. Werke Bd. XV) (1826) S. 49: „Kein anderes Land von Europa hatte eine so günstige Lage zum steten Verkehr mit den ältesten gebildeten Völkern der östlichen [so muß es heißen statt westlichen] Welt"; vgl. dazu S. 18: „in der Mitte der kultiviertesten Länder dreier Weltteile". — Klemm, Allgem. Kulturgeschichte VIII (1850) S. 56 (die See habe Anregungen von außen vermittelt). — L. M. Mitchell, A History of Ancient Sculpture (London 1883) S. 138 (in der Mitte der alten Zivilisationen). — Ferd. Bender, Gesch. d. gr. Lit. [1886] S. 213 (das Land weise hinaus und sei Asien zugewendet). — V. Duruy, Hist. des Grecs (Nouv. éd. ill.) I (Paris 1887) S. 5 (nach Osten geöffnet). — A. Stern, Geschichte der Weltlit. (1888) S. 49: „Zwischen der Welt des Ostens und des Westens". — George Perrot, Revue des deux mondes 1892, 1. Febr., S. 537: „situation privilégiée sur les confins de l'Europe, de l'Afrique et de l'Asie". — Ed. Meyer, Gesch. d. Altert. II (1893) S. 63: „Seine [des griechischen Volkes] Heimat ist mitten hineingestellt in die Bahn der Kultur, die von Osten nach Westen vorschreitet, dazu geschaffen, sie aufzunehmen, zu gestalten und weiterzugeben". — R. C. Jebb, The growth and influence of classical Greek poetry (Boston-New York 1894) S. 30/31 (Verbindung mit Asien und dem Westen). — R. v. Jhering, Vorgeschichte der Indoeuropäer (1894) S. 98: „Daß von allen indoeuropäischen Völkern das griechische so früh zum Kulturleben erwachte, verdankte es lediglich der durch die Lage seines Landes ermöglichten Berührung mit der semitischen und ägyptischen Kultur". — Th. Gomperz, Gr. Denker I (1896) S. 4 (offen nach Osten). — H. O. Taylor, Ancient ideals I (New York 1900) S. 128 („the sea would bring knowledge"). — Matthaeus Much, Die Heimat der Indogermanen (1902) S. 297: „am Knotenpunkte des antiken Weltverkehrs". — Alfred Fouillée, Esquisse psychologique des peuples europ.[2] (Paris 1903) S. 2: „position privilégiée de la Grèce en un point où devaient forcément se rencontrer et se mélanger les civilisations européenne, asiatique, et égyptienne"; ferner: „la mer et les îles ont exercé la principale influence grâce aux communications qu'elles permirent entre les esprits les plus affinés du temps". — Fr. Hertz, Moderne Rassentheorien (1904) 286 A. 5: „wo das

Digitized by Google

Meer und die günstige Verkehrslage die Erziehungsrolle übernahmen". — E. Müller an dem oben S. 401 angef. Orte. — Alfred Philippson, Deutsche Rundschau 1905 (Bd. 122) S. 380: Griechenland vermöge „zwischen den Kulturformen des Orients und Europas zu vermitteln," weil es „in Klima, Vegetation, Ackerbau, Viehzucht, Siedelungen und dergleichen in der Mitte zwischen den Oasenländern der Wüstenregion, in denen die ältesten Kulturen des mediterranen Kreises ihre Heimat haben, einerseits, Italien und dem nichtmediterranen Europa anderseits," stehe. Im weiteren leitet er S. 380f. aus der Verkehrslage Griechenlands Blüte ab; es besitze (S. 380) „durch seine Lage und Vielgestaltigkeit und seine vorzügliche Eignung für den Seeverkehr die Fähigkeit, ein hervorragendes Verkehrsland zu werden und als solches eine hohe materielle Blüte und eine glänzende vielseitige Kultur zu entwickeln. Die Blüte Griechenlands im Altertum, etwa vom 6. bis 4. Jahrhundert war auf die Beherrschung des Weltverkehrs zur See und die damit verbundene industrielle Entfaltung begründet, und diese Beherrschung war durch die damalige Lage und Ausbildung des Weltverkehrs bedingt"; S. 389: „Es vermittelte [in dieser Zeit] zwischen den alten industriellen Kulturländern des Orients und den frisch eröffneten, Rohprodukte erzeugenden Kolonialgebieten des westlichen Mittelmeeres und des Pontus . . . Das ist die Zeitlage, die in Griechenland jenen Reichtum und jene Volksdichte, jene hohe und vielseitige Kultur entstehen ließ, zu der es seine Lage und Natur befähigten, zu der es aber, klein und unfruchtbar, niemals gelangen konnte, wenn es außerhalb des Weltverkehrs auf sich selbst beruhte". — Theob. Fischer, Internationale Wochenschrift f. Wiss., Kunst und Technik 1907 Sp. 211 (Griechenland als Mittelmeerland; das Meer von entscheidendem Einfluß [vgl. dazu auch Sp. 802]; die Kulturkeime Vorderasiens hier entwickelt).

D. Das Fehlen der Extreme und der harmonische Charakter der Landesnatur.

Besonders verbreitet ist die Auffassung, die geographischen Verhältnisse Griechenlands stellten nach irgendeiner Seite ein „Mittleres" dar, dem gegenüber andere Länder eher ein Extrem vertreten. Über die analoge Auffassung des griechischen Menschen und der griechischen Kultur vgl. oben S. 112f. und 189f. Alle diese Anschauungen finden sich schon bei den Griechen selbst; ursprünglich handelte es sich zweifellos um jene bekannte völkerspychologische Erscheinung, daß das eigene Land und Volk als der bedeutungsvollste Mittelpunkt gilt; womit sich eine entsprechende positive Wertung verbindet. — Die Auffassung der Verkehrslage Griechenlands als einer zentralen haben wir unmittelbar vorher dargestellt.

Herodot III 106: „ἡ Ἑλλὰς τὰς ὥρας πολλόν τι κάλλιστα κεκρημένας ἔλαχε". — Aristoteles s. oben S. 113. — Hölderlin, Hyperion (1797; 2. Buch; Ausg. Litzmann [Cotta] Brief 19, S. 132): „Freilich hat auch Himmel und Erde für die Athener, wie für alle Griechen, das Ihre getan, hat ihnen nicht Armut und nicht Überfluß gereicht" usf.; vgl. auch S. 135. — Jean Paul, Vorschule der Ästhetik (1804; 1. Teil, 4. Progr., § 16; Ausgabe Wustmann IV 115): ein Land „mit der rechten Mitte zwischen armer Steppe und erdrückender Fülle sowie zwischen Glut und Frost und zwischen

Digitized by Google

ewigen Wolken und einem leeren Himmel ... ein Land, zugleich voll Gebirge als Scheidemauer mannigfacher Stämme und als Schutz- und Treibmauer der Freiheit und Kraft und zugleich voll Zaubertäler als weiche Wiegen der Dichter ... die klimatisch mitgegebene Mitte der Phantasie zwischen einem Normann und einem Araber". — Limburg Brouwer, Hist. de la civilisat. morale et religieuse des Grecs I (1833) S. 13f. (auch mit Berufung auf die Herodotstelle); S. 14/15: Der Geist werde weder durch „le froid d'un hiver non interrompu", noch durch Hitze beeinflußt; hier gebe es keine „déserts inaccessibles", die das Gefühl „d'une sublimité sombre et mélancolique" erwecken, und daher finde man auch keine „imagination déréglée", sondern „cette douce sensibilité si nécessaire à l'appréciation du beau, du gracieux et de l'harmonie"; vgl. auch S. 17 (auch in der Fruchtbarkeit halte Griechenland die Mitte). — J. W. Loebell, Weltgeschichte I (1846) S. 422/23: „das Gebirgs- und das Meereselement": „nebeneinander gestellt ... vermögen ihre Einseitigkeiten sich auszugleichen"; S. 423: „Ebenso ausgleichender Art sind ... die Wirkungen des Klimas, der Luftbeschaffenheit, der Feuchtigkeit". — F. Th. Vischer, Ästhetik II (1847) S. 234: „in diesem glücklichen Lande wurde das Leben nicht zu schwer, aber auch nicht allzuleicht." — M. Duncker, Gesch. d. Altert. III (1856) S. 7: ein Himmel, „der weder zur Trägheit verurteilte noch zu üppiger Sinnlichkeit reizte". — Joh. Scherr, Gesch. der Religion I² (1860) S. 155: „von Kontrasten voll, aber vor den Extremen der tropischen und der nordischen Zone gleichermaßen bewahrt ... war Griechenland die geeignetste Heimat für ein Volk" usf. — E. Curtius, Altertum und Gegenwart I³ (1862) S. 36: „wie groß erscheinen uns ... die Alten, welche alle Vorteile des Südens zu verwerten wußten, ohne den Nachteilen zu erliegen". Hier erscheint das Innehalten der richtigen Mitte, wie man sieht, mehr als Werk der Menschen. — Taine, Philosophie de l'art II[11] S. 91: „Un peuple formé par un semblable climat se développe plus vite et plus harmonieusement qu'un autre; l'homme n'est pas accablé ou amolli par la chaleur excessive, ni raidi et figé par la rigueur du froid. Il n'est pas condamné à l'inertie rêveuse ni à l'exercice continu". — K. F. Hermann, Lehrbuch der griech. Privataltert.[1] (1852) S. 10 (= ³1882, S. 17) unter Verweisung auf Herodot: Himmelsstrich und Lage des Landes habe ein „Gleichgewicht" hergestellt. — Fr. Ratzel, Anthropogeographie I (1882) S. 446: das „durch glückliches Maß [vorher: „kein Übermaß von Fruchtbarkeit"] seine Völker zu Kraft und Tüchtigkeit erziehende Griechenland". — L. M. Mitchell, A History of Ancient Sculpture (London 1883) S. 138 (Mitte zwischen Indien und dem Norden). — G. Fr. Kolb, Kulturgesch. d. Menschheit I³ (1885) S. 199: ein „mildes, doch nicht erschlaffendes Klima". — Neumann-Partsch, Physikalische Geographie von Griechenland (1885) S. 8/9 (das Gefühl seiner Bedürftigkeit durch die Natur dem Menschen nicht erspart, aber auch keine Not); S. 10/11 (für den Verkehr die richtige Mitte, da das Land nicht allzu einförmig, aber auch nicht zu zerstückelt sei). — Ferd. Hoffmann, Der Sinn für Naturschönheiten in alter und neuer Zeit (1889) S. 9: „Griechenland bedingte ... durch seine Natur die glückliche Mitte zwischen Ruhe und Anspannung, Sammlung und Zerstreuung, Genuß und Arbeit, es war also ganz vorzüglich geeignet, ein jugendfrisches, hochbegabtes Volk zur höchsten harmonischen Ausbildung aller Kräfte des Geistes und Ge-

Digitized by Google

mütes zu erziehen, und so haben denn auch die Griechen dem Charakter ihres Landes gemäß, welchen man in einer mannigfaltigen und ungewöhnlichen, dabei aber doch maßvollen Schönheit finden kann, in ihrem ganzen Leben dieselbe maßvolle Schönheit überall darzustellen und zu erwecken gesucht". (Vgl. auch S. 7/8.) — Alfr. Marshall, Handbuch der Volkswirtschaftslehre (1898[4]; zit. nach der deutschen Ausgabe 1905) S. 14: „Das Klima befreite sie von übermäßiger Anstrengung in der Arbeit" . . . „dabei hielten die kühlen Winde des Mittelmeers ihre Kräfte doch . . . frisch". — Gerhart Hauptmann, Griechischer Frühling (1908) 145: eine Natur, „die nordische Reinheit und nordischen Ernst mit der Weichheit und Süße des Südens vereint".

Von Ionien im besonderen Herodot I 142.

Zur Beurteilung der vorgeführten Anschauungen, oder doch eines Teiles von ihnen vgl. man hinsichtlich des Klimas die tatsächlichen Feststellungen z. B. bei Neumann-Partsch, Physikalische Geographie von Griechenland (1885) S. 75, wo als der „bedeutsamste Charakterzug des griechischen Klimas die fast bis zur Regenlosigkeit gesteigerte Trockenheit des Sommers" genannt ist; ferner Alfr. Philippson, Das Mittelmeergebiet (1904) S. 115f., 123f. (wo namentlich die Extreme der Trocken- und Regenzeit betont werden; dazu Deutsche Rundschau a. d. oben S. 403 angeführten Orte S. 371). — Zu Attika im besonderen Neumann-Partsch S. 17f. (Verschärfung der Extreme).

E. Die Vielgestaltigkeit der geographischen Verhältnisse.

a) Allgemeine Einwirkungen.

Sehr verbreitet ist die Auffassung, wonach die Mannigfaltigkeit der geographischen Verhältnisse auch eine Vielgestaltigkeit der Kultur und des ganzen Daseins der Griechen herbeigeführt habe.

Hume, Essays, moral and political (London 1748) S. 171 („Of the rise and progress of the arts and sciences"): „Europe, of all the four parts of the world, is the most broken by seas, rivers and mountains; and Greece of all countries of Europe. Hence these regions were naturally divided into several district governments. And hence the sciences arose in Greece; and Europe has been hitherto the most constant habitation of them." — Fr. Schlegel, Über die homerische Poesie (1796; Minor I 219/220; ganz ähnlich auch in der „Geschichte der Poesie der Griechen und Römer" [1798], Minor I 261f.); er nennt die Griechen „einzig begünstigt", findet aber diese Begünstigung nicht bloß „in einem üppigen Boden, warmer Luft und heiterm Himmel, oder in einer vorzüglichen Stammesart unbekannten Ursprungs" — vielmehr — im Gegensatz zu Asien, in folgendem: „Griechenland . . . ist zum Glück für die Menschheit durch die Natur vielfach getrennt . . . Die Heroen konnten hier nicht zu einem einzigen Despoten, die Priester nicht zu einer politischen Kaste zusammenwachsen. Die Hemmung der politischen Kristallisation erhielt durch eine freiere Reibung die Schnellkraft des menschlichen Geistes und ward die erste Veranlassung zu einer höhern politischen Organisation. Diese unschätzbare Freiheit erhielt dadurch noch einen größeren Wert, daß die Natur des Landes die Griechen gleich anfangs zu einer vielseitigen Ausbildung nötigte und veranlaßte". Er hebt dann noch die „mannigfaltigste glücklichste Mischung von Landbau und Schiffahrt, von Krieg und

Digitized by Google

friedlichem Handelsverkehr" hervor. — Fr. v. Raumer, Vorlesungen über die alte Gesch. I (1821) 182: „die mannigfachste Abwechslung des Landes begründete nicht bloß dessen Schönheit, sondern reizte auch zur verschiedenartigsten Tätigkeit". — Heeren, Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt III 1[4] (Hist. Werke XV 1826) S. 48/49 (kein so kleines Land Europas biete so mannigfaltige Bedingungen für die verschiedenste wirtschaftliche Tätigkeit): „war es nicht diese Vielseitigkeit des geschäftigen Lebens, welche eine Vielseitigkeit der Ideen und Kenntnisse erzeugte?" — Hegel, Vorles. über die Philos. der Geschichte[3] (Werke IX[3], 1848) S. 276 (2. Teil, 1. Abschnitt) findet eine „Verteiltheit" und „Vielfältigkeit" des griechischen Landes, „die der ... Beweglichkeit des griechischen Geistes vollkommen entspricht", vgl. auch S. 286. — Limburg Brouwer, Hist. de la civilisat. morale et religieuse des Grecs I (1833) S. 16 leitet aus der Mannigfaltigkeit des Bodens und der Erzeugnisse, wie der Abwechslung von Hitze und Kälte die „différence de disposition naturelle" ab; ebenda wird das Fehlen des Despotismus aus der Abwesenheit des nomadischen Lebens und dieses aus dem Mangel an „immenses campagnes" erklärt. — H. Leo, Lehrbuch der Universalgeschichte I (1835) S. 150 bringt es mit der Verschiedenheit der „horizontalen Projektion" in Zusammenhang, daß „ganz verschiedene Bildungselemente" „in größter Mannigfaltigkeit" vorhanden seien; vgl. auch S. 151 (die Wirkung fast aller Klimate der Welt). — G. Bernhardy, Grundriß der gr. Literatur I (1836) S. 8: das Klima eröffne „einen unbegrenzten Spielraum zur Gestaltung jeder Volksart"; S. 9: „Vermöge dieser physischen Verhältnisse haben die ... griechischen Staaten eine möglichst große Fülle von Gesellschaften und lebenskräftigen Organismen durchgebildet." — K. O. Müller, Gesch. d. gr. Lit. I (1841) S. 12: das Land sei „mehr als andere ... durch Gebirgsketten und Meere durchschnitten", und „in Übereinstimmung damit" trete uns „das Volk der Griechen in eine Menge einzelner Stämme zerteilt" entgegen (so sei auch die Sprache mehr als irgendeine andere in Dialekte geteilt). — J. W. Loebell, Weltgeschichte I (1846) S. 422: „Die natürliche Sonderung der Landschaften ... beförderte eine große Mannigfaltigkeit von Verhältnissen und Zuständen." — Grote, A Hist. of Greece II (1846) S. 300 betont, daß „general propositions respecting the working of climate and physical agencies upon character are indeed treacherous"; immerhin will er in dieser Hinsicht zweierlei feststellen, zunächst: „that their position made them at once mountaineers and mariners, thus supplying them with great variety of objects, sensations and adventures"; sodann: „that each petty community [auch die politische Zersplitterung wird geographisch erklärt S. 298], nestled apart amidst its own rocks, was sufficiently severed from the rest to possess an individual life and attributes of its own." Dazu S. 301: „a mixture of uniformity and variety, highly stimulating to the observant faculties of a man of genius". — Fr. Theod. Vischer, Ästhetik II (1847) S. 234: „in diesem vielgeteilten Lande konnten sich die mannigfaltigen Stämme in ihrer Individualität ausbilden". — M. Duncker, Gesch. d. Altert. III (1856) S. 7: „Diese Mannigfaltigkeit der Formen und Eindrücke wird ... einer Bevölkerung von lebhaftem Sinne eine Menge von Anregungen geben" (vgl. vorher S. 4: Wechsel des Klimas; S. 6: „Hirten-, Meer- und Gebirgsleben";

Digitized by Google

S. 7: „Mannigfaltigkeit des Terrains"). — E. Curtius, Gr. Gesch. I (1857) S. 4/5: „Es gibt auf der bekannten Erdfläche keine Gegend, wo die verschiedenen Zonen des Klimas und der Pflanzenwelt sich in so rascher Folge begegnen. Dadurch erzeugt sich eine Mannigfaltigkeit in den Lebensformen der Natur, eine Fülle der Produkte, welche das Gemüt der Menschen anregen, ihre Aufmerksamkeit und Betriebsamkeit erwecken, den austauschenden Verkehr unter ihnen ins Leben rufen mußte"; S. 11/12 leitet er aus der „vielfältigen Gliederung des Landes" die „politische Selbständigkeit" und „die Mannigfaltigkeit der Bildung, Sitte und Sprache" ab, „welche das alte Griechenland auszeichnet"; S. 15: „alle Gegensätze, alle Formen des Naturlebens kommen zusammen, um auf die verschiedenste Art den Menschengeist zu wecken." Vgl. auch Altertum und Gegenwart I³ S. 83 (1853): „die größte Mannigfaltigkeit auf engstem Raume". — Joh. Scherr, Geschichte der Religion I³ (1860) S. 154: „Überall war in der Natur ein Hindernis der Verschmelzung zu einer Masse gegeben . . . Die zahlreichen Gebirgszüge . . . unterstützten den . . . Hang, innerhalb der verschiedenen Gebiete die individuellen Eigentümlichkeiten der Volksstämme möglichst auszubilden und förderten in naturgemäßester Weise die Gründung von zahlreichen kleinen Staaten, welche dann in Entwicklung eines freien Gemeinwesens wetteiferten"; vgl. auch denselben, Allgem. Gesch. d. Lit. I⁴ (1871) S. 88. — L. Friedländer, Erinnerungen, Reden und Studien I (1905) S. 216/7 (v. J. 1860) (über die schroffen Gegensätze der Kultur innerhalb Griechenlands infolge der geographischen Verhältnisse). — C. Bursian, Neues schweizerisches Museum IV (1864) S. 261: „jene Mannigfaltigkeit und Gesondertheit der einzelnen Landschaften . . ist die . . . Ursache . . des in der ganzen griechischen Geschichte . . so entschieden sich geltend machenden Prinzips der Dezentralisation" und „der bedeutenden Verschiedenheiten, welche wir zwischen den einzelnen griechischen Völkerschaften in der Sprache, in den religiösen Vorstellungen, in den Leistungen auf den Gebieten der schönen Künste und Literatur, in den politischen und sozialen Gestaltungen finden". — K. Mendelssohn Bartholdy, Gesch. Griechenlands von der Eroberung Konstantinopels usf. I (1870) S. 49: „Die zerrissene, zerklüftete Natur des Landes, die auf der einen Seite jene reiche Kulturentwicklung, die Blüte von Kunst und Wissenschaft begünstigte, hat auf der andern Seite innere Fehden, Bürgerkriege und Räuberwesen seit ewigen Zeiten genährt." — Bergk, Gr. Literaturgesch. I (1872) S. 7, wo der Einfluß der Mannigfaltigkeit der geographischen Gestaltung auf den Charakter und die Sitten der Griechen hervorgehoben wird; S. 13 über die Beziehung der Gliederung in Stämme zu der des Landes. — Th. Vogel, Neue Jahrbücher f. Philologie Bd. 118 (1878) II S. 416: „alle Entwicklung" sei „durchaus individuell" gewesen, „wie der Boden von Hellas auf kleinstem Flächenraum die größten Abwechslungen bietet." — Pöhlmann, Hellenische Anschauungen über den Zusammenhang zwischen Natur und Geschichte (1879) S. 68: „eines Landes, wo dieser Zusammenhang [zwischen „der Vielseitigkeit hellenischen Wesens" und der Natur des Landes] so scharf und deutlich ins Auge fällt, wie es bei wenig Erdenräumen sonst der Fall ist". — L. M. Mitchell, A History of Ancient Sculpture (London 1883) S. 137/8: durch die Berge und Täler seien „separate cantons" entstanden; „these states could not fail to give birth to more or

Digitized by Google

less peculiar shades of culture". — Neumann-Partsch, Physikalische Geographie von Griechenland (1885) S. 7/8: Der „Reichtum der Erscheinungen" [der Natur] habe „auf allen Gebieten des Lebens in Griechenland eine Fülle von eigentümlichen Gestaltungen" erzeugt, „wie wir sie auf so eng umgrenztem Raume zum zweiten Male nicht wieder in der Weltgeschichte finden"; vgl. ferner S. 8: die Natur habe den Menschen „zu einer ... mannigfaltigen Tätigkeit, also auch zu einer harmonischen Ausbildung seiner Kräfte" veranlaßt; S. 9/10; S. 11: „mannigfaltige Ausgestaltung des Terrains", daher „verschiedene Richtungen einer Kulturentwickelung ... begünstigt"; S. 152: die Zersplitterung des Landes durch die Gebirge habe „das Leben des Volkes in raschen Fluß" gebracht und „durch die unendliche Mannigfaltigkeit wetteifernder Gemeinwesen einen rapiden Fortschritt" veranlaßt; sie habe „das Leben des griechischen Volkes sehr intensiv und mannigfaltig, aber auch sehr kurz gemacht"; vgl. auch S. 201f. über die Schulung des Individuums in den kleinen Staaten u. ä. — Ferd. Bender, Gesch. d. gr. Literatur [1886] S. 5: aus der „Mannigfaltigkeit der landschaftlichen Entwickelung" sei eine „ebenso große Mannigfaltigkeit der kantonalen Charaktere in Bildung, Sitte und Sprache" hervorgegangen. — V. Duruy, Hist. des Grecs (Nouv. éd. ill.) I (Paris 1887) S. 14 bringt es mit der Mannigfaltigkeit der Klimate und Erzeugnisse in Zusammenhang, daß das Leben nicht „uniforme" gewesen sei; er leitet ferner daraus ab „cet esprit alerte et curieux qui a voulu tout savoir et qui a su tout exprimer"; vgl. S. 24: „multiplicité de travaux qui développe les facultés"; S. 25: „il y eut une telle variété de moeurs et d'institutions [infolge dieser geographischen Verhältnisse] que l'agitation fut partout .... partout l'effort et la lutte." — Dondorff, Das hellenische Land als Schauplatz der althellenischen Geschichte (1889) S. 14: „Land- und See-, Handels- und Ackerbaustaaten" usf.; daher erkläre sich die „Fülle der lokalen Lebensgestaltungen". — George Perrot, Revue des deux mondes 1892, 1. Febr., S. 550f. über die Verschiedenheit des Landes und des Klimas und die infolgedessen notwendige Anpassung an „des vies très différentes" (S. 552); daraus ergebe sich eine Differenzierung der Individuen (S. 552). — Ed. Meyer, Gesch. des Altert. II (1893) S. 63: „Es ist die mannigfaltigste und belebteste Gliederung, welche die Erdoberfläche kennt." In der Natur des Landes sei vorgezeichnet gewesen „die Zerrissenheit in zahllose selbständige Kantone, welche zwar die größte Vielseitigkeit der Entwickelung gestattet, aber jeden Zusammenschluß der Nation zu einer festen politischen Einheit und damit zugleich die dauernde Behauptung der errungenen Stellung im Kampfe mit den feindlichen Nachbarmächten unmöglich gemacht haben". — Th. Gomperz, Gr. Denker I (1896) S. 4 (die Vielseitigkeit der Begabung sei gesteigert worden durch die Mannigfaltigkeit der „Nahrungs- und Berufszweige"). — Herm. Schiller, Weltgeschichte I (1900) S. 192: „In dieser reichen Mannigfaltigkeit geographischer Formen waren die Bedingungen zur Entfaltung größter Vielfältigkeit von Kulturformen und -Stufen gegeben." — R. v. Scala, bei Helmholt, Weltgeschichte IV (1900) S. 255: „das mannigfachst gegliederte Land unseres Weltteils ... das am stärksten individualistisch gestaltete Land der Erde"; S. 256: „die Grundform der Veranlagung" sei „durch das Land gegeben; die Ausbildung der Stämme hat zu den mannigfaltigsten Entwick-

Digitized by Google

lungsformen geführt, die ... wieder auf die Lebendigkeit des Geistes in hohem Maße wirken mußten". So entfalte sich aus dem „Individualismus ... der kleinern Gruppen hohe Begabung der Einzelnen und Zersplitterung der einzelnen Kleinstaaten". — Lübke-Semrau, Grundriß der Kunstgeschichte I[18] (1904) S. 114: „diese unendlich reich abgestufte Individualisierung des Terrains weist ... darauf hin, daß, wenn irgendwo, hier der Raum für eine analoge Entwicklung des Menschendaseins gegeben war." — A. Philippson, Das Mittelmeergebiet (1904) S. 42: „Eine solche Fülle verschiedenartiger Lebensbedingungen auf so engem Raum, bei doch nicht schwerem Austausch bietet wohl kaum ein anderes Land der Erde. So konnte sich hier die beispiellos vielseitige Kultur des alten Hellas entwickeln, zu einer Zeit, wo dieses Land im Mittelpunkt des Weltverkehrs stand"; dazu namentlich Deutsche Rundschau 1905 (Bd. 122), S. 365: „Einzigartig und unvergleichlich, wie das Phänomen der griechischen Kultur in der Geschichte der Menschheit, so ist auch das Gebiet, in dem sie erwuchs .... die innigste Durchsetzung von Land und Meer, wie sie in dieser Ausbildung auf der ganzen Erde kaum wieder erscheint"; S. 369: „Auf dieser Zusammendrängung von Hochgebirge, Meer und Ebene ... beruht die große landschaftliche Schönheit Griechenlands; aber sie hat auch ihre kulturelle Bedeutung... Das ganze Land ist gewissermaßen aus einzelnen Zellen zusammengesetzt... So ist anregende Mannigfaltigkeit und Individualisierung, bei doch nicht zu schwerer Verbindung, das Charakteristikum der griechischen Bodengestalt"; S. 370: „So ist der Charakterzug überreichen Wechsels von Höhen und Tiefen, von Land und Meer, dem griechischen Erdraum eigentümlich." In der Aegäis sei — im Gegensatz zu den einförmigen Gebilden Nordafrikas und Vorderasiens — „Alles differenziert bis ins einzelne, aufgelöst in kleine, natürliche Einheiten, daher individualistische Absonderung wie im Boden, so auch im Menschentum, aber doch wieder Alles durch die See zu naher gegenseitiger Berührung und belebendem Einfluß gebracht"; S. 379/380: „Die ansehnlichen Entfernungen, die Zersplitterung und Absonderung, die klimatischen Unterschiede schaffen eine Fülle von Gegensätzen, die zu der mannigfaltigsten menschlichen Tätigkeit, zu lebhaftem, durch die überall nahe See vermitteltem Austausch anregen, die aber auch zur ethnischen und politischen Zerteilung führen. Griechenland ist individualistisch, gegenüber den großen, einförmigen, zentralistischen Länderräumen des Orients; auch übertrifft es darin die andern europäischen Mittelmeerländer."

b) Politische Folgen.

Namentlich die staatliche Zersplitterung Griechenlands wird mit Vorliebe geographisch erklärt; man führt sie vor allem auf den gebirgigen Charakter Griechenlands zurück; daneben seltener auch noch auf die trennende Wirkung des Meeres, das freilich umgekehrt den meisten als ein einigendes Element erscheint (wofür wir keine Nachweise geben). Außer den soeben (S. 405 f.) angeführten Stellen, an denen nicht selten auch diese Verhältnisse erwähnt waren, geben wir im folgenden noch eine kleine Auswahl von Nachweisen, die nur dieser These gelten. Bei der Übereinstimmung des Grundgedankens verzichten wir öfter auf die Anführung des Wortlauts. — John Gillies, The history of ancient Greece I (Basel 1790) S. 16: „These

Digitized by Google

natural divisions kept the different communities in a state of separation and hostility"; sie verlängern „the infancy of their nation". — W. Mitford, The History of Greece (1784—94; zit. nach der 3. post. ed. London 1838) VI S. 84 („by highlands and gulfs"). — Fr. v. Raumer, Vorles. über die alte Geschichte I (1821) S. 198. — W. Wachsmuth, Hell. Altertumskunde I 2 (1828) S. 1. — Grote, A History of Greece II (1846) S. 298. — L. Friedländer, Erinnerungen, Reden und Studien I (1905) S. 216 (v. J. 1860). — Hertzberg, bei Ersch und Gruber, Allgem. Enzyklop. I, Teil 80 (1862) S. 241. — J. W. Draper, Geschichte der Konflikte zwischen Relig. und Wissensch. (1873; deutsche Ausgabe 1875) S. 4. — Droysen, Gesch. des Hellenismus III 1^2 (1877) S. 9. — O. Peschel, Völkerkunde[5] (1881) 533: „Die alten Hellenen, als Bewohner von Inseln, scharf geschnittener Halbinseln, Landengen, durch Gebirge streng abgeschiedener Täler und Landschaften, genossen alle ... Vorzüge der politischen Kleinwirtschaft, günstig für Entfaltung geistiger Mannigfaltigkeit, hinderlich aber für größere nationale Leistungen. So versanken sie in geschichtliche Vergessenheit, als die Zeit abgelaufen war". — V. Duruy, Hist. des Grecs (Nouv. éd. ill.) I (Paris 1887) S. 14. — Dondorff, Das hellenische Land als Schauplatz der althellenischen Geschichte (1889) S. 14/15. — Rud. Schöll, Die Anfänge einer politischen Literatur bei den Griechen (1890) S. 5: „In der Landesnatur ... war jene atomistische Zersplitterung in besondere Gemeinwesen vorgebildet, die des griechischen Volkes Segen und Fluch geworden ist". — Beloch, Gr. Gesch. I (1893) S. 61, 118. — L. Bloch, Die ständischen und sozialen Kämpfe in der röm. Republik (1900) S. 5. — Bury, A History ot Greece (Lond. 1900) S. 4. — Breysig, Kulturgesch. der Neuzeit II 1 (1901) S. 57. — K. Hoffmeister, bei G. Ruhland, System der polit. Ökon. I (1903) S. 251, 320. — Ad. Bauer, Lehrbuch der Gesch. des Altert. (1904) S. 39. — Pöhlmann, Grundriß der gr. Gesch.[3] (1906) S. 52. — Gabr. d'Azambuja, La Grèce ancienne [Bibliothèque de la science sociale] (Paris 1906) S. 7, 8. — Beloch, in Ullsteins Weltgeschichte I S. 140/1: „Hier [in der „Zerklüftung des Landes durch Gebirge und Meer"] liegt die Ursache jenes Partikularismus, der den verhängnisvollsten Zug im Charakter der griechischen Nation bildet und der schließlich den Untergang ihrer Selbständigkeit herbeigeführt hat".

Entgegen diesen Anschauungen erklärt Fr. Ratzel, Politische Geographie[2] (1903) S. 402: „Die griechische Kleinstaaterei wird in ihren natürlichen und geschichtlichen Bedingungen nicht hinreichend erklärt, wenn immer nur auf den zersplitterten Boden- und Küstenbau hingewiesen ... wird. Die Kleinheit des ganzen Schauplatzes wird nicht genügend betont". Er führt dann weiter aus, „wie klein die Raummaßstäbe der Griechen sein mußten".

F. Ästhetische Wirkungen der Natur des Landes.

Besonders beliebt ist seit dem 18. Jahrhundert die Annahme eines Zusammenhanges zwischen der griechischen Natur, zumal dem griechischen „Himmel" und der ästhetischen Befähigung und den künstlerischen Leistungen der Griechen. Im einzelnen können die Glieder dieser Schlußkette in recht verschiedener Art angesetzt werden. Wir geben im folgenden eine knappe Auswahl von Belegen. — Winckelmann, Anmerkungen über die

Digitized by Google

Geschichte der Kunst des Altertums I (1767) S. 29/30: „der vorzügliche Himmel bestand in einer gemäßen Witterung, welche als eine von den entfernteren Ursachen des Vorzugs der Kunst unter den Griechen anzusehen ist. Dieser Himmel war der Quell der Fröhlichkeit in diesem Lande und diese erfand Feste und Spiele und beide gaben der Kunst Nahrung". Man sieht, daß bei Winckelmann der Zusammenhang zwischen griechischem Himmel und griechischer Kunst nur erst ein ziemlich mittelbarer ist. — Guys, Voyage littéraire de la Grèce I[2] (Paris 1783) S. 474 nennt unter den Gründen, die zur Entwicklung der Kunst beitrugen, neben der Anlage des Volkes, noch: „(jointes au) plus beau ciel, à l'aspect des riantes campagnes", worauf noch weitere, andersartige Ursachen erwähnt werden. — Böckh, Enzyklopädie S. 448 (= 2. Aufl. 465/6): „Die Kunstbildung der Hellenen war nur in einer herrlichen harmonischen Naturumgebung möglich". — F. Th. Vischer, Aesthetik II (1847) S. 234: „Das Auge hatte ein Reich von Linien vor sich, die es zum plastischen Blicke bildete[n]". — M. Duncker, Gesch. des Altertums III (1856) S. 7: „Unter einem südlichen Himmel, in mäßige unübersehbare Landschaften von klaren und vollen Farben, von festen, in die Sinne fallenden Formen gestellt, werden hier auch die Menschen, ihr Verkehr und ihre Werke einen besonders ausgeprägten plastischen Charakter annehmen können". — C. Bursian, Neues schweizerisches Museum IV (1864) S. 262/3 bringt das „tiefe Gefühl für Schönheit", den „feinen Formensinn" der Griechen u. a. auch mit den „schönen Formen" der Berge, „der Reinheit und Klarheit der Luft", „der tiefen Bläue des Himmels und des Meeres", den „prächtigen Lichteffekten" in Zusammenhang. — Vor allem hat Taine in seiner „Philosophie de l'art" die griechische Kunstbegabung aus der Natur des griechischen Landes abgeleitet; tatsächlich reicht indessen seine These weiter; denn jene drei von ihm genannten künstlerischen Eigenschaften der Griechen werden ja vorher überhaupt als die charakteristischen Merkmale der griechischen Eigenart geschildert (II[11] S. 128/9 über die ästhetische Begabung der Griechen, s. oben S. 154); die erste, „délicatesse de la perception" usf. entspricht der S. 92f. dargestellten Seite des griechischen Wesens, der finesse d'esprit usw., die namentlich mit dem Gebirgscharakter Griechenlands (S. 92, 93) und seinen Beziehungen zur See (S. 95) in Zusammenhang gebracht werden; die zweite jener künstlerischen Eigenschaften, „besoin de clarté", „sentiment de la mesure" usf. (oben S. 154) wird S. 105f. ebenfalls als allgemeine griechische Charaktereigenschaft erklärt und aus der Natur Griechenlands abgeleitet (s. oben S. 119); ebenso vergleiche man zum dritten Merkmal der ästhetischen Beanlagung der Griechen, „amour et culte de la vie présente" usf. (oben S. 154), was S. 117f. über die griechische Heiterkeit und ihre Zurückführung auf geographische Verhältnisse gesagt wird (oben S. 132). — M. Carrière, Die Kunst im Zusammenhang der Kulturentwickel. II[3] (1877) S. 3: „auch dem aesthetischen Gefühle kommt die Natur ... entgegen", was dann weiter ausgeführt wird (besonders der Einfluß der „Formen und Farben" wird hervorgehoben). — L. M. Mitchell, A History of Ancient Sculpture (London 1883) S. 138: „the varied beauties of their land must have worked with a magical power on the imagination of this people". — Dondorff, Das hellenische Land als Schauplatz der althellenischen Geschichte (1889) S. 12: „Die natürlichen Formen der Landschaft, gehoben

Digitized by Google

durch helles Licht und Durchsichtigkeit der Atmosphäre, wirkten auf den Formensinn und die künsterische Anlage". (Mehr habe dazu aber noch die Schönheit der Rasse beigetragen.) — George Perrot, Revue des deux mondes 1892, 1. Febr., S. 558: (infolge der Klarheit und des Glanzes der Luft) „l'oeil ... s'habitue à étudier de loin les formes ... il acquiert la justesse de la perception et le vif sentiment du rapport exact des différentes parties d'un ensemble, qualités qui ... contribueront a faire des Grecs les premiers artistes du monde". — Th. Gomperz, Gr. Denker I (1896) S. 22/23: „der Schönheitssinn mußte aus Landschaftsbildern, in welchen alle Elemente der Naturschönheit gleichmäßig vertreten und im engsten Raum vereinigt waren, aus dem Anblick schneeiger Gipfel und leuchtender Fluren, ernster Bergwälder und blumenbedeckter Wiesen, aus entzückenden Fernsichten und weiten Seeausblicken immer neue Nahrung saugen". — R. v. Scala, bei Helmholt, Weltgeschichte IV (1900) S. 256: „wie das Klima mit der Schönheit und dem Glanze der Himmelsbläue, der Schärfe der Umrisse auf die Ausbildung des griechischen Gefühls für Formenschönheit ... gewirkt hat, ist uns längst klar geworden". — Ausführlich D. Lampsas, Die künstlerische Erziehung der athen. Jugend im 5. und 4. Jahrh. v. Chr. (Aus dem pädagogischen Universitätsseminar zu Jena 11 [1904]) S. 5—8. — A. Philippson unten S. 415/6.

G. Energiefördernde Wirkungen der Natur des Landes; geographische Voraussetzungen des griechischen Freiheitstriebes.

Verbreitet sind auch die Vorstellungen, nach denen das griechische Land auf seine Bewohner vornehmlich weckend und anspannend gewirkt, ihre Tatkraft, Beweglichkeit und Gewandtheit, ihre geistige und körperliche Leistungsfähigkeit in starkem Maße bedingt hat; auch die Anschauung, daß die griechische „Freiheit", d. h. also vor allem die Selbständigkeit und Selbsttätigkeit der kleineren Gruppen und der einzelnen auch durch geographische Ursachen bedingt sei, berücksichtigen wir an einigen Beispielen. Wie diese Wirkung, so können auch die geographischen Ursachen, die man hervorhebt, im einzelnen verschieden sein; worauf jedesmal Gewicht gelegt ist, ergibt sich aus den Nachweisen selbst.

G. Bernhardy, Grundriß der gr. Literatur I (1836) S. 8 (vom Mittelmeer): „wie es überhaupt die Fähigkeit ... in Spannung erhielt, so auch mit der Freiheit des Blicks an Kolonien und Handelsunternehmungen gewöhnte". — John, The Hellenes I (London 1844) wirft S. 42 die Frage auf, welches „the primary cause of all this amazing activity" sei; man habe sie gefunden „in the form of their institutions, in the rivalry of so many small communities", ferner „in the fact of their being inventors, and the consequent freshness of their pursuits"; das sei alles richtig, aber nicht „the fountain head, which lies far beyond our ken". Doch will er ein Glied der Kette wenigstens nachweisen; die Vollkommenheit der „physical organisation"; und zum Schlusse fragt er sich, S. 43, ob eben diese „glorious organisation ... was not itself an effect of air, climate and soil". Sicher sei Griechenlands Atmosphäre „clearer", „purer", „more buoyant and elastic", als die irgendeiner Gegend in unserer Halbkugel. Es wird dies dann weiterhin besonders

Digitized by Google

mit den Windverhältnissen in Zusammenhang gebracht. — J. W. Loebell, Weltgeschichte I (1846) S. 423 (über die stählende Wirkung von Gebirge und Meer). — Fr. Th. Vischer, Aesthetik II (1847) S. 233 über den Zusammenhang der griechischen Freiheit und der Kleinheit des Landes; die „Menschenmassen" des Orients könne „nur der ... Zwang des Priesters und Despoten ... zusammenhalten"; „freie Menschen müssen sich sehen, sprechen, versammeln können"; und S. 233/4 nach anderer Richtung: Die Gestalt Griechenlands sei „viel rauher als man erwartete ... Da erinnert man sich, daß die Griechen so süß und geschmeidig nicht waren, wie sich der Schöngeist sie vorstellt, daß ihre schöne Bildung auf der derben Grundlage grober Kraft aufwuchs". — E. v. Lasaulx, Über den Entwicklungsgang des griechischen und römischen ... Lebens (1847; = Studien des klassischen Altertums S. 45 f.) S. 5: „Das Seeleben ... die stete Nachbarschaft der niemals schlafenden Meeresflut, macht sie kühn und beherzt und weckte mit der Herzhaftigkeit die angeborne Erkenntnisliebe, die sie hinaustrieb ... den Erdkreis zu durchspähen" usf. — Taine, Philosophie de l'art II[11], S. 91 f., führt aus, wie Griechenland als Gebirgsland und als Küstenland (S. 91: „La Grèce est un réseau de montagnes"; S. 93: „un pays de côtes") die Entwicklung der Intelligenz seiner Bewohner gefördert habe; S. 96: die natürlichen Umstände seien günstig gewesen „à l'éveil de l'esprit", (97) „pour délier leur intelligence et aiguiser leurs facultés". Und zwar wird der Einfluß des Gebirges S. 92 so geschildert: „Un tel pays fait des montagnards sveltes, actifs, sobres, nourris d'air pur". Anderseits sind die Griechen auf das Meer hingewiesen und stets „négociants, voyageurs, pirates, courtiers, aventuriers" gewesen (S. 95); „un tel régime affine et excite singulièrement l'intelligence" (S. 96), was auch daraus hervorgehe, daß „les peuples les plus précoces, les plus civilisés, les plus ingénieux de l'ancienne Grèce étaient tous marins". — Joh. Scherr, Allg. Gesch. der Lit. I[4] (1871) S. 88: „das Meer habe die Wärme gemäßigt und „so die Erschlaffung verhindert", und „zu all der kräftigenden und erhebenden Tätigkeit" eingeladen, „welche die Seefahrt mit sich bringt". — V. Duruy, Hist. des Grecs (Nouv. éd. ill.) I (Paris 1887) S. 4: Nirgends finde sich so wie in Griechenland eine „union de la terre et des eaux", „la meilleure condition du progrès social". — Dondorff, Das hellenische Land als Schauplatz der althellenischen Geschichte (1889) S. 11: Das Klima habe „belebend auf die physische und geistige Spannkraft" gewirkt; S. 13: „Das Seewesen ward für den Hellenen eine Schule der Gewandtheit und des Charakters". — George Perrot, Revue des deux mondes 1892, 1. Februar, S. 541: Das Meer habe in den Griechen „des instincts de curiosité, de mouvement et de lucre" geweckt; S. 549: „Le sol concourt ... avec la mer ... à faire des corps souples et robustes, des esprits agiles et curieux"; namentlich die Bewässerungswirtschaft habe die persönliche Energie geweckt (S. 553 f.) und den Körper gekräftigt. Vgl. auch noch S. 556 über die Selektion durch das Klima. — R. C. Jebb, The growth and influence of classical Greek poetry (Boston-New York 1894) S. 30: „Nowhere are the aspects of external nature ... more stimulating to the energies of body and mind". „Mountainbarriers ... encouraged a sturdy spirit of freedom". — Troels-Lund, Himmelsbild und Weltanschauung im Wandel der Zeiten (1899) S. 98/99 bringt es namentlich mit dem Meer in

Digitized by Google

Zusammenhang, daß hier „ein neuer, im Freiland aufgezogener Menschentypus" entstanden sei. — Bury, A History of Greece (London 1900) S. 4: „the Greek climate has a certain severity ... which promoted the vigour and energy of the people". — Fouillée, Esquisse psychologique des peuples européens[3] (Paris 1903) S. 12 bezeichnet dies als „le véritable effet du climat et du sol" — im Gegensatz zu den Anschauungen vom Einfluß des schönen Himmels u. ä. —: „l'intelligence et l'activité du Grec sont perpétuellement exercées, sur mer, par les fatigues et par la vigilance toujours nécessaire; sur terre, par la variété du sol et des climats, par la nécessité d'utiliser la moindre parcelle de terrain". — Alfr. Marshall, Handbuch der Volkswirtschaftslehre ([4]1898; zit. nach der deutschen Ausgabe 1905) 14: „Dem griechischen Genius ... war es vorbehalten, den freiheitlichen Odem, welcher über das Meer weht, in sich aufzunehmen und in seinem eigenen freien Leben die herrlichsten Gedanken und die höchste Kunst der alten Welt hervorzubringen". — Alfr. Philippson, Das Mittelmeergebiet (1904) S. 135: das Mittelmeerklima sei „für die körperliche und geistige Leistungsfähigkeit ungemein fördersam ... Der scharfe Gegensatz der Jahreszeiten ... wirkt stärkend und abhärtend auf den Körper; die größere Trockenheit der Luft belebt die Tatkraft" (u. a.); vgl. auch S. 136.

3. Entgegengesetzte Anschauungen.

A.

Zunächst nennen wir eine häufig auftretende Anschauung, die zwar nicht nach der Absicht ihrer Vertreter als Einwand gegen die geographische Erklärung des Griechentums gemeint ist, tatsächlich aber als ein solcher gelten muß. Es handelt sich um die Hervorhebung des Gegensatzes zwischen der Kleinheit Griechenlands und der Größe der griechischen Leistungen, mag nun das letzere mehr objektiv — als Berühmtheit, Wirksamkeit u. ä. — oder als Werturteil gefaßt sein. Wir nennen z. B. W. Mitford, The History of Greece (1784—94; zit. nach der 3. post. ed. London 1838) I S. 11: „Greece, so singularly illustrious in the annals of mankind, was of small extent". — Fr. Christoph Schlosser, Universalhistorische Übersicht der alten Welt I 2 (1826) S. 3: „Die Geschichte eines Ländchens von 40 Quadratmeilen konnte nur durch außerordentliche Umstände ... welthistorisch wichtig werden". — K. Fr. Hermann, Lehrbuch der griech. Privataltert.[1] (1852) S. 1 (= [3]1882 S. 2). — Du Mesnil-Marigny, Hist. de l'éc. polit. III [3](Paris 1878) S. 3/4. — V. Duruy, Hist. des Grecs (Nouv. éd. ill.) I (Paris 1887) S. 4. — W. Pater, Griech. Studien (Deutsche Ausgabe 1904) S. 163. — Ad. Bauer, Lehrbuch der Geschichte des Altert. (1904) S. 42: „Diese Kleinheit der räumlichen Verhältnisse erhöht unsere Bewunderung für die Leistungen der hochbegabten Griechen".

Ausdrücklicher noch werden geographische Verhältnisse als hemmende Einflüsse bezeichnet z. B. bei Matthaeus Much, Die Heimat der Indogermanen (1902) S. 298: Griechenland sei der Machtentwicklung nicht förderlich gewesen; er weist — neben der beschränkten Fruchtbarkeit — darauf hin, daß „die schiffbaren Ströme" fehlten, „die ins Innere des Kontinentes führen"; „es hatte kein Hinterland, in dem sich eine breite Volksmasse entwickeln

Digitized by Google

konnte". — Ferd. v. Richthofen, Vorlesungen über allgemeine Siedlungs- und Verkehrsgeographie (1908) S. 345: „Griechenland hatte weder große Ströme noch große Alluvialböden, und doch nahm hier die alte Kultur den erhabensten Aufschwung; hätte sie sich über ein weites Alluvialland ausbreiten können, so wäre sie vermutlich beständig gewesen".

B.

Im folgenden geben wir eine Anzahl von Nachweisen, wo die Anschauungen vom maßgebenden Einfluß der Natur Griechenlands auf die Kultur seiner Bewohner bestritten oder eingeschränkt werden; gelegentlich bezieht sich ein Beleg auf Attika im besonderen, das dann aber doch als ein Beispiel von allgemeiner Bedeutung genannt ist. Im einzelnen handelt es sich um verschiedene Vorstellungen. Voltaire, Dictionnaire philosophique, Art. Climat (Oeuvres 1785 f., Bd. 49, 365/366): „Pourquoi dans Athènes, n'y-a-t-il plus d'Anacréon, ni d'Aristote, ni de Zeuxis? Tout change dans les corps et dans les esprits avec le temps. Le climat a quelque puissance, le gouvernment cent fois plus, la religion jointe au gouvernment encore davantage". — Niebuhr, Kl. hist. und polit. Schriften II (1843) 118 (v. J. 1813): „die griechische Vortrefflichkeit aber hatte mit der geographischen Lage nichts gemein". — Hegel, Vorles. über die Philosophie der Gesch. [3] (Werke IX[3], 1848) S. 99 (Einleitung): „Die Natur darf nicht zu hoch und nicht zu niedrig angeschlagen werden"; „der milde ionische Himmel" könne „allein keine Homere erzeugen". — Grote, A History of Greece II (1846) S. 305 weist darauf hin, daß das griechische Klima heute günstiger dargestellt werde als von den Alten, und erklärt dies aus dem „classical interest, picturesque beauties and transparent atmosphere, so vividly appreciated by an English or a German eye". — Gobineau, Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen I (1853; zit. nach der deutschen Ausgabe 1898) S. 70 f. weist — ähnlich wie Grote — darauf hin, daß die Griechen selbst mit ihrem Lande nicht zufrieden gewesen seien; er will damit die geographische Herleitung der griechischen Kultur widerlegen. — Will. Mure, Critical history of the language and literature of Ancient Greece I[2] (London 1854) S. 89 (man dürfe nicht — gegenüber der Bedeutung der Rasse — auf das Klima zuviel Gewicht legen). — Unzugänglich war mir O. Peschels Aufsatz im „Ausland" 1854, angef. bei Fr. Ratzel, Anthropogeographie I (1882) S. 53/54. — C. Justi, Winckelmann III[2] (1898) 118: „Die Rassen- und Völkertypen besitzen eine solche Dauerhaftigkeit und Widerstandskraft, daß von den historischen Sitten eines Volkes kaum ein Schluß auf die Wirkungen des Klimas gemacht werden kann". (Gegen Winckelmann, mit besonderem Bezug auf Griechenland.) — J. Durm, Die Baukunst der Griechen[2] (1892) S. 13 (gegen einen Zusammenhang zwischen dem griechischen Klima und den Bauformen). — Alfr. Philippson, Das Mittelmeergebiet (1904) S. 208 äußert sich skeptisch über den Nachweis der Einwirkung des Mittelmeerklimas auf den Charakter der Bewohner; man könne nur „längst ausgesprochene, zu Gemeinplätzen gewordene, aber darum doch nicht unanfechtbare Beziehungen" wiederholen; er nennt u. a. „den Einfluß der klaren, durchsichtigen Luft ... auf die künstlerische Gestaltungskraft der Mittelmeervölker" (doch s. S. 136: „weit schweift sein Blick [des Anwohners des Mittelmeers] — meist ungehemmt durch Nebel

Digitized by Google

und Dunst — weit über Berg und Tal und schärft seine Sinne zur Beobachtung der Formen und Farben und hebt seine Lust zu künstlerischer und dichterischer Gestaltung"). — Wilamowitz, Die Kultur der Gegenwart I 8 (1905) S. 228 zunächst von Attika und Ionien: „Die Mutter Erde kann für die attische Poesie und Kunst so wenig verantwortlich gemacht werden wie das kekropische Autochthonentum. Mit der Natur Ioniens wird es denn wohl ähnlich stehen". Dann aber allgemeiner: „Der griechische Boden zeugt gewiß die griechischen Götter allein wieder, wie er sie einst gezeugt hatte, soweit sie poetische Verkörperungen der Eindrücke sind, die empfängliche Seelen aus der Natur dieser Erde und ihres Lebens geschöpft hatten. Aber diese Seelen stammten nicht von der Erde: sie hat sie nicht gezeugt, sonst würde sie ihresgleichen heute wieder zeugen."

Dazu Allgemeiner Teil S. 79/80.

Fünfzigstes Kapitel.

Die Anschauungen von den allgemeinen Bedingungen des Griechentums II.

Die Bedingungen der älteren und mittleren Zeitalter des Griechentums (seiner Entstehung und „Blüte") II.

1. Völkermischung als Voraussetzung der griechischen Eigenart.

Wie meist bei der Betrachtung von Volkscharakteren, so läßt man auch bei der griechischen Volksart die Frage nach den sie bedingenden Ursachen gewöhnlich bei Seite. (Soweit der griechische Volkscharakter nur als Beispiel eines umfassenderen Typus gilt, verschiebt sich damit natürlich auch dieses Problem, das freilich auch in diesem Falle meist unerörtert bleibt; doch vgl. man die oben S. 183 erwähnte Ansicht über die Entstehungsbedingungen des „nordischen" Typus.) Wo man aber jene Frage nach der Entstehung der griechischen Eigenart zu beantworten sucht, geschieht es zumeist auf zwei Wegen: entweder erklärt man den griechischen Volkscharakter aus der Natur des Landes oder als das Erzeugnis einer Völkermischung; ob in diesem Falle der Terminus „Rasse" gebraucht wird, macht für unsere Frage nichts aus; für uns handelt es sich in jedem Falle nur um die geistige Seite der Volksart.

Zuerst hat wohl Gobineau in seinem „Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen" das Wesen des Griechentums aus der Wirkung einer ausgedehnten Mischung zu erklären gesucht. Im einzelnen freilich handelt es sich bei ihm um nicht viel anderes als einen Roman, wie dies ja bei all diesen Rassetheorien nur allzu häufig der Fall ist. Mit der Sicherheit einer chemischen Analyse werden da die verschiedenen Anteile an dem oder jenem „Rassen"element festgestellt und abgeschätzt; dabei beruht die Hauptannahme eines sehr starken semitischen Einschlags auf durchaus irrigen Voraussetzungen. Im einzelnen nun setzt sich nach ihm das Griechentum aus „arischen", „gelben" und „semitischen" Bestandteilen zusammen; mit den letzteren kommt auch ein „schwarzes" Element hinein. Und zwar sind die „gelben" Elemente nur schwach vertreten (vgl. III, 1855; deutsche Ausgabe 1900, S. 55, 59;

Digitized by Google

vgl. auch 43 f.); das semitische Element ist weit stärker und nimmt im Laufe der Zeit zu (über dieses semitische Element vgl. außer den genannten Stellen noch S. 60, 63, 76/77); während das arische Element den „gesunden Menschenverstand" mitbringt, kommt durch das semitische der „Geist" hinzu (S. 97), aber auch das „leidenschaftliche, unüberlegte, zur Mäßigung unfähige Temperament" (S. 77) und damit das „aufgeregte politische Dasein" (S. 76; vgl. auch S. 76 f. die Kritik des griechischen Staates), die Verschlagenheit, deren Typus Odysseus ist (S. 53, 54); aber endlich auch die Kunstbegabung (S. 54, 99); weiterhin wird freilich gerade diese Seite des griechischen Wesens auf das im semitischen Bestandteil enthaltene schwarze Element zurückgeführt, II (1853; deutsche Ausgabe 1899) S. 173 f., wie auch gelegentlich (I 87/8) die Bedeutung dieses schwarzen Elementes für den griechischen Staat betont wird. An anderer Stelle wird indessen die künstlerische Begabung doch wieder ziemlich anders erklärt; I S. 102: „diese seltene Vervollkommnung des künstlerischen Gefühls beruhte nur auf einem fein abgemessenen Verhältnis des arischen und semitischen Elements zu einer gewissen Portion gelber Grundbestandteile". — Ähnlich bezeichnet H. Driesmans, Das Keltentum in der europäischen Blutmischung (1900) S. 50 das Griechentum als „glücklichste Mischung von arischem und semitischem Blut"; vgl. auch 6 f., 232; dazu auch „Rasse und Milieu" [2] (1909) S. 132 f., 120/1; S. 108/9 über „Hamiten" in Griechenland; S. 103 über ein mongolisches Grundelement in Europa; also in der Hauptsache ganz wie bei Gobineau. — Um einen Ausläufer Gobineaus handelt es sich auch bei E. Reinhart (Die Zukunft 1907 S. 70), der das griechische Volk aus einer „verhältnismäßig kleinen Zahl blonder Herren" und der anders gearteten Masse zusammengesetzt sieht und daraus die „Doppelseele" des Griechentums ableitet: „ihre Hysterie, ihr Wankelmut und Trübsinn lag in den Massen, ihre Freiheit und Größe in den Oberen Zehntausend". Und so auch in der äußeren Gestalt: „das Volk trug satyrhafte, der Adel apollinische Züge".

Eine andersartige, aber auch recht bunte und phantasievolle Schilderung der Mischungen, durch die das griechische Volk entstanden sei, gibt Alfr. Fouillée, Esquisse psychologique des peuples européens [2] (Paris 1903) S. 2 ff.; im wesentlichen aber handelt es sich hier um „un mélange particulièrement rare des deux races les plus intelligentes et les plus entreprenantes"; die „mittelländische" und die „galatische" (S. 10).

Eine starke Mischung verschiedener „Rassen" nimmt auch Bury an, A History of Greece (London 1900) S. 39 f., der die einwandernden, selbst schon nicht einheitlichen Griechen mit einer Mehrzahl bereits in Griechenland ansässiger „races" sich vermischen läßt. Über die Bedeutung dieser Erscheinung vgl. S. VI; offenbar schreibt Bury die Bildung des griechischen Volkscharakters diesen Vorgängen zu. — Aus der Verschmelzung indogermanischer Einwanderer mit Eingebornen leitet auch Herm. Hirt, Die Indogermanen I (1905) S. 58/59 die griechische Eigenart ab: „die angeborene Anlage der Einwanderer in Verbindung mit den Fähigkeiten der eingesessenen Bevölkerung" habe „zu jenen weltgeschichtlichen Taten und zu jener Höhe der geistigen Entwicklung" geführt. (Auch die einheimische Bevölkerung könne schon mannigfach gemischt gewesen sein, S. 50; vgl. auch S. 197.) — H. Meltzer, Verhandl. der 49. Versamml. deutscher Philologen (1908) S. 150 f.,

Digitized by Google

wo der Anteil der „mittelmeerischen" und der „nordischen" „Rasse" im griechischen Volke als Zettel und Einschlag bezeichnet werden; vgl. auch S. 151: „völlige Rassen- und Sprachenverschmelzung . . ., deren in der gesamten Menschheitsgeschichte einzigartig dastehendes Ergebnis eben das Hellenentum ist". — Im besonderen die künstlerische Begabung leitet Ad. Furtwängler aus dem vorgriechischen Bevölkerungselement ab (Die antiken Gemmen III, 1900, S. 14 f.); S. 16: „das eigentlich künstlerisch Schöpferische" sei „wahrscheinlich . . . von dem vorgriechischen Element der Urbevölkerung" ausgegangen. Über „die völlige Verschmelzung" der beiden Kunstströmungen — des mykenischen, bewegten Stils, der auf die Urbevölkerung zurückgeführt wird und des geometrischen, eines Ausläufers nordischer Kunst — in der klassischen Kunst s. S. 16. (Etwas anders Deutsche Rundschau 1908 [Bd. 134] S. 239 f.; auch hier wird den vorgriechischen Kretern von den zwei ursprünglichen künstlerischen Begabungen, deren eine „zu linearer Verzierung", die andere zur Darstellung des Lebendigen führe, die zweite, seltenere zugeschrieben; aber S. 242 von der „klassischen griechischen Kunst" ausgesagt, sie sei „ganz begründet auf jene zweite Begabung der Darstellung des Lebendigen".)

Im wesentlichen auf eine Vermischung führt auch H. St. Chamberlain, Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts (1899) S. 272/3 die „Blüte des hellenischen Volkes" zurück; doch handelt es sich hier — entsprechend seiner allgemeinen Anschauung von der Bildung „edler" Rasse — um eine Kreuzung verwandter Stämme (über die Rassenmischung S. 279 f., ihre Beschränkung auf gewisse Kreuzungen S. 284 f., bes. 285 oben); außerdem soll auch in diesem Falle, wie dies wiederum als allgemeine Bedingung der Entstehung edler Rassen angenommen wird (S. 278), die Inzucht innerhalb dieses neuen Volksganzen, „als die Zuzüge aus dem Norden aufgehört" (S. 272), von entscheidender Bedeutung gewesen sein, so daß also auch hier der allgemeine Satz gilt (S. 343): „Rasse" [im prägnanten Sinne eines positiven Werturteils] werde erzeugt „durch charakteristische Blutmischung, gefolgt von Inzucht".

„Von entscheidendem Einfluß auf das griechische Geistesleben" — in günstigem Sinne — nennt Th. Gomperz, Griechische Denker I (1895) S. 5 die Kolonien und rechnet hiezu u. a. auch die „Beimengung nichthellenischen Blutes"; vgl. im besonderen S. 11 über die Ionier; dazu auch z. B. S. 39.

2. Die Bestreitung der Bedeutung des griechischen Volkscharakters für die griechische Kultur.

Die meisten der oben S. 105 f. dargestellten Anschauungen vom griechischen Volkscharakter sind mit der weiteren Annahme verknüpft — die allerdings sehr oft auch unausgesprochen bleibt —, daß diese griechische Volksart auch kausal von wesentlicher Bedeutung für die griechische Kultur sei. Wir nennen im folgenden einige Stimmen, nach denen diese Voraussetzung nicht zutrifft. Die neuere Literatur über die Frage nach dem Verhältnis zwischen dem hervorragenden Individuum und der Masse hier zu erwähnen haben wir keine Veranlassung, da das Griechentum dabei keine besondere Rolle gespielt hat. — Nietzsche, W. X (1903) S. 14 [1873]: „Wenn wir das gesammte

Digitized by Google

Leben des griechischen Volkes richtig deuteten, immer würden wir doch nur das Bild widergespiegelt finden, das in seinen höchsten Genien mit lichteren Farben strahlt". (In allgemeiner Anwendung wird diese These S. 109 ausgesprochen. Man vergleiche auch S. 278: „Die verfluchte Volksseele! Wenn wir von deutschem Geiste reden, so meinen wir Luther, Goethe, Schiller und einige andere". „Von einem Volke Prädikate auszusagen, ist immer sehr gefährlich". Vorher: „Die Sprache als Ausdruck des Volkscharakters zu fassen, ist eine reine Phrase".) — Ähnlich spricht Eucken, Die Lebensanschauungen der großen Denker[6] (1905) S. 9 von der „Überschätzung der Durchschnittsart ihres Volkes; diesem ward als bloße Naturgabe beigelegt, was die Arbeit der Führer mühsam errungen hat". — Wilamowitz, Die Kultur der Gegenwart I 8 (1905) S. 228: „diese ganze aus sich erwachsende Literatur wird von keinem Volke gemacht ... sondern einzelne gottbegnadete Menschen machen sie; ihr Wollen und ihr Können ist's, das am Ende auch das Volk bezwingt"; S. 229: „Die großen Männer machen nicht nur die Literatur und die Geschichte, sie machen das Volk" (in Beziehung auf die Griechen) ... „wie er (der Genius) aber in die Welt gekommen ist, das soll unser Rationalismus nicht erklären wollen: das bleibt das Geheimnis Gottes". — Wellhausen, Kultur der Gegenwart I 4, S. 15: „Wenn man von innerer Anlage der Griechen und der Israeliten redet, so ist das keine Lösung des Rätsels, sondern nur eine Verschiebung. Noch weniger freilich werden die Israeliten dadurch begriffen, daß sie Semiten, oder die Griechen dadurch, daß sie Indogermanen sind"; vgl. auch „Israelitische und Jüdische Geschichte"[4] (1901) S. 233_2.

Einundfünfzigstes Kapitel.

Dazu Allgemeiner Teil S. 80/81.

Die Anschauungen von den allgemeinen Bedingungen des Griechentums III.

Die Bedingungen der älteren und mittleren Zeitalter des Griechentums (seiner Entstehung und „Blüte") III.

Die Berührung mit dem Orient als die wesentliche Voraussetzung der griechischen Kultur.

Die Anschauung, daß das Griechentum die Ausbildung seiner Kultur in wesentlichem Maße dem Orient verdanke, ist schon im Altertum selbst, nach griechischem Vorgang, alsdann in polemischer Absicht von jüdischer und danach wieder von christlicher Seite vertreten worden; wir verweisen hiezu auf J. Geffcken, Zwei griechische Apologeten (1907) S. X, XXIX, 242; vgl. noch P. Wendland, Die hellenistisch-römische Kultur (1907) 16: „Die Spätantike leitet .... die ganze griechische Geistesarbeit aus orientalischen Quellen ab"; s. auch F. Stähelin, Der Antisemitismus des Altert. (1905) S. 25. — Von antiken Stellen geben wir nur ein charakteristisches Zitat aus Theodoret als Beleg dafür, in welchen Formeln diese ganze Richtung allmählich ihren stehenden Ausdruck fand: Graecar. affect. curatio I § 19 Raeder: „τὰς περιφανεῖς ἐπιστήμας καὶ τῶν τεχνῶν τὰς πλείστας παρὰ βαρβάρων

Digitized by Google

ἐπαιδεύθησαν Ἕλληνες" (vgl. § 23). Diesen Satz zitiert dann wieder wörtlich Georgios Monachos Chronikon ed. de Boor 52 M.; nur heißt es — entsprechend einer nicht seltenen Auffassung — statt παρὰ βαρβάρων: „παρ' Ἑβραίων".

In der Neuzeit waren es vor allem gewisse griechische Sagen, die, wörtlich geglaubt oder rationalistisch gedeutet, die Vorstellungen von orientalischer Einwirkung auf das Griechentum aufrecht hielten; phönizische und ägyptische Einwanderer sollten die Kulturbringer gewesen sein. Wir geben einige Nachweise aus dem 18. Jahrhundert. Tourreil, Philippiques de Démosthène (1701) S. 3 (Ägypter und Phönizier zivilisierten die noch wilden Griechen). — Athenian letters (geschr. zw. 1741 und 1743; Ausgabe Basel-Hamburg 1800) I S. 164/5 (die Griechen, einst „savage and illiterate", empfangen durch phönikische und ägyptische Kolonien „the culture of humanity"). — Voltaire, Essai sur les mœurs et l'esprit des nations, Introduction; Des Grecs, de leurs anciens déluges usf. (Oeuvres 1785 f., Bd. XVI S. 136): „Des marchands [phönikische] furent les premiers précepteurs de ces mêmes Grecs qui depuis instruisirent tant d'autres nations". — Heyne, Opuscula acad. I 211/2 (v. J. 1765) (Thraker, Phönizier, Ägypter kamen als Kulturträger zu den Griechen); vgl. III 25. — Barthélemy, Voyage du jeune Anacharsis (Ausgabe Liège 1790, I S. 1) (Ägypter als Gesetzgeber der ältesten Griechen). —

Aus dem 19. Jahrhundert nennen wir nur wenige Vertreter der Theorie der wesentlichen orientalischen Beeinflussung. Das griechische Geistesleben suchte in einer Reihe von Werken E. M. Röth aus dem Orient abzuleiten; auf ihn, dem er sein Buch widmet, stützte sich z. B. Fr. Mone, Griech. Gesch. I[2] (1859); vgl. z. B. S. 31 A. 1. — Von der griechischen Kunst zunächst, dann aber auch allgemeiner vom Griechentum überhaupt äußerte G. Semper, Der Stil I (1860) S. 426: „Hellenische Kunst konnte nur auf dem Humus vieler längst erstorbener und verwitterter früherer Zustände der Gesellschaft hervorwachsen; sie mußte in Beziehung auf ihre Elemente und Motive dem komponierten Charakter entsprechen, der das Hellenentum überhaupt bezeichnet." — Auch E. Curtius schrieb orientalischem Einfluß auf das Griechentum maßgebende Bedeutung zu, allerdings mehr im Sinne der Anregung durch den Orient als der Entlehnung von ihm; vgl. Altert. und Gegenwart I[3] S. 167 (1864) von den Küstenländern Kleinasiens; hier habe sich „aus diesem anregenden Verkehre zwischen semitischer und arischer Volkstümlichkeit ein reiches Kulturleben" entwickelt; vgl. auch S. 169: „wo von der kräftigen Berührung der beiden Volksgeschlechter eine gleichsam elektrische Strömung ausging"; noch allgemeiner S. 151 (1875) (oben S. 297). — Neuerdings sind die Ansprüche Babylons in den Vordergrund gerückt worden; in einem anschaulichen Bilde hat Ferd. Bork, Oriental. Literaturzeit. 1907, Sp. 4 diese Theorien zusammengefaßt: „Nach unsern heutigen Kenntnissen sind sie [die Griechen] die Erben der westlichsten Ausläufer der altmesopotamischen und der altmittelländischen Kultur. Das Griechentum ist wesentlich kleiner, winzig klein geworden, und dahinter erhebt sich in weiter Ferne, aber Alles überragend, Marduks gewaltiger Stufenturm." — In diesen Gedankenkreis gehört auch das Buch von K. Fries, Das philosophische Gespräch von Hiob bis Platon (1904). — Über Winckler oben S. 323.

Digitized by Google

Entgegengesetzte Anschauungen. Zur Literatur über die Frage.

Von den Gegnern solcher Anschauungen nennen wir hier nur Wilamowitz, Homer. Untersuchungen (1884) S. 215 (von den Semiten und Ägyptern): „die den Hellenen trotz ihrer alten Kultur nichts hatten abgeben können, als ein paar Handfertigkeiten und Techniken, abgeschmackte Trachten und Geräte, zopfige Ornamente, widerliche Fetische für noch widerlichere Götzen".

Von neuesten Erörterungen führen wir noch an: U. Wilcken, Neue Jahrb. f. d. klass. Altert. 1906 I, S. 457 f., der zu dem Schlusse kommt (S. 460), daß die Berührung mit der Urbevölkerung „der Entwicklung der einwandernden Indogermanen einen höheren Impuls gegeben" habe, anderseits aber (S. 461) die eigenartige Wendung vom Prähistorischen zum Mykenischen auf ägyptische und babylonische Einwirkungen zurückzuführen sei. Doch wird im einzelnen wieder manche Einschränkung dieser allgemeinen Sätze vorgenommen. — Ed. Meyer, Gesch. d. Altert. I 2^2 (1909) S. 750 f.; bes. 751/2 läßt er die ägäische Kultur aus ägyptischen und babylonischen Einflüssen entstehen; „das griechische Festland wird ganz in sie [die ägäisch-vorderasiatische Kultur] hineingezogen und gewinnt bald die Führung".

Zweiundfünfzigstes Kapitel.

Dazu Allgemeiner Teil S. 81.

Die Anschauungen von den allgemeinen Bedingungen des Griechentums IV.

Die Bedingungen der älteren und mittleren Zeitalter des Griechentums (seiner Entstehung und „Blüte") IV.

1. Wirtschaftliche Voraussetzungen der griechischen Kultur.

Mit der vorübergehenden, geographisch wie zeitgeschichtlich bedingten Entfaltung der Industrie und des Handels bringt, wie wir sahen (S. 403), A. Philippson die Kulturblüte Griechenlands in Zusammenhang. — Eine noch enger begrenzte wirtschaftliche Erscheinung stellte Rud. Meyer, Der Kapitalismus fin de siècle (1894) S. 358 in den Vordergrund: „Mit dem Hereinströmen der Edelmetalle aus Asien nach Griechenland vom Ende der Perserkriege ab entwickelte sich die sogenannte Blüte Griechenlands." — Als eine Schöpfung des Eisens betrachtet H. Driesmans, Der Mensch der Urzeit (1907) S. 108 die griechisch-römische Kultur. — Weniger als auslösende Ursache, sondern mehr als unentbehrliche Grundlage der griechischen Kultur erschien vielfach die Sklaverei. Am bekanntesten ist wohl Treitschkes Darlegung dieses Standpunktes, Preuß. Jahrb. Bd. 34 (1874) 75 f.; er nennt die Einführung der Sklaverei „eine rettende Tat der Kultur" und spricht (S. 82) den oft zitierten Satz aus: „Die Millionen müssen ackern und schmieden und hobeln, damit einige Tausende forschen, malen und regieren können"; dies gelte für das alte Athen wie für die heutige Welt; vgl. noch S. 105: „Die Menschheit hat nie wieder eine Blüte der Künste gesehen wie in den Tagen des Perikles; also in die Welt der Ideale sich zu versenken war nur einer hocharistokratischen Gesellschaft möglich, welche alle gemeinen Sorgen des

Digitized by Google

Lebens auf die geduldigen Schultern ihrer Sklaven türmte, und sicherlich sind die Tragödien des Sophokles und der Zeus des Pheidias um den Preis des Sklavenelends nicht zu teuer erkauft." — Vgl. über die Sklaverei als Grundlage der griechischen oder überhaupt der antiken Kultur z. B. auch Benj. Kidd, Soziale Evolution (1895) S. 126; Fr. Hertz, Mod. Rassentheorien (1904) S. 114; Ulr. Wendt, Die Technik als Kulturmacht (1906) S. 48, 63, 68, 71, 72.

Ohne auf diese weitreichende Frage näher einzutreten, weisen wir nur darauf hin, daß diesen Anschauungen in erster Linie eine starke Überschätzung der rein wirtschaftlichen und schon der zahlenmäßigen Bedeutung der griechischen Sklaverei zugrunde liegt. — Aus anderen Gründen wandte sich H. Wallon, Hist. de l'esclavage I (1847) S. 456 f. gegen die Annahme, die Sklaverei habe zur Entwicklung „des lettres et des arts" (S. 459) in Griechenland beigetragen.

2. Politische Voraussetzungen der griechischen Kultur.

A. Die staatliche Zersplitterung des Volkes.

Sehr häufig finden wir die Anschauung, daß die Trennung Griechenlands in eine große Zahl wetteifernder oder sich bekämpfender Staaten für die Entwicklung der geistigen Kultur von großer Bedeutung gewesen sei.

Hume, Essays, moral and political (London 1748) S. 166 f. [„Of the rise and progress of the arts and sciences"] sucht den Satz, „that nothing is more favourable to the rise of politeness and learning, than a number of neighbouring independent states", die zugleich verknüpft sind „by commerce and policy" (S. 166), an Griechenland zu beweisen, S. 168/9; vgl. auch S. 171. — Ad. Ferguson, Essay on the history of civil society (1767; zit. nach der deutschen Ausgabe 1904; III. Teil Kap. 8, S. 250): „Griechenland, in viele kleine Staaten zersplittert und mehr als irgendein anderer Fleck auf dem Erdenball durch innere Streitigkeiten und auswärtige Kriege beunruhigt, schuf ein Muster für Literatur jeder Art"; er will damit den Satz beweisen, daß „inmitten der großen Chancen, die eine freie und selbst eine zügellose Gesellschaft in Bewegung setzen, .. ihre Glieder zu jeder Anstrengung fähig" werden; vgl. auch S. 83 [Teil I Kap. 9] über den aus ihrer „Teilung" hervorgehenden „Wettstreit der Völker", in Beziehung auf Griechenland. — F. Hemsterhuis, Lettre sur la sculpture (Amsterdam 1769, S. 14/15; auch in den „Oeuvres philos." I, Paris 1792, S. 5 f.): (Im Gegensatz zu Ägypten) „chez les Grecs, divisés en petites monarchies et en petites républiques tout individu devint essentiel: ces petits États .. se firent la guerre continuellement; ce qui rendit les Grecs actifs, et dut par conséquent augmenter prodigieusement le nombre de leurs connaissances. Cette vive activité ... leur donna un raffinement d'esprit qui n'a point d'exemple". — W. Mitford, The history of Greece (1784—94; zit. nach der 3. post. edit.) V S. 273: „The political circumstances of Greece, even the minute division of territory, among all the troubles they produced, had a tendency to promote the cultivation of science and the fine arts." (In diesen Staaten, den demokratischen wie den oligarchischen, sei Beredsamkeit notwendig gewesen, und daraus sei vielleicht hauptsächlich „the habit of study" und „the passion for philosophy" ent-

Digitized by Google

standen; durch das Bedürfnis, in den Städten Tempel, Theater und Gymnasien zu errichten, sei Architektur, Malerei und Skulptur gefördert worden.) — Barthélemy, Voyage du jeune Anacharsis (Ausgabe Liège 1790, I S. 337 [Introduct., 2. Teil, 3. sect.]: die inneren Kämpfe der Griechen [„dissensions"] nach den Perserkriegen verliehen „une activité surprenante à tous les esprits". — Herder, Ideen z. Philos. d. Gesch. d. Menschh., 13. Buch, 5. Kap. (Cotta 1853/4, Bd. 29 S. 135): „Die mancherlei griechischen Schulen [der Philosophie] waren ... das, was in ihrem Staatswesen die vielen Republiken waren: gemeinschaftlich strebende, miteinander wetteifernde Kräfte; denn ohne diese Verteilung Griechenlandes würde selbst in ihren Wissenschaften nie so viel geschehen sein, als geschehen ist". — W. G. Tennemann, Geschichte d. Philosophie I (1798) S. 6: Durch die Verwaltung so vieler kleiner Gemeinwesen sei der Verstand geschärft worden. — Fr. Aug. Wolf, Darstellung der Altertumswissenschaft (Museum der Altertumswiss. I 1807 S. 113; auch Leipzig 1833): „die politische Vereinzelung der Völker und Staaten", die „von anderer Seite äußerst nachteilige Folgen für die Nation hatte", habe „wohltätig auf die Literatur" gewirkt, weil dadurch die Darstellungen Individualität erhalten haben. — Oliver Goldsmith, The history of Greece I (Lond. 1825) S. 51: Die große Zahl rivalisierender Staaten sei „a continual source of emulation" gewesen, nicht nur im Kriege, sondern auch „in all the arts of peace and refinements". — Fr. Jacobs, Hellas (herausgegeben 1852) S. 19: „Die Teilung im Innern beförderte die Mannichfaltigkeit der Kultur"; S. 78/79: „Unter einem Despoten .... vereinigt, hätte Hellas nie seine Kräfte brauchen gelernt. Nur die Teilung in so viele Freistaaten konnte die bürgerliche Kultur auf diese glänzende Weise entwickeln"; vgl. S. 5. — Wilh. Vischer, Kl. Schr. I (1877) S. 381 (v. J. 1849): „Wenn .. der Partikularismus des griechischen Volkes eine traurige Erscheinung ist, so dürfen wir andererseits nicht vergessen, daß diesem gleichen Geiste das unendlich mannichfaltige Leben entsproßte, das in Kunst und Wissenschaft die herrlichen Blüten trieb" usf.; vgl. S. 535 (1864; gegen Mommsen und Droysen): „welch' unendlich reiches Geistesleben aus der 'Kleinstaaterei', zunächst der griechischen Kleinstaaterei erwachsen ist". — Ed. Zeller, Die Philosophie der Griechen I[2] (1856) S. 55 betont zwar „die Zersplitterung Griechenlands, die verzehrende Unruhe seiner Bürgerkriege und Parteikämpfe"; aber diesen Verhältnissen sei „eine Freiheit und Bildung entsprungen .., mit welcher das hellenische Volk einzig in der Geschichte dasteht". — Nietzsche, Werke IX (1903; S. 158, 159 [1870/71]) sucht die künstlerische Seite der griechischen Kultur mit dem politischen Triebe des Volkes, im besondern mit seinen innern Kämpfen in Zusammenhang zu bringen. Nach seiner damaligen Anschauung dient der hellenische „Wille", wie alle Natur, der Erzeugung des Genies, dessen Bestimmung wiederum die Schaffung des höchsten Kunstwerks, der Tragödie, ist. Diesem Ziele ist auch der griechische Staat dienstbar (S. 177); Nietzsche nimmt (S. 159) einen „geheimnisvollen Zusammenhang" an zwischen „politischer Gier und künstlerischer Zeugung, Schlachtfeld und Kunstwerk"; vgl. S. 158: „je stärker .. der politische Trieb ist, um so mehr ist die kontinuierliche Abfolge von Genien garantiert. Die Griechen aber haben wir uns, im Hinblick auf die einzige Sonnenhöhe ihrer Kunst, schon a priori als die 'politischen Menschen an sich' zu konstruieren; und wirklich kennt die Ge-

Digitized by Google

schichte kein zweites Beispiel einer so furchtbaren Entfesselung des politischen Triebes, einer so unbedingten Hinopferung aller anderen Interessen im Dienste dieses Staatsinstinktes"; S. 159: „diese blutige Eifersucht von Stadt auf Stadt, von Partei auf Partei, diese mörderische Gier jener kleinen Kriege" sei die Voraussetzung der griechischen „Gesellschaft". — V. Duruy, Histoire des Grecs (Nouv. éd. ill.) I (Paris 1887) S. 536 (in dem Abschnitt über die Geschichte der kleineren Staaten vor den Perserkriegen): „il n'y eut jamais de pays plus agité que celui des Grecs" ... „Partout des passions, des ambitions, des luttes, des révolutions. Cette vie était une rude éducation, et pour les esprits et pour les corps"; S. 803, nachdem er ausgeführt, daß Griechenland niemals politisch geeinigt gewesen: „De là l'éclat incomparable, dans la sphère de l'intelligence" (freilich auch, fügt er bei, „la faiblesse politique"). — G. Fr. Kolb, Kulturgesch. der Menschheit I[3] (1885) 201: „Diese Autonomie zahlloser kleiner Republiken ... die Grundlage der ganzen hellenischen Entwicklung" (er findet die Vorzüge weit überwiegend; vgl. auch allgemein S. 202: „Mannigfaltigkeit und Freiheit in politischen Verhältnissen wie in der Kunst" sei „die Mutter der Kultur"; s. auch 199). — Dondorff, Das hellenische Land als Schauplatz der althellenischen Geschichte (1889) S. 16: „Auf diesem Prinzip [dem Partikularismus] .. beruhte die Mannigfaltigkeit des lokalen und individuellen Lebens ... der Reichtum der Kulturentwicklung." — Ferd. Dümmler, Kl. Schr. II (1901) S. 190 (v. J. 1892): „Die politische Zerrissenheit und die durch andauernden Kriegszustand stets erhöhte Stimmung erzeugten eine ganze Reihe hoher Stammes- und Stadtkulturen." — Ed. Meyer, Gesch. d. Altert. II (1893) S. 826: „Jahrhunderte lang hat die griechische Nation sich ungehindert entfalten können ... Stets freier und mannigfacher gestaltet sich während dessen das politische Leben, in dem die ungehinderte Zersplitterung nur um so mehr frische Kräfte weckt, immer reicher und selbständiger wird die griechische Kultur." — C. Jentsch, Die Zukunft 1900, 27. Januar, S. 152 führt aus, „daß ihre Staatsverfassung, wenn sie auch zuletzt den Untergang des Griechentumes herbeiführte, die höchste Kraftentfaltung des Individuums und dadurch Leistungen ermöglichte, die in Anbetracht der Kleinheit des Volkes und des Ländchens wunderbar erscheinen". — Weniger bestimmt Wilczek bei Helmholt, Weltgeschichte IV (1900) S. 21: „Die viel zersplitterte Kleinstaaterei bringt Griechenland anfänglich keine Gefahr; sie wirkt eher fördernd, indem sie der Tüchtigkeit zahlreicher Einzelnen Raum schafft." — W. Strehl, Grundriß der alten Geschichte I (1901) 47: „die Tendenz der äußersten politischen Dezentralisation ... trägt die Keime der Zersetzung ... des hellenischen Volkstums in sich, entwickelt aber zugleich bei dem hochbegabten Volk ... eine hohe Reife politischen und philosophischen Denkens, bedingt ... äußerste Anspannung aller Kräfte ... hohe Kraftentwickelung eines vielgestalteten Lebens". — Breysig, Kulturgeschichte der Neuzeit II[1] (1901) 121: „So wurde dem Stamm des griechischen Gesamtvolks zum politischen Verderben, was seiner geistigen Entwicklung sicher den größten Vorschub geleistet hat, sein überwuchernder Reichtum an starken und schönen Zweigen"; vgl. auch S. 322. — Mehr nur in Form einer Vermutung Th. Gomperz, Gr. Denker II (1902) S. 18, der zweifelt, „ob das dauernd befriedete, das bundesstaatlich oder gar zu einem Gesamtstaat geeinigte Griechenland in Kunst und Wissenschaft so viel ge-

Digitized by Google

leistet hätte, als das in unablässigem kriegerischen Wettbewerb seine Kräfte stählende, wenngleich allzu rasch verzehrende, vielgeteilte Hellas". — Otto Kämmel, Neue Jahrbücher für das klassische Altertum 1905 II S. 421: „Die griechischen Kleinstaaten" haben „zwar eine nationale Einheit von sich aus nicht zustande gebracht, ... aber eine unendliche Fülle an politischen und sozialen Gestaltungen und eine Kultur von beispiellosem Reichtum entfaltet." — P. Wendland, Die hellenistisch-römische Kultur (1907) S. 7: „So sehr die politische Zerrissenheit die Entwickelung der geistigen Kultur gefördert hat" („hat sie doch die staatenbildenden Kräfte gehemmt"). — E. Bethe, Einleitung in die Altertumswissenschaft von Gercke und Norden I (1910) S. 275: „das .. in zahlreiche Staaten und Städtchen, aber ebenso viel keimreiche Wurzelstöcke von kaum erschöpfbarer Lebenskraft zerteilte Griechenvolk".

Entgegengesetzte Anschauungen.

Der Widerspruch gegen die Vorstellungen, als sei die staatliche Zersplitterung Griechenlands eine wesentliche Ursache seiner geistigen Kultur, kann sich in verschiedene Formen kleiden; öfter handelt es sich überhaupt um Sätze, die selbständig aufgestellt werden, ohne Beziehung auf die Anschauungen, denen sie tatsächlich entgegengesetzt sind.

Am wenigsten ausgesprochen, aber immerhin vorhanden ist der Gegensatz zu jenen Vorstellungen, wenn die Annahme geäußert wird, daß die politischen Kämpfe die Entfaltung der geistigen Kultur nicht gehemmt hätten; vgl. z. B. Temple Stanyan, Histoire de Grèce I (Aus dem Englischen Amsterdam 1744, S. XL/XLI [die erstere Seite ist falsch LX gedruckt]): „au milieu de ces troubles [gemeint ist vor allem der peloponnesische Krieg, aber auch überhaupt die Kämpfe der griechischen Staaten unter sich] plus ou moins grands, mais continuels, le progrès des arts et des sciences ne fut point interrompu". — Fr. Aug. Wolf, Vorlesung über die Enzyklopädie der Altertumswissenschaft (herausgegeben 1831) S. 33: „Bürgerliche Unordnungen tun keinen Eintrag in ihrer Geistesbildung". — Hieher gehört auch die Äußerung von Ad. Holm, Gr. Gesch. II (1889) 277: „Ich glaube nicht, daß ihnen durch ihre politische Gespaltenheit irgendein geistiger Erwerb entgangen ist, den sie bei strafferer Einheit hätten machen können".

Andere Male finden wir eine unmittelbare Beziehung auf die Annahme, daß die griechische Geisteskultur auf der politischen Trennung beruhe. Diese Annahme wird als unbewiesen bestritten; ob weiter diese staatlichen Verhältnisse als schädlich für die griechische Kultur oder als wirkungslos betrachtet werden, bleibt meist unausgesprochen. Es ist charakteristisch, daß gerade die beiden ersten der unten anzuführenden Äußerungen aus Zuständen und Ereignissen heraus entstanden sind, in denen die Frage nach der allgemeinen Bedeutung und dem Kulturwert der Kleinstaaterei sich aufdrängte; beide Autoren verneinen die bis dahin fast dogmatisch geltende These von der kulturfördernden Wirkung des Partikularismus bei den Griechen aus der Überzeugung heraus, daß der Partikularismus der eigenen Nation nicht fromme. Wir haben den Abschnitt aus Treitschkes Aufsätzen im Auge, der die bezeichnende Aufschrift führt: „Die Märchenwelt des Partikularismus", gemeint ist der deutsche (Hist. und polit. Aufsätze II[6], 1903, S. 81f; v. J. 1864); hier

Digitized by Google

wendet er sich S. 89f. im besonderen gegen die Behauptung: „nur in Kleinstaaten erreiche die Geistesbildung ihre vornehmste Höhe" und beruft sich u. a. auf Athen (S. 90), in dem die Entwicklung der Kunst und die staatliche Machtentfaltung nebeneinander hergehen. Und ähnlich sprach O. Ribbeck am 22. März 1867, in seiner „Griechenland und Deutschland" überschriebenen Rede den Satz aus (Reden und Vorträge, 1899, S. 21/22): „Höre man doch auf, uns die Spaltung Griechenlands in so zahlreiche, nur zur Abwehr gegen den äußeren Feind zeitweise locker verbündete, autonome Gemeinden tröstend oder warnend als die Kluft zu preisen, aus welcher die sprudelnden Quellen seiner geistigen Schöpferkraft den Garten des griechischen Kulturlebens mit der bunten Menge seiner köstlichen Früchte getränkt haben". Er führt weiter aus, daß nur das Fehlen eines „Systems ebenbürtiger Großstaaten" diesen Zustand ermöglichte, und weiterhin, daß „die geistige Überlegenheit des Griechen über den Barbaren" für ihn den Schutz „einer festgefügten staatlichen Gesamtheit" entbehrlich gemacht habe. — Endlich nennen wir noch Hilty, Studien (1905) S. 212: es sei nicht bewiesen, „daß die Entfaltung Griechenlands zu einer unvergleichbaren Heimstätte für Kunst und Wissenschaft an diese politische Trennung und den politischen Mißerfolg überhaupt gebunden gewesen sei".

Andere wieder gehen weiter und schreiben der partikularistischen Zersplitterung Griechenlands unmittelbar kulturhemmende Wirkungen zu. So Heyne, Opusc. acad. I S. 59 (v. J. 1763): „Graeciae .. in tot parvas respublicas dispertitio . . . artium maiori robori et civium auctui etiam obfuisse putanda est, quem eae assecuturae fuisse videri possunt, si in magnam unam rempublicam tota Graecia coaluisset". (Im Gegensatz hiezu habe die Zeit Philipps und Alexanders eine allgemeinere Verbreitung der künstlerischen und literarischen Kultur herbeigeführt.) — J. G. Cuno, Die Skythen (Forschungen im Gebiete der alten Völkerkunde I) (1871) S. 189: „um wieviel bedeutender wären jene Leistungen [der griechischen Kultur] gewesen, wenn es dem Volke gelungen wäre, den Leib zu schaffen für seine Gedankenmacht". — Vgl. ferner auch unten 56. Kap., 1, A u. B.

B. Die griechische „Freiheit" als Voraussetzung der griechischen Kultur.

Aus der griechischen „Freiheit" leitete man die Entfaltung der griechischen Kultur oft ab; damit kann die Unabhängigkeit des ganzen Landes, die Selbständigkeit der Einzelstaaten, oder endlich die Abwesenheit monarchischer oder despotischer Verfassungsformen gemeint sein. Beizuziehen sind neben den im vorstehenden genannten Nachweisen auch die unten, 56. Kap., 1, C angeführten Anschauungen über den Verlust der Freiheit, d. h. der Unabhängigkeit Griechenlands als Ursache des Verfalls des Griechentums; diesen Anschauungen liegt natürlich, ob ausgesprochen oder nicht, wenn man sie ins Positive wendet, die gleiche Vorstellung zugrunde, daß die Freiheit eine wesentliche Voraussetzung der griechischen Kultur sei.

Am eingehendsten hat wohl Herder in seiner Preisschrift vom Jahre 1777: „Vom Einfluß der Regierung auf die Wissenschaften und der Wissenschaften auf die Regierung", 1. Frage, 3, „den Einfluß freier Gesetzgebungen

Digitized by Google

auf Wissenschaften und Künste" in Beziehung auf Griechenland behandelt (Cotta 1853/4, Bd. 35, S. 439—546; = Suphan IX 324f.); wir führen nur ein paar charakteristische Sätze an: „Griechenland war das erste Land der Welt, das sich von seinen kleinen Tyrannen allmählich losriß und mit einer neuen Regierung auch neue Wissenschaften und Künste sichtbar machte" (S..439 = S. 324 Sup.); und später (S. 444 = S. 328 S.): „Aus allem, was gesagt ist, erhellet, daß Griechenlands eigenste Wissenschaften und Künste, in denen keine Zeit sie übertroffen hat, in denen sie jetzt über zweitausend Jahre alle Zeiten und Völker übertroffen haben [er meint besonders Redekunst, Poesie, Philosophie und Geschichtschreibung, bildende Kunst] Töchter ihrer Gesetzgebung, ihrer politischen Verfassung, insonderheit der Freiheit, der Wirksamkeit zum gemeinen Besten, des allgemeinen Strebens und Miteifers gewesen". — Guys, Voyage littéraire de la Grèce I[3] (Paris 1783) S. 474 findet bei den Griechen ein „gouvernement le plus propre à développer ... le génie, qui, sans la liberté n'a point de ressorts". Hier ist an die Verfassungsformen gedacht (vgl. auch III[3] [1783] S. 6); an die Unabhängigkeit Griechenlands (neben der mit dieser in Verbindung gedachten Staatsform) S. 475, 476. — Fr. Aug. Wolf, Darstellung der Altertumswiss. (Museum der Altertumswiss. I, 1807, S.132/33; auch Leipzig 1833): „die über den beengten und beengenden Sorgen des Staatsbürgers den Menschen so wenig vergaßen, daß die bürgerlichen Einrichtungen selbst zum Nachteil Vieler und unter sehr allgemeinen Aufopferungen die freie Entwickelung menschlicher Kräfte überhaupt bezweckten." — Böckh, Die Staatshaushaltung der Athener II[1] (1817) 158/9 (= I[3] 710): „ihre freien Staatsformen und die kleinen unabhängigen Massen, in welche die Völker zersplittert waren", die „das Leben tief und mannigfach aufregten" (seien anderseits zugleich „Anlaß zu unzähligen Leidenschaften, Verirrungen und Bosheiten" geworden.) Wie man sieht, steht der kulturfördernde Einfluß der freiheitlichen Formen des griechischen Staatslebens bei Böckh und Wolf in einem gewissen Gegensatz zu anderen, ungünstig beurteilten Wirkungen dieser Zustände. — Limburg Brouwer, Hist. de la civilisat. mor. et religieuse des Grecs III (1837) S. 38: „leur liberté [wird nicht näher bestimmt], cause principale du développement des forces morales et matérielles de la nation". — John, The Hellenes I (London 1844) S. 39/40 führt aus, wie eine Anzahl griechischer Stämme, Athen vor allem, „preferred that political constitution which would afford their energetic natures most employment"; nämlich „the stir, bustle and incessant animation of democracy" und fährt dann fort: „These institutions, springing at first out of national idiosyncrasies became ... among the most active causes which impressed the stamp of individuality on the population of each separate state". Daraus gehe hervor: „a high intellectual cultivation, the profoundest study of philosophy, the most ardent pursuit of literature, a matchless taste for the beautiful in nature and in art, an irrepressible enthusiasm on the search of knowledge of every kind and ..., as their cause sometimes, and sometimes as their consequence, an invincible and limitless craving after fame." — Grote, A History of Greece I (1846) S. VIII: „that social system, which ... acted as a stimulus to the creative impulses of genius and left the superior minds sufficiently unshaked to soar above religious and political routine". (Grote versteht unter diesem „social system" den souveränen Klein-

Digitized by Google

staat, in dem die Bürgerschaft sich — demokratisch oder oligarchisch — selbst regiert); vgl. auch IV (1847) 527: „that active exercise both of mind and of body, which the genius of an Hellenic community so naturally tended to suggest". — Wallon, Hist. de l'esclavage I (1847) S. 460: Die griechische Zivilisation sei „tout entière le fruit de son libre génie." — Fr. Kortüm, Geschichtliche Forschungen (1863) 151 nennt den „Freistaat" die „Hauptwurzel des hellenischen Lebens". — Al. Baumgartner, Gesch. der Weltliteratur III (1900) S. 5 (über die „politische Freiheit" als eine Ursache der „geistigen Bildung der Hellenen"). — Von der Demokratie im besonderen G. Adler, Die Zukunft der sozialen Frage (1901) S. 64; er bemerkt, daß „das Zeitalter der griechischen Demokratie . . . die höchsten Leistungen hervorgebracht" habe, „deren der hellenische Genius fähig gewesen".

In diesem Zusammenhang möge auch die Anschauung genannt werden, nach der im besonderen die Perserkriege die Hauptvoraussetzung der griechischen Blütezeit sind. — W. Heinse, Ardinghello (gegen den Schluß; Inselausgabe S. 396): „Es ist nichts [wie der Krieg], was den Menschen so zur Vollkommenheit treibt, deren er fähig ist. Das goldne Jahrhundert der Griechen kam nach den Schlachten gegen die Perser". — K. J. Neumann, in Ullsteins Weltgeschichte I (1909) S. 330: „Nicht nur im Kriege, auf allen Gebieten des menschlichen Lebens, in Staat und Wirtschaft, in Kunst und Wissenschaft haben sie nun die Kraft betätigt, deren unausgesetzte Übung in der Not des Perserkrieges ihnen zur Natur geworden: und so kommt es, daß nach diesem Kriege in dem engen Raume weniger Jahrzehnte sich eine Fülle von Leistungen des Griechentums zusammendrängt, die staunende Bewunderung noch heute findet".

Die Bestreitung dieser Anschauungen.

Gegner solcher Auffassungen treffen wir weit seltener. Wir nennen Hume, Essays, moral and political (London 1748) S. 130f. [Of liberty and despotism], der die Ansicht der Alten bekämpft — er hat Longinos im Auge [vgl. die Stelle unten 56. Kap., 1 D, b) —, daß „the arts and sciences could never flourish, but in a free government", was man an der griechischen Geschichte zu erweisen suche; als Gegeninstanzen nennt er das moderne Rom, das doch in der „slavery of priests" gestanden, Florenz unter den Medizeern, und vor allem Frankreich, „which never enjoyed any shadow of liberty and yet has carried the arts and sciences nearer perfection than any other nation of the universe" (S. 131). (An anderer Stelle freilich [S. 161; „Of the rise and progress of the arts and sciences"] stellt Hume selbst den Satz auf: „that is impossible for the arts and sciences to arise . . . among any people, unless that people enjoy the blessing of a free government".) — Von der Demokratie Fr. Jacobs, Verm. Schr. I (1823) S. 407/8: das Altertum sei „eine der wohltätigsten Erscheinungen in der Geschichte der Menschheit"; aber „nie hab' ich mich überreden können, daß die Volksherrschaft die Wurzel dieser Erscheinungen gewesen sei" . . . „Die alten Republiken verschwendeten unsägliche Kräfte, um den Schwerpunkt zu finden, den ihnen ihre Verfassung nicht darbot".

Digitized by Google

3. Die Stadt oder der Stadtstaat als Voraussetzung der griechischen Kultur.

In diesem Zusammenhaug sind auch jene Anschauungen zu nennen, nach denen die Stadt oder der Stadtstaat die Grundlage der griechischen Kultur ist. Wie man leicht sieht, berührt sich diese Vorstellung mit den eben besprochenen eng; zum Teil ist sie nur eine besondere Variante von diesen. Immerhin erfordert sie gesonderte Darstellung. — Grote, A History of Greece X (1852) 53: „all the distinctive glory and superiority of Hellenism — all the intellectual and artistic manifestations — all that there was of literature and philosophy, or of refined and rational sociability — depended upon the city-life of the people." — Taine ist in der ersten Auflage seiner Philosophie de l'art (1865, S. 101f. = 11. Aufl. I S. 65f.) von der „cité" ausgegangen, als er das Griechentum — und damit weiterhin die Skulptur, nach ihm die zentrale künstlerische Leistung der Griechen — von einem beherrschenden Mittelpunkt aus zu erfassen suchte. Später ließ er dann diesen Versuch zwar stehen, fügte aber einen ganz neuen Abschnitt hinzu, in dem die Eigenart des Griechentums vielmehr aus „race" und „moment", und diese wieder aus der Natur des Landes abgeleitet werden (II[11] S. 85f.) (s. im Autorenregister u. Taine); auf diese beiden Ursachen und drittens auf die „institutions" (orchestrique, gymnastique, religion) wird jetzt auch die griechische Kunst, vor allem die Plastik zurückgeführt. Offenbar war Taine von jener ersten Konstruktion nicht mehr ganz befriedigt; sie erscheint ihm zweifellos als zu eng. Damals also ging er aus von der „cité", der „invention propre" dieses Volkes (I[11] S. 65). Ihre Bürger, denen die Arbeit der Sklaven Muße gewährt, beschäftigen sich in erster Linie nur mit den „affaires publiques" und mit Krieg (S. 67); beständige Kriege nach außen (S. 76), spartanische Disziplin und Ausbildung des Mannes zu kriegerischer Tüchtigkeit (S. 68f.) ergeben sich aus solchen Voraussetzungen, so daß das ganze Leben nach dieser Richtung orientiert erscheint. An anderer Stelle charakterisiert er die griechische Kultur durch die Formel: „la cité libre, guerrière et pourvue d'esclaves" (S. 101); als die Folge dieser Verhältnisse nennt er S. 102: „la perfection corporelle et l'équilibre des facultés". — Fustel de Coulanges, „Cité antique" ist hier nicht anzuführen, wie man vielleicht erwarten könnte, da hier die „cité" kausal betrachtet gegenüber der Religion durchaus nur die zweite Stelle einnimmt (vgl. ob. 292). — E. Curtius, Altert. und Gegenw. I[3] S. 155 (1875): die Stadt sei den Griechen „der Mittelpunkt aller Lebensrichtungen" gewesen. — J. Burckhardt, Gr. Kulturgesch. I 31: „die Polis als Lebensform der Nation"; dazu S. 57f.; S. 80: „Der ganze griechische Geist und seine Kultur steht in stärkster Beziehung zur Polis". Vgl. namentlich auch S. 290: „Es sind alte Weltgesetze, daß die Kräfte nur im Gegensatz, nur im Ringen gegen einander sich vollständig entwickeln ... und daß eine stark entwickelte politische Kraft die große Grundbedingung ist für alles äußere und geistige Gedeihen, die unentbehrliche Stütze der nur an ihr emporwachsenden Kultur. In letzterer Beziehung haben die griechischen Poleis lange Zeit hindurch Großes geleistet." — Von Burckhardt scheint beeinflußt Nietzsche, wenn er gleich jenem Polis und Mythos als die Grundlagen der griechischen Kultur bezeichnet, W. X (1903) S. 236 [1875]: „War die Polis der Brennpunkt

Digitized by Google

des hellenischen Willens und beruhte sie auf dem Mythus" usf.; vgl. auch S. 409 („Wir Philologen", 1875): „die Stadtkultur der Griechen, auf ihren mythischen und sozialen Fundamenten ruhend". — E. Kuhn, Über die Entstehung der Städte der Alten (1878) S. 7: Die Städte seien „die Kreise, in welchen Leben und Bildung, Vorstellung und Gesinnung, Sitte und Gewohnheit des Altertums sich am unmittelbarsten bewegten und abschlossen". — W. W. Fowler, The city-state of the Greeks and Romans (Lond. 1895 [reprint; die Zeit der ersten Ausgabe ist mir nicht bekannt]) vielfach; z. B. S. 9: „in which [the city-state der Antike] the whole life and energy of the people, political, intellectual, religious, is focussed at one point, and that point a city". — George Perrot, Revue des deux mondes 1892, 1. Februar, S. 549: „Ce qui fait ... la haute originalité de la Grèce ... ce qui a été l'œuvre propre de la Grèce dans le travail de la civilisation antique, c'est ... la création de la cité" und dazu S. 547: in Griechenland habe man „la preuve des beaux résultats qu'il [le régime municipal] peut donner chez un peuple heureusement doué". — Ed. Meyer, Die wirtschaftliche Entwickelung des Altertums (1895) 13: „Die Form des Stadtstaats ... die von da an [seit dem griechischen Mittelalter] der typische Träger der antiken Kultur geblieben ist"; vgl. S. 24. — Bury, A History of Greece (London 1900) S. 341: „The sovereign city-state was the basis of the civilised Hellenic world". — Pöhlmann, Gesch. d. antiken Kommunismus und Sozialismus II (1901) S. 94: „Der Boden, in welchem die wirtschaftliche, soziale und politische Existenz des Griechen wurzelt, ist der Stadtstaat, die Polis". — K. Bücher, die Entstehung der Volkswirtschaft[5] (1906) S. 362: „Das Größte, was hellenischer Geist geschaffen hat", liege „in Gesetz und Ordnung der Polis, des Stadtstaates, beschlossen"; vgl. denselben, Die Großstadt (1903) S. 13. — Th. Gomperz, Gr. Denker III (1909) S. 245: „Daß der Grieche seinen Staat nur in der Gestalt des Stadtstaates kannte, das hat die Eigenart seiner Kulturentwicklung aufs nachhaltigste beeinflußt und zugleich den frühen Untergang hellenischer Selbständigkeit mit verschuldet". — J. Kärst, Gesch. d. hellenist. Zeitalters I (1901) S. 121: „die hellenische Polis, die Heimat und Bildungsstätte der eigentümlichen hellenischen Kultur"; vgl. auch S. IV; S. 5: die Gemeinschaft der Polis, „die das Leben der Hellenen bestimmt und beherrscht". — K. Riezler, Über Finanzen und Monopole im alten Griechenland (1907) S. 71: „Sie [die Polis] ist die Form des gesamten — auch des wirtschaftlichen — Lebens". — E. Kornemann, Neue Jahrb. f. das klass. Altert. 1908 I S. 253: „die Stadt, eine Zeit lang die Trägerin der höchsten Kultur".

Digitized by Google

Dreiundfünfzigstes Kapitel.

Dazu Allgemeiner Teil S. 82—84.

Die Anschauungen von den allgemeinen Bedingungen des Griechentums V.

Die Bedingungen der späteren Epochen des Griechentums (seines „Verfalls") I.

Die Übersicht dieser Anschauungen ist dadurch erschwert, daß sehr oft die als Verfall gewerteten Tatbestände und die angenommenen Ursachen ihres Eintretens sich kreuzen; was hier als die zu erklärende Erscheinung genannt wird, gilt dort als Erklärungsgrund einer anderen. Auch fehlt es vielfach an genauen Umgrenzungen des als Verfall gewerteten Tatbestandes.

1. Aus den Vorstellungen vom Wesen der späteren Wandlungen des Griechentums.

Zur Feststellung der Wandlungen des Griechentums in den späteren Epochen verweisen wir vor allem auf J. Kärst, Gesch. d. hellenist. Zeitalters II 1 (1909) S. 83f. („Die innere Umbildung der Kultur der Polis"); vgl. namentlich S. 87: „In dreifacher Richtung vollzieht sich eine Abkehr von den aufbauenden und zusammenhaltenden Kräften der bisherigen hellenischen Geschichte" usf.; dazu noch S. 168, 186/7. — Sodann nennen wir Al. Riegl, Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1902, Nr. 93, S. 153, wo freilich weitaus weniger als bei Kärst eine wertungsfreie Feststellung dieser Wandlungen versucht ist; übrigens handelt es sich bei Riegl um eine spätere Zeit und auch um das Römertum (weiterhin setzt dann Riegl an Stelle der von ihm zunächst wiedergegebenen negativen Bewertung der geschilderten Tatbestände eine positive, worauf wir hier nicht näher eingehen können): „Das spätantike Problem ist meines Erachtens das wichtigste und einschneidendste in der ganzen bisherigen Geschichte der Menschheit. Wir sehen da eine Kunst, die nach den Begriffen des modernen Menschen eine wunderbare Blüte, ja, auf einzelnen Gebieten eine seither nicht wieder erreichte Höhe errungen hatte, im Zuge weniger Jahrhunderte anscheinend herabsinken auf eine Stufe, die wir auf den ersten Blick als Barbarei auffassen müssen. Wir sehen den freien Vollbürger der klassisch-griechischen und der republikanisch-römischen Zeit sich freiwillig beugen unter einer Art Sultansregiment mit einem servilen Beamtenstaat. Wir sehen in der ethischen Auffassung an Stelle der Neigung für freie Betätigung des Rechts des Stärkeren im edelsten Sinne des Wortes, an Stelle der Begeisterung für Sieg, Schönheit, Herrlichkeit, einen förmlichen Kultus des Schwachen, Niedrigen, Schmachvollen, Häßlichen treten, der im Crucifixus seinen typischen Höhepunkt erreicht hat." — Ad. Harnack, „Universität und Schule" (1907) 32/33 nennt es „das letzte Geheimnis dieser [der alten] Geschichte, daß sie, sobald sie ihre ursprünglichen Ideale der Wissenschaft, der Kunst und des Staats in klassischer Weise ausgearbeitet hat, zur Entwicklung eines ganz neuen Ideals übergeht — des supranaturalen, religiösen, asketischen und zugleich individualistisch-

Digitized by Google

human-weltbürgerlichen — dessen verborgene Keime allerdings schon von Anfang an vorhanden waren". (Harnack geht weiterhin dann zur Frage der Bewertung dieser Wandlungen über.) — Vgl. noch Wilamowitz, Gött. gel. Anzeigen 1900, S. 55/56 über „den Sieg einer neuen Lebensform, die im vierten Jahrhundert mindestens ebenso gewaltig hereinbricht wie die neue Glaubensform. Die Thermen mußten das Gymnasium, der Zirkus mußte das Theater ersetzt haben, damit die Religion der Weltflucht und die Kreuzigung des Fleisches, damit auch die Barbaren des Nordens triumphierten".

2. Die allgemeine Veränderlichkeit der Dinge als Voraussetzung der späteren griechischen Wandlungen.

In allgemeinster Form hat namentlich Herder eine derartige Anschauung vertreten, allgemein, wie in Beziehung auf die Griechen. Da sie alles und auch wieder nichts erklärt, hat er damit wenig Anklang gefunden. Wir führen einige aus vielen Stellen an: „Briefe zur Beförderung der Humanität" (Cotta 1861/2 Bd. 24, S. 183; Suphan Bd. 18, S. 7): „alles in der Welt hat seine Stunde"; von den Griechen im besondern: „Auch eine Philosophie der Geschichte" usf. [1774; Cotta 1853/4 Bd. 27, S. 199; Suphan Bd. 5, S. 504): (daß) „in der Welt keine zwei Augenblicke dieselben sind — daß also Ägypter, Römer und Griechen auch nicht zu allen Zeiten dieselben gewesen". Vom Verfall der griechischen Kunst: „Ursachen des gesunknen Geschmacks" usf. (1773) (Cotta 1861/2, Bd. 24. S. 17; Suphan V 613): „Jene Veranlassungen, [aus denen der „Geschmack unter den Griechen" sich „zu solcher Höhe erhoben" habe] wirkten, wie Alles unter dem Monde, nicht ewig", [daher: „verfallender Geschmack"]; vgl. S. 19 (Suphan 617). Vom Drama: „Shakespeare" [1773] (Cotta 1861/2 Bd. 25, S. 429; Suphan 5, S. 213): „Wie sich Alles in der Welt ändert, so mußte sich auch die Natur ändern, die eigentlich das griechische Drama schuf" usf. — Ähnlich auch Fr. Jacobs, Verm. Schr. III S. 418 (v. J. 1810) — doch nicht ohne Anklänge an die organische Theorie — (in bezug auf den Verfall Griechenlands in der Kaiserzeit): „Es heißt . . das Rad der Zeit hemmen wollen, wenn man ein immer gleiches Verharren auf der Höhe der Jugend und Geisteskraft, oder der Schönheit und des Wohlstandes fordert". (Vgl. S. 419: Wie die Sonne, so rücke Glück und Wohlstand aus einem Zeichen in das andere.) Dazu auch „Hellas" (herausgegeben 1852) S. 37/38: das allgemeine Los der Menschheit, „das nicht einem Punkte der Erde eine dauernde und ewige Blüte verhieß, sondern das leuchtende Gestirn der Kultur allmählich um die ganze Erde herumführt".

3. Die Erklärung auf Grund der organischen Theorie.

Weit verbreitet waren seit jeher organische Erklärungen des Verfalls des Griechentums, wie ja überhaupt die organische Auffassung des Begriffes „Volk" sowohl allgemein wie in Beziehung auf das Griechentum eine bedeutsame Rolle spielt. Den an anderer Stelle bereits gegebenen Nachweisen über die organische Auffassung des Griechentums fügen wir hier noch eine Reihe solcher hinzu, bei denen im besonderen die Vergänglichkeit seiner „Blüte" oder — was dasselbe ist — die Notwendigkeit seines Niedergangs

Digitized by Google

betont ist. Auch hier kann das biologische Gleichnis aus der Pflanzenwelt geholt sein oder aus der Welt der andern Lebewesen, namentlich des Menschen; stets bleibt das Wesentliche die Gleichsetzung des Entwicklungsganges des antiken Griechentums mit dem Lebensgang eines einzelnen organischen Individuums.

Herder, Auch eine Philosophie der Geschichte usf. [1774] (Cotta 1853/4, Bd. 27, S. 199; Suphan Bd. V S. 504): jedes Volk habe „seine Periode des Wachstums, der Blüte und der Abnahme gehabt" (kurz darauf nennt er auch die Griechen). Und am Griechentum sucht er (S. 154, 155) folgende Sätze zu erweisen (Ideen z. Philos. d. Gesch. d. Menschh. 13. Buch, 7. Kap.; Cotta a. a. O. Bd. 29 S. 153): „Die Kultur eines Volks ist die Blüte seines Daseins, mit welcher es sich zwar angenehm, aber hinfällig offenbaret . . . Nun hat . . jede Art der menschlichen Kenntnisse ihren eigenen Kreis, d. i. ihre Natur, Zeit, Stelle und Lebensperiode: die griechische Kultur z. B. erwuchs nach Zeiten, Orten und Gegenständen und sank mit denselben. Einige Künste und die Dichtkunst gingen der Philosophie zuvor; wo die Kunst oder die Rednerei blühte, durfte nicht eben auch die Kriegskunst oder die patriotische Tugend blühen; die Redner Athens bewiesen ihren größten Enthusiasmus, da es mit dem Staat zu Ende ging und seine Redlichkeit dahin war . . Das haben alle Gattungen menschlicher Aufklärung gemein, daß jede zu einem Punkt der Vollkommenheit strebet, der, wenn er durch einen Zusammenhang glücklicher Umstände hier oder dort erreicht ist, sich weder ewig erhalten noch auf der Stelle wiederkommen kann, sondern eine abnehmende Reihe anfängt". In diesen Sätzen geht hier die organische Theorie bereits in die unten S. 439 genannte, mit ihr übrigens nahe verwandte Lehre von der Unbeständigkeit jedes Wertmaximums über. — Fr. Jacobs, Hellas (herausgegeben 1852) S. 302: zu Sophokles' Zeit „stand der Charakter der Nation auf der Höhe der Vollkommenheit; aber der Punkt der vollkommenen Blüte ist kurz vorübergehend". — Fr. v. Raumer, Vorlesungen über die alte Geschichte II (1821) S. 213: „überall ermattete man jetzt, in allen Beziehungen zeigte sich das Alter" [zur Zeit der Stoa, Skepsis usf.]; vgl. auch S. 301 [bei der Geschichte Alexanders]: „So wie sich in dem Leben jedes Einzelnen ein kürzerer oder längerer Zeitraum findet, wo geistige und leibliche Kräfte in schönster Einheit und höchster Ausbildung wirken, dann aber unabwendbar Alter und Schwäche herannaht, so auch in den Staaten." — Organische Analogien liegen auch folgender Stelle bei K. O. Müller zugrunde (daneben schwebt auch noch das Bild von Kreislauf vor): Handb. d. Archäologie[2] (1835) S. 144 (von der Periode 336—114 v. Chr.): „Die Kunst scheint seit dem Ende der vorigen Periode den Kreis edler und würdiger Produktionen, für die sie als hellenische Kunst die Bestimmung in sich trug, im Ganzen durchlaufen zu haben. Die schaffende Tätigkeit . . . mußte, wenn der natürliche Ideenkreis der Hellenen plastisch ausgebildet war, in ihrem Schwunge ermatten." — K. Lehrs, Populäre Aufsätze aus dem Altertum (1844; S. 21 — 2. Aufl. 1875, S. 380): „wenn im Schaffen und Erfinden dies Volk endlich sich zu erschöpfen anfing, das so lange und so Viel und Alles geschaffen und erfunden hatte, wen kann es Wunder nehmen?" — Fr. Theod. Vischer, Ästhetik II (1847) S. 241: „Die Kürze griechischer Blüte lag in ihrem Wesen. Natursittlichkeit ist zufällig, ungarantiert, vergäng-

Digitized by Google

lich, wie Jugend." — E. v. Lasaulx, Studien des klassischen Altert. (1854) S. 87 (v. J. 1846): „wenn die plastische Kraft in ihm [einem Volke] erlischt, daß es sich auslebt" [entstehen Männer wie Aristoteles]; ebenda: die Völker seien „nichts anderes als ausgewachsene Menschen". — J. Burckhardt, Die Zeit Konstantins des Großen (1. Aufl. 1853; [3]1898 S. 263 f.): „Alterung des antiken Lebens und seiner Kultur." — Mommsen, Röm. Gesch. I[1] (1854 = 8. Aufl. 1888 S. 4) „die Epochen der Entwicklung, der Vollkraft und des Alters" (werden von der antiken oder Mittelmeerkultur und der neuen durchlaufen); Bd. V (1886) S. 4 (von der Kaiserzeit): „das Greisenalter vermag nicht neue Gedanken und schöpferische Tätigkeit zu entwickeln". — Döllinger, Heidentum und Judentum (1857) S. V: „Der Genius des Altertums versucht, erschöpft, verbraucht, ... die ganze ihm innewohnende plastische Kraft." — L. Friedländer, Erinnerungen, Reden und Studien I 1905, S. 246 (v. J. 1866): daß „auch die edelsten und am höchsten organisierten Völker nach Perioden herrlichster Blüte .. endlich der Tod dahinrafft". — Fr. v. Hellwald, Kulturgeschichte I[2] (1876) S. 354: „Zu rasch erfolgte die Entfaltung, um von Dauer zu sein"; er vergleicht sie einer „Blüte ... von zu frühem Sonnenstrahle gezeitigt". — Rohde, Der griechische Roman [1]1876, S. 3: „die Züge des Greisentums, einer von der Blüte längst zum Verfall fortgeschrittenen Entwickelung"; S. 118: „Überall wird auf einer gewissen Stufe ihrer Entwicklung die Poesie von der lebhaften Kraftäußerung ihrer feurigen Jugend zu einer ruhigeren Bewegung übergehen"; S. 119: „ein solcher Übergang von der Poesie der Tat zu der Poesie der Empfindung" trete „überall da ein, wo die vollentwickelte Kultur eines Volkes schon zur Überreife sich neigt", ... „wo das Ruhebedürfnis des gealterten Volkes die Lust an der Tat verloren hat"; S. 28: „in den kräftigen Zeiten hellenischer Kultur"; „die matteren Seelen späterer Geschlechter". Derselbe, Psyche[1] (1894 S. 588 = II[4] 297): „Das Griechentum trat [nach Plato] in ... den letzten Abschnitt seiner Entwicklung"; S. 625 (= II[4] 335): „die große Müdigkeit .. das Alter"; S. 683 (= II[4] 396): „Mit der Wende des dritten zum zweiten Jahrhundert [n. Chr.] tritt sie [die antike Kultur] in ihre Agonie. Ein allgemeiner Verfall der Kräfte, der Marasmus des Greisenalters" ..; S. 684 (= II[4] 397): „Die ermattende Hand, der sinkende Geist fühlt sich aus allen Äußerungen letzter Lebensglut heraus, in denen Kunst und Literatur des absterbenden Griechentums noch zu uns reden"; vgl. auch S. 160 (= I[4] S. 171): „des alternden ... Griechenlands der Antoninenzeit". — P. Barth, Die Philosophie der Geschichte als Soziologie I (1897) S. 384: „die geringere Lebensenergie der Gesellschaft" (im 4. Jahrhundert v. Chr.). — H. St. Chamberlain, Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts (1899) S. 71: „Der belebende Hauch des Genies war verwelkt" (bei „den Griechen des Römertums"); vgl. vorher: „Der poetische Urborn war ... versiegt, und so versiegte nach und nach auch bei den Griechen des Römertums das schöpferische Denken, die schöpferische Beobachtung." — Breysig, Kulturgeschichte der Neuzeit II 1 (1901) S. 318: „Warum ... mußte dies edle, schöne Volk so jung sterben"; vorher S. 317: das griechische Volk sei „unheilbar krank" gewesen; „Der Stufenbau und die Gesetze der Weltgeschichte" (1905) S. 100, wo es heißt, daß die „antike Neuzeit" „in einem Kräfteverfall einschlief". — J. P. Mahaffy, A Survey of Greek civilization (Lond. 1897) S. 306 (unter den Römern):

Digitized by Google

„The health and vitality of the race was gone." — Walter Otto, Zeitschr. f. Sozialwiss. 1905, S. 782: „Die alte Lebenskraft hat sich aufgezehrt" (zur Zeit der römischen Herrschaft). — L. Ziegler, Der abendländische Rationalismus und der Eros (1905) S. 30: Der Aristotelismus sei „in Vielem .. die Philosophie einer ermüdeten Kultur, einer arm und doch alt gewordenen Seele". — E. Drerup, „Hochland" 1905, S. 394: „ein sieches Volk, das die Tage seines Lebens erfüllt hat". — E. Horneffer, Das klassische Ideal (1906) S. 204: „Die Lebenskraft der Griechen, vermutlich durch allzu energischen und schnellen Brauch überreizt, ging zeitig aus."

Auch andere als organische Gleichnisse werden gebraucht, deren Sinn aber derselbe ist; denn wenn man den Gang des Griechentums mit dem Verlauf eines Tages oder Jahres vergleicht, so steht im Hintergrunde doch die Vorstellung eines individuellen Lebens. — K. B. Stark, Vorträge und Aufsätze aus dem Gebiete der Archäologie und Kunstgeschichte (1880) S. 113: „im Abendglanze einer sinkenden Sonne"; daneben die unmittelbare organische Analogie: „der griechische Geist" habe sich „mehr und mehr ausgelebt". — Rohde, Psyche 1. Aufl. 1894 S. 590 (= II⁴ 300): „im halbverkühlten Sonnenscheine des lang hinausgesponnenen Herbstes des Griechentums" (vom Hellenismus und der Kaiserzeit).

4. Die Ableitung aus der Unbeständigkeit jedes Wertmaximums und Verwandtes.

Häufig ist auch die Vorstellung, daß Zustände und Leistungen, die als Höhepunkte gewertet werden, nach einem allgemeinen Gesetz sich zum Schlechteren verändern müssen; es handelt sich wohl im wesentlichen auch hier um eine zum Teil unbewußte Übertragung organischer Analogien von der Vergänglichkeit der Blüte als des Maximums individueller Leistung usf. Auch die Überzeugung von einer allgemeinen stetigen Veränderung aller Dinge mag mitspielen. Wie nahe verwandt übrigens diese Anschauung und die organische Analogie sind, zeigen Stellen wie die aus Herder und Jacobs (oben S. 433). — Hume, Essays, moral and political (London 1748) S. 189 [Of the rise and progress of the arts and sciences]: „When the arts and sciences come to perfection in any state, from that moment they naturally, or rather necessarily, decline" (allgemein, aber zweifellos auch im Hinblick auf die Antike). — Fr. Schlegel, Vom ästhetischen Werte der griechischen Komödie (1794; Minor I S. 17): „im freien Laufe der sich selbst überlassnen menschlichen Natur ist die Vollkommenheit nur ein Moment" (in Beziehung auf das griechische Schauspiel); „Die Griechen und Römer" (1797, S. 154 = Minor S. 143): „Die griechische Bildung ... war .. ein in sich vollendetes Ganzes, welches durch bloße innre Entwicklung einen höchsten Gipfel erreichte, und in einem völligen Kreislauf auch wieder in sich selbst zurücksank"; S. 178 (= Minor 151/2): „Sich selbst überlassen, kann die strebende Kraft nie stillestehn ... Der Gipfel der höchsten Vollendung wird dicht an entschiedene Entartung grenzen" (mit besonderem Bezug auf das Griechentum). — W. Drumann, Ideen zur Geschichte des Verfalls der gr. Staaten (1815) S. V: „die Geschichte aller Zeiten" lehre, „daß nie ein Volk auf der Höhe geblieben ist" usf. — Fr. Lange, Gesch. d. Materialismus (1866) S. 21:

Digitized by Google

„Keine Geschichte macht es anschaulicher als die der Hellenen, daß es durch ein Naturgesetz menschlicher Entfaltung keine starre Dauer des Guten und Schönen gibt. Es sind die Durchgangspunkte bei der geregelten Bewegung von einem Prinzip zum andern, die das Größte und Schönste in sich bergen." — R. Wagner, Die hellenische Kultur (1905) 474: Auf die „höchste Vollendung" „auf allen Gebieten des geistigen und künstlerischen Schaffens" habe „nach dem gemeinen Lauf der menschlichen Dinge nichts anderes folgen" können „als Niedergang und Verfall".

Verwandt mit diesen Anschauungen von der Unvermeidlichkeit des Herabsinkens von einem erreichten Höhepunkt ist Schillers an erster Stelle genannte Auffassung. Wenn indessen auch sein Begriff des „Maximums", das die Griechen erreichten, von einem Werturteil ausgeht, so sucht er ihn doch anderseits auch wieder so zu fassen, daß es sich um ein objektiv, gleichsam dynamisch bestimmtes, mögliches Maximum handelt, um einen Zustand, in dem — die fortschreitende intellektuelle Entwicklung der Menschheit vorausgesetzt — Verstand und Empfindung das größte gleichzeitig mögliche Maß erreicht hat. So erfolgt bei ihm auch die Veränderung dieses Zustandes nicht durch ein geheimnisvolles Herabsinken von der Vollkommenheit, sondern eben durch die wachsende Entfaltung der Vernunft. — Im 6. Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts (1794; über die Zeit s. oben S. 190) führte Schiller aus, wie eine gewisse Einheit der geistigen Kräfte und ihrer Äußerungen das Griechentum charakterisiere (vgl. oben a. a. O.). Weiter heißt es dann: „Die Erscheinung der griechischen Menschheit war unstreitig ein Maximum, das auf dieser Stufe weder verharren noch höher steigen konnte. Nicht verharren, weil der Verstand durch den Vorrat, den er schon hatte, unausbleiblich genötigt werden mußte, sich von der Empfindung und Anschauung abzusondern . . ., nicht höher steigen, weil nur ein bestimmter Grad von Klarheit mit einer bestimmten Fülle und Wärme zusammen bestehen kann". — Etwas anders indessen war die eintretende Veränderung vorher begründet worden: „Sobald auf der einen Seite die erweiterte Erfahrung und das bestimmtere Denken eine schärfere Scheidung der Wissenschaften, auf der andern das verwickeltere Uhrwerk der Staaten eine strengere Absonderung der Stände und Geschäfte notwendig machte, so zerriß auch der innere Bund der menschlichen Natur." Hier ist es nicht der Zustand des Griechentums, der seine Veränderung erklärt, sondern die universalgeschichtliche Entwicklung des Denkens und des Staatslebens.

5. Die Ableitung aus der Erschlaffung nach einer ungewöhnlichen Kraftanspannung.

Zum Teil noch anklingend an die organische Analogie, wie an die Theorie der notwendigen Überschreitung des Höhepunktes, aber doch im ganzen eher selbständig sind die folgenden Auffassungen, deren gemeinsamer Grundgedanke dieser ist, daß der Niedergang des Griechentums auf einem notwendigen Nachlassen der Kraft beruhe, wie dies nach einer besonderen Kraftanspannung eintrete. Diese Auffassung kann, wie man leicht sieht, von jenen andern Vorstellungen vollständig losgelöst erscheinen, sowohl von dem Vergleich dieses Nachlassens mit dem Sinken der Kraft gegen das

Digitized by Google

Lebensende eines organischen Individuums, wie von der Bewertung jener Kraftanspannung und jenes Nachlassens; beides spielt indessen, wie gesagt, gern hinein. — Von „den zeitweiligen Anspannungs- und Erschlaffungszuständen des nationalen Geistes" spricht Ad. Ferguson, Essay on the history of civil society (1767; zit. nach der deutschen Ausgabe 1904, 5. Teil, 2. Kap.); unter den Ursachen dieser Erscheinung nennt er hauptsächlich (S. 296) die „Wankelmütigkeit . . . der Menschen" und den „Wegfall von Dingen, die dazu dienten, ihren Geist anzufeuern"; als Beispiel werden (4. Kap. S. 323) die Griechen im Zeitalter Philipps erwähnt. — Als die Meinung eines „großen Philosophen", den er nicht nennt, führt J. Gillies, The history of ancient Greece V (Ausgabe Basel 1790) S. 273 zur Erklärung des „decline of genius" nach Alexander aus, es gebe „a pitch of exaltation, as well of depression, to which when any nation has attained, its affairs necessarily return in an opposite direction". Die Stelle könnte auch im vorhergehenden Abschnitt erwähnt sein (S. 435/6); indessen scheint sie uns doch eher hieher zu gehören. Wenn Ferguson gemeint ist, so wäre dies sicher. — Von Athen im besondern spricht Mommsen (Reden und Aufsätze S. 132/133; v. J. 1885); doch sei die Stelle gleichwohl angeführt: „Scheint es doch zu den schweren Gesetzen der Weltgeschichte zu gehören, daß Aufschwung und Rückgang miteinander abwechseln müssen. So folgte in Athen auf die gewaltige Erhebung der gesamten Nation gegen die andringende Woge der Fremdherrschaft die Epoche der inneren Spaltung und des Bürgerkrieges, in welchen die kurze Blüte hellenischer Herrlichkeit zugrunde ging." — P. Barth, Die Stoa (1903) S. 18 (über den Verfall des Griechentums nach dem peloponnesischen Kriege): „es scheint, als ob der menschliche Wille eine solche Anspannung, wie sie eben zu jener Blütezeit nötig war, auf längere Dauer nicht ertragen könnte". — Wilamowitz, Die Kultur der Gegenwart I 8 (1905) S. 82: „In den vier Menschenaltern von Alexander bis Antiochos Megas, von Aristoteles bis Eratosthenes bringt das griechische Volk eine so ungeheure Menge bedeutender Menschen hervor, daß der Abfall danach vielleicht eine physische Notwendigkeit war." — K. J. Neumann, in Ullsteins Weltgeschichte I (1909) S. 330: „Eine der wenigen Verallgemeinerungen, die von der Geschichtsforschung anerkannt werden, leitet darauf, daß in der Führung des politischen Lebens die Völker, die Stämme einander ablösen. Geschichtliches Leben kostet Nerven, kostet Kräfte: die Völker ermüden, wie die Menschen" (von den Griechen vor der makedonischen Zeit).

Vierundfünfzigstes Kapitel.

Dazu Allgemeiner Teil S. 84.

Die Anschauungen von den allgemeinen Bedingungen des Griechentums VI.

Die Bedingungen der späteren Epochen des Griechentums (seines „Verfalls") II.

1. Die Veränderung der Volksart durch das Klima.

Aus der Einwirkung der südlichen Natur erklärt Breysig, Kulturgeschichte der Neuzeit II 1 (1901) S. 319 den Verfall des Griechentums, den er mit dem Beginn der hellenistischen Zeit ansetzt und als psychischen

Digitized by Google

wie physischen faßt (S. 318: „die Geister, die Willen und sicherlich zuletzt auch die Leiber, die Nerven dieser Generationen" seien „unkräftig" geworden): keine Nation habe es „in den heißeren Ländern Europas oder Westasiens zu einer dauernden, d. h. über anderthalb Jahrtausende hinweg reichenden Staats- und Kulturblüte gebracht"; „das allzu linde Klima dieser Breiten" fördere zwar „das Entstehen und Zunehmen einer Kultur aufs höchste", beschleunige aber auch „ihren Niedergang . . , insofern es nach einer gewissen Folge von Generationen der Nervenkraft verderblich wird".

2. Die Veränderung der Volksart durch ethnische Mischung.

Oft wird die Vermischung mit anders gearteten Völkern oder „Rassen" als die Ursache des Verfalls des Griechentums genannt; meist handelt es sich um die Kreuzung der „arischen" Griechen mit „Nichtariern". — Zuerst hat wohl Gobineau sich in diesem Sinne ausgesprochen, Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen III (1855; zit. nach der deutschen Ausgabe 1900) S. 12: die Griechen, zur Zeit Alexanders von schwarzen Zusätzen noch freier, werden gegenüber den Römern eine minderwertige Rasse, indem sie in dem asiatischen Wesen aufgehen; vgl. S. 102: seit ungefähr 300 v. Chr. tritt der Verfall ein, nachdem um 700 die künstlerische und literarische Tätigkeit der damals in einem glücklichen Verhältnis semitisierten Griechen begonnen hatte; in die Zwischenzeit fällt ein stetes Anwachsen des asiatischen Elementes. Über die weiteren hier vorausgesetzten Anschauungen Gobineaus s. oben S. 416/7. — O. Ammon, Die Gesellschaftsordnung und ihre natürlichen Grundlagen (1895) S. 176, nach dem Vorgang von Lapouge (Revue intern. de Sociologie; mir nicht zugänglich; S. 169): Die Arier herrschen in Griechenland und Italien „über dunkelhaarige Urbevölkerungen von schwächerem Charakter", und verschmelzen sich allmählich mit ihnen. „Nach ihrer Ausrottung blieben nur minderwertige Mischlinge übrig." — Ferd. Hueppe, Zur Rassen- und Sozialhygiene der Griechen (1897) S. 5 schreibt „den Niedergang der alten Kulturvölker in allererster Linie dem allmählichen Untergange des arischen Rassenelementes" zu, der (S. 4/5) durch Mischung mit semitisch-alarodischen Rassen erfolgt sei. — H. St. Chamberlain, Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts (1899) S. 243: „Wird die Rasse [der Griechen] nicht wie ausgelöscht, sobald das Schicksal das Land aus seiner stolzen Exklusivität reißt und es einem größeren Ganzen einverleibt?"; S. 378: „Kein Mensch entartet so schnell wie Lapouge's Homo europaeus; wie schnell z. B. die Griechen Barbaren wurden, 'in Syros, Parthos, Aegyptios degenerarunt', bezeugt schon Livius (38, 17, 11)." — A. Bartels, Gesch. d. deutschen Lit. I (1901) 2: die arischen Mittelmeervölker seien an ihrer Kultur oder „an zu starker Mischung mit weniger edlem Blut zugrunde gegangen". — M. Much, Die Heimat der Indogermanen (1902) S. 260 betont den raschen Kräfteverbrauch im Süden, infolgedessen die Kultur der orientalischen Völker nicht dauerhaft habe werden können, und führt S. 261 weiter aus: „Inder, Perser und Griechen, die durch Berührung mit jenen rasch aufgeblühten und rasch verwelkten Völkern des Orients zu einer frühreifen Kultur gelangten", seien „wieder herabgesunken . . , weil die Zeit der jugendlichen Entwicklung nicht

Digitized by Google

lange genug gedauert hat, um einen solchen Vorrat körperlicher und geistiger Kräfte anzusammeln, der den üblen Folgen der leiblichen Vermischung und Verschmelzung mit jenen unausgereiften Völkern hätte Widerstand leisten können"; vgl. auch S. 299 über die Aufsaugung der Griechen durch die Masse der unterjochten Bevölkerung. — H. Driesmans, Rasse und Milieu[2] (1909) S. 110: „Hellas und Rom bedeuten ... die Abenteuer des arischen Blutes unter verschiedenartigen Rassenverhältnissen, und ihre Geschichte ist die Tragödie desselben, sein Lebens- und Todeskampf mit fremden Blutarten, sein jeweiliges Schicksal". (Vgl. denselben, Das Keltentum in der europäischen Blutmischung [1900] S. 3 über die Vermischung mit den Semiten als Verfallsursache.) — Rassenmischung (mit Orientalen) als Verfallsursache wird auch kurz genannt bei U. Wilcken, Neue Jahrb. f. d. klass. Altert. 1906 I S. 468.

3. Der Kultureinfluß des Orients.

Nicht auf dem Umwege der Völkermischung, sondern als unmittelbare geistige Einwirkung erscheint vielfach der Einfluß des „Orients" als Hauptbedingung der Wandlungen des späteren Griechentums. So hat schon W. G. Tennemann, Gesch. der Philosophie VI (1807) S. 492 den Satz aufgestellt, daß „die lange Verbindung zwischen dem Oriente und dem Okzidente eine gänzliche Umänderung in der griechischen Denkart" mit sich gebracht habe; „die fortdauernde gegenseitige Einwirkung des zur Dichtung und müßigen Beschauung sich hinneigenden orientalischen, und des durch Gelehrsamkeit gebildeten, zum Denken und Forschen gestimmten griechischen Geistes führte eine gänzliche Verschmelzung derselben, und dadurch den schwärmerischen und mystischen Geist in der Philosophie herbei". — Chantepie de la Saussaye, Lehrbuch der Religionsgeschichte II (1889) 192: „Der griechische Geist, dem ein so weites Gebiet erschlossen und der auf fremden Boden verpflanzt wurde, verlor .. dadurch manche seiner Eigentümlichkeiten." — Den Anteil des Orients am Verfall des Griechentums hat namentlich Beloch betont (in erster Linie steht ihm indessen doch die Einwirkung der Römerherrschaft; s. unten 56. Kap., 1, D, b); vgl. Gr. Gesch. III 2 (1904) S. V: „wie die Hellenen unter der Fremdherrschaft und der Rückwirkung des besiegten Orients zu Byzantinern geworden sind", und namentlich III 1 (1904) S. 555/6 (wo besonders die orientalischen Einflüsse hervorgehoben werden, die sich in der Rechtspflege, in der „Kriecherei vor der Majestät" [dazu auch S. 51], im Glauben und Aberglauben zeigen [darüber auch S. 450]). — Rich. Fritzsche, Neue Jahrbücher f. das klass. Altert. 1904 I, 622: „als der orientalische Geist gesiegt hatte, schloß er die Universität Athen, die Hochschule des griechischen Geistes". — W. Otto, Zeitschrift für Sozialwissenschaft 1905 S. 782: „die Spannkraft des Geistes muß ganz erlöschen, als dem weltfrohen Griechentum und seinen Anhängern zugleich mit dem Christentum ein ihm fremder Zug, der echt orientalische Geist der Askese, eingeimpft wird, als die allmählich absterbende antike Kultur und die siegreiche neue Religion in prinzipiellen Gegensatz zueinander traten, der sich leider erst milderte, als es bereits zu spät ... war". — U. Wilcken, Neue Jahrb. f. das klass. Altertum 1906 I, S. 467 f.: „die allmählich einsetzende Orientalisierung der Hellenen"; nament-

Digitized by Google

lich (S. 468) im Staatsleben: „ein Erbstück des alten Orients ist in letzter Instanz auch der Absolutismus"; in der Weltanschauung, Philosophie und Religion (S. 469, 470); im Osten habe schließlich das Orientalische die Oberhand behalten (S. 470). — O. Gruppe, Gr. Mythologie und Religionsgeschichte II (1906) S. 1479: „Ausgleichung der griechischen und der barbarischen Kultur"; S. 1460: „die griechische Bildung sank auf eine Stufe hinab, auf der sie vorher gestanden hatte und auf der die Barbaren damals noch standen"; über die Ursachen S. 1461: „in den eroberten Reichen des Orients" habe sich diese Entwicklung vollzogen, weil „das griechische Element, zu schwach, um eine Regeneration der entarteten Nationen herbeiführen zu können, selbst in ihnen unterging"; im Mutterlande wegen der Ausrottung der Besten (s. unten 56. Kap., 1, A) und weil die „Freilassung der Sklaven beständig neue Volkselemente zugeführt hatte, bevor die früher aufgenommenen auf die von den Griechen bereits erreichte Stufe gehoben worden waren". Zur Wertung vgl. das.: Hier und dort „sehen wir eine niedere Kultur über eine höhere den Sieg davontragen". Unter diesen fremden Kultur- und Volkselementen versteht Gruppe in der Hauptsache orientalische. — P. Wendland, Die hellenistisch-römische Kultur (1907) 13: „Die nie ausgestorbenen altorientalischen Traditionen dringen, wie man besonders auf dem Gebiet der Kunst und der Religion, aber auch des Rechts, beobachten kann, gegenüber der sinkenden Kraft der hellenistisch-römischen Kultur in der Spätantike mit wachsend siegreicher Kraft . . . vor." — A. v. Domaszewski, Geschichte der römischen Kaiser I (1909) S. 7: „Der alte Orient, durch den Hellenismus zu neuem Leben erwacht, findet für seine Gedanken eine Sprache, die überall hindringt und die antike Auffassung des Lebens und der Welt langsam und stetig zerstört." — Pöhlmann, in Ullsteins Weltgeschichte I (1909) S. 578/9: „die fortschreitende Assimilierung des antiken Geistes an die Ideenwelt des Orients . . . diese Orientalisierung Europas" (in der Kaiserzeit). Vgl. S. 581.

Ebenfalls die Orientalisierung hellenischer Kultur fassen als das charakteristische und treibende Element der späteren griechischen Entwicklung die im folgenden genannten Autoren; doch wird hier dieser Prozeß entweder gar nicht gewertet, oder dann nicht überwiegend ungünstig, ja auch, von Krumbacher, wesentlich positiv. — Nietzsche, „Richard Wagner in Bayreuth" (1875/6; W. I, 1903) S. 515: „Die Hellenisierung der Welt, und, diese zu ermöglichen, die Orientalisierung des Hellenischen . . . ist immer noch das letzte große Ereignis." — Von der „teilweisen Orientalisierung des hellenischen Wesens" in gewisser Richtung spricht Th. Gomperz, Gr. Denker II (1902) S. 132. — K. Dieterich, Gesch. der byzantinischen und neugriechischen Literatur (1902) S. 10: „Der Orientalisierungsprozeß des Griechentums bildet . . den eigentlichen Inhalt der byzantinischen Kulturgeschichte"; vgl. auch S. 3 und 29. — K. Krumbacher (Vortrag am 14. internat. Orientalistenkongreß; Referat in der Deutschen Literaturzeitung 1905, Sp. 1234): Nach dem Zuge Alexanders sei eine griechisch-orientalische Kultur entstanden, „die im byzantinischen Reiche zur herrschenden wurde. Ihre Träger sind der Überzahl nach Orientalen, keine Hellenen". „Der Grund des Zurücktretens des europäisch-hellenischen Elements" . . . liege „nicht in der geistigen Erschöpfung des Hellenentums, sondern in der durch den Handelsverkehr

Digitized by Google

geweckten Energie der gräzisierten Orientalen". Vgl. noch „Kultur der Gegenwart" I 8 (1905) S. 249f. über den starken „orientalischen Einschlag in das geistige und physische Lebensgewebe des byzantinischen Griechentums"; S. 248: „die letzten Gründe dieser gewaltigen Überflügelung des europäischen Griechentums durch das afrikanisch-asiatische" [in den ersten acht nachchristlichen Jahrhunderten der griechischen Literatur] liegen „wohl weniger in der geistigen Erschöpfung oder Altersschwäche des ersteren — Begriffe, die sich auf das Völkerleben nicht recht anwenden lassen — als vielmehr teils in dem höheren Wohlstande und der verfeinerten Lebensführung der neuen Städte des Ostens und Südens und ihrer durch große Aufgaben, besonders durch den regen Handelsverkehr gesteigerten Energie, teils aber gewiß auch in der belebenden Infiltration des dortigen Griechentums mit fremden Volkselementen".

Die orientalische Einwirkung als Ursache der Umwandlung der griechischen Kunst hat Strzygowski stark betont, gestützt auf umfassende und eindringliche Forschungen; seine Bewertung dieses Vorganges ist wohl überwiegend eine ungünstige. Wir nennen hier seinen Aufsatz „Hellas in des Orients Umarmung" (Beilage zur Allgem. Zeit. 1902, Nr. 40 und 41); dazu etwa noch Jahrbuch der preußischen Kunstsammlungen 24. Bd. (1903) S. 147.

Fünfundfünfzigstes Kapitel.

Dazu Allgemeiner Teil S. 84/85.

Die Anschauungen von den allgemeinen Bedingungen des Griechentums VII.

Die Bedingungen der späteren Epochen des Griechentums (seines „Verfalls") III.

1. Der sittliche Verfall als Voraussetzung des allgemeinen Niedergangs.

Für die namentlich früher stark verbreitete Anschauung, daß der sittliche Verfall den weiteren Niedergang des Griechentums nach sich gezogen habe, geben wir nur eine knappe Auswahl von Belegen. — Fr. Schlegel, Über die weiblichen Charaktere in den griech. Dichtern (1794; Minor I S. 45): „Nachdem die griechischen Republiken aus Ehrgeiz und Sinnlichkeit die Tugend verlassen hatten, verloren sie auch in kurzem politische und moralische Schnellkraft." — W. G. Tennemann, Gesch. der Philosophie II (1799) S. 5f. leitet den Verlust der Freiheit aus der „Sittenverderbnis" ab (S. 7); S. 6: „Ein unedeles Streben nach Reichtum, Schwelgerei, Üppigkeit, Eitelkeit, Stolz, Ehrgeiz hatte sich des größten Teils der Nation bemächtiget, und ihren Charakter verderbt" (seit dem peloponnesischen Krieg). — Fr. Chr. Schlosser, Universalhistorische Übersicht der alten Welt I 3 (1827) S. 1: Der Verfall der Sitten habe im eigentlichen Griechenland [vor Philipp und Alexander] auch den Verfall der Verfassungen herbeigeführt. — Limburg Brouwer, Hist. de la civilisation morale et relig. des Grecs IV (1838) S. 471f: „La décadence des arts en rapport avec la corruption des moeurs." — Fr. v. Hellwald, Kulturgeschichte I³ (1876) S. 397: Es „nagte der Todeswurm am Marke des Volkes: die Korruption". — Wilamowitz,

Digitized by Google

Reden und Vorträge S. 113 (v. J. 1892) (gegenüber Dubois-Reymond): „Daß . . die Naturwissenschaft das Hellenentum nicht vor der Barbarei bewahrt hat, ist allerdings sehr bemerkenswert: sie kann das eben nicht besser als die Poesie oder Skulptur oder Grammatik. Der Untergang aller Wissenschaften ist bei den Hellenen eine Folge des Unterganges der politischen Freiheit, und dieser ist eine Folge der gesellschaftlichen und sittlichen Zersetzung des Volkes." Und ferner derselbe, Neue Jahrb. f. d. klass. Altert. 1899 I 518: „An dieser sittlichen Verwahrlosung sind doch die Hellenen zugrunde gegangen" [wie sie sich in den Adelphi und im Heautontimorumenos zeige]. — H. St. Chamberlain, Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts (1899) S. 97/98: „Die Griechen gingen unter, ihre erbärmlichen Eigenschaften richteten sie zugrunde, das moralische Wesen an ihnen war schon zu alt, zu raffiniert und verdorben, um mit der Erleuchtung ihres Geistes Schritt zu halten."

Gegen die kausale Betonung des Sittenverfalls Ed. Meyer, Handwörterbuch der Staatswiss. II² (1899) S. 682_1 (= II³ [1909] S. 906 A. 2).

Der sittliche Verfall als Folge des ästhetischen Charakters des Griechentums.

In diesem Zusammenhang nennen wir wohl auch am besten jene Vorstellung, eine vorausgesetzte ästhetische Grundrichtung des Griechentums, insbesondere seine Hinneigung zum Sinnlich-Schönen habe den Verfall herbeigeführt. — Herder, Briefe zur Beförderung der Humanität (Cotta 1861/2; Bd. 24 S. 162/3; Suph. Bd. 17, S. 376): „Die Griechen lebten im Jünglingsalter der Menschheit; bei ihnen lief die Einbildungskraft mit dem Verstande davon . . . Sinnlichkeit schadet dem Verstande; durch seine Liebe zum Schönen ging Griechenland unter." — C. Schmidt, Die bürgerliche Gesellschaft in der altröm. Welt und ihre Umgestaltung durch das Christentum (aus dem Französ. 1857) S. 107: „Bei den Griechen besonders, diesem sinnlichen und lebhaften Volke, verlor sich der Mensch in der äußeren Natur . . . die physische Schönheit war der Gegenstand seines enthusiastischen Kultus und der physische Genuß sein höchstes Glück." — H. Ahrens, Bluntschlis Staatswörterbuch Bd. 5 (1860) S. 113: die Kunst habe „die Entsittlichung und Auflösung des Lebens" beschleunigt. — Ruskin, Das Adlernest (Vorles. VIII, zitiert nach Feis, „Wege zur Kunst" I. Eine Gedankenlese aus den Werken des John Ruskin; Straßburg) S. 106/7: „die bloße Bewunderung physischer Schönheit und der sie darstellenden Künste haben . . den Verfall Griechenlands größtenteils herbeigeführt."

2. Die Wirkungen des Individualismus und Subjektivismus.

Auch die Entfaltung des Individualismus wird — in verschiedener Art — als Ursache des griechischen Niedergangs genannt; z. B. bei K. Köstlin, Gesch. der Ethik I 1 (1887) S. 144: die „Entfesslung des rücksichtslosen Strebens der Individuen nach Befriedigung ihrer persönlichen Interessen" sei „das Grab der Blüte des einst so schönen hellenischen Lebens" geworden; vgl. auch S. 139, 121. — Anders wieder Bernarda v. Nell, Preuß. Jahrb.

Digitized by Google

Bd. 110 (1902) S. 227: „Das Griechentum stellt den Menschen auf sich selbst"; daher habe (S. 228) „der politische Untergang", „der die selbständige Kraft des Einzelnen, wie des Gesamtvolkes brach, und das Gefühl der Selbstverantwortung vernichtete", „die moralische, und . . . auch die intellektuelle und künstlerische Zerstörung" nach sich gezogen. — Und endlich nennt J. Kärst, Gesch. d. hellenist. Zeitalters II 1 (1909) S. 167 als „eine der tiefsten Ursachen" für den „schnellen Verfall der produktiven geistigen Kräfte" die „Einseitigkeit einer individualistischen Kultur, die . . . sich . . . von den allein dauerndes Leben schaffenden Kräften und Zwecken der Gemeinschaft emanzipieren zu können glaubt".

Auch auf die Entfesselung des Subjektivismus, also eine verwandte Erscheinung, wird das Gewicht gelegt. So bezeichnet Hegel, Vorles. über die Philosophie der Geschichte[3] (W. IX[3], 1848) S. 326 (2. Teil, 2. Abschnitt), wo er von dem „Verderben der griechischen Welt in seiner tieferen Bedeutung" spricht, „die für sich frei werdende Innerlichkeit" — in Religion, Staat und Denken — als das Entscheidende. — Wohl nicht ohne Beziehung auf Hegelsche Anschauungen dann W. Windelband, Gesch. der alten Philosophie (1888; in Müllers Handbuch der klass. Altertumsw.) S. 285: „Die innere Zersetzung, welche die geistige Substanz des Griechentums mit der Epoche der Aufklärung ergriffen hatte, war in immer größerem Umfange fortgeschritten und führte auch zum äußeren Zerfall". — Hier führen wir noch Lotze an, Mikrokosmus III[5] (1909; 1. Aufl. 1864) S. 137: Das griechische Volk „ging an dem sophistischen Übermaß der freien Reflexion zugrunde"; vgl. 140/141; S. 142: „Reich an Beispielen des Verrats seiner ausgezeichneten Männer, durch stete Zwietracht und sophistisch gerechtfertigte oder frech geübte Sittenlosigkeit entvölkert, ohne stetige Disziplin, endete Griechenland ruhmlos unter dem Angriffe Italiens".

Endlich finden wir die künstlerische wie die intellektuelle Entwicklung vereinigt als Voraussetzung des Verfalls genannt bei Albr. Stauffer, Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1900, 24. Juli, S. 4: Juden, Griechen und Römer seien an ihrer „Einseitigkeit" gescheitert. „Die Griechen schaffen die künstlerische und die wissenschaftliche Persönlichkeit; aber die künstlerische, zu sehr herrschend, löst das Religiöse überwiegend in ein Spiel der Phantasie auf, und das Wissenschaftliche, ebenfalls zu sehr sich selbst vertrauend, zerfasert die seelischen Kräfte und bringt in der Zeit, die entschieden hat für das Volkstum, Alles aus dem rechten Gleichgewicht" [die Zeit des Sokrates ist gemeint] (daher sei kein Nationalstaat möglich geworden S. 4/5). Vgl. denselben a. a. O. 1902, Nr. 14, S. 106.

3. Religiöse Voraussetzungen des Verfalls.

A. Das Wesen der griechischen Religion.

Zuerst ist hier die Anschauung zu nennen, daß der Verfall des Griechentums in dem Wesen seiner Religion begründet sei. Meist handelt es sich um eine in christlichen Überzeugungen begründete Annahme. Wir geben nur einige wenige Nachweise. — Heinr. Leo, Lehrbuch der Universal-

Digitized by Google

geschichte I (1835) 264/5: das griechische Leben habe den Keim des Verderbens in sich getragen, „wie Alles, was die Geschichte kennt, außer Jener, welche die Pforten der Hölle nicht überwältigen werden"; S. 380: „So war also auch das Suchen des griechischen Geistes nach Gott . . . ein vergebliches; — ein solches, welches zwar vieles Herrliche, welches in einzelnen Momenten schöne, erfreuende, sittliche Gestalten und eine Fülle von Gedanken hervortrieb, aber jene nur in natürlicher Kraft, diese zu eigenem Verderben". — C. Schmidt, Die bürgerliche Gesellschaft in der altröm. Welt und ihre Umgestaltung durch das Christentum (aus dem Französ. 1857) S. 97: „die Laster ihrer [„der heidnischen Welt"] sozialen Moral waren die Ursache ihres Untergangs", und „dieses moralische Unvermögen" (S. 107), dieser herrschende Egoismus (S. 96) wird aus der Natur des Polytheismus hergeleitet. — Alex. Baumgartner, Geschichte der Weltlit. III (1900) 580: „Den wahren Gott kannte und suchte diese schönheitsdurstige Bildung nicht . . . Den bösen Gelüsten des Menschenherzens, der Sünde und sittlichen Entartung vermochte sie keine Heilmittel entgegenzusetzen . . . Der Verfall der Sitte untergrub die nationale Kraft, Einheit, politische Selbständigkeit und Freiheit der Hellenen".

Hier dürfen wir wohl auch die folgenden Worte aus Schönaich-Carolaths' „Ver sacrum" anführen (Gedichte [1906], gegen Ende); selbstverständlich soll damit aus dem Gedicht nicht eine bestimmte geschichtliche Theorie herausgelesen werden; aber was ihm vorschwebte, war doch etwas ganz Ähnliches, wie das, was andere in abstrakte Sätze gefaßt haben: „Du mahnst mich an sündige Städte — Voll Lichtgewirr und Samt — Wo reich aus goldnem Geräte — Der Weihrauch der Lust geflammt — Da wurde vergeudet, zerrüttet — der Arbeit Segenstat . . . Versunken im rächenden Meere — Die Städte hochbenannt — Die Tempel, drin einst Cythere — Im thyrsischen Reigen stand . . . Wir wollen vom Haupt uns streifen — Der Kränze sengenden Saum — Das fiebernde Lustergreifen — Den großen Griechentraum — Wir wollen die Hand ergreifen — Des Schiffsherrn von Nazareth."

Doch auch ohne daß christliche Überzeugungen mit im Spiele sind, kann — auf anderem Wege — in der besonderen Art der griechischen Religion eine wesentliche Ursache des griechischen Verfalls gesehen werden. So bei D. Strauß, Das Leben Jesu für das deutsche Volk bearbeitet (1864, zit. nach der Ausgabe Bonn 1904; § 29, S. 91); hier wird übrigens dieser griechische Standpunkt positiv bewertet: „Gerade weil das Göttliche dem Griechen nicht [wie bei dem „hebräischen Supranaturalismus"] in der Gestalt eines gebietenden Gesetzes gegenübertrat, mußte er sich selbst Gesetz werden; weil er nicht, wie der Jude, sein Leben Schritt für Schritt durch religiöse Satzung geordnet sah, mußte er nach einer sittlichen Norm im eigenen Innern suchen. Daß dies eine schwierige Aufgabe war . . . sehen wir an der Sittenverderbnis, die bald nach der schönsten Blütezeit über das griechische Volk hereinbrach".

B. Der Niedergang der griechischen Religion als Verfallsursache.

Bei anderen ist es dagegen die Abschwächung des religiösen Glaubens, dem die Wandlungen oder der Verfall des griechischen Lebens zugeschrieben werden. So leitete W. Mitford, The History of Greece (1784 — 94; zit.

Digitized by Google

nach der 3. post. ed. London 1838) IV S. 130 aus dem von ihm angenommenen Niedergang der griechischen Religion zu Platos Zeit „an increased depravity" ab. — Im Zusammenhang seiner Anschauungen über die Bedeutung der Religion für den antiken Staat und das antike Dasein überhaupt hat dann auch Fustel de Coulanges aus der Auflösung der „religion municipale" den Niedergang der griechischen „cité" abgeleitet (s. oben S. 292/3). — In diesem Sinne meint auch V. Duruy, Hist. des Grecs (Nouv. éd. ill.) II (Paris 1888) S. 313: „La ruine du polythéisme . . . perdit la Grèce". — Endlich nennen wir noch, in Beziehung auf die griechische Kunst, W. Klein, Geschichte der griechischen Kunst III (1907) S. 392: „Wie einst die Rezeption des Mythos die hellenische Kunst zum Antritt ihrer weltumfassenden Laufbahn befähigt hat, so war es das Schwinden des mythischen Inhaltes, dem sie erlag".

C. Die neue Wendung zur Religion im späteren Griechentum und das Christentum als Verfallsursachen.

Auch die erneute Wendung zur Religion, wie sie im Späthellenismus eintritt, in der Kaiserzeit sich stets verstärkt, und zuletzt im Christentum feste Formen gewinnt, wird als die entscheidende Ursache der Zerstörung der griechischen Kultur betrachtet. Dabei ist zu beachten, daß es sich für die einen mehr um diese ganze Bewegung handelt, die bereits im Griechentum einsetzt, ohne daß allerdings etwa das Christentum ausgeschlossen wäre; für andere nur um dieses, sei es ganz allgemein, sei es um seine Erscheinungsform in der späteren Kaiserzeit. — Vgl. auch oben S. 439.

Pauw, Recherches philosophiques sur les Grecs II (Berlin 1788) S. 158 . . . „cette nuit éternelle dont les voiles commençaient à s'étendre sur l'horizon de la Grèce, qui fut en même temps conquise par les Romains, conquise encore par une religion nouvelle: tout ce qui avait été grand, devint petit: tout ce qui avait été sacré devint profane, et tout savoir se réduisit à de vaines contestations de Théologie". — Ed. Zeller, Die Philosophie der Griechen II 1^2 (1859) S. 24/25: „Nachdem [das griechische Volk] den Boden seiner nationalen Existenz seit Jahrhunderten Schritt für Schritt verloren hatte, wurde ihm durch den Sieg des Christentums der letzte Rest derselben entrissen". — Wilamowitz, Antigonos von Karystos (1881) S. 234: „in ihm [dem Konflikt mit dem Christentum] ist der antike Staat und das antike Volkstum zugrunde gegangen"; Griechisches Lesebuch, Text (1902) S. 348 wird die „Barbarisierung der Welt und der Kirche" als die Folge davon bezeichnet, daß die Kirche den Origenes von sich gestoßen habe; „Die Kultur der Gegenwart" I 8 (1905) S. 216: „das alexandrinische Christentum" habe „die Bildung gemordet"; S. 219: „erst diese Phase des Christentums" [dazu S. 219/220: Athanasios, Kyrillos, ägyptisches Mönchstum] sei „der Henker der Kultur und Wissenschaft geworden"; S. 198 [Oströmische Periode, 300 bis 529]: „bald schlägt die Toleranz in eine viel schlimmere Tyrannei des Gewissens um, in der denn auch das geistige Leben allmählich erdrosselt wird". — Ad. Harnack, Dogmengeschichte I^3 (1894) S. 766/7 faßt „den Bankerott der alten Kultur", ihren „Rückgang zur Barbarei" als die Folge der „Verachtung der Vernunft und Wissenschaft"; „die innere Geschichte der

Digitized by Google

alten Welt selbst" habe „in die Barbarei ... umschlagen müssen, weil sie mit dem Verzicht auf diese Welt endete. Man will sie weder genießen noch beherrschen noch so erkennen, wie sie ist. Eine neue Welt ist entdeckt, für die man Alles dahingibt"; vgl. auch: „Die Mission und Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten" (1902) S. 357: „Die antike Wissenschaft ... ist zu schwach gewesen, um sich neben der privilegierten Kirche behaupten zu können, und ist deshalb allmählich untergegangen". — O. Gruppe, Gr. Mythologie und Religionsgesch. II (1906) 1043/44: der „Bund zwischen Mystik und Aberglauben, ... der ... schließlich ... die antike Kultur beherrscht, sie innerlich zerstört". — G. Misch, Geschichte der Autobiographie I (1907) S. 100: „Die Religion verschlang ... alle andern Interessen ... die Vertiefung in das Innenleben enthüllt zum Ende eine furchtbare Kehrseite: die Zertrümmerung der antiken Kultur, die Knechtung von Philosophie und Wissenschaft".

Etwas anders hinsichtlich der weltgeschichtlichen Folgen S. H. Butcher, Some aspects of the Greek genius[3] (London 1904) S. 45; doch weicht im Grunde seine Anschauung von den eben genannten nicht sehr ab; denn auch hier bedeutet der Sieg des Christentums eine, wenn auch nur vorübergehende Unterdrückung wesentlicher griechischer Kulturelemente: „The ... victory of East over West which took place at the triumph of Christianity, had in it no sinister meaning. Greece had already won freedom in all its branches — freedom for society, freedom for the individual, freedom for thought".

Widerspruch aber gegen ähnliche Anschauungen erhob Herm. Schell, Der Gottesglaube und die naturwissenschaftliche Welterkenntnis (1904); er bestreitet S. 6, daß „das Christentum mit seinem Gottes- und Schöpfungsglauben die hoffnungsvolle Entwicklung der griechischen Kultur und Wissenschaft gehemmt hätte"; S. 7: „Der greisenhafte Niedergang des griechischen Geistes war schon nahezu am Ende angelangt, als das Christentum eintrat".

Auf ein in entgegengesetzter Richtung wirksames Moment macht Ed. Schwartz aufmerksam, Charakterköpfe aus der antiken Literatur II (1910) S. 37. Während im Griechentum das Denken allmählich „von der rein theoretischen Wissenschaft" durch das ethische Bedürfnis abgelenkt worden sei, so daß „die Höhen der Erkenntnis, die Demokrit, Plato, Aristoteles mit der Schwungkraft des Genies wie im Sturme genommen hatten, einsam blieben", habe sich die moderne Forschung, so sehr sie auch mit dem kirchlichen Dogmatismus habe ringen müssen, „um das Seelenheil ihrer Adepten nicht zu kümmern" brauchen. — Vgl. von anderem Gesichtspunkt auch Dubois-Reymond oben S. 225.

4. Intellektuelle Voraussetzungen des Verfalls.

A. Der Verfall der Wissenschaft; Ursachen desselben.

Daß die Schwächung der intellektuellen Kultur einen wesentlichen Anteil am Verfall des Griechentums wie der Antike habe, diese Vorstellung liegt — ausgesprochen oder nur vorausgesetzt — auch den soeben angeführten

Digitized by Google

Anschauungen von den religiösen Bedingungen des griechischen Niedergangs zugrunde. Wir finden sie aber auch außerdem öfter, ohne daß gerade die Religion als die Ursache dieses intellektuellen Rückganges genannt wäre.

Auf verschiedene Art kann alsdann dieser Niedergang der intellektuell-wissenschaftlichen Denkweise, dem man den weiteren Kulturverfall zuschreibt, erklärt werden. So z. B. aus der „Rhetorik" bei Fr. Schlegel, Philosophie der Geschichte I (1829) S. 297: „Die falsche Rhetorik, so wie dieses eitle Wortgepränge der Tod aller echten Poesie und höhern Kunst ist, und wie in dem endlosen dialektischen Streit die rechte ... Wissenschaft ihr Ende findet ... hat auch dem Staat und dem rechten sittlichen Verhältnis im bürgerlichen Leben in Griechenland den Untergang gebracht". (Vgl. noch S. 281, wo der Verfall der griechischen Staaten „aus dem Verfall der griechischen Wissenschaft und Denkart" abgeleitet wird, „welcher auch den der Sitten und Gesinnung zur Folge hatte".) — P. Wendland, Die hellenistisch-römische Kultur (1907) S. 35/36 (oben S. 159).

Aus der zunehmenden Verbreitung vor allem der geistigen Kultur der Antike erklärt Ed. Meyer deren Verflachung und weiterhin den allgemeinen Verfall (für den indessen auch noch andere, materielle Ursachen angeführt werden, „Die wirtschaftliche Entwickelung des Altertums" [1895] S. 50) a. a. O. S. 52, wo „der völlige Zusammenbruch nicht nur des Reichs, sondern der Kultur im dritten Jahrhundert" n. Chr. (S. 50) so gedeutet wird: „Das allgemeinste Moment ist die Steigerung und allgemeine Verbreitung der antiken Kultur, die ihr Absterben herbeiführt. Auch hier bewährt sich der allgemeine Erfahrungssatz, daß die Kultur je breiter desto flacher wird. Die geistige Kultur lebt sich aus, weil ihr keine Probleme mehr gestellt sind, weil alle großen, die Geister in der Tiefe bewegenden Fragen entweder als gelöst oder als definitiv unlösbar erscheinen; die allgemeine Bildung wird immer geringer an Gehalt, je universeller sie wird. Die Folge ist, daß die Gelehrten die Führung verlieren"; s. dazu auch Gesch. d. Altert. II (1893) 24: „Um die Mitte des zweiten Jahrhunderts n. Chr. beginnt der geistige Niedergang der antiken Welt ... Die steigende Verflachung der Bildung führt zu einer stetig wachsenden Beschränkung der Lektüre und des Wissens." Vgl. ferner „Humanistische und geschichtliche Bildung" (1907) 14: die Wissenschaft sei zum Stillstand gekommen, seit die allgemeine Bildung zur Alleinherrschaft gelangt sei; allgemeiner S. 15: „An dem Ausgang des Altertums können wir sehen, wohin eine immer mehr verflachende Halbbildung führt, wie hier eine hohe Kultur zugrunde geht, weil sie in Stagnation versinkt, weil sie keine wissenschaftliche Aufgabe mehr kennt". — Den Gedanken, daß „das Streben, die Wissenschaft zu popularisieren" „den Wahn, als sei alles schon geschehen", veranlaßt habe, finden wir übrigens schon bei W. G. Tennemann, Geschichte der Philosophie VI (1807) S. 492. — Ähnlich wie Ed. Meyer über den Niedergang der Wissenschaft auch Ad. Harnack, Die Mission und Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten (1902) S. 14/15: „der durch die Demokratisierung der Gesellschaft und die gleichzeitige Popularisierung der Wissenschaft sowie durch unbekannte Gründe eingetretene Verfall der exakten Wissenschaften und das steigende Ansehen einer nach Offenbarungen suchenden Religionsphilosophie" und Pöhlmann in Ullsteins Welt-

Digitized by Google

geschichte I (1909) S. 561: „Mit der geistigen Nivellierung und mit der Verbreitung der Kultur geht Hand in Hand eine zunehmende Verflachung und Veräußerlichung. Je universeller die allgemeine Bildung wird, um so mehr verliert sie an tieferem Gehalt".

B. Die fehlende Volkstümlichkeit der griechischen Wissenschaft.

In gewissem Sinne gerade umgekehrt finden andere die Ursache des Niedergangs des Griechentums oder doch seiner intellektuellen Kultur darin, daß diese nicht tief genug in die Masse eingedrungen war. — E. Curtius, Altert. und Gegenwart II S. 11 (1872): die Hellenen zeigen, daß „der Verfall einer Nation ... unvermeidlich" sei, „wenn die Denkenden vom Ganzen sich ablösen"; S. 346 (1881): „Das Volkstum der Hellenen ging rückwärts von dem Zeitpunkte an, da die philosophisch Gebildeten sich vom Volke schieden". — Rosenberger, Gesch. der Physik (1882; mir nicht zugänglich, zit. bei E. Schwalbe, Vorlesungen über Geschichte der Medizin [1905] S. 57): „Die Wissenschaft war nur die Schaumkrone der Meereswelle auf der Flut des antiken Völkerlebens ... die antike Wissenschaft ist aristokratisch vom Anfang bis zum Ende. Sobald die wenigen geistigen Aristokraten die Wissenschaft aufgeben, so verschwindet sie spurlos aus dem Reich der Lebendigen". „So verstehen wir", fährt Schwalbe selbst fort, „wie die alte Kultur zugrunde gehen mußte, wenn die Aristokraten zugrunde gingen". — Ed. Schwartz, Charakterköpfe aus der antiken Literatur II (1910) S. 103: „Eines der bösesten Hemmnisse der antiken Wissenschaft war ihre Beschränkung auf ganz kleine Kreise und wenige Zentren".

C. Rationalistische Grundanschauungen im Griechentum.

In eigenartiger und tiefgehender Weise sucht J. Kärst, Geschichte d. hellenist. Zeitalters II 1 (1909) S. 300 die Kulturhemmung der spätern hellenistischen Zeit zu erklären; nach ihm sind es bestimmte Vorstellungen und Werturteile über die eigene Kultur, das Gefühl, das Letzte erreicht zu haben, die eine weitere Bewegung in der gleichen Richtung verhinderten: „Unter dem Einfluß einer rationalistisch ausgeprägten allgemeinen Auffassung, für die das geschichtlich Errungene im wesentlichen nichts anderes ist als die Verwirklichung des von Natur Erreichbaren, und unter dem Eindruck einer überreich entwickelten Kultur, die alle Richtungen und Typen geistigen Schaffens erschöpft zu haben scheint, stellt sich das Gesamtleben griechischer Kultur nicht mehr große neue Aufgaben geistiger Bewegung und geschichtlicher Entwicklung. So wird die innere Spannkraft griechischen Wesens gerade in der Zeit, als es den Gipfel seiner weltgeschichtlichen Wirksamkeit und seine stärkste äußere Verbreitung erreicht, entscheidend gelähmt." — Vgl. auch Ed. Meyer oben S. 447, 3. Absatz Z. 10 f.

Digitized by Google

Sechsundfünfzigstes Kapitel.

Dazu Allgemeiner Teil S. 84—86

Die Anschauungen von den allgemeinen Bedingungen des Griechentums VIII.

Die Bedingungen der späteren Epochen des Griechentums (seines „Verfalls") IV.

1. Die Wirkungen des Staatslebens.

A. Auf die geistige Kultur und die Volksart.

Hier ist vor allem J. Burkhardt zu nennen, der die kulturhemmenden Wirkungen der von ihm unter dem Begriff der „Polis" charakterisierten Erscheinungen des griechischen Staatslebens so zusammenfaßt, Gr. Kulturgesch. I 291: „Wir würden laut klagen, wenn wir uns die Summe dessen vorstellen könnten, was verloren gegangen sein muß durch die Ausrottung originaler Menschen, durch die Verschüchterung Anderer und ihr Verstummen im Privatleben, durch Verschwinden der Racefamilien und der edlern Geselligkeit und durch das einseitige Vorherrschen und den Mißbrauch der öffentlichen Rede. Wie Vieles, das nur Griechen leisten konnten, wäre noch zur Blüte gelangt, ohne das rasche und schreckliche Vorwärtsleben der Polis!" Wir führen ferner noch I 241 an, wo freilich nur von Athen die Rede ist, wie auch an der weiterhin genannten Stelle: Es werde die Nachwelt „immer von Neuem versucht sein, mit den Athenern zu rechten". Dieser Staat habe seine begabten Menschen rasch aufgebraucht oder von sich abgeschreckt. „Den seitherigen Jahrtausenden aber ist nicht an Athen als Staat, sondern an Athen als Kulturpotenz ersten Ranges, als Quelle des Geistes etwas gelegen gewesen". Vgl. dazu — nach etwas anderer Richtung — auch IV 190: „Da Athen mit der Pflicht beladen gewesen ist, der Welt das Allerherrlichste zu vermitteln, ... müssen die Waghalsigkeit seiner Politik und die unhaltbaren Zustände, welche sie schuf, auch uns immer zu denken geben". Dazu noch allgemein IV S. 304: „Was soll aus einem Volke werden, in dem die besitzende und gebildete Klasse auf diese Weise ausgerottet wird?" Vgl. auch S. 515/6; ferner S. 13, wo unter den „Konsequenzen der Polis" „die schrecklichste Vergeudung des Menschenkapitals" genannt wird (dies bezieht sich freilich auch auf die bloße quantitative Abnahme; darüber unten B, S. 451). Zu beachten ist der klassizistische Einschlag in den Voraussetzungen der Hauptsätze, die Annahme, daß Griechenland und vor allem Athen eine Kraft bedeutete, die im höchsten Maße geistige Werte zu erzeugen fähig war, und daß deshalb auch die Hemmung oder Verhinderung weiterer geistiger Schöpfungen gerade hier einen ganz ungewöhnlichen Verlust darstelle. Hinsichtlich der Art, wie sich Burckhardt die hemmende und zerstörende Wirkung der Polis denkt, ist zu unterscheiden zwischen der Ausrottung der geistigen Auslese und ihrer Einschüchterung, die sie gleichsam verstummen ließ.

Von Burckhardt beeinflußt scheint mir Nietzsche, wenn er (W. X, 1903, S. 232 [1875]) von der „Verschwendung des kostbarsten Griechengeistes

Digitized by Google

und Griechenblutes" spricht im Zusammenhang mit der Beobachtung eines „politischen Furors seit den Perserkriegen" (S. 230). Anders dagegen als bei Burckhardt wird S. 226/27 eine Hemmung der geistigen Kultur zwar auch aus dem Staatsleben, aber auf abweichende Art, abgeleitet. Hier nennt er die Perserkriege „das nationale Unglück: der Erfolg war zu groß, alle schlimmen Triebe brachen heraus, das tyrannische Gelüst ganz Hellas zu beherrschen wandelte einzelne Männer und einzelne Städte an. Mit der Herrschaft von Athen (auf geistigem Gebiete) sind eine Menge Kräfte erdrückt worden" (hiezu noch S. 228, 230, 231). Über die ungünstige Wirkung der Perserkriege auch W. IX (1903; S. 69 [1870]): „Der 'Wille' des Hellenischen ist mit dem Perserkrieg gebrochen: der Intellekt wird extravagant und übermütig". Ähnlich wie an der zuerst genannten Stelle (S. 232), aber auch mit Anklängen an die zweite (S. 226/7), außerdem in ganz allgemeiner Fassung, obschon ihm sehr wahrscheinlich die Griechen in erster Linie vorschwebten, äußert er sich im „Willen zur Macht", W. XV (1901) S. 420: „die starken Rassen dezimieren sich gegenseitig durch Krieg, Machtbegierde, Abenteuer".

Eine ausgeführte Theorie der „Degeneration der antiken Völker", die mit dem peloponnesischen Krieg beginne (Die Entwickl. d. antiken Geschichtschreib. 1898, S. 103) hat O. Seeck aufgestellt. Er charakterisiert diese Degeneration in erster Linie als den „Verzicht auf jede geistige Neuschöpfung" (a. a. O. S. 262; dazu Geschichte des Untergangs der antiken Welt I, 1895, S. 258/9; 276/7). Es sei dies „nichts anderes, als erblich gewordener Knechtssinn" (Entw. S. 262). Zweierlei Ursachen führten nach ihm zu diesem gleichen Ergebnis; eine politische und eine wirtschaftliche (über diese unten 56. Kap., 2, C). In den zahllosen Revolutionen und Bürgerkriegen Griechenlands, wie Roms, seien die selbständigen Naturen ausgerottet worden; „was übrig blieb, war die Masse der Feigen, Schwachen und Unbedeutenden", Entwickl. S. 259/60; Gesch. I 257 f. („Die Ausrottung der Besten"); vgl. besonders Gesch. S. 267: „So lange die Freiheit Griechenlands dauerte, brachen die Revolutionen, und mit ihnen die Massenmorde und Verbannungen ... niemals ab"; es wird (Gesch. 265 f.) namentlich auch auf die Tötung der Kinder und die Vermögenskonfiskation hingewiesen, wodurch die ungünstige Auslese sehr verschärft worden sei. So seien die Griechen „künstlich zur Erbärmlichkeit gezüchtet worden" (Gesch. S. 267) und „ein Geschlecht von Feiglingen entstanden" (das. S. 276). — Ähnlich und wohl nach ihm O. Gruppe, Gr. Mythologie und Religionsgeschichte II (1906) S. 1461: im griechischen Mutterlande hätten „jahrhundertelange innere Kriege immer die Besten fortgerafft". — Dagegen ist von Seeck wie mir scheint sicher unbeeinflußt Lapouge, Les sélections sociales (1896; ich kenne das Buch nur aus den Ausführungen bei A. Fouillée, Esquisse psychologique des peuples europ. [2][Paris 1903] S. 30 f.), der neben andern Ursachen einer ungünstigen Auslese bei den Griechen auch nennt „luttes de classes ... meutres, guerre civile, proscriptions". — Gegen Seeck Beloch, Hist. Zeitschr. 1900, S. 1 f.

Für Athen hatte bereits Pauw, Recherches philosophiques sur les Grecs I (Berlin 1788) S. 142 f. eine „dégénération des familles" angenommen, er meint besonders der alteingeborenen echten, aber weiterhin überhaupt

Digitized by Google

(S. 145) eine „altération" des Blutes und Charakters der Athener und zwar, neben der Sklaverei (s. unten 56. Kap., 2, C), auch als Folge des Aussterbens in den Kriegen.

B. Materielle und sittliche Folgen.

Hier ist wiederum Burckhardt zu nennen, der als Wirkung des politischen Lebens der Griechen, ihrer Kämpfe zwischen den Staaten und innerhalb dieser, kurz des Daseins der „Polis", nicht nur die Verminderung und Hemmung der höher Begabten darstellt (oben 449), sondern weiterhin auch die „quantitative Abnahme der Nation" (IV 540f.) und die Verödung des Landes seit Chäronea (I 273), also einen materiellen Rückgang nach verschiedenen Richtungen. Zur Abnahme der Bevölkerung vgl. noch I 297/8: „Man handelt fortwährend, als ob das griechische Menschenkapital unerschöpflich und kein Persien, keine lauernde Barbarenwelt mehr vorhanden wäre"; S. 273: „gegenseitige Ausrottung"; IV S. 11 und 13 (s. oben S. 449); zur Verödung I 309: „das Land ... voller Ruinen und Einöden ... an welchen ... die Griechen selbst die Schuld tragen". Dazu noch die allgemeinen Sätze I 273: „Der Prozeß der teils innerlichen, teils gegenseitigen Aufzehrung der Poleis" gehe „aus deren Wesen unvermeidlich" hervor; „der unbedingte Lebensdrang war in seinen Konsequenzen zur innern und äußern Todesursache geworden"; vgl. noch S. 281; II S. 365: „das Welken und Hinschwinden" sei „eine Folge desjenigen politischen und sozialen Lebens gewesen .., welches man geführt hatte"; vgl. S. 373, wo er sich dagegen wendet, daß man die griechische Geschichte mit Chäronea abschließe, „als wären die folgenden zwei Jahrhunderte, welche das Volk, und weit überwiegend durch sein eigenes Tun, bis nahe an die materielle Zernichtung führten, nicht die Fortsetzung des Vorhergegangenen gewesen". Vgl. noch IV S. 295: die „definitive tötliche Schwächung, welche im II. Jahrhundert v. Chr. sichtbar wird". — „L'opera di distruzione della guerra e dell' imperialismo" (S. 477) schildert eingehend C. Barbagallo, La fine della Grecia antica (Bari 1905) S. 121f., S. 215f.

Weniger nach der materiellen Seite E. Curtius, Altert. und Gegenw. I[3] S. 331 (1867): „An diesem Josephshasse [namentlich gegen Athen] ist das ganze Volk in blutigen Kämpfen politisch und sittlich zugrunde gegangen." Vgl. auch S. 88 (1883): „selbst die glänzendste Zeit der Nationalmacht, die der Perserkriege", erscheine „nur wie eine Pause der Bürgerfehden". — Vor allem wird gern der peloponnesische Krieg in diesem Sinne genannt. So bei Böckh, Enzyklopädie S. 284: der peloponnesische Krieg habe „die Ordnung des Staats- und Privatlebens" aufgelöst, „bis Griechenland durch seinen Partikularismus der Fremdherrschaft erliegt". — Ed. Zeller, Die Philosophie d. Gr. II 1[2] (1859) S. 2: „Kein anderes Volk hat jemals .. einen rascheren und glänzenderen Aufschwung genommen, keines aber auch seinen Höhepunkt schneller überschritten." Der peloponnesische Krieg habe Wohlstand, Unabhängigkeit und Freiheit zerstört, die sittlichen Begriffe und den Charakter verderbt. Doch wird S. 27 ausgeführt, wie im Zeitalter des Sokrates trotzdem „die geistige Kraft des griechischen Volkes .. nicht bloß nicht erschöpft" gewesen, sondern „gerade in den Bewegungen und Kämpfen des fünften Jahrhunderts erst vollständig entbunden worden" sei. — E. Curtius, Griech.

Digitized by Google

Gesch. II (1861) S. 379: (im peloponnesischen Krieg) „Der Gemeinsinn der Bürger ging zugrunde, und da in dem Gemeindeleben die Tugenden der Hellenen wurzelten, so wurde der Charakter des ganzen Volkes wesentlich verändert".

C. Die Ohnmacht nach außen als Folge der staatlichen Zersplitterung.

Eine der wichtigsten Wandlungen in der späteren Geschichte des Griechentums ist der Eintritt der griechischen Kleinstaaten in ein größeres Ganze, der aber zugleich als eine Abhängigkeit von anderen Staaten, zuerst den Makedoniern und dann den Römern sich darstellt. An diese Vorgänge haben sich zumeist Begriffe wie „Verfall", „Untergang" u. a. geheftet; in neueren Werturteilen erscheint, wie wir sahen (S. 374f.), wenigstens die makedonische Zeit durchaus nicht als Verfall. Doch wie immer auch die Bewertung sei, daß die politische Zersplitterung Griechenlands den Hauptanteil an diesen Vorgängen trage, wurde seit langem oft betont. (Über die Ursachen dieser Zersplitterung selbst wieder gibt es eine Reihe von Annahmen; vgl. S. 409/10 und im folgenden an manchen Stellen.) — Von früher Erwähntem vgl. S. 211.

Böckh, Enzyklopädie S. 267: Griechenland sei am Partikularismus „zu Grunde gegangen"; S. 284 (oben S. 451). — Grote, A Hist. of Greece II (1846) S. 299: „this incurable subdivision proved finally the cause of their ruin, in spite of pronounced intellectual superiority over their conquerors" [die Makedonier]; III (1847) S. 350: „Small autonomous cities maintain themselves so long as they have only enemies of the like strength to deal with: but to resist larger aggregates requires such a concurrence of favourable circumstances, as can hardly remain long without interruption. And the ultimate subjection of entire Greece, under the kings of Macedon, was only an examplification on the widest scale of this same principle." — Taine, Philosophie de l'art II[11] S. 114: „l'indépendence de chaque cité aboutit à la servitude de la nation". — Neumann-Partsch, Physikalische Geographie von Griechenland (1885) S. 152, 195—200. — Ad. Holm, Gr. Gesch. I (1886) 8: „Was Griechenland groß machte, die ... Mannigfaltigkeit der Kräfte, führte auch seinen Untergang herbei." — V. Duruy, Hist. des Grecs (Nouv. éd. ill.) III (Paris 1889) S. 619: „Par la multitude et l'indépendence de ses villes elle était faite ... pour produire le plus vif éclat de civilisation; elle ne l'était pas pour constituer une domination durable, et son indépendance fut perdue dès que s'élevèrent autour d'elles des puissances organisées pour la conquête ou l'assimilation." — Wilamowitz, Herakles I[1] (1889) 75: „Daß es (Athen) die materielle Kraft nicht gewann, auch die politische Herrschaft durchzuführen, daran ist nicht bloß Athen, sondern ist Hellas zu Grunde gegangen." — Ed. Meyer, Gesch. d. Altert. II, (1893) 616/17: „die innere Entwickelung der Nation" [selbständige Stadtstaaten] habe „ihr die Möglichkeit geraubt .., ihre Selbständigkeit nach außen zu wahren". — Breysig, Kulturgeschichte der Neuzeit II 1 (1901) S. 320 (der „politische Partikularismus" als eine der Ursachen des griechischen Niedergangs, der von Breysig vor allem in der makedonischen Fremdherrschaft gesehen wird [S. 318]). — W. Otto, Zeitschr. f. Sozialwiss. 1905,

Digitized by Google

S. 781: „Vornehmlich infolge der beständigen Streitigkeiten der Griechen untereinander, der nie aufhörenden auswärtigen und Bürgerkriege geht ihnen die politische Vormachtstellung verloren, sie geraten in Abhängigkeit von Rom". — Max L. Strack, Gött. gel. Anz. 1906, 672: „der Partikularismus der Griechen", diejenige „üble Eigenschaft, die ihre politische Macht vernichtet hat".

D. Die Bedeutung des Verlustes der nationalen Unabhängigkeit.

a) Allgemein.

Sehr häufig wird der Verlust der „Freiheit", worunter die Abhängigkeit von Makedonien und weiterhin selbstverständlich, auch wo es nicht ausdrücklich gesagt ist, ja in erhöhtem Maße, die römische Herrschaft verstanden ist, als die Ursache eines allgemeinen Niederganges bezeichnet. — Herder, Vom Einfluß der Regierung auf die Wissenschaften usf. (1779; Cotta 1853/4, Bd. 35, S. 439f.; Suphan Bd. 9, 324f.; besonders S. 444 Cotta [1. Frage, 3], Suphan 328): Die Geschichte Griechenlands zeige, „daß, sobald Freiheit dahin war (Sprache, Klima, Genius des Volks, Fähigkeiten, Charakter blieben), so war der Geist der Wissenschaften wie verschwunden. Ihre Poesie war hin". — Guys, Voyage littéraire de la Grèce I[3] (Paris 1783) S. 474/5: Mit der Freiheit verschwinden die Künste; vgl. auch III S. 6; er zitiert S. 475 A. 2 die Homerverse Od. 17, 322/3. — Fr. Schlegel, Von den Schulen der griechischen Poesie (1794; Minor I S. 10): „So wie mit der Freiheit die öffentliche Sittlichkeit verschwand, so gab es auch in der Poesie eigentlich kein Pathos und Ethos mehr." — Fr. Jacobs, Verm. Schr. III S. 417 (v. J. 1810): Es sei „durch das Zepter makedonischer Herrscher und die härteren Rutenbündel römischer Prokonsuln die alte göttergleiche Hoheit aus dem unverteidigten Lande verscheucht worden"; S. 447 (v. J. 1810): die Niederlage bei Chäronea sei „der Wendepunkt der hellenischen Vortrefflichkeit" gewesen; vgl. ferner S. 53, 58, 430; „Hellas" (herausgegeben 1852) S. 357: „Als ... durch das Ersterben des eignen Willens auch das eigentümliche, frische und frohe Leben immer mehr aus den Grenzen von Hellas entwich, schien ... auch die erzeugende und schöpferische Kraft des Genies abzusterben"; es fehle seither (S. 359) die „geniale Originalität". — W. Drumann, Ideen zur Gesch. des Verfalls der gr. Staaten (1815) 147 führt aus, „daß die Griechen in dem Maße, als sie der Freiheit beraubt wurden ... auch die Würdigkeit und die sittliche Kraft verloren, sie zu besitzen ... der sittliche Verfall verbreitete sich fast allgemein" [zur Zeit Philopömens]. — W. v. Humboldt, Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues (Werke, alte Ausg. VI S. 243/4; Leitzmann VII 1 S. 203): Nach Alexander und unter den Römern „erhoben sich zwar noch ausgezeichnete Köpfe und poetische Talente, aber das beseelende Prinzip war erstorben und mit ihm das lebendige, aus der Fülle seiner eignen Kraft entspringende Schaffen" ... „Ihr [der Literatur] beseelendes Prinzip" sei „mit der Freiheit, aus der es quoll, verschwunden". — G. Bernhardy, Grundriß der gr. Lit. I (1836) 370: „Das antike Volk der Hellenen war hingewelkt, mit seiner Freiheit und Selbständigkeit erlosch die ihm angeerbte Denkart und Schöpfungskraft, vorzüglich die objektive Durchdringung des menschlichen Wirkens

Digitized by Google

aus Staat und Natur." — Limburg Brouwer, Hist. de la civilis. mor. et relig. des Grecs IV (1838) S. 339: „déclin de la civilisation intellectuelle après la perte de la liberté". — John, The Hellenes I (London 1844) 50: „Most of their good qualities having departed with their freedom, they degenerated into a dissembling, hypocritical, fawning and double-dealing race, with little or no respect for truth, without patriotism and without genuine valour." (Er sucht dann die Zeichen der „degeneracy" in Literatur und Kunst nachzuweisen.) Vgl. noch S. 29, 347. — Grote, A History of Greece VIII (1850) 396: „how completely its [des hellenischen Geistes] creative agency was stifled, as soon as it came under the Macedonian dictation" . . . „the universal ruin of Grecian independency, political action and mental grandeur"; vgl. ferner X (1852) S. 14 und namentlich XII (1856) S. 661: Von der Zeit Alexanders an datiere „not only the extinction of Grecian political freedom and self-action, but also the decay of productive genius, and the debasement of that consummate literary und rhetorical excellence which the fourth century B. C. had seen exhibited in Plato and Demosthenes"; S. 662: „their intellectual brightness bedimmed, their spirit broken, and half their virtue taken away by Zeus [er zitiert dazu die oben S. 453 genannten Homerverse]. Nur die Philosophie habe weiter geblüht. Vgl. ferner S. 1; 175 („the downward march of Hellenism" [= Griechentum]); 363; 364: „Its [des „Hellenism"] living force, productive genius, self-organising power, and active spirit of political communion, were stifled, and gradually died out"; 526; 528: „The freedom of Hellas, the life and soul of this history from its commencement, disappeared completely during the first years of Alexanders reign"; vgl. 613: „the Hellenic world . . . in its period of full life, is freedom and self-action." — K. Fr. Hermann, Lehrbuch der gr. Privataltert.[1] (1852, S. 25 = 3. Aufl. 1882 S. 47): „als der Untergang ihrer politischen Existenz das sittliche Gleichgewicht der Nation vollends zerstört hatte". — Ed. Zeller, Die Philosophie der Gr. II 1^2 (1859) S. 11: „Durch den Untergang seiner politischen Selbständigkeit wurde die geistige Kraft des griechischen Volkes unheilbar gebrochen. Von keinem kräftigen Gemeingeist mehr getragen . . verlor sich die Masse in die kleinen Interessen der Persönlichkeit und des Privatlebens." — Fr. Kortüm, Gesch. Forschungen (1863) S. 24: „Seit dem Verlust der Freiheit an die Makedonier alterten religiöse und bürgerliche Ordnungen, Sitten und Gesinnungen der Hellenen." — G. Fr. Kolb, Kulturgesch. der Menschheit I^3 (1885) 267: „Die hellenische Welt wurde durch die beiden . . . makedonischen Könige . . . plötzlich aus ihrem selbsteigenen Gange der Kulturentwicklung herausgerissen"; S. 289: „Mit der vollen Freiheit hörte die Geistesfrische auf, endigte der geniale Aufschwung." (Daß es „allerdings in einer Reihe . . . exakter Wissenschaften" anders gewesen, muß er indes zugeben). — W. Christ, Gesch. der gr. Lit. (1889) S. 5 (= 4^4): „Einen solchen Hauptwendepunkt bezeichnet der Untergang der Freiheit und Selbständigkeit der griechischen Staaten mit Alexander d. Gr. [4. Aufl.: „durch Philipp und Alexander d. Gr."]. Derselbe hat nicht bloß politische Bedeutung, er scheidet auch die Zeit des fröhlichen, produktiven Schaffens in Kunst und Wissenschaft von der Periode mühsamen Sammelns und trockner Gelehrsamkeit"; S. 376 (= ^{4}509): „Mit dem Untergang der Freiheit und Selbständigkeit der griechischen Staaten war noch nicht das

Digitized by Google

geistige Leben und die Literatur der Griechen zu Grabe getragen; aber dem freien, selbständigen Denken und Dichten war seit der Schlacht von Chäronea die eigentliche Lebensader unterbunden. Was die Griechen von da an im Reiche des Geistes noch schufen, hauchte nicht mehr jene frohe, ungebundene Schaffenslust, welche den Werken der klassischen Zeit ihren unvergänglichen Reiz verliehen hatte. Die geistige Kraft des Volkes, gelähmt und gebrochen, begnügte sich im wesentlichen damit, die großen Muster der Vergangenheit . . . nachzuahmen." — Alfr. Croiset, Hist. de la littér. grecque V (1899) S. 20: „l'individu s'isole et s'amoindrit . . . l'abaissement moral a pour conséquence directe l'abaissement littéraire et artistique". — W. v. Oettingen, Unter der Sonne Homers (1906) S. 137: Unter makedonischer und römischer Herrschaft handle es sich nur noch um ein „Aufbrauchen eines von den Vorfahren geschaffenen geistigen Vermögens", (und dieser Vorgang habe Jahrhunderte hindurch gedauert).

Auch die Auffassung J. Kärsts ist hier zu nennen. Zwar faßt er die Wandlungen der Beziehungen Griechenlands zum makedonischen und römischen Reiche nicht in erster Linie von griechischer Seite als einen mehr negativen, sondern — von weiteren Gesichtspunkten aus — als einen positiven Vorgang (vgl. z. B. Gesch. d. hellenist. Zeitalters I [1901] S. IV: „die Umwandlung des in den engen Grenzen der Polis sich darstellenden Staates in die umfassenden politischen Gestaltungen der hellenistischen Zeit und der in der hellenischen Polis erwachsenen Kultur in die hellenistische Weltkultur"; ferner gleich unten). Diesen Vorgang wertet er außerdem auch nach gewissen Richtungen günstig. Aber zusammenfassend spricht er sich doch dahin aus (a. a. O. S. 412): „die umfassenden politischen wie kulturellen Einheitsbildungen, welche die spätere geschichtliche Entwickelung des Altertums charakterisieren [seit Alexander] . . . diese Einheit hat sich gebildet auf Kosten der staatlichen Freiheit; dem großen welthistorischen Gewinn steht ein bedeutender Verlust gegenüber, ein Verlust originaler politischer und sittlicher Kräfte, der doch zuletzt vornehmlich auch den Untergang der antiken Welt bedingt hat" (vgl. auch S. 408/9 u. 457/8).

b) Die Wirkung der Römerherrschaft.

Als ältesten Beleg darf man wohl die, in der Neuzeit nach einer Reihe von Anführungen zu schließen wirksam gewordene Auseinandersetzung des Verfassers der Schrift Περὶ ὕψους betrachten (Kap. 44), in der der Nachweis versucht wird, daß das Fehlen von „ὑψηλαὶ . . λίαν καὶ ὑπερμεγέθεις . . φύσεις" (§ 1) zu seiner Zeit auf das Verschwinden der Demokratie und der Freiheit zurückzuführen sei. In diesem Zusammenhang erwähnt er auch die Homerverse Od. 17, 322/3 dem Sinne nach („ἥμισυ γάρ τ' ἀρετῆς ἀποαίνυται δούλιον ἦμαρ") (vgl. oben S. 453, 454).

In neuerer Zeit hat namentlich Wilamowitz wiederholt und eindringlich die zerstörenden Einwirkungen der Berührung Roms mit dem Griechentum dargelegt. Zuerst wohl in den Homerischen Untersuchungen (1884) S. 387: „Das Mißregiment der römischen Oligarchie und dann die mithridatischen Greuel haben durch diese ganze Kultur [die pergamenische] einen tötlichen Schnitt gemacht." Allgemeiner dann Herakles I[1] (1889) S. 174: „die materielle und sittliche Verwüstung, welche durch die fluchwürdige Wirtschaft

Digitized by Google

der römischen Oligarchie erzeugt wird, und dann die Schrecken des Gerichtes, welches über diese hereinbricht, zerreißen alle Fäden der natürlichen Entwickelung." Jahrbuch des Freien deutschen Hochstifts (1904) S. 22: „Eigentlich schon mit den Gracchen beginnt die hundertjährige Revolution, in der die ganze reiche Welt des Hellenismus zertreten wird"; S. 23: „Kein Teil des Reiches hatte so schwer gelitten wie die eigentlich griechischen Länder um den Archipel. Die ganze Gesellschaft war entwurzelt, alle aufgesammelten Kapitalien verloren, aller Besitz zertrümmert." Kultur der Gegenwart I 8 (1905) S. 152: „Die römische Revolution zerstört die Grundlagen des Hellenismus durchaus"; S. 82 wird auf die wirtschaftliche Ausbeutung Griechenlands durch die römischen Kaufleute und Kapitalisten hingewiesen; der „wirtschaftliche Untergang" sei durch den mithridatischen Krieg und die römische Revolution vollendet worden. ... Die Zerstörung sei so furchtbar gewesen, „daß der Untergang der letzten makedonischen Dynastie in Ägypten in voller Wahrheit für die ganze Kultur ein Ende bezeichnet". — Mit großem Nachdruck hat auch Beloch, Hist. Zeitschrift 1900, S. 19 f. die These vertreten, die er S. 22 so zusammenfaßt: „So hat die römische Herrschaft nicht bloß den wirtschaftlichen, sie hat auch den ethischen Verfall des hellenischen Volkes herbeigeführt" (hier zitiert er die oben S. 455 genannten Homerverse), wozu noch S. 23 zu ziehen ist: „Dem ethischen Verfall folgte der intellektuelle Verfall auf dem Fuße." Vgl. auch Gr. Gesch. III 2 (1904) S. V (oben S. 439). Zum wirtschaftlichen Verfall vgl. noch Zeitschr. f. Sozialwiss. 1899, S. 510: „Unter dem Drucke der römischen Herrschaft machte der wirtschaftliche Verfall dann immer weitere Fortschritte." — W. Otto, Zeitschr. f. Sozialwissenschaft 1905 S. 782: „ihren [der Kultur] nun [unter römischer Herrschaft] in Knechtschaft und Unterwürfigkeit dahinlebenden Schöpfern und wichtigsten Trägern, den Hellenen, geht das bisherige Streben nach hohen idealen Zielen und das gewaltige Kraftgefühl verloren, das allein imstande ist, neue schöpferische Leistungen zu zeitigen ... Gleichzeitig mit dem Niedergang des Geisteslebens werden die materiellen und politischen Grundlagen der Kultur vernichtet. Es erfolgt der wirtschaftliche Zusammenbruch ... Die geistige Spannkraft erlahmt also auch auf wirtschaftlichem Gebiet"; S. 783: „Hand in Hand mit dem wirtschaftlichen Niedergang geht der politische; der eine beeinflußt den anderen." — C. Barbagallo, La fine della Grecia antica (Bari 1905) S. 349 f. — „The Roman conquest a disaster to Hellenism" überschreibt Mahaffy das erste Kapitel seines Buches „The silver age of Greek world" (Chicago-London 1906). — Unter teilweise neuen Gesichtspunkten sieht Ferrero, Grandezza e decadenza di Roma V (1907) S. 384 f. das Problem. Die Tatsache, führt er aus, daß Rom, durch die Einziehung einer Menge von Staaten in Asien, Afrika und Europa, „aveva .. soppresse delle burocrazie, sciolti degli eserciti, chiusi dei palazzi regi" (384) habe auch noch eine andere Folge gehabt (385): „distruggendo quelle sovrapposizioni, decapitava in Oriente le aristocrazie intellettuali del mondo antico; aboliva le sedi dell' arte, della scienza, della letteratura". Bereits unter Augustus seien diese Wirkungen sichtbar geworden (S. 390): „la intellettualità decadde, decaddero lo spirito filosofico, lo spirito scientifico, le arti, la letteratura, le attività alte e disinteressate delle menti". Mit den Höfen der Attaliden, Seleukiden und Ptolemäer seien „tutte le

Digitized by Google

scienze puramente teoriche" und alle literarischen Gattungen verfallen. Dafür sei freilich der Wohlstand gewachsen und hoben sich die mittleren Klassen (S. 386, 390). Ferrero faßt diese zwiespältige Wirkung der römischen Herrschaft auf jene östliche Welt so zusammen (S. 392): „Roma era fatalmente costretta a diventar l'organo degli interessi materiali delle classi medie contro l'intellettualità aristocratica." — Im Sinne von Wilamowitz endlich spricht sich P. Wendland aus, Die hellenistisch-römische Kultur (1907) S. 30: „Auch die allgemeine Kultur erfährt im Osten einen Niedergang . . . durch die römischen Annexionen, die ihnen voraufgehenden Kriege, durch die Mißwirtschaft der römischen Oligarchie und die schweren Verwüstungen der mithradatischen und der Bürgerkriege." — Pöhlmann, in Ullsteins Weltgeschichte I (1909) S. 562: „Es fehlt . . im Bereiche dieser nivellierten Kultur die anregende Spannung und gegenseitige Befruchtung der geistigen Kräfte, wie sie nur durch das Nebeneinander eigenartiger Völkerindividualitäten und Kultursphären möglich sind." — Ed. Schwartz, Charakterköpfe aus der antiken Literatur II (1910) S. 76: „Der Verfall der hellenistischen Dynastien und die brutale Mißwirtschaft der römischen Oligarchie" sei für die hellenistische Wissenschaft verhängnisvoll gewesen; „der schwerste Vorwurf, der gegen die augusteische Monarchie erhoben werden kann, ist der, daß sie bei ihrer Negation des Hellenismus nicht daran gedacht hat die Wissenschaft auszunehmen".

Den Verfall der bildenden Kunst der Griechen sodann erklärt man nicht selten ebenfalls als eine Wirkung der römischen Herrschaft. Indem Rom als der Mittelpunkt der Macht und des Reichtums notwendigerweise die griechischen Künstler anzog, sei — nimmt man an — durch diese Verpflanzung auch das Wesen dieser Kunst innerlich umgewandelt worden und zwar nach der Richtung des Niedergangs. So J. Overbeck, Gesch. d. gr. Plastik II⁴ (1894) S. 525: „der Verfall der antiken Plastik" und überhaupt der bildenden Kunst sei eingetreten, weil die griechische Kunst „unter ein . . wenig kunstbegabtes und nicht im innersten Grunde kunstbedürftiges Volk verpflanzt" worden sei. — Th. Reinach, L'histoire par les monnaies (Paris 1902) S. 11: „la décadence des arts plastiques" zeigte sich vom zweiten Jahrhundert v. Chr. an (in der Münzkunst), „à mesure que la vie et l'originalité se retirent de plus en plus du monde hellénique pour confluer au nouveau centre de la civilisation, Rome". — W. Klein, Gesch. d. gr. Kunst III (1907) S. 327: „Losgelöst von dem nationalen Boden, in dem sie so fest wurzelte, hat sie [die griechische Kunst] auf dem internationalen sich gründlich umgeformt, so gründlich, daß fast nicht mehr als der Beginn dieses Schauspieles in den Bereich fällt, der unserer Aufgabe gesteckt ist. Aber es ist eine falsche Vorstellung, wenn man meint, sie habe, gealtert und abgelebt, voll vornehmer Traditionen, doch ohne eigene Kraft, das Welterbe angetreten [ihre Herrschaft in Rom ist gemeint]; es war vielmehr eben dieses Ereignis, welches ihrer Weiterentwicklung einen Halt setzte und sie zur Umformung zwang, in der ihre lebendige Kraft schließlich versagte"; vgl. S. 356 (die Entnationalisierung und das Ende der griechischen Kunst in Rom) und S. 305.

Anhang zu a) und b).

Nicht zunächst um die Einbuße der Souveränität, sondern um die Einführung von Verfassungsformen, die eine Mitwirkung des Volkes ausschlossen,

Digitized by Google

handelt es sich an folgender Stelle; immerhin hängt ja für Griechenland das zweite doch wesentlich von dem ersteren ab; Pöhlmann, Aus Altertum und Gegenwart (1895) S. 24: „dasselbe Hellas, welches den Lauf der Erde um die Sonne entdeckt und einen Archimedes erzeugt hat, dasselbe Rom, dessen technische Großtaten selbst unserem 'technischen' Jahrhundert Bewunderung abtrotzen", habe „trotz aller Naturwissenschaft und aller Wunder der Technik die Wissenschaft und die Geisteskultur überhaupt verfallen" sehen „mit dem Verfall der politischen Freiheit".

2. Wirtschaftliche Voraussetzungen des Verfalls.

Auch wirtschaftliche Erscheinungen werden oft als die entscheidende Ursache der allgemeinen Wandlungen des spätern Griechentums oder des griechischen Niedergangs genannt. Worin diese ökonomischen Vorgänge ihrerseits wurzeln, darüber können dann wiederum verschiedenartige Erklärungsversuche gemacht werden.

A. Die geringe wirtschaftliche Entwicklung.

An erster Stelle nennen wir die Anschauung V. Hehns, der zwar von der antiken Kultur überhaupt und ihrem Verfall in der Kaiserzeit spricht, aber gewiß die Griechen auch, ja an der nachher genannten Stelle vorzugsweise im Auge hat (Kulturpflanzen und Haustiere usf.[6] 1893, S. 473; 1. Aufl. 1870): „Ein Grundfehler und der eigentlich schadhafte Punkt der antiken Civilisation war die wirtschaftliche Konstruktion der Gesellschaft und des Staates und die damit zusammenhängende Abwesenheit realistisch-technischen Sinnes bei den Menschen"; S. 475: „Die natürliche Realität der Dinge unbefangen beobachten, sich ihrer zweck- und werkmäßig bedienen . . . ist kein antiker Charakterzug. Die Alten lebten im Traume religiöser Phantasie, in idealem Schein, beherrscht vom Hange künstlerischer Darstellung, befangen im Zauber des Schönen, als ein adeliges Geschlecht." — Aus der technischen Minderwertigkeit der Antike erklärte Dubois-Reymond, Kulturgeschichte und Naturwissenschaft (1878), das von ihm vorausgesetzte militärische Unterliegen des römischen Reiches gegenüber den Germanen; vom Verfall des Griechentums ist nicht die Rede; indessen erwähnen wir doch diese Anschauung, weil seine Charakteristik des Griechentums als des „spekulativ-ästhetischen Zeitalters" (S. 11 f.; vgl. auch oben S. 250) doch auch auf jene Hypothese stark eingewirkt hat und also mittelbar, grundsätzlich wenigstens, auch die geringe Dauerhaftigkeit der griechischen Kultur wohl mit erklären soll. — Gegen Dubois gerichtet sind die oben (S. 442) genannten Ausführungen von Wilamowitz.

Verwandt, aber unabhängig von diesen Vorstellungen ist die Auffassung Alfr. Marshalls, Handbuch der Volkswirtschaftslehre ([4]1898; zit. nach der deutschen Ausgabe 1905) S. 15/16: Der „schnelle Untergang der Griechen" „war verursacht durch den Mangel der soliden, ernsten Ziele, die kein Volk sich für lange Generationen hinaus ohne die Schulung durch beständigen Gewerbefleiß bewahrte. Sozial und geistig waren sie frei, aber sie hatten nicht gelernt, ihre Freiheit richtig zu gebrauchen; ihnen fehlte die Selbstbeherrschung, der konsequente Entschluß . . . Das herrliche Klima verweich-

Digitized by Google

lichte doch allmählich ihre körperlichen Kräfte; es fehlte ihnen die entschiedene Ausdauer bei harter Arbeit, welche den Charakter stählt, und so verfielen sie in Frivolität".

B. Der wirtschaftliche Niedergang infolge der Veränderungen der Verkehrslage und Verwandtes.

Gerade umgekehrt erklären andere den Verfall des Griechentums — in Hellas selbst vor allem — nicht aus einer ursprünglich und fortdauernd geringfügigen Entwicklung von Industrie und Handel, sondern vielmehr aus deren Herabsinken von der erreichten Höhe, wofür man gewisse Veränderungen und Verschiebungen in der allgemeinen wie namentlich der Wirtschaftslage jener Gebiete verantwortlich macht. Zuerst wohl G. Fr. Hertzberg, Die Geschichte Griechenlands unter der Herrschaft der Römer I (1866) S. 100: die „durch die allgemeine Weltlage und durch die schon seit langer Zeit gänzlich veränderten Wege des Großhandels veranlaßte zunehmende Abschwächung der politischen und merkantilen Bedeutung von Griechenland". — Beloch, Die Bevölkerung der griechisch-römischen Welt (1886) S. 498: „bald verdrängt der Aufschwung der neuen Kolonialländer im Osten das griechische Mutterland aus seiner bisherigen Stellung als industrielles und kommerzielles Zentrum der zivilisierten Welt"; derselbe, Zeitschr. für Sozialwiss. II (1899) 510: „Die griechische Halbinsel hörte auf [seit Alexander], zu sein, was sie durch länger als zwei Jahrhunderte gewesen war, der Mittelpunkt der Industrie und des Handels; der wirtschaftliche Schwerpunkt der Nation verschob sich von Athen nach Alexandreia." — Ed. Meyer, Die wirtschaftliche Entwickelung des Altertums (1895) S. 43 erklärt „den Rückgang des griechischen Mutterlandes" in der „Hauptsache" aus der „Verschiebung der Weltlage: Griechenland steht nicht mehr im Mittelpunkt weder der Politik noch des Handels". Vgl. auch Gesch. d. Altert. II (1893) S. 216, und Handwörterbuch der Staatswiss. II[2] (1899) S. 682: durch die „Verschiebung der Verhältnisse" seit Alexander sei Griechenland, „ehemals der Mittelpunkt des Weltverkehrs wie des Kulturlebens, in eine untergeordnete Nebenstellung gedrängt" worden. — Pöhlmann, Gesch. d. antiken Kommunismus und Sozialismus II (1901) S. 417: Hellas habe „in diesem Zeitalter des Hellenismus seine verkehrspolitische Stellung" verloren; Grundriß der gr. Gesch.[3] (1906) S. 299: Hellas sei „vom Standpunkt der Politik wie der Weltwirtschaft ein Nebenland geworden". — A. Philippson leitet, wie wir sahen (oben S. 403) die Entfaltung der griechischen Kultur vor allem aus seiner Verkehrslage ab; ebenso führt er auch auf die Änderung in diesen Verhältnissen den Verfall zurück. (Daneben betont er indessen auch die Schwäche der natürlichen Hilfsmittel des Landes und deren starken Verbrauch in der Zeit der Blüte; vgl. „Das Mittelmeergebiet" [1904] S. 43: Griechenland „leidet an einer natürlichen Schwäche, die seinen dauernden Niedergang erklärt: es fehlt ihm an genügend fruchtbarem Boden, der eine dichte Bevölkerung ernährt, auch wenn die Zeiten für den Verkehr ungünstig sind".) Beides auch in der Deutschen Rundschau Bd. 122 (1905) S. 389: „Daher verwelkt diese Blüte so schnell, um sich nie wieder zu erneuern. Mit Alexander, als die griechische Kultur sich zu einer Weltkultur auswächst, beginnt der

Digitized by Google

Niedergang Griechenlands .... Griechenland wird als Zwischenstation ausgeschaltet ... Nie hat sich für Griechenland die Weltlage wiederholt, die es in seiner klassischen Blütezeit besaß" (dazu: Die Armut des Bodens sei „durch die intensive Kultur der Blütezeit gesteigert worden. Diese hat seine Wälder aufgezehrt, seine Mineralschätze erschöpft, alle Kräfte seines Bodens aufs äußerste angespannt .... Griechenland konnte nur eine herrliche, aber kurze Blüte tragen." — Vgl. noch, mit besonderer Betonung des Gegensatzes in der Lage des antiken und des modernen Griechenlands hinsichtlich der Verkehrslage, E. Müller, Preuß. Jahrbücher Bd. 120 (1905) S. 235/6 und Gabr. d'Azambuja, La Grèce ancienne (Biblioth. de la science sociale; Paris 1906) S. 334/5. — Zu der Verschiebung der Handelswege als einer Verfallsursache s. auch C. Barbagallo, La fine della Grecia antica (Bari 1905) S. 336 f.

C. Die Wirkungen der Sklaverei.

Oft wurde die Sklaverei als Verfallsursache genannt. So namentlich in sittlicher Beziehung, woraus dann der weitere Niedergang abgeleitet wird; z. B. bei H. Wallon, Hist. de l'esclavage I (1847) S. 460: „funeste aux Grecs qu'il corrompit à tous les degrés de l'existence, dans l'individu, dans la famille et dans l'État"; vgl. auch S. 55, 455. — Döllinger, Heidentum und Judentum (1857) S. 712: In Griechenland und in Rom sei „die Sklaverei eine der Hauptursachen des herrschenden sittlichen Verderbens und des unaufhaltbaren Verfalles" gewesen. — Ausführlich handelt von den „danni sociali della schiavitù in Grecia" C. Barbagallo, La fine della Grecia antica (Bari 1905) S. 1—76; es werden nacheinander die wirtschaftlichen, die politischen und moralischen Wirkungen der Sklaverei besprochen. — Wir nennen ferner den Satz Belochs, Griech. Gesch. I (1893) S. 226: die Sklaverei habe „mehr vielleicht als irgend etwas anderes dazu beigetragen, jene sozialen Krisen heraufzubeschwören, an denen Hellas schließlich zu Grunde gegangen ist". — E. Heitz, Neue Grundsätze der Volkswirtschaftslehre (1897) S. 8 geht davon aus, was „längst . . festgestellt" sei, „daß die Sklaverei den frühzeitigen Untergang [der antiken Kultur] herbeigeführt habe"; er sucht diese Anschauung indessen dahin näher zu bestimmen, daß die „Oikenwirtschaft", und zwar in dem Sinne eines durch Sklaven beliebig erweiterten und auch dem Gelderwerb dienenden „Oikos", die Bevölkerung gespalten und so den „rapiden Verfall", wie vorher die „rasche Blüte", herbeigeführt habe (S. 8—10).

In besonderer Art sucht Seeck, Der Untergang der antiken Welt I (1895) S. 290f. ungünstige Folgen der Sklaverei nachzuweisen. Nach ihm trug sie in bedeutendem Maße zu jener „Ausrottung der Besten" bei, in der er die Hauptursache des Verfalls der Antike sieht. Gleich den politischen Kämpfen [a. a. O.] trug auch die Sklaverei dazu bei, die Feigheit zu züchten, und zwar infolge der Einrichtung der Freilassung, welche nur den gehorsam sich duckenden Sklaven zu Teil geworden sei (vgl. S. 317: „der Knechtsinn, welchen die griechisch-römischen Nationen als Erbteil ihrer freigelassenen Väter überkommen hatten".) Vgl. noch „Die Entwicklung der antiken Geschichtschreibung" (1898) S. 261/2 (die Freigelassenen als die „geborenen Bedientenseelen"). — Danach wohl O. Gruppe, Gr. Mythologie und Religions-

Digitized by Google

geschichte II (1906) S. 1461. — Von der Sklaverei als einer Ursache der ungünstigen Selektion bei den Griechen spricht auch Lapouge, Les sélections sociales (1896) (mir unzugänglich; zit. bei A. Fouillée, Esquisse psychologique des peuples europ.[2] [Paris 1903] S. 31/32). — Für Athen hatte die Vermischung der alteingeborenen Familien mit Sklaven als Verfallsursache schon Pauw genannt, Recherches philosophiques sur les Grecs I (Berlin 1788) S. 142 f.

D. Die Folgen der sozialen Kämpfe.

Den Satz, daß die sozialen Kämpfe, im besonderen die Herrschaft der besitzlosen Masse, die griechische Kultur vernichteten, hat an bekannter Stelle Treitschke aufgestellt (Preuß. Jahrb. Bd. 34 [1874] S. 90): „Das Regiment des Knüttels . . . darin Griechenlands tausendjährige Gesittung unterging." Gegen diese wie seine meisten andern Aufstellungen wandte sich dann G. Schmoller (jetzt in dem Buche: „Über einige Grundfragen der Sozialpolitik und der Volkswirtschaftslehre" [1898] S. 142 f.). — Nicht sowohl den Untergang der griechischen Kultur, als den Verlust der Unabhängigkeit an die Römer leitet P. Guiraud, Études écon. sur l'antiquité (Paris 1905) S. 72 f. (v. J. 1902) aus den sozialen Interessenkämpfen ab; vgl. namentlich S. 75: „les guerres sociales ruinèrent le patriotisme et le souci trop exclusif de l'intérêt privé prépara l'asservissement général". Enger begrenzt erscheint die Ursache, weiter gefaßt dagegen die Verfallswirkung in seinem Buche „La propriété foncière en Grèce" (Paris 1893) S. 636: „la Grèce a péri par le socialisme agraire"; vom Verlust der Unabhängigkeit im besonderen wieder S. 633: die „solidarité internationale des propriétaires" .. „a précipité la ruine de l'indépendence hellénique".

Besonders deutlich mußten die allgemeinen ungünstigen Wirkungen der sozialen Kämpfe des spätern Griechentums ihrem Geschichtschreiber werden, Pöhlmann, der anderseits auch die Ursachen dieser zerstörenden Klassenkämpfe eingehend untersucht hat; er findet sie vor allem in der kapitalistischen Entwicklung. Wir nennen hier nur einige für unsern Gegenstand bedeutsame Stellen und verweisen im übrigen auf Pöhlmanns Arbeiten selbst. Aus Altertum und Gegenwart (1895) S. 381 (v. J. 1884): die „verhängnisvollen sozialpolitischen Mächte, welche die antike Welt im gesamten Umkreis des Mittelmeeres ihrer auflösenden und zersetzenden Gewalt unterwarfen, Kapitalismus und Geldoligarchie, Pauperismus und Sklavenwirtschaft"; Gesch. d. antiken Kommunismus und Sozialismus II (1901) S. 200: „Mit der vollen Ausgestaltung der kapitalistischen Gesellschaft" gehe „die Zerstörung der sittlichen Grundlagen des sozialen Lebens Hand in Hand" [vgl. vorher S. 186 f. über die zunehmende Differenzierung im 4. bis 2. Jahrhundert v. Chr.]; S. 436: durch „die furchtbare Entartung des Parteikampfes" wurde „das Volksleben vergiftet, das Volksgemüt verwüstet"; S. 293: „dem seit dem Zeitalter des peloponnesischen Krieges in zahllosen Revolutionen sich erschöpfenden Hellas"; vgl. noch S. 417, 429, 431.

Digitized by Google

Dazu Allgemeiner Teil S. 86/87.

Siebenundfünfzigstes Kapitel.

Neuere Nachweise zu den Anschauungen von den allgemeinen geschichtlichen Wirkungen des Griechentums.

1. Des Griechentums im allgemeinen.

Wir geben hier nur wenige ausgewählte Nachweise, da — wie S. 86 ausgeführt wurde — diese Anschauungen an sich nicht mehr zu unserm Gegenstand gehören.

Zunächst seien einige Äußerungen genannt, in denen die Griechen allgemein als Schöpfer höherer Kultur erscheinen (für Weiteres vgl. man die früheren Kapitel an sehr vielen Stellen; wir nennen nur ganz beispielsweise S. 235, 287 f., 322 f., 360 f.). — H. S. Maine: „Except the blind forces of Nature, nothing moves in this world which is not Greek in its origin" (wir entnehmen das Wort Th. Gomperz' „Griechischen Denkern", wo es als Motto verwendet ist; die Quelle daselbst S. 415: „The Rede-Lecture of May 22, 1875, S. 38"). — Renan, Souvenirs d'enfance et de jeunesse (Paris 1883) S. 60 („Prière sur l'acropole"): „Je savais bien .. que la Grèce avait créé la science, l'art, la philosophie, la civilisation." — L. v. Sybel, Gedanken eines Vaters zur Gymnasialsache (1903) S. 32: „der Menschheit" sei „die ästhetische und wissenschaftliche Kultur von den Griechen geschenkt" worden.

Im Grunde dasselbe ist gemeint, doch wird es nach einer besonderen Richtung betrachtet, wenn man vom Griechentum — oder der griechisch-römischen Antike — als der Grundlage der modernen Kultur spricht. — K. Breysig, Kulturgesch. d. Neuzeit II 1 (1901) S. 325: „Wenn heute ein weiser Orientale, d. h. ein für seinen Teil von griechischem Wesen noch nicht Berührter und Beeinflußter nach Europa käme und von jedem unserer Kulturgüter einen Wissenden, Wahrhaftigen fragte, woher es letzter Hand stamme, wie unendlich oft müßte die Antwort lauten: von den Hellenen." — J. Wellhausen, Israelitische und jüdische Geschichte[4] (1901) S. 233$_2$: „Die Griechen sind Griechen und keine bloßen Indoeuropäer; es ist sehr ungerecht, das, was wir von den Griechen bekommen haben, die Kunst, die Wissenschaft, die Humanität, dem indoeuropäischen insgemein gut zu schreiben." — Wilamowitz, bei Lexis, Die Reform des höheren Schulwesens in Preußen (1902) S. 171: „das geschichtliche Griechentum ist die Grundlage unserer Kultur auf allen Gebieten"; vgl. auch S. 175; derselbe, Das Griechentum als lebendige Kraft (1909) S. 4: „die Bedeutung und den Wert des Griechentums als Grundlage der Weltkultur"; S. 5: „das Hellentum ist nun einmal die Grundlage der Kultur geworden, aller einzelnen Kulturen, die erwachsen sind seit den Tagen, da Aeneas an der Tibermündung landete". Ferner in den „Verhandlungen über Fragen des höheren Unterrichts" (1902) S. 207: „eine anderthalbtausendjährige Periode der Weltkultur ... die Grundlage ... der unsern; S. 209: die Griechen seien „die gemeinsamen Vorfahren aller modernen zivilisierten Völker"; vgl. noch S. 91 und 115. — Ad. Harnack (das. S. 80): „des Altertums, welches den Ursprung unserer Kultur bildet". — Th. Zielinski, Die Antike und wir (deutsche Ausgabe 1905) S. 11: „die Antike ist

Digitized by Google

uns jetzt doppelt teuer als die Wiege ausnahmslos aller der Ideen, von denen wir bis auf den heutigen Tag zehren"; S. 17: die „alte Welt" sei „mit unserer heutigen durch tausend, größtenteils unbewußte Fäden verknüpft"; S. 67: „Das, was die Völker Europas einheitlich verbindet .... das ist ihre gemeinsame Abstammung von der Antike." — P. Wendland, Universität und Schule (1907) S. 20: „Unser Verhältnis zur Antike ist ein anderes [als es „der Glaube an die Antike als autoritativ bindende Macht" bedinge], aber im Grunde engeres und festeres geworden; denn es gründet sich auf den geschichtlichen Nachweis der unendlichen Fülle von direkten Beziehungen und Entwickelungslinien, die vom Altertum zur modernen Welt führen." — O. Immisch, Wie studiert man klassische Philologie (1909) S. 94: „der tatsächliche Gang der europäischen Geschichte hat es mit sich gebracht, daß die antike die Grundlage unserer heutigen Kultur geworden ist".

2. Des Hellenismus.

Von einzelnen Epochen des antiken Griechentums ist es namentlich die hellenistische, deren geschichtliche Nachwirkung besonders neuerdings sehr stark betont und weiterhin auch für ihre Wertung dementsprechend eingeschätzt wird. Wir nennen z. B. Ed. Meyer, Gesch. d. Altert. II (1893) S. 28: „die ungeheure Wirkung, welche diese Epochen [Hellenismus und Kaiserzeit] auf alle Folgezeit ausgeübt haben und noch üben." — Wilamowitz, in den Verhandlungen über Fragen des höheren Unterrichts (1902) S. 90: die Zeiten vor Alexander müssen „zurückstehen ... gegenüber denen, die weltgeschichtliche Bedeutung haben". — Kärst, Gesch. d. hellenist. Zeitalters I (1901) S. III/IV: Droysen habe „die große Bedeutung dieser Zeit für die allgemeine geschichtliche Kulturentwickelung" erkannt; II 1 (1909) S. VI: „Die universalgeschichtliche Betrachtung zeigt uns ..., wie die Wurzeln unseres eigenen geschichtlichen Lebens zu einem nicht unwesentlichen Teile in jener Periode liegen." — Wendland, Universität und Schule (1907) S. 20: „der Hellenismus, die Zeit der die Mittelmeerländer umfassenden griechischen Weltkultur, die zugleich Grundlage und Wurzel, das einigende Band aller modernen Kultur ist", und namentlich: „Die hellenistisch-römische Kultur" (1907) S. 2f. — K. J. Neumann, in Ullsteins Weltgeschichte I (1909) S. 331: Es trete „immer deutlicher zutage, daß die Grundlage unserer eigenen Kultur nicht das reine Hellentum, sondern der Hellenismus ist". — (Man vergleiche übrigens auch schon W. Mitford, The history of Greece [1784 bis 1794; zit. nach der 3. post. ed. Lond. 1838] VII S. 199, der die Zeit nach Alexander eine „era" nennt, „when, in altered circumstances, conquest in a manner extended Greece over the civilized world, making such impression on human affairs that important consequences, which may be reckoned altogether highly beneficial, have affected late posterity".)

Digitized by Google

Autorenregister.

A.

H. Abert 127. 180.
Th. Achelis 332.
Adelung 326.
G. Adler 108. 148. 340. 428.
H. Abrens 93. 196. 237. 248. 386. 442.
C. Alberti 124. 133.
Fr. Aly 369. 395.
A. W. Ambros 118. 153. 222. 224. 249. 257.
O. Ammon 133. 438.
J. Anderson u. Spiers 108. 156. 216.
R. Andree 175.
D'Annunzio 109. 357.
Lionardo Aretino 235.
Aristoteles 113. 367. 403.
H. v. Arnim 188. 380.
M. Arnold 135. 205.
W. Aßmann 325.
Athenian letters 125. 236. 275. 420.
d'Azambuja 180. 410. 460.

B.

Fr. v. Baader 138.
F. Bacon 166. 220.
W. Bagehot 321. 340.
H. Bahr 128. 199.
C. Barbagallo 451. 456. 460.
A. Bartels 199. 256. 438.
P. Barth 178. 276. 333. 344. 434. 437.
J. J. Barthélemy 125. 166. 360. 393. 420. 423.
Ad. Bauer 97. 108. 269. 289. 300. 375. 410. 414.
F. Baumgarten 365.
Alex. Baumgartner 112. 116. 120. 127. 139. 155. 198. 233. 253. 384. 394. 428. 444.
Baumstark 144.
J. Beattie 367.
W. A. Becker 93. 134. 157. 173. 264.
Beißel 233.
J. Beloch 12. 88. 100. 112. 143. 154. 164. 165. 169. 171. 174. 178. 180. 211. 263. 269. 275. 283. 289. 296. 307. 366. 373. 374. 390. 393. 395. 397. 401. 410. 439. 450. 456. 459. 460.
G. v. Below 100. 309. 335.
F. Bender 107. 115. 220. 240. 253. 305. 328. 330. 402. 408.
O. Benndorf 223. 381.
V. Bérard 324.
H. Berger 107. 296.
Th. Bergk 91. 100. 108. 112. 115. 119. 127. 130. 131. 146. 148. 151. 157. 163. 164. 169. 171. 172. 173. 174. 185. 197. 205. 206. 222. 228. 237. 240. 243. 245. 255. 257. 267. 268. 279. 293. 294. 304. 328. 336. 364. 407.
Berguer 350.
H. Berlepsch-Valendàs 252.
G. Bernhardy 91. 102. 108. 129. 168. 172. 193. 406. 412. 453.
E. Bernheim 89. 92. 350. 352. 353.
Fr. Berolzheimer 252.
M. Berthelot 289.
L. Bertrand (La Grèce du soleil et des paysages) 94. 125. 261. 293. 318. 322.
L. Bertrand (La fin du classicisme etc.) 360.
E. Bethe 95. 100. 102. 105. 124. 159. 207. 242. 280. 338. 342. 366. 398. 425.
Bethge 120.
G. Biedenkapp 183.
A. Biese 144. 209. 219. 282. 327. 341. 395.
Th. Birt 127. 219. 264.
Fr. Blaß 160. 174.
L. Bloch 166. 309. 410.
H. Blümner 203. 245.
A. Böckh 88. 90. 91. 107. 129. 136. 138. 139. 162. 164. 168. 171. 172. 192. 216. 218. 222. 226. 236. 245. 258. 259. 264. 267. 278. 283. 288. 290. 299. 310. 311. 314. 342. 363. 369. 376. 381. 389. 392. 398. 399. 411. 427. 451. 452.
A. Böcklin 366.
Bodin 101. 181.
Boileau 215. 368.
W. Bölsche 270. 277.
A. Bonus 224. 386.
F. Bork 420.
W. Bousset 293.

Digitized by Google

Ch. A. Brandis 108. 306. 347.
M. Bréal 287.
K. Breysig 89. 102. 106. 117. 127. 132. 136. 147. 148. 270. 276. 280. 293. 302. 307. 337. 344. 351. 396. 410. 424. 434. 437. 452. 462.
H. Brunn 160. 203. 244. 250. 300. 305.
G. Brunner 252.
J. Bruns 198. 291. 382.
K. Bücher 13. 94. 430.
B. Büchsenschütz 164.
Buckle 285. 321.
H. Bulle 157. 203. 305.
J. Burckhardt 37. 62. 92. 93. 101. 105. 107. 111. 122. 138. 139. 142. 145. 147. 150. 154. 160. 161. 163. 174. 211. 213. 248. 255. 260. 263. 269. 275. 279. 283. 288. 294. 305. 306. 308. 318. 359. 366. 371. 372. 388. 389. 391. 392. 394. 429. 434. 449. 450. 451.
Burette 365.
R. Bürkner 252.
C. Bursian 364. 407. 411.
J. B. Bury 99. 112. 155. 169. 185. 259. 270. 286. 300. 410. 414. 417. 430.
W. Busesskul 339. 345.
G. Busolt 211.
S. H. Butcher 100. 112. 116. 143. 151. 155. 188. 199. 202. 205. 207. 209. 234. 244. 258. 270. 276. 281. 282. 286. 305. 319. 322. 324. 328. 446.

C.

A. Caccianiga 252.
W. Capelle 376.
M. Carrière 122. 130. 154. 161. 187. 197. 202. 222. 245. 250. 257. 304. 327. 328. 411.
Cassirer 209.
Fr. Cauer 243.
P. Cauer 97. 202. 230. 242. 310. 317. 329.
Caylus 227.
H. St. Chamberlain 102. 106. 107. 108. 110. 115. 124. 130. 145. 146. 147. 150. 155. 159. 163. 165. 166. 183. 185. 225. 251. 253. 270. 280. 330. 357. 390. 392. 418. 434. 438. 442.
Chantepie de la Saussaye 98. 127. 198. 251. 270. 275. 286. 290. 301. 349. 439.
F. R. Chateaubriand 173.
A. Chénier 94. 134. 204. 243. 304. 368.
V. Cherbuliez 122. 148. 245. 248.
Chézy 378.
W. Christ 174. 243. 328. 369. 396. 454.
Cicero 162. 235. 383.
E. Cocchia 324.
L. Coellen 331.
E. Cohn 116.
M. Collignon 240. 342. 376.
Chr. Collin 120.
A. Comte 187. 260. 284. 288. 296. 314. 315. 333. 389. 392.
Condorcet 149. 275. 288.
A. Conze 240.
Cousin 173.
Fr. Creuzer 90. 118. 238. 311. 369. 398.
A. Croiset 182. 171. 395. 455.
M. Croiset 108. 123. 127. 135. 148. 171. 187. 237. 305. 329.
J. L. Cuno 426.
E. Curtius 90. 110. 118. 123. 127. 132. 142. 146. 151. 158. 163. 164. 166. 167. 169. 171. 173. 177. 180. 187. 195. 211. 212. 243. 245. 249. 260. 268. 283. 288. 291. 293. 297. 300. 311. 327. 329. 347. 364. 370. 373. 398. 404. 407. 420. 429. 448. 451.

D.

F. C. Dahlmann 228.
Dalla Vedova s. Vedova.
Danzel 368.
Ad. Deißmann 176. 283.
H. Delbrück 355.
Delphicus s. zu Dohna.
Descartes 378.
Diderot 106. 235. 356. 360.
H. Diels 309.
A. Dieterich 307.
K. Dieterich 89. 199. 440.
W. Dilthey 102. 103. 336. 350.
zu Dohna (Delphicus) 120.
Döllinger 110. 126. 136. 139. 146. 163. 275. 283. 292. 391. 393. 434. 460.
A. v. Domaszewski 178. 440.
J. Donaldson 156.
Dondorff 400. 408. 410. 411. 418. 424.
A. Döring 244. 276. 294. 300. 339.
L. Doublier 325.
J. W. Draper 291. 410.
E. Drerup 245. 252. 366. 435.
A. Dresdner 256.
A. Drews 130. 226.
H. Driesmans 417. 421. 439.
J. G. Droysen 100. 217. 224. 275. 279. 299. 341. 399. 410. 423. 463.
W. Drumann 164. 299. 390. 435. 453.
Dubois-Reymond 149. 166. 225. 250. 442. 446. 458.
Fr. v. Duhn 107. 242. 341.
E. Dühring 151. 158.
Du Mesnil s. Mesnil.
F. Dümmler 107. 262. 314. 389. 424.
Dumont 300.
M. Duncker 114. 146. 147. 172. 245. 257. 275. 292. 297. 404. 406. 411.
J. Durm 262. 371. 415.

Digitized by Google

V. Duruy 154. 165. 208. 250. 275. 277. 289. 300. 321. 366. 373. 386. 391. 401. 402. 408. 410. 413. 414. 424. 445. 452.

E.

R. Eisler 244. 290. 350.
A. Eleutheropulos 163. 167.
R. W. Emerson 321.
Ed. Engel 211.
Ephrem 287.
„Epinomis" (pseudoplat.) 245.
R. Eucken 95. 100. 110. 143. 146. 188. 200. 206. 223. 224. 239. 244. 254. 263. 270. 294. 298. 299. 303. 345. 357. 374. 396 399. 419.
Fr. Eulenburg 352. 353.

F.

E. Faguet 305. 331. 381.
K. Federn 105. 137.
L. Felix 107. 283.
Fr. M. Fels 145. 313.
Fénelon 94. 353.
A. Ferguson 103. 174. 283. 332. 335. 385. 422. 437.
G. Ferrero 456.
A. Feuerbach 248.
J. G. Fichte 90.
G. Finlay 206.
J. Finot 103. 104.
H. Fischer 185.
Th. Fischer 403.
O. Fleischer 255.
Fontenelle 175. 180. 225. 227. 385.
B. Förster 147. 157.
R. Fornaciari 141.
A. Fouillée 102. 108. 116. 143. 149. 166. 238. 254. 281. 289. 402. 414. 417. 450. 461.
W. W. Fowler 430.
E. A. Freeman 341. 391.
A. Frey 366.
C. Friederichs 249.
L. Friedländer 92. 105. 136. 154. 157. 160. 228. 243. 245. 264. 279. 304. 318. 407. 410. 434.
G. Friedrich 364.
K. Fries 420.
M. Frischeisen-Köhler 353.
R. Fritzsche 105. 253. 254. 281. 295. 324. 439.
L. Fulda 223.
A. Furtwängler 110. 124. 160. 204. 264. 277. 282. 300. 371. 418.
Fustel de Coulanges 104. 283. 292. 318. 351. 429. 445.

G.

Galiani 370.
E. A. Gardner 301.
P. Gardner 146. 149. 160. 186. 203. 231. 287.
J. Ch. Gatterer 287. 361.
Gédoyn 204. 225. 241. 384.
J. Geffcken 137. 149. 289. 289. 294. 303. 383. 397. 419.
H. Gelzer 133.
Georgios Monachos 420.
G. G. Gervinus 258.
O. Gierke 302.
A. Giesecke 231.
J. Gillies 113. 121. 361. 370. 373. 387. 409. 437.
J. Girard 112. 127. 135. 155.
G. Glotz 242. 302.
Gobineau 183. 415. 416. 417. 438.
Goethe 97. 98. 107. 108. 111. 122. 131. 138. 145. 146. 157. 185. 186. 216. 218. 228. 242. 247. 296. 304. 353. 356. 361. 369. 381. 387.
J. Goldfriedrich 100. 102. 326.
Ol. Goldsmith 148. 162. 395. 423.
B. Goltz 129. 196.
H. Gomperz 93. 104. 127. 133. 145. 147. 160. 181. 356.
Th. Gomperz 105. 119. 123. 127. 133. 144. 145. 150. 155. 164. 173. 198. 272. 276. 289. 299. 302. 401. 402. 408. 412. 418. 424. 430. 440. 462.
J. Ch. Gottsched 368.
W. Götz 148. 401.
Fr. Grillparzer 363. 381.
J. Grimm 243.
E. Große 348.
G. Grote 105. 109. 111. 112. 126. 146. 165. 169. 170. 173. 180. 210. 212. 262. 285. 294. 296. 298. 321. 327. 333. 387. 406. 410. 415. 427. 429. 452. 454.
A. Grotenfelt 352. 353.
O. Gruppe 141. 143. 246. 253. 276. 293. 301. 312. 349. 440. 446. 450. 461.
P. Guiraud 290. 461.
L. Gumplowicz 104. 164. 331.
Fr. Gundelfinger 231.
Guys 146. 152. 162. 355. 370. 411. 427. 453.

H.

M. Hainisch 108.
Hamann 356.
G. Hanotaux 366.
W. R. Hardie 319.
Ad. Harnack 89. 202. 216. 230. 280. 281. 294. 312. 377. 431. 445. 447. 462.
O. Harnack 155.
H. Hart 157.
J. Hart 107. 120. 136. 157. 158. 252.

Digitized by Google

E. v. Hartmann 161. 198. 250. 258.
L. M. Hartmann 309. 310. 345.
G. Hauptmann 215. 405.
M. Hauriou 337.
R. Haym 146.
F. Hebbel 248.
A. H. L. Heeren 90. 99. 101. 192. 245. 248. 266. 275. 297. 300. 391. 392. 402. 406.
F. W. Hegel 21. 118. 191. 209. 222. 245. 248. 253. 266. 278. 316. 370. 406. 415. 443.
V. Hehn 237. 308. 392. 458.
H. Heine 131. 134. 136. 178.
W. Heinse 428.
E. Heitz 460.
F. v. Hellwald 107. 154. 163. 225. 245. 250. 275. 291. 369. 390. 392. 434. 441.
F. Hemsterhuis 422.
T. Hemsterhusius 148. 151.
J. G. Herder 21. 96. 100. 104. 113. 121. 131. 134. 137. 148. 151. 152. 167. 189. 211. 215. 221. 228. 236. 240. 243. 245. 246. 254. 262. 265. 284. 288. 290. 296. 304. 306. 307. 310. 320. 325. 332. 338. 346. 350. 353. 361. 368. 385. 387. 401. 423. 426. 432. 433. 435. 442. 453.
G. Hermann 259. 341. 381.
K. F. Hermann 90. 101. 163. 171. 172. 194. 222. 245. 404. 414. 454.
Herodot 212. 265. 284. 403. 405.
Herrmann 223.
Fr. Hertz 184. 276. 402. 422.
G. Fr. Hertzberg 118. 126. 146. 162. 163. 169. 173. 279. 376. 410. 459.
Hettinger 233.
Chr. G. Heyne 101. 299. 301. 332. 333. 420. 426.
R. Hildebrand 98. 307.
Hilty 426.
Hintze 335.
Hippokrates 320.
A. Hirsch 252.
G. Hirschfeld 223.
A. Hirt 98. 156. 347.
H. Hirt 184. 417.
Histoire de l'Académie royale des inscr. et belles lettres 234.
H. F. Hitzig 309.
M. Hoernes 147.
E. Th. A. Hoffmann 129.
F. Hoffmann 404.
K. Hoffmeister 410.
H. v. Hofmannsthal 136.
Fr. Hölderlin 133. 292. 357. 403.
Ad. Holm 107. 123. 151. 154. 158. 171. 174. 213. 232. 262. 269. 280. 299. 301. 373. 376. 398. 425. 452.
J. J. Honegger 256.
Horaz 358.
A. Horneffer 92. 109. 130. 155. 159. 202. 305. 339.
E. Horneffer 92. 132. 215. 223. 270. 281. 309. 322. 435.
E. Houzé 184.
F. Hueppe 438.
A. v. Humboldt 193. 218. 223.
W. v. Humboldt 90. 98. 100. 102. 107. 113. 117. 122. 125. 128. 134. 146. 153. 166. 177. 186. 189. 204. 206. 207. 216. 218. 220. 236. 258. 278. 314. 362. 399. 400. 453.
Hume 101. 103. 180. 385. 405. 422. 428. 435.
T. H. Huxley 245.

J.

Jacobi 296.
Fr. Jacobs 100. 114. 118. 122. 126. 134. 136. 147. 153. 161. 162. 191. 201. 218. 222. 228. 245. 247. 252. 259. 292. 303. 304. 327. 346. 363. 373. 423. 428. 432. 433. 435. 453.
O. Jäger 145. 322. 370.
Jaucourt 277. 361.
R. C. Jebb 100. 112. 120. 141. 151. 154. 206. 244. 270. 276. 285. 386. 396. 401. 402. 413.
G. Jellinek 283. 308.
J. V. Jensen 270.
C. Jentsch 115. 143. 156. 230. 238. 289. 310. 323. 389. 390. 424.
R. v. Jhering 402.
K. L. Immermann 193.
O. Immisch 201. 271. 352. 354. 359. 360. 365. 366. 379. 463.
K. Joël 120. 130. 144. 150. 161. 281. 286. 290. 295. 312. 319. 340. 347.
J. A. St. John 101. 103. 105. 110. 111. 132. 139. 156. 160. 172. 173. 205. 248. 285. 365. 390. 412. 427. 454.
J. Iselin 349. 361. 387.
Isokrates 284.
C. Justi 159. 198. 205. 227. 230. 305. 356. 381. 384. 415.
Juvenal 167.

K.

O. Kämmel 425.
J. Kärst 99. 100. 124. 200. 207. 211. 212. 239. 253. 256. 271. 281. 285. 287. 291. 298. 304. 310. 342. 344. 345. 374. 397. 430. 431. 443. 448. 455. 463.
O. Kern 97. 260. 379.
H. Kessler 200.
B. Kidd 422.
W. Kirchbach 317.
A. Kisa 169.
J. L. Klein 255. 268.
W. Klein 160. 174. 204. 342. 349. 377. 397. 445. 457.

Digitized by Google

G. Klemm 110. 148. 151. 153. 163. 171. 178. 301. 389. 402.
Klotz 152.
H. Köchly 327.
Fr. Koepp 305.
G. Fr. Kolb 108. 321. 366. 392. 404. 424. 454.
E. Kornemann 300. 430.
Fr. Kortüm 168. 173. 268. 299. 394. 428. 454.
K. Köstlin 110. 142. 165. 167. 213. 251. 262. 269. 442.
Krause 326.
W. Kroll 276.
J. Kromayer 377.
K. Krumbacher 89. 97. 98. 200. 328. 440.
F. A. Krummacher 118. 129. 161. 247.
F. Kugler 172. 202.
E. Kuhn 430.

L.

Lafitau 332.
La Harpe 360.
K. Lamprecht 52. 98. 102. 308. 314. 334. 338.
D. Lampsas 252. 412.
H. Landsberg 252.
F. A. Lange 149. 150. 209. 435.
J. Lange 100. 135. 237.
G. Lanson 134. 176. 215. 353. 359. 368. 384.
Lapouge 183. 372. 394. 438. 450. 461.
G. Larroumet 172. 203. 287.
E. v. Lasaulx 114. 138. 147. 165. 173. 222. 233. 248. 267. 317. 326. 327. 383. 413. 434.
K. Laßwitz 386.
H. Lechat 169. 172.
Leconte de Lisle 94.
A. Lehmann 298.
E. Lehmann 120
K. Lehrs 187. 433.
Lenschau 89.
Fr. Leo 207. 244.
H. Leo 131. 134. 192. 232. 278. 335. 406. 443.
G. E. Lessing 98. 101. 156. 201. 253. 307. 356. 367. 368.
Ch. Lévêque 285.
Lewes 150.
W. Lexis 150. 182. 290. 365. 371.
Libanios 235.
Limburg Brouwer 112. 114. 117. 126. 134. 142. 150. 151. 153. 164. 165. 172. 173. 211. 228. 236. 255. 275. 327. 404. 406. 427. 441. 454.
Th. Lindner 108. 107. 135. 281. 335.
Lipsius s. Schömann
Littrow 150.
J. W. Loebell 91. 145. 162. 193. 268. 279. 298. 393. 404. 406. 413.
A. Lombard 221.
„Longinos" 428. 455.
H. Lotze 222. 249. 285 288. 443.
Lübke-Semrau 200. 203. 252. 257. 299. 365. 409.
E. Lucka 252.
H. Ludwig 116.

M.

Abbé de Mably 162. 265.
Maeterlinck 371.
J. P. Mahaffy 127. 136. 160. 163. 164. 165. 176. 198. 233. 263. 285. 298. 316. 384. 392. 434. 456.
J. Mähly 115. 130. 154. 206. 223. 243. 369.
H. Maier 350.
H. S. Maine 299. 462.
Marbach 99.
Marmontel 360.
M. Marquard 139.
Alfr. Marshall 127. 405. 414. 458.
C. Martha 142. 148. 292. 327.
G. de Maupassant 264.
E. v. Mayer 365.
Fr. Meineke 389.
A. Meitzen 325.
H. Meltzer 301. 417.
K. Mendelsohn-Bartholdy 135. 163. 263. 279. 407.
A. Menger 386.
du Mesnil-Marigny 96. 145. 299. 323. 401. 414.
Ed. Meyer 12. 13. 88. 94. 99. 100. 102. 103. 104. 144. 150. 169. 174. 210. 253. 264. 271. 276. 277. 282. 286. 289. 292. 297. 301. 308. 334. 335. 336. 345. 349. 353. 359. 373. 379. 395. 397. 401. 402. 408. 421. 424. 430. 442. 447. 448. 452. 459. 463.
Fr. Meyer 130.
R. Meyer 421.
R. M. Meyer 98. 369.
Michaelis s. Springer.
Michalsky 293.
G. Misch 89. 99. 116 161. 185. 271. 282. 294. 322. 365. 377. 399. 446.
L. M. Mitchell 145. 291. 402. 404. 407. 411.
W. Mitford 99. 109. 139. 146. 167. 211. 212. 263. 361. 388. 389. 391. 392. 402. 410. 414. 422. 444. 463.
Moeller van den Bruck 200.
A. Möhler 255.
Moleschott 289.
Th. Mommsen 250. 268. 291. 357. 395. 423. 434. 437.

Digitized by Google

Fr. Mone 168. 172. 326. 420.
M. Montaigne 215.
L. H. Morgan 174. 175. 348.
A. Mosso 182. 253. 264. 289. 305.
H. Motz 115. 206.
M. Much 402. 414. 438
Chr. Muff 108. 202. 216.
Ad. Müller 109. 155. 252.
E. Müller 103. 104. 137. 175. 180. 307. 401. 403. 460.
Iwan Müller 198. 230. 237.
Max Müller 184.
K. O. Müller 90. 101. 105. 143. 147. 164. 167. 168. 170. 172. 173. 192. 294. 297. 327. 406. 433.
H. Münsterberg 352. 353.
W. Mure 202. 205. 206. 243. 415.
R. Muther 131.

N.

P. Natorp 208. 223. 311.
B. v. Nell 119. 151. 251. 442.
P. Nerrlich 354. 371. 383.
W. Nestle 115. 281. 333. 344.
M. Neuburger 107. 252. 254. 271. 276. 401.
C. Neumann 98. 147. 217. 242. 251. 289. 294.
K. J. Neumann 100. 201. 300. 342. 376. 428. 437. 463.
Neumann-Partsch 130. 154. 250. 400. 401. 404. 405. 408. 452.
R. Nicolai 197. 205. 257. 389. 392.
B. G. Niebuhr 99. 103. 162. 266. 323. 327. 389. 415.
B. Niese 291.
Fr. Nietzsche 37. 62. 92. 105. 106. 109. 111. 120. 122. 124. 127. 133. 140. 143. 145. 148. 151. 157. 161. 165. 166. 167. 180. 188. 197. 208. 213. 216. 218. 219. 222. 224. 229. 233. 238. 245. 249. 255. 264. 272. 283. 295. 296. 302. 303. 304. 311. 318. 323. 327. 340. 342. 351. 356. 372. 373. 378. 394. 397. 399. 418. 423. 429. 440. 449.
Inazo Nitobe 124.
K. W. Nitzsch 317. 336.
H. Nohl 281. 286. 296.
Ed. Norden 102. 105. 136. 142. 158. 212. 234. 237. 271. 305. 358.
V. Norström 137. 261.
Novalis 134. 177. 216. 222. 348.

O.

Oeser 227.
W. v. Oettingen 146. 390. 455.
H. Oldenberg 110. 146. 286. 307.
A. Oncken 338.
W. Oncken 101. 107. 170. 173. 196. 207. 238. 389.
W. Ostwald 165. 176. 290.
W. Otto 89. 290. 375. 397. 435. 439. 452. 456.
J. Overbeck 230. 298. 305. 371. 374. 396. 457.

P.

Partsch s. Neumann.
J. Partsch 309.
B. Pascal 220. 359.
W. Pastor 124. 184.
W. Pater 108. 121. 124. 127. 137. 166. 168. 173. 280. 299. 301. 319. 414.
M. Patin 147. 243. 255.
Jean Paul 121. 128. 136. 221. 247. 255. 258. 403.
Fr. Paulsen 243. 381.
Paulus (Apostel) 284.
de Pauw 109. 125. 137. 361. 445. 450. 461.
K. Penka 182.
Ch. Perrault 220. 384.
G. Perrot 96. 115. 123. 147. 289. 297. 299 303. 306. 347. 370. 401. 402. 408. 412. 413. 430.
O. Peschel 410. 415.
H. Peter 223. 231. 283.
Ch. Petersen 196. 253. 279.
O. Pfleiderer 112. 136. 146. 149. 252. 253.
A. Philippson 403. 405. 409. 412. 414. 415. 421. 459.
A. v. Platen 118. 248.
Plato 111. 151. 211. 220. 245. 262.
Plinius d. J. 235.
Plutarch 265.
R. Pöhlmann. 96. 107. 110. 127. 148. 149. 155. 180. 199. 208. 210. 211. 212. 252. 271. 276. 280. 282. 283. 296. 300. 304. 307. 312. 317. 339. 341. 344. 345. 387. 389. 407. 410. 430. 440. 447. 457. 458. 459. 461.
Fr. Poland 164. 293. 365.
A. H. Post 102.
Ed. Pottier 155. 300. 341.
E. Prato 293.
H. Prinz 330.
H. Pudor 199.

R.

Fr. Rabelais 215.
Racine 176.
Fr. Ratzel 184. 348. 404. 410. 415.
Fr. v. Raumer 147. 173. 247. 392. 393. 406. 410. 433.
O. Rayet 173. 300.
S. Reinach 272. 286. 344. 375. 377.

Digitized by Google

Th. Reinach 252. 457.
G. Reinhardt 384.
E. Reinhart 417.
R. Reitzenstein 152. 285.
E. Renan 104. 132. 135. 163. 250. 293. 462.
O. Ribbeck 88. 154. 426.
Ra. Richter 244. 292. 350.
F. v. Richthofen 415.
H. Rickert 351. 352. 353.
A. Riegl 220. 377. 431.
A. Riehl 155. 223. 254. 289.
H. Riemann 255.
K. Riezler 262. 430.
Rigault 384.
Ritter 99.
Robertson 385.
K. Rodbertus 13. 93.
E. Rohde 92. 107. 124. 133. 137. 141. 148. 157. 158. 159. 197. 206. 207. 209. 213. 214. 219. 244. 245. 250. 275. 282. 291. 293. 295. 300. 303. 318. 319. 371. 380. 434. 435.
P. Ronsard 359.
B. W. Roscher 307. 326. 333. 336. 338.
A. Rosenberg 258. 262.
Rosenberger 448.
A. Rößler 223.
E. M. Röth 420.
G. Röthe 200. 309.
J. J. Rousseau 234.
Fr. Rückert 109. 223. 237.
J. Ruskin 160. 165. 186. 237. 370. 442.

S.

Saint-Evremond 384.
R. Saitschik 130. 231.
P. Sakolowski 155. 161. 342.
R. Salinger 140.
B. Sauer 342.
M. Sauerlandt 97. 165. 217. 278. 329. 399.
R. v. Scala 173. 408. 412.
K. Scheffler 199.
Fr. Scheichl 107. 108. 120. 156. 165. 276.
M. Scheler 254. 289.
H. Schell 446.
F. W. Schelling 138. 207. 215. 275. 287. 295. 363.
W. Scherer 100.
J. Scherr 132. 196. 205. 237. 239. 249. 253. 404. 407. 413.
F. Schiller 108. 114. 117. 133. 136. 139. 156. 190. 204. 217. 221. 223. 225. 228. 239. 246 253. 284. 286. 296. 320. 368. 384. 393. 436.
Herm. Schiller 251. 348. 408.
A. W. Schlegel 128. 153. 191. 201. 232. 247. 258. 378. 380. 394.
F. Schlegel 107. 118. 126. 128. 134. 146. 148. 172. 173. 177. 186. 190. 202. 204. 207. 220. 241. 244. 247. 255. 256. 266. 288. 290. 294. 297. 308. 311. 316. 317. 318. 327. 328. 332. 340. 365. 368. 373. 380. 392. 393. 395. 401. 405. 435. 441. 447. 453.
F. C. Schlosser 90. 147. 290. 414. 441.
A. L. Schlözer 386.
C. Schmidt 161. 233. 442. 444.
F. J. Schmidt 200. 281. 323.
L. Schmidt 119. 145. 163. 187. 202. 213. 340.
M. C. P. Schmidt 299.
Eugen Heinr. Schmitt 130. 292.
O. A. H. Schmitz 179.
G. Schmoller 461.
M. Schneidewin 162. 177. 239.
v. Schöffer 387.
M. S. Fr. Schöll 206. 242. 291. 369. 397.
Rud. Schöll 410.
Schömann 169. 172.
Schömann-Lipsius 164.
Schönaich-Carolath 444.
A. Schopenhauer 37. 107. 142. 144. 153. 175. 216. 220. 240. 364.
A. Schultz 330.
H. Schurtz 115. 156. 273. 399.
O. Schütz 287.
J. Schvarcz 174. 390.
E. Schwalbe 448.
E. Schwartz 97. 99. 100. 137. 174. 260. 264. 319. 357. 396. 397. 446. 448. 457.
O. Seeck 127. 278. 294. 355. 450. 460.
K. Seeliger 317.
E. Seillière 308.
G. Semper 420.
Semrau s. Lübke.
G. Simmel 199.
K. Sittl 171. 198. 277.
C. Snyder 273. 290. 296.
W. Sombart 353.
F. Sommer 184.
W. Spemann 300.
W. Spiegelberg 277.
Fr. Spiro 255.
Spiers s. Anderson.
Ed. Spranger 98. 102. 176. 226. 231. 335. 352.
A. H. Springer 97. 237.
Springer-Michaelis 119. 245. 305. 371. 400.
v. Staël 122. 134. 181. 226. 227. 328. 380.
F. Stähelin 419.
R. Stammler 103.
Temple Stanyan 360. 425.
W. Stärck 294.
K. B. Stark 107. 171. 213. 305. 435.
O. Stauf v. der March 124.
A. Stauffer 132. 245. 281. 319. 325. 443.

Digitized by Google

L. v. Stein 317.
Steinhausen 102.
S. R. Steinmetz 104. 105.
P. Stengel 185. 245. 275. 293.
A. Stern 107. 147. 230. 402.
A. Stifter 134. 153.
M. Stirner 232. 233.
Chr. Stolberg 153.
Fr. L. Stolberg 393.
K. Storck 131. 146.
M. Strack 453.
Kekule von Stradonitz 97. 382.
D. Fr. Strauß 228. 237. 444.
W. Strehl 424.
Fr. Struntz 150.
J. Strzygowski 330. 376. 441.
R. Stübe 273.
Fr. Studnitzka 245.
A. Sutherland 348.
L. v. Sybel 234. 277. 462.

T.

H. Taine 62. 98. 119. 123. 132. 135. 148. 149. 151. 154. 156. 180. 187. 222. 228. 257. 275. 288. 293. 400. 404. 411. 413. 429. 452.
H. O. Taylor 116. 119. 135. 147. 151. 159. 167. 188. 189. 211. 219. 232. 245. 251. 273. 276. 286. 377. 402.
W. G. Tennemann 146. 148. 174. 181. 245. 288. 423. 439. 441. 447.
Theodoret 419.
Fr. Thiersch 201.
Thirlwall 153. 159. 173.
H. Thode 185. 231.
A. Thomsen 137.
Tiele 107.
Tourreil 360. 420.
H. v. Treitschke 124. 421. 425. 461.
Trieber 169.
Troels-Lund 145. 155. 178. 413.
E. Tröltsch 352.

U.

Überweg 196.
H. Ulrici 88. 91. 129. 146. 192. 222. 232. 248. 267. 325.
L. v. Urlichs 92. 369.
H. Usener 306. 347. 366.

V.

A. Vannucci 162. 165. 364.
G. dalla Vedova 148. 288.
Vergil 358.
M. Verworn 349.
G. Vico 326. 330.
A. Vierkandt 208. 210. 273. 308. 309. 313. 343. 350. 352.
F. Th. Vischer 114. 118. 168. 187. 193. 203. 209. 216. 237. 245. 248. 258. 268. 299. 319. 404. 406. 411. 413. 433.
W. Vischer 195. 268. 423.
Th. Vogel 109. 119. 130. 132. 197. 230. 250. 305. 407.
Voigt 359.
Voltaire 125. 151. 152. 215. 221. 225. 227. 235. 265. 320. 322. 355. 360. 385. 415. 420.
K. Voßler 137. 161.

W.

C. Wachsmuth 89. 106. 165.
W. Wachsmuth 90. 110. 126. 153. 162. 167. 169. 171. 172. 173. 211. 248. 259. 327. 349. 398. 400. 410.
R. Wagner 365. 399. 436.
H. Wallon 422. 428. 460.
O. Walzel 114. 130. 226.
J. Waßmer 384.
E. Weber 222.
M. Weber 308. 350.
H. Weil 119. 150. 155.
F. Weingartner 108. 143.
O. Weißenfels 120. 231. 312.
Fr. G. Welcker 201. 243. 257. 267. 288. 347. 369.
J. Wellhausen 178. 419. 462.
M. Wellmann 380.
P. Wendland 95. 100. 143. 144. 159. 165. 200. 234. 243. 246. 282. 293. 294. 301. 342. 358. 359. 374. 376. 379. 383. 419. 425. 440. 447. 457. 463.
U. Wendt 422.
A. Wernicke 96.
P. Wernle 133. 149. 301.
J. Mc. N. Whistler 261.
U. v. Wilamowitz 62. 89. 94. 119. 124. 137. 144. 145. 150. 158. 170. 173. 175. 186. 201. 219. 230. 239. 240. 244. 256. 260. 262. 264. 273. 282. 289. 291. 294. 298. 300. 301. 305. 309. 317. 319. 329. 331. 341. 345. 357. 360. 365. 366. 367. 369. 373. 374. 375. 379. 382. 396. 397. 398. 416. 419. 421. 432. 437. 441. 445. 452. 455. 457. 458. 462. 463.
U. Wilcken 100. 246. 274. 376. 421. 439.
Wilczek 112. 145. 179. 251. 280. 376. 424.
L. Wilser 183. 185.
J. J. Winckelmann 96. 97. 98. 156. 198. 227. 245. 358. 370. 410. 415.
H. Winckler 323.
W. Windelband 100. 105. 280. 294. 311. 313. 351. 352. 353. 443.

Digitized by Google

W. Winternitz 184. 185.
A. Wirth 136. 274. 281.
K. Woermann 160. 203. 244. 251. 277. 371. 377.
F. A. Wolf 101. 125. 153. 186. 191. 224. 228. 241. 284. 288. 303. 346. 370. 380. 391. 392. 395. 423. 425. 427.
G. J. Wolf 131.
J. Wolf 355.
E. Wolff 164. 234.
H. Wölfflin 161.
Wolseley 393.
L. Woltmann 183.
M. Wundt 234.
W. Wundt 102. 274. 329. 345. 350.

X.

Xenophon 265.
A.-D. Xénopol 351. 352.

Y.

Yorck von Wartenburg 139. 316.

Z.

J. Zeitler 257.
Ed. Zeller 99. 112. 118. 153. 166. 194. 209. 248. 253. 268. 275. 291. 293. 423. 445. 451. 454.
L. Ziegler 219. 257. 435.
Th. Zielinski 95. 136. 238. 287. 290. 300. 319. 328. 462.
M. G. Zimmermann 105. 115. 159. 371.

Digitized by Google

Sachregister.

A.

Zum Griechentum.

Abgeschlossenheit der antiken Entwicklung, zeitliche 4. 88/89.
Aeolier 178.
Ästhetisches Interesse der Griechen in seiner Entwicklung 263/264.
Agon, der, als Element der griechischen Kultur 44/45. 212—215.
Aktiver Charakterzug der Griechen, s. unter Energie.
Aktive Völker, Zugehörigkeit der Griechen zu ihnen 40. 178.
Alexandrinisches Zeitalter s. Hellenismus.
Allgemein menschlicher Typus durch die Griechen vertreten 309/310. 310—313. 325—331.
Allseitigkeit der griechischen Begabung 34. 108/109; der griechischen Kultur 44. 96. 186—189; vgl. auch 49.
Altertum u. Mittelalter, ihre Abgrenzung 2—4; s. auch Antike.
Anschauung, griechische Fähigkeit der, 37. 145.
Antike, antikes Griechentum, Begriff u. zeitliche Abgrenzung 1—5. 7. 88/89.
Antike, Griechentum als typische antike Kultur 40. 50. 314.
Assimilationskraft, griechische 47. 245/246.
Aufklärung, griechische 48. 133; s. auch unter Intellektualismus und Rationalismus; unter Freiheitlich.
Aufrichtigkeit, griechischer Charakterzug 165.
Athen (Attika) 11. 68. 93. 252/253. 282. 287. 301/302.
Athener (Attiker), Charakter 20. 105. 171/172. 173/174.
Attische Literatur 124. 298.

Barock, griechisches 12. 23. 341/342.
Bedingungen, geschichtliche, des Griechentums 75—86. 398—461.
Befreiung s. Freiheit.
Begabung, griechische 33/34. 105—109; s. auch unter Volkscharakter.
Beobachtungsfähigkeit, griechische 37. 145.
Blüte des Griechentums, s. unter Werturteil.
Byzantinische Kultur, s. unter Antike; ferner 89. 98.

Charakterfehler der Griechen 38. 161—167. 307/308.
Christentum und Griechentum 3. 36. 45. 50. 69. 73/74. 83. 84. 95. 129 (vgl. überh. 128—133). 134. 136. 138/139. 142. 144. 151. 158/159. 162. 163. 194/195. 196. 199. 200. 209/210. 217. 224. 225. 229. 232—234. 271. 314—316. 377. 380. 383/384. 431/432. 439/440. 443/444. 445/446.

Deduktiver Zug des griechischen Denkens 38. 149/150.
Demokratie, griechische 270. 387; s. auch unter Staat.
Denken, griechisches 300/301. 313; s. auch unter Philosophie u. Wissenschaft.
Dialektischer Zug des griechischen Charakters, s. unter logisch.
Dichtung, griechische 90. 100. 128. 254/255. 258. 287. 313. 447. 348. 396 u. sonst; s. auch unter Literatur.
Dichterische Begabung der Griechen 160; s. auch unter künstlerische Begabung.
Differenzierung innerhalb des Griechentums 16. 19—24. 39—40. 42. 43. 48/49. 51—55. 73. 93—99. 181. 208/209. 273. 296—306. 349. 405—410; vgl. auch unter Zeitalter und unter Staatlich.
Diesseits, Richtung der Griechen darauf 36. 119. 123. 131—133.
Disharmonie im Griechentum 44. 207—212; s. auch unter Staat und unter Sozial.
Dorier, Stammescharakter 20. 121. 168—173.

Echt griechisch u. ungriechisch, die Begriffe 10. 12.
Eigenart des Griechentums 8—10. 31—40. 43—51. 105—174. 185—306. 401.
Eindrucksfähigkeit, griechische 35. 125—128.

Digitized by Google

Einfachheit des griechischen Wesens 45. 50. 227—232. 310—313. 339.
Einheitlichkeit des Griechentums 6—19. 90—94. 290; s. auch unter Harmonie z. B. 197, unter Zeitalter, unter Volkscharakter und sonst.
Eitelkeit, griechische 38. 166/167; s. auch unter Charakterfehler.
„Empfindbarkeit" der Griechen zu Tränen 307.
Energie, griechische 34. 109/110. 412—414.
Entwicklung des Griechentums 16. 21. 49. 91. 302—306 und sonst.
Eristischer Zug, s. unter sophistisch.
Europäischer Charakter des Griechentums 40/41. 51. 179. 320—325.

Formale Begabung der Griechen 38. 157—159; Bedeutung der Form 85. 256. 447.
Fortschrittlicher Charakter der griechischen Kultur 49. 298/299.
Fortwirkung des Griechentums 86/87. 235. 360f. 462 (und daselbst die Verweise). 463 und sonst.
Freiheitstrieb, griechischer 34/35. 112. 412—414.
Freiheitlicher Charakter des Griechentums 48. 81. 82. 85. 88. 265—277. 405. 406. 426—428; s. auch unter Europäisch; vgl. auch 453—458.
Frühkultur, Griechentum als 45/46. 77/78. 215—227. 227—231 öfter (bes. 229).

Gegenwart, s. moderne Zeit; Gegensatz zur Gegenwart als Voraussetzung klassizistischer Wertung 356.
Geniale Begabung der Griechen 105—107.
Geographische Erklärung des Griechentums 78/79. 84. 111. 119. 123. 125. 131. 135. 143. 155. 163/164. 192. 193. 195/196. 199. 230. 279. 280. 400—416. 437/438. 459/460; s. auch unter Europäisch, Mittelmeer, Südländisch.
Germanisch-romanische Entwicklung, Parallele zum Griechentum 53. 335—345.
Germanische Rasse, Griechen als Angehörige der 184.
Geselligkeitstrieb, griechischer 112.
Gesundheit des griechischen Wesens 34. 44. 109. 129. 141. 185/186.
Grausamkeit als griech. Charakterzug 38. 167; s. auch unter Charakterfehler.
Griechentum, Begriff; s. antikes Griechentum.
Gymnastik s. Körperkultur.

Habsucht, griechische 38, 164; s. auch unter Charakterfehler.
Harmonie des griechischen Wesens 35. 44. 92. 112—117. 133. 186. 189—212. 222. 313. 403—405. 417. 418.
Heiterkeit, griechische 11. 12. 36/37. 133. bis 137. 142/143.
Hellenismus 12. 22. 67. 85. 89. 91. 92. 99/100. 188. 209. 217. 219. 282. 287. 289. 290/291. 293/294. 319/320. 331. 333. 341/342. 345. 374—377. 394—397. 463. Vgl. auch unter Verfall.
Hinterlist, griechische 38. 165; s. auch unter Charakterfehler.
Homerische Zeit 45. 371/372.
Humanität, griechische 46. 218/219. 235 bis 240.

Ideales Element der griech. Kunst 160.
Individualismus, griechischer 48. 84. 140. 277—284. 320—324. 343/344. 442/443.
Indogermanischer Charakter des Griechentums 41/42. 115. 178/179. 182 bis 184. 419.
Instinktive Elemente des Griechentums 48. 219/220. 295/296; s. auch unter Natur.
Intellektuelle Begabung der Griechen 37/38. 147—150. 413.
Intellektualistischer Charakter des Griechentums 48. 148/149. 284—296; s. auch unter Europäisch 320f.
Ionier, Stammescharakter u. Bedeutung 20. 168—173. 298.
Juden, das Griechentum als entgegengesetzter Typus 178.
Jugendlicher Charakter des Griechentums 45/46. 50. 79. 128. 129. 220—224. 285. 343/344. 400.

Kindheit, das Griechentum als K. der Menschheit, s. unter Jugendlichkeit, vgl. auch 106. 126. 130.
Klarheit der griechischen Anschauung 117. 119. 123. 146.
Klassisch, Klassizismus s. unter Werturteil.
Körperkultur, ihre Bedeutung für das Griechentum 48. 264.
Krankhafte Züge im Wesen des Griechentums 34. 109. 141.
Kreislauf der Entwicklung s. unter periodische Entwicklung.
Kulturcharakter des Griechentums 46/47. 234/235.
Kunst, griechische, im allgemeinen 12. 44. 92. 95. 97. 121—124. 157/158. 163. 191. 201/202. 206/207. 216. 220. 222. 227 bis 231 öfter. 243. 258. 277. 293. 318. 365/366. 375. 423/424; vgl. auch unter Künstlerischer Charakter, u. Dichtung, u. Literatur.
Kunst, bildende, der Griechen 12. 13.

Digitized by Google

23. 35. 44. 68. 70. 73. 83. 96. 97/98. 100. 121—124. 146. 149. 150. 156—158. 165. 186. 187. 188. 193. 194. 202—204. 223. 227—231. 240. 244. 258. 282. 287. 300. 304—306. 328. 329. 330. 342. 349. 370/371. 374. 378/379. 381/382. 397. 400. 441. 457.
Künstlerische Begabung der Griechen 38. 147. 152—161. 411/412. 417. 418.
Künstlerischer (ästhetischer) Charakter des Griechentums 11. 47/48. 94. 133. 221. 246—264. 442/443.

Land, griechisches, s. Geographische Erklärung usf.
Leichtfertigkeit, griechische 38. 166; Leichtgläubigkeit 106. 166; s. auch unter Charakterfehler.
Leidenschaftlichkeit, griechische 35. 106. 125—128. 417.
Lichtsinn, griechischer 160.
Literatur, griechische 12. 13. 68. 73. 92. 95. 97. 102. 116. 146. 148. 157 bis 159. 185/186. 187. 198. 204—206. 212. 215. 217/218. 227. 231. 240—244. 300. 304—306. 328/329. 366—370. 380/381. 385; s. auch unter Kunst; Dichtung; Attisch und sonst.
Logische Befähigung der Griechen 38; logisch-dialektischer Zug 149/150.

Maßhalten als griechischer Charakterzug 35. 117—125. 159.
Materielle Kultur des Griechentums 11. 13. 22. 47. 224/225. 284; s. auch unter Wirtschaftsleben.
Mathematik, griechische 259.
Menschlichkeit, griechische, s. unter Humanität; ferner 177.
„Mitte", Innehalten der, als griechischer Charakterzug, s. unter Harmonie.
Mittelalter, griechisches 297/298. 326; s. auch unter germanisch-romanische Entwicklung und im Sachregister B unter Altertum und organische Auffassung.
Mittelmeercharakter des Griechentums 40/41. 51. 179/180. 325.
Moderne Zeit (Gegenwart) als Parallele zum Griechentum 316—318; s. auch unter Neuzeit.
Musik, griechische 13. 255/256; Sinn der Griechen für Musik 160.
Mystik, griechische 48. 133. 143/144. 294/295.
Mythos, Bedeutung f. das Griechentum 294/295.

Naiver Charakter des Griechentums s. unter Natur; ferner 95. 129. 217/219.
Natur, Griechentum als N. 45/46. 50. 130. 215—220. 232/233; Griechen als Naturvolk 313/314. 332/333.
Natur, ihre Bedeutung f. das Griechentum 398—400; vgl. auch unter Land.
Neid, griechischer 38. 106. 166/167; s. auch unter Charakterfehler.
Neuzeit, Griechentum als Typus neuzeitlicher Kultur 51; Parallele zwischen Griechentum und Neuzeit 340—342; s. auch unter Germanisch-romanische Entwicklung.
Nordeuropäischer Typus, Griechen als dessen Angehörige 41. 182—184.
Normal, Griechen als Normalvolk 177. 368.

Objektiver Charakter der griechischen Kunst 220.
Organische Auffassung des Griechentums s. Sachregister B unter organisch.
Orientalische Einwirkungen auf das Griechentum 80/81. 84. 334/335. 344. 363. 402. 419—421. 439—441.
Originalität der griechischen Kultur 46/47. 240—246.

Perikleisches Zeitalter 373.
Periodische Entwicklung, Griechentum als Beispiel einer solchen s. Sachregister B unter Entwicklung.
Persönlichkeit, ihr Vorherrschen im Griechentum s. unter Individualismus.
Pessimismus, griechischer 11. 12. 37. 137—145.
Phantasie, griech. 37. 146/147. 226/227.
Philosophische Begabung der Griechen 150. 244.
Philosophie, griechische 12. 13. 68. 96. 146. 207. 209. 221. 222. 225/226. 250. 259. 291/292. 306. 329. 347; s. auch unter Denken und Wissenschaft.
Plastik, griechische, s. unter Kunst, bildende.
Plastischer Charakterzug des Griechentums 38. 129. 161. 187. 256—259.
Primitiver Charakter des Griechentums s. unter Frühkultur.
Priorität der griechischen Kultur, s. unter Originalität.

Rasse, griechische und allgemein 14/15. 18. 32. 33. 41. 79/80. 84. 116. 182—185. 415. 416—418. 438/439.
Rationalistischer Zug des Griechentums 37/38. 149. 293. 448; s. auch unter Intellektualistischer Charakter usf.
Recht, griechisches 11. 13. 22. 309.
Realismus in der griechischen Kunst und Literatur 12. 23.

Digitized by Google

Regelmäßigkeit der griechischen Entwicklung 347; s. auch unter Stetigkeit.
Reizbarkeit, griechische, s. unter Leidenschaftlichkeit.
Religion, griechische 12/13. 22. 36/37. 48. 68. 73. 83. 84/85. 92/93. 95. 98. 104. 116. 128—133 öfter. 136. 138/139. 187. 198. 207. 208. 218. 236. 237. 239/240. 247. 253/254. 260. 274—276. 278. 285. 287. 292—295. 301. 307. 309. 349. 386. 393/394. 443—446.
Rhetorische Anlage der Griechen 160.
Romantik und Griechentum; griechische Romantik 74. 90. 95. 120/121. 122. 131. 185/186. 210. 219. 318—320. 331. 342. 380.
Römische Auffassungen des Griechentums 161/162. 383.
Römerherrschaft, Wirkung auf das Griechentum 455—458.
Ruhe als griechischer Charakterzug s. unter Maßhalten.

Schauspielerisches Wesen der Griechen 166/167; s. auch unter Charakterfehler.
Schematisches Gestalten, Neigung der Griechen dazu s. unter Typisch.
Schönheitsstreben griechisches, s. unter künstlerischer Charakter des Griechentums und Kunst, bildende; ferner 156/157.
Schöpferische Kraft der Griechen 110.
Sensibilität, griechische, s. unter Eindrucksfähigkeit.
Singuläre und typische Erscheinungen innerhalb des Griechentums 8—10. 23; vgl. auch unter Differenzierung und Einheitlichkeit.
Sinnlichkeit, griechische 35/36. 91. 128—131. 135.
Sittliche Zustände 392/393.
Sittlicher Verfall 84. 441/442.
Sklaverei, griechische und ihre Bedeutung 81. 86. 386. 392/393. 421/422. 460/461.
Sophistischer Zug des griechischen Wesens 38. 151.
Sophrosyne s. unter Maßhalten.
Soziale Zustände und Bewegungen 47. 211/212. 312/313. 392. 461; s. auch unter Wirtschaftlich.
Spätantike 82/83. 293/294. 377. 397/398. 431/432. 439—441.
Spiele, griechische, Bedeutung 256; s. auch unter Agon.
Sprache, griechische 259. 306.
Staat, griechischer 12/13. 68. 73. 93. 139/140. 162/163. 166. 187. 207. 208. 210/211. 221. 262/263. 283/284. 292. 299/300. 310. 311. 312/313. 317. 329. 349. 375. 383. 385/386. 387—392. 405—409 öfter. 409/410. 417. 422—430. 449—458; s. auch unter Freiheit und Individualismus; s. auch Demokratie.
Staatliche Zersplitterung Griechenlands 81. 85. 111. 211. 409/410. 422—426. 452/453.
Stadt, Stadtstaat, griechischer 81. 429/430.
Stammescharaktere, griechische 16. 19/20. 32. 167—174.
Stetigkeit der griechischen Entwicklung 49. 186. 302—306.
Stil, Neigung der Griechen zur Stilisierung 38. 97. 122/123. 157—159.
Subjektivismus, griechischer s. Individualismus; ferner 282.
Süden, der Zug nach dem, als eine Voraussetzung des Klassizismus 71. 72. 356.
Südländischer Charakter des Griechentums 36. 40. 84. 135. 147. 180—181.
Systembildung, Neigung der Griechen dazu 38. 149/150.

Technik, griechische s. Materielle Kultur; ferner 150. 458.
Theoretischer Zug des griechischen Denkens 150.
Typisches, Richtung auf das, in der griechischen Kunst 38. 159/160; ebenda: Richtung auf das Schematische.
Typus, Griechentum als 9. 17. 31. 40—43. 49—55. 106. 112. 116/117. 164. 174—184. 306—349. 402.

Unausgeglichenheit der Gegensätze im griechischen Volkscharakter 117.
Unbewußte, das, seine Bedeutung im Griechentum s. unter Instinkt.
Unehrlichkeit, griechische, s. unter Charakterfehler; s. auch 106.
Ungriechisch s. echtgriechisch.
Unstätigkeit, griechische 166; s. auch unter Charakterfehler.
Untreue, griechische 38. 165; s. auch unter Charakterfehler.
Unvergleichlichkeit des Griechentums 43/44. 106. 185.
Ursprünglichkeit des Griechentums s. unter Frühkultur; Jugendlichkeit; Originalität.

Verfall des Griechentums 82—86. 280. 431—461; s. ferner unter Werturteil.
Vergleichende Betrachtung des Griechentums 27—55; siehe auch unter Typus.
Volkscharakter, griechischer 14—18. 31—42. 79/80. 101. 103. 105—185. 383. 418/419.
Volkswirtschaft, griechische s. unter Wirtschaftsleben.

Digitized by Google

Vollkultur und Griechentum 208. 313/314. 343/344.
Vollständigkeit der griechischen Entwicklung 346/347.

Wahrheitssinn, griechischer 165.
Werturteil über das Griechentum 62—74. 354—398; außerdem 3/4. 8—11. 19. 21. 25. 27/28. 34—38. 44—47. 51—54. 77/78. 82—86; und im besonderen Teil allenthalben.
Wettkampf, seine Rolle im griechischen Leben, s. Agon.
Wille zur Macht, griechischer 34/35. 111/112.
Wirtschaftsleben, griechisches 13. 22. 47. 81. 82. 85/86. 93/94. 96. 211/212. 262. 330. 421/422. 451. 455—457. 458—461; s. auch unter Materielle Kultur; Soziale Zustände, Sklaverei.
Wissenschaft, griechische 12. 13. 22. 38. 47. 48. 82. 84/85. 95. 96. 115. 166. 225/226. 254. 265—276 öfter, bes. 269. 280. 284—292. 296. 320—324. 342. 375/376. 396/397. 446—448. 456/457; s. auch unter Deduktiv, Denken, Freiheitlich, Individualismus, Intellektuell, Europäisch.

Zeitalter des Griechentums 3—5. 19. 24—26. 65—67. 99—100. 371—377. 394—398; und sonst oft; s. auch unter Hellenismus, Homerische Zeit, Perikleisches Zeitalter, Spätantike.

B.

Anderweitiges, namentlich zur Geschichtstheorie im allgemeinen.

Altertum, Mittelalter, Neuzeit als typische Entwicklungsstufen 52—54.
Arisch, s. indogermanisch.

Deutschland, Klassizismus im 18. Jahrh. 360.
Differenzierung der Kultur 17. 30. 39. 49.

Eigenart der Völker u. Kulturen, die Frage nach der 27—30. 307.
Einfühlung, historische 355.
Entwicklungstheorie 21.
Entwicklung, typische, in Stufen 307. 325—345 oft.
Entwicklung, typische periodische 52. 88. 89. 330/331.
Epochen, s. Zeitalter.
Erschlaffung eines Volkes nach einer ungewöhnlichen Kraftanspannung 436/437.

Gute alte Zeit 65. 70. 355.

Indogermanen, s. Sachregister A.
Jugend der Menschheit 70; s. auch Sachregister A.

Kausale Betrachtung der Geschichte 75/76.

Mittelalter, typisches, s. unter Altertum.

Neuzeit, typische, s. unter Altertum.
Normale Völkerentwicklung 308.

Organische Geschichts- u. Gesellschaftsauffassung u. ihre Anwendung auf das Griechentum 4. 7. 8. 11. 15. 16. 19. 25/26. 45. 51—53. 66. 82. 83. 88/89. 98. 100—103. 302—306. 325—329. 338 346/347. 398/399. 432—435.

Querelle des anciens et des modernes 71. 74. 175. 215. 225. 234. 239. 359. 384/385.

Rasse, s. das Sachregister A.
Renaissance 63. 69. 73. 359. 374.
Romantik, s. das Sachregister A.

Singulär und typisch in der Völkerentwicklung 24. 29/30; s. auch unter Eigenart und unter Typisch.
Soziologische Geschichtsauffassung 17.

Typische Völkerentwicklung 4. 17. 28—30. 39. 52—54. 66. 88. 175. 208. 210. 211. 306. 309; s. auch unter Eigenart und Entwicklung sowie unter A.
Typusbegriffe, kulturwissenschaftliche 30. 308.

Vergleichende Geschichtsbetrachtung 21/22. 27—30.
Volkscharakter u. ä. 7. 13—18. 32/33. 100—105. 418/419.

Wertmaximum, Unbeständigkeit des 435/436.
Werturteil 27. 55—61. 63—65. 350—354. 379/380. 382.

Zeitalter u. ä., Begriff usf. 2. 7. 24—26. 88—90. 98.
Zeit, gute alte, s. unter Gute alte Zeit.

Digitized by Google

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Die griechische und lateinische Literatur und Sprache. (Kultur der Gegenwart. Teil I. Abt. 8.) 2., vermehrte und verbesserte Auflage. [VIII u. 494 S.] Lex.-8. 1907. Geh. ℳ 10.—, in Leinwand geb. ℳ 12.—

Inhalt: I. Die griechische Literatur und Sprache. U. v. Wilamowitz-Moellendorff: Die griechische Literatur des Altertums. — K. Krumbacher: Die griechische Literatur des Mittelalters. — J. Wackernagel: Die griechische Sprache. — II. Die lateinische Literatur und Sprache. Fr. Leo: Die römische Literatur des Altertums. — E. Norden: Die lateinische Literatur im Übergang vom Altertum zum Mittelalter. — F. Skutsch: Die lateinische Sprache.

„In großen Zügen wird uns die griechisch-römische Kultur als eine kontinuierliche Entwicklung vorgeführt, die uns zu den Grundlagen der modernen Kultur führt. Hellenistische und christliche, mittelgriechische und mittellateinische Literatur erscheinen als Glieder dieser großen Entwicklung, und die Sprachgeschichte eröffnet uns einen Blick in die ungeheuren Weiten, die rückwärts durch die vergleichende Sprachwissenschaft, vorwärts durch die Betrachtung des Fortlebens der antiken Sprachen im Mittel- und Neugriechischen und in den romanischen Sprachen erschlossen sind. Die Darstellung der antiken Literaturen hat vor den verbreiteten Handbüchern, deren Nutzen nicht herabgesetzt werden soll, den Vorzug, daß die treibenden Kräfte, die herrschenden Strömungen, die Charakterbilder der bedeutenden Persönlichkeiten schärfer herausgearbeitet sind, daß das Nachsprechen antiker Werturteile, die doch nur den Geschmack einer Zeit widerspiegeln, aufgehört hat." (P. Wendland in der Deutschen Literaturzeitung.)

Staat und Gesellschaft der Griechen und Römer. (Kultur der Gegenwart. Teil II. Abt. 4, 1.) [VI u. 280 S.] Lex.-8. 1910. Geh. ℳ 8.—, in Leinwand geb. ℳ 10.—

Inhalt: I. Staat und Gesellschaft der Griechen: U. v. Wilamowitz-Moellendorff. — II. Staat und Gesellschaft der Römer: B. Niese.

Die Darstellung von Staat und Gesellschaft der Griechen gliedert sich entsprechend dem allgemeinen Gange der Geschichte ebenso wie die Darstellung der Literatur in die hellenische, attische und hellenistische Periode. Weiter herabzugehen verbietet sich hier aber dadurch, daß in der Kaiserzeit von einem griechischem Staate nicht wohl die Rede sein kann. Vorausgeschickt ist eine knappe Übersicht über die Griechen und ihre Nachbarstämme, damit die Ausdehnung und Bedeutung des Volkes über die Grenzen des eigentlichen Griechenlandes hinaus klar werde. In der hellenischen Periode soll wesentlich die typische Form des griechischen Gemeinwesens als Stammstaat anschaulich werden, danach die entwickelte athenische Demokratie, endlich das makedonische Königtum und neben und unter diesem die griechische Freistadt. Die Gesellschaft kommt wesentlich nur so weit zur Darstellung, als sie die politischen Bildungen erzeugt und trägt.

Der Abschnitt über den Staat und die Gesellschaft Roms, den B. Niese vor seinem Hingang noch vollenden konnte, schildert den in drei Perioden: Republik, Revolutionszeit und Kaiserzeit sich vollziehenden Entwicklungsprozeß der kleinen Stadtgemeinde zu dem weltbeherrschenden Imperium Romanum sowie dessen allmählichen Verfall und Untergang. Dabei werden vor allem die Wirkungen aufgezeigt, die diese Wandlungen auf das wirtschaftliche und soziale Leben Roms ausübten, und überall die treibenden Kräfte und Bedingungen dargelegt, auf Grund deren sich aus dem kleinen, eingebundenen Agrarstaat die kosmopolitische, sozial differenzierte, die ganze zivilisierte Welt umfassende Großmacht entwickelte. Den Schluß bildet ein Ausblick auf die bis in die Gegenwart hin fühlbaren Nachwirkungen des römischen Staates.

Die hellenische Kultur. Dargestellt von **Fritz Baumgarten, Franz Poland, Richard Wagner.** 2. Auflage. Mit 7 farbigen Tafeln, 2 Karten und gegen 400 Abbildungen im Text und auf 2 Doppeltafeln. [XI u. 530 S.] gr. 8. 1907. Geh. ℳ 10.—, in Leinwand geb. ℳ 12.—

„Denn es sei nur gleich herausgesagt, daß es ein ganz ausgezeichnetes Buch ist, das uns die drei Verfasser als Frucht ihrer gemeinsamen Arbeit geschenkt haben.

Was das Buch auszeichnet, ist die weise Beschränkung auf die charakteristischen Erscheinungen in den verschiedenen Gebieten des kulturellen Lebens, das Geschick, mit dem diese zu sauberen Einzeldarstellungen verarbeitet wurden, die sich gegenseitig ergänzen und schließlich zu einem wirkungsvollen Gesamtbilde zusammenschließen. Denn glücklicherweise wurde nicht über Einzelheiten vergessen, den inneren Zusammenhang der Erscheinungen klarzulegen. Hierzu kommt, daß die Verfasser es auch verstehen, was sie sagen wollen, klar und in fesselnder Weise zum Ausdruck zu bringen. Besonders rühmend sei hier jener Partien gedacht, die die Kunst behandeln. Es ist ein wahres Vergnügen, den Ausführungen des Verfassers zu folgen: nirgends Phrasen, nirgends Flunkern mit Gelehrsamkeit, nirgends unsicheres Hin- und Herschwanken im Urteil, vielmehr überall liebevolles Versenken in den Gegenstand, sichere, klare Anleitung, das Wesentliche in den Gebilden der Kunst und ihrer Entwicklung zu erfassen, wie sie eben nur auf dem Boden wissenschaftlicher Tüchtigkeit erwachsen kann, die aufs glücklichste mit feinem Kunstsinn gepaart ist. Beides beweist auch die ganz vortreffliche Auswahl des Bilderschmuckes." (Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien.)

Digitized by Google

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Charakterköpfe aus der antiken Literatur. Von **Eduard Schwartz.**
I. Reihe: 1. Hesiod und Pindar; 2. Thukydides und Euripides; 3. Sokrates und Plato; 4. Polybios und Poseidonios; 5. Cicero. 3. Auflage. [VI u. 128 S.] 8. 1910. Geh. *M.* 2.20, in Leinwand geb. *M.* 2.80.
II. Reihe: 1. Diogenes der Hund und Krates der Kyniker; 2. Epikur; 3. Theokrit; 4. Eratosthenes; 5. Paulus. [VI u. 136 S.] 8. 1910. Geh. *M.* 2.20, in Leinwand geb. *M.* 2.80.

„Schwartz verfügt nicht nur über eine außerordentliche Einsicht in das Staats- und Geistesleben der Griechen sowie über ein hervorragendes Talent, den feinsten Äußerungen der griechischen Psyche nachzugehen, sondern besitzt auch die Gabe, das, was er erforscht, entdeckt und selbst empfunden, seinen Lesern in anregender, reizvoller Darstellung vorzuführen. Solche Bücher sind vortrefflich dafür geeignet, die weitesten Kreise der Gebildeten wieder zu gewinnen für die hohen, ewig unvergänglichen Ideale der Antike."
(Zeitschrift für den deutschen Unterricht.)

Die antike Kunstprosa vom VI. Jahrhundert v. Chr. bis in die Zeit der Renaissance. Von **Eduard Norden.** 2. Abdruck. 2 Bände. gr. 8. 1909. I. Band [XX u. 467 S.]. II. Band [IV u. 536 S.] Jeder Band geh. *M* 14.—, geb. *M* 16.—.

„Dies grandiose Werk wird wohl für immer die erste Etappe auf dem kaum betretenen Wege der Geschichte des Prosastils bilden. . . . Aber nicht nur die gewaltige Rezeptivität des Verfassers, der namentlich in den gelehrten Noten einen künftig für alle behandelten Fragen unentbehrlichen Apparat zusammengetragen hat, auch die Gewandtheit in der Auffassung der stilistischen Individualität und das frische Urteil fordern meistens hohe Anerkennung."
(Zeitschrift für das deutsche Altertum.)

Geschichte der Autobiographie. Von **Georg Misch.** In 3 Bänden. 1. Band: Das Altertum. [VIII u. 472 S.] gr. 8. 1907. Geh. *M* 8.—, geb. *M* 10.—

„Der Verfasser hat seine Aufgabe so weit und tief begriffen, daß ihre Lösung den größten Inhalt bekommen hat, dessen sie fähig war, und über ihre monographische Anlage hinaus eine Geschichte des Selbstbewußtseins im Altertum geworden ist. So sicher füllt er auch die weitesten Umrisse, mit so feinem Takt greift er nach allen Seiten aus und zieht zusammen, sichtet und reiht ein, immer den konkreten Gegenstand im Auge und doch fähig, den schwanken Dunstkreis und die unfaßbaren Lebenskräfte nachzufühlen, woraus jede Einzelgestalt sich wirkt. In Mischs Werk durchdringen sich historische und philosophische Stärken, wie wir es kaum mehr unter unserm wissenschaftlichen Nachwuchs zu hoffen gewagt hätten. Sein Buch ruht auf einem festen Grund von Persönlichkeit und gesättigter Bildung, so daß wir uns seiner freuen als eines kräftigen Glieds in der ehrwürdigen Überlieferung, die von den Tagen Kants und Herders, Hegels und Rankes herunterführt in unsere zerfahrenen Suchen und Empfängnisse."
(Preußische Jahrbücher.)

Vergils epische Technik. Von **Richard Heinze.** 2. Aufl. [X u. 498 S.] gr. 8. 1908. Geh. *M.* 12.—, geb. *M.* 14.—

„. . . . . Aber auch die wissenschaftlichen Kontroversen neuerer Zeit, die sich um Vergil, und was mit ihm zusammenhängt, bewegten, haben deutlich gezeigt, daß keine Aufgabe dringlicher war, als die in diesem Buch gelöste. Wenn das Urteil über eine der literarischen Weltgrößen wieder einmal schwankend geworden ist, so beweisen zwar diese Größen immer, daß sie erstaunlich fest auf ihren Füßen stehen, aber damit das Urteil nicht umfalle, müssen die Bedingungen, aus denen das Werk selbst hervorgegangen ist, die persönlichen, nationalen, die im Zusammenhang der geistigen Bewegung liegenden, neu untersucht werden; dann werden die reicheren Mittel der Zeit das Verständnis des Werkes gegenüber der Bewunderung früherer Zeiten fester begründen. Nicht immer erzeugt die wissenschaftliche Bewegung das Buch, auf das sie hindrängt; in diesem Falle ist es geschehen. . . . . Das Buch ist, soweit ich die Literatur kenne, das Beste, was bisher über Vergil geschrieben worden ist. Es hat aber auch allgemeine Bedeutung als durchgeführtes Beispiel der Analyse und wissenschaftlichen Würdigung eines der großen literarischen Kunstwerke."
(F. Leo in der Deutschen Literaturzeitung.)

Die griechisch-römische Biographie nach ihrer literarischen Form. Von **Friedrich Leo.** [VI u. 330 S.] gr. 8. 1901. Geh. *M* 7.—, geb. *M* 9.—

„Das Buch hält viel mehr, als sein Titel verspricht. Unter scharfer und sicherer Schematisierung wird die äußere Form der ausgedehnten antiken biographischen Schriftstellerei analysiert. Aber in der äußeren Form offenbart sich zugleich der innerste Kern, die Entwicklung. Die deutsche Philologie ist an der Arbeit, die Entwicklungsgeschichte der verschiedenen literarischen Gattungen des Altertums zu schaffen. Doxographie, Roman, Porträt, Dialog, Mimus — sie haben die ihre gefunden. Nun wird uns das Glück zuteil, auch die Entwicklungsgeschichte der Biographie von einem der großen Meister des Faches zu besitzen. Der Stil ist von schlichter, überzeugender Klarheit und belebt sich in der Schlußbetrachtung zu einer hinreißenden Wärme, in der die innere Begeisterung des Verfassers für den großen Stoff durchbricht, die allein so ungeheure Mühe ertragen läßt."
(Deutsche Literaturzeitung.)

Digitized by Google

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Cicero im Wandel der Jahrhunderte. Von **Thaddaeus Zielinski.** 2., vermehrte Auflage. [VIII u. 453 S.] gr. 8. 1908. Geh. ℳ 7.—, in Leinwand geb. ℳ 8.—

„Das Schriftchen ist mit Geist, mit reichem Wissen und freiem Blick für Geschichte, Menschentum und Kultur geschrieben und kann und soll nicht nur dem Ciceroliebhaber bestens empfohlen sein, sondern jedem, dem die Kenntnis von den Einflüssen des Altertums auf den Wandel der Jahrhunderte am Herzen liegt. Durch die Lagerungen der Geschichte wird uns hier gleichsam ein ‚Vertikaldurchschnitt' gegeben, indem die dreifachen starken Einflüsse der Ciceroschriften auf die Weltentwicklung, zunächst auf die Begründung des Katholizismus, hernach auf die Renaissance, zuletzt auf die französische Revolution und die geistige Bewegung, die sie vorbereitet, dargetan werden."
(Historische Vierteljahrschrift.)

Platons philosophische Entwicklung. Von **Hans Raeder.** [IV u. 435 S.] gr. 8. 1905. Geh. ℳ 8.—, geb. ℳ 10.—

„Raeder gibt nicht nur eine ausgezeichnete, meist von gesundem Urteil zeugende Orientierung über den Stand der Platonischen Frage und die neuere Behandlung der einzelnen Probleme, sondern hat auch manche neuen oder wenig beachteten Gesichtspunkte mit Erfolg durchgeführt. . . . Meist ist das Wesentliche und Beweiskräftige mit Takt herausgehoben, und man darf das Buch als die beste Einführung in die Platonischen Fragen empfehlen, besonders dem Anfänger." (Berliner Philologische Wochenschrift.)

„. . . Bedeutet einen Markstein in der Platonforschung, da es auf diesem heiß umstrittenen Hauptgebiete der antiken Philosophiegeschichte die philosophisch-kritische Richtung meines Erachtens zum endgültigen Siege führt." (Literarische Rundschau.)

Geschichte des hellenistischen Zeitalters. Von **Julius Kaerst.** 3 Bände. gr. 8. I. Band: Die Grundlegung des Hellenismus. [X u. 434 S.] 1901. Geh. ℳ 12.—, in Halbfranz geb. ℳ 14.—. II. Band, 1. Hälfte: Das Wesen des Hellenismus. [XII u. 430 S.] 1909. Geh. ℳ 12.—, in Halbfranz geb. ℳ 14.—

„Wer vielleicht glaubt, in dem Buche eine mit möglichst viel Einzelheiten, Polemik und zahllosem gelehrtem Zitatenbeiwerk ausgestattete Spezialgeschichte nach altem Stil zu finden, der irrt sich sehr; aber die Enttäuschung ist die denkbar angenehmste; denn er sieht sich von dem hochgelehrten Verfasser auf hohe Warte geführt, von wo aus er ein gewaltiges Panorama vor seinen Augen ausgebreitet sieht, das er je länger je lieber und sorgfältiger beschauen wird. Die Lesung des trefflichen Werkes bringt gleich viel Genuß und Belehrung nicht bloß dem Historiker und Philologen, sondern jedem wirklich Gebildeten und nach höherer Bildung Strebenden." (Gymnasium.)

Die orientalischen Religionen im römischen Heidentum. Von **Franz Cumont.** Autorisierte deutsche Ausgabe von Georg Gehrich. [XXIV u. 344 S.] gr. 8. 1910. Geh. ℳ 5.—, geb. ℳ 6.—

Das Werk, das hier in deutscher Übersetzung nach der soeben erschienenen 2. Auflage des französischen Originals weiteren Kreisen zugänglich gemacht wird, behandelt die große Umwandlung, welche das religiöse Leben des Abendlandes während der römischen Kaiserzeit durch den wachsenden Einfluß der orientalischen Kulte erfuhr. Das I. Kapitel schildert in großen Zügen, wie sich die Überlegenheit des hellenisierten Orients seit dem Beginn unserer Zeitrechnung in Verfassung, Recht, Wissenschaft und Geistesleben des römischen Reiches immer mehr geltend macht, und bespricht die für die Geschichte der religiösen Verhältnisse jener Zeit in Betracht kommenden Quellen. Sodann wird gezeigt, warum die orientalischen Kulte sich so weit verbreitet haben. Hierbei werden sowohl die äußeren, wie die inneren Gründe, welche ihr siegreiches Vordringen erklären, einer sorgfältigen Analyse unterzogen. Nun folgt die Geschichte der einzelnen Fremdkulte und ihrer Einwanderung in das Abendland, und zwar in geographischer Anordnung. Ein weiteres Kapitel schildert die bedeutsame Rolle, welche Astrologie und Magie in dieser Zeit gespielt haben, und das Schlußkapitel greift auf die gewonnenen Ergebnisse zurück, um sie zu einem anschaulichen Gesamtbilde zu verweben. Die am Schlusse des Werkes zu einem Anhang vereinten Anmerkungen bringen die wissenschaftlichen Belege für die Einzelheiten der Darstellung und dienen zugleich zur Einführung in die bezügliche Literatur.

Vorträge und Aufsätze. Von **Hermann Usener.** Mit einem Bilde Useners. [V u. 259 S.] gr. 8. 1907. Geh. ℳ 5.—, in Leinwand geb. ℳ 6.—

„Die Ergebnisse seiner Forschung, die in unerreichter Weise den großen Mut einer baumeisterlichen Gestaltungslust mit der Andacht zum Kleinsten und Einzelsten zu vereinigen wußte, wirken fort in seinen Büchern und Schriften. Daß Albrecht Dieterich, der Usener persönlich wie wissenschaftlich besonders nahe stand, in der vorliegenden schönen Sammlung einem Plane von Usener selbst folgend zunächst die für einen weiteren Leserkreis geeigneten Stücke vereinigt hat, ist um so mehr zu begrüßen, als in ihnen die Sonderart des Menschen und des Gelehrten in harmonischer Vereinigung sich ausprägt und auch dem Fernerstehenden einen Begriff davon zu geben vermag, was Usener bedeutet hat."
(Literarisches Zentralblatt.)

Digitized by Google

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Populäre Aufsätze. Von **Karl Krumbacher.** [XII u. 388 S.] 8. 1909. Geh. *M* 6.—, in Leinwand geb. *M* 7.—

„Der Byzantinist K. Krumbacher, der in diesem Jahre auf eine 25jährige segensreiche akademische Wirksamkeit zurückblickt, hat seinen und seiner Studien Freunden eine schöne Überraschung bereitet, indem er alle die ‚Parerga', die er seit 1885 veröffentlicht hat, nun zu einem stattlichen Bande vereinigt hat. Von einer Überarbeitung der Aufsätze hat K. mit Recht abgesehen; dagegen hat er an den Schluß eine Reihe ergänzender bibliographischer und sachlicher Anmerkungen gesetzt, die die Aufsätze auf die Höhe der Zeit bringen sollen. Im übrigen sollen sie durch sich selbst wirken, und das tun sie nicht nur durch die dem Verf. eigene kraftvolle und farbige Darstellung, die, in manchen Stücken seltener, sich in einigen zu immer höherer Vollendung und jugendlicherer Frische steigert" (Berliner Philologische Wochenschrift.)

Einleitung in die Altertumswissenschaft. Herausgegeben von **Alfred Gercke** und **Eduard Norden.** 3 Bände. Lex.-8.

I. Band. 1. Methodik (A. Gercke). 2. Sprache (P. Kretschmer). 3. Antike Metrik (E. Bickel). 4. Griechische und römische Literatur (E. Bethe, P. Wendland und E. Norden). [XII u. 588 S.] 1910. Geh. *M* 13.—, in Leinwand geb. *M* 15.—

II. Band. 1. Privat-Altertümer (E. Pernice). 2. Kunst (F. Winter). 3. Religion und Mythologie (J. Wide). 4. Philosophie (A. Gercke). 5. Exakte Wissenschaften und Medizin (J. L. Heiberg). [VII u. 432 S.] Geh. *M* 9.—, in Leinw. geb. *M* 10.50.

III. Band. 1. Griechische Geschichte (C. F. Lehmann-Haupt). 2. Hellenistisch-römische Geschichte (G. Beloch). 3. Geschichte der Kaiserzeit (E. Kornemann). 4. Griechische Staatsaltertümer (B. Keil). 5. Römische Staatsaltertümer (K. J. Neumann). 6. Epigraphik, Papyrologie, Paläographie (P. Keil). [ca. 20 Bogen.] Geh. ca. *M* 8.—, in Leinwand geb. ca. *M* 9.50. [Unter der Presse.]

Bei Bezug aller 3 Bände ermäßigt sich der Preis auf ca. *M* 25.— (geheftet) und ca. *M* 30.— (gebunden).

Das Werk will zunächst dem Studenten, aber auch jüngeren Mitforschern an Universitäten und Gymnasien ein Wegweiser durch die verschlungenen Pfade der weiten Gebiete der Altertumswissenschaft sein. Den Blick auf das Große und Ganze unserer Wissenschaft zu lenken, ihr die möglichst gesichert erscheinenden Resultate der einzelnen Disziplinen sowie gelegentlich die Wege, auf denen dazu gelangt wurde, in knappen Übersichten zu zeigen, die besten Ausgaben wichtiger Autoren und hervorragende moderne Werke der Lektüre zu empfehlen, auf Probleme, die der Lösung noch harren, aufmerksam zu machen und somit ein Gesamtbild unserer Wissenschaft, ihrer Hilfsmittel und Aufgaben zu liefern: das sind die Ziele des geplanten Werkes, das durch die Mitarbeit von Gelehrten, die sich einen Namen in der Wissenschaft erworben haben, zu dem Haupt- und Grundbuche der klassischen Altertumswissenschaft werden dürfte und das als Führer und Berater nicht bloß während der Studienzeit, sondern auch im praktischen Lehrberuf dazu beitragen wird, die sich leider immer vergrößernde Kluft zwischen Wissenschaft und Schule zu verringern.

Zu dem Werk wird nach Drucklegung aller 3 Bände ein General-Register hergestellt, das dann jedem Band unberechnet beigegeben werden soll. Für die Bände I und II wird dieses Register den Besitzern gratis nachgeliefert; die Bände erhalten einen Falz angefügt, in den das Register leicht eingehangen werden kann.

Sammlung wissenschaftlicher Kommentare zu griechischen und römischen Schriftstellern.

Apologeten, zwei glückliche. Erklärt von J. Geffcken. [XLIII u. 333 S.] gr. 8. 1907. Geh. *M* 10.—, in Leinwand geb. *M* 11.—

Aetna. Erklärt von S. Sudhaus. [X u. 230 S.] gr. 8. 1898. Geh. *M* 6.—, in Leinwand geb. *M* 7.—

Catulli Veronensis liber. Erklärt von G. Friedrich. [V u. 560 S.] gr. 8. 1908. Geh. *M* 12.—, in Leinwand geb. *M* 13.—

Lucretius, De rerum natura Buch III. Erklärt von R. Heinze. [VI u. 206 S.] gr. 8. 1907. Geh. *M* 4.—, in Leinwand geb. *M* 5.—

Philostratos, über Gymnastik. Von J. Jüthner. [VIII u. 336 S.] gr. 8. 1909. Geh. *M* 10.—, in Leinwand geb. *M* 11.—

Sophokles, Elektra. Erklärt von G. Kaibel. [VIII u. 310 S.] gr. 8. 1896. Geh. *M* 6.—, in Leinwand geb. *M* 7.—

P. Vergilius Maro, Aeneis. Buch VI. Erklärt von E. Norden. [XI u. 483 S. gr. 8. 1903. Geh. *M* 12.—, in Leinwand geb. *M* 13.—.

Mit dem Plan, eine Sammlung wissenschaftlicher Kommentare zu griechischen und römischen Literaturwerken erscheinen zu lassen, hofft die Verlagsbuchhandlung einem wirklichen Bedürfnis zu begegnen. Liegen auch einzelne Schriftwerke in Bearbeitungen vor, die wissenschaftlichen Ansprüchen in hervorragendem Maße gerecht werden, so ließen gerade die Vorbilder den Wunsch nach einer regeren Betätigung auf gleichem Gebiete entstehen wie dessen Verwirklichung in diesem Unternehmen als möglich erscheinen. Auf der anderen Seite aber darf sich wohl von ihm, das zu einer umfassenderen und verständnisvolleren Beschäftigung mit den Hauptwerken der antiken Literatur als den vornehmsten Äußerungen des klassischen Altertums auffordern und anleiten soll, einiger Nutzen für die Pflege der philologischen Wissenschaft überhaupt wie für den einzelnen Philologen versprechen lassen.

Digitized by Google

Digitized by Google

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED

LOAN DEPT.

This book is due on the last date stamped below, or on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

19 JUL '63 AS
REC'D LD
JUL 19 1963

LD 21A-50m-11,'62
(D3279s10)476B

General Library
University of California
Berkeley

Digitized by Google

YD 19240

Digitized by Google

Digitized by Google